APR 1912

KUNSTWART

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

HERAUSGEBER-F-AVENARIUS

Erstes Aprilheft 1912

Auf falschem Geleis? Zwischen Schule und Kaserne. Vom Herausgeber 1

Sprechsaal: Deutschtum und Judentum 6

Lose Blätter: Anna Croissant-Rusts neuere Werke 15

Rundschau: Religiöse Wahrheit ▪ Unberührbare Stoffe ▪ „Der blutige Oskar" ▪ Totentanz und Narrentanz der Liebe ▪ Grete Stollbergs „Christl Lenz" ▪ Lieder und Klavierstücke von Erkki Melartin ▪ „Opernübersetzungen" ▪ Das alte und das neue Berliner Opernhaus ▪ Zum Ausbau des Freiberger Doms ▪ Vor allerneuesten Bildern ▪ Das Uferbild aus der Kasseler Altstadt ▪ „Aussichtsreiche Zukunft" ▪ „Freie" Berufe ▪ Abstinenten im Wahlkampf ▪ Ein deutscher Frauenkongreß ▪ Raststätten auf Ausstellungen ▪ Dilettantismus in der Körperkultur ▪ Geist und Wortlaut des Gesetzes ▪ Mädchen- und Knabenlektüre ▪ Presse und Bildungsbüchereien ▪ Partei-Erziehung 37

Bilder und Noten: Otto Wyler, Kinderfest in Aarau; Hans Hammer, Kinderbildnis; E. R. Weiß, Kinderbildnis; acht Abbildungen zu dem Beitrage: Zum Ausbau des Freiberger Doms; im Text: eine Abbildung zu dem Beitrage: Das Uferbild aus der Kasseler Altstadt ▪ Erkki Melartin, Elegie; Certosa; Ein Lied an Karin, als sie tanzte

XXV MÜNCHEN·GEORG D·W·CALLWEY 13·

Digitized by Google

Schmelzberg 27 Privatschule

Reform = Gymnasium Zürich

Schweizerische pädagogische Reformschule

(auch für Mädchen).

1. Die Schule enthält Gymnasium, Realgymnasium und Industrieschule (Oberrealschule). Sie bereitet für das schweiz., reichsdeutsche und österr. Abitur, ferner für das Polytechnikum in Zürich vor.
2. Für Erwachsene, welche das Abitur nachholen wollen, ist die Organisation der Schule besonders geeignet.

Der Direktor:

Dr. phil. Rudolph Laemmel.

BERATUNGSSTELLE FÜR GARTENBAU STUTTGART

BERZ & SCHWEDE
:: GARTENARCHITEKTEN ::
INH.: CHR. OTTO BERZ

Entwurf und Ausführung von Garten-Anlagen, Parke und Hausgärten, Friedhofgestaltung Grabmalkunst, Gartenarchitektur Gartenausstattung und -Möbel

Rat-Erteilung und Planfertigung für Eigenheimgärten „GARTENKUNST", illustr. Prachtkatalog auf Verlangen.

Internationales Töchter-Institut

Obstgartenstrasse 2 **Zürich IV.** Obstgartenstrasse 2

Vorbereitung auf Technikum und Handelsschulen. ▪ Gründlicher wissenschaftlicher Unterricht. **Moderne Sprachen:** Besondere Pflege der **französischen** und der **deutschen Sprache.** ▪ **Internat.**

Beste Referenzen. Prospekte. Vorsteherin: **Frau H. Bachmann.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

Fünfundzwanzigster Jahrgang, drittes Viertel
April bis Juni 1912

[illegible]

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K8
v.25:3

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an. Die „Größeren Aufsätze“ und die „Rundschauaufsätze“ sind nach dem Erscheinen, die „Losen Blätter“, „Vollbilder“ und „Noten“ nach dem Alphabet geordnet.

Größere Aufsätze

Auf falschem Geleis? Zwischen Schule und Kaserne (Avenarius) 13 1
Allgemeingut und Grenzen kaufmännischer Verwaltung (Avenarius) 14 73
Von der Erziehung zu Redensarten (Kuntze) 15 137
Bodenfrage und Städteschönheit (von Mangoldt) 15 142
Politische Außenseiter und die Herrschaft der Besten (Erdmann) 16 201
Fichte (Stapel) 17 265
Familie und Staat. Zur Frage der Erbanfallsteuer (Corbach) 17 273
Futuristen (Avenarius) 17 278
Recht und Richter (Nordhausen) 18 345
Strindberg (Rath) 18 348
Architektonische Grünpflanzungen in der Stadt! (Brinckmann-Aachen) 18 358
J. J. Rousseau (Herter) 18 366

Sprechsaal

Deutschtum und Judentum (Lissauer u. a.) 13 6

Rundschauaufsätze

Allgemeineres

Religiöse Wahrheit 13 37
Auffassungsgabe 14 96
Titanic 16 225
Wiedergeburt des Idealismus? 16 226
Vom fröhlichen Pessimisten und vom verdrossenen Optimisten 17 301
Ein Traum 18 391

Vom Ausland

Chinesisches 14 123

Bildung und Schule

Geist und Wortlaut des Gesetzes 13 65
Mädchen- und Knabenlektüre 13 67
Presse und Bildungsbüchereien 13 70
Zum Kapitel: Volksschul- und höhere Lehrer 14 130
Etwas von der österreichischen Volksschule 14 132
Automaten gegen Schund 14 132
Schülerselbstmorde 15 194
Eine Rektorsrede für politische Erziehung 15 196
Religionsunterricht 16 258
Böcklin, Burckhardt, Basel 16 260
Die Universität Frankfurt 17 336
Einheitschule und allgemeine Volksschule 17 337
Vom Bund deutscher Jugendvereine 18 420

Gesellschaft

„Freie Berufe“ 13 57
Der Nachwuchs des Proletariats 16 249

243332

Digitized by Google

Stadt und Land 17 327
Der deutsche Auswanderer 17 330
Vom Referendum 18 411
Anzeigen als Anzeichen 2 18 414

Handel und Gewerbe

„Aussichtsreiche Zukunft“ 13 54
Arbeitslosen-Versicherung 15 187
Erwerbskrämpfe 16 249
Anzeigen als Anzeichen 1 17 326

Heer und Flotte

Zum Zweikampf im Heer 17 332

Heimatpflege

Das Uferbild aus der Kasseler Altstadt 13 53
Kirche und Straßenbild 16 247
Die Kasseler Mühle bleibt 17 324

Körperpflege

Dilettantismus in der Körperkultur 13 62
Das „Pubertaschentuch“ 14 130
Der kompendiöse Unterleib 15 194
Sinnenpflege 16 256
Dem wackern Turner der Eichenkranz aus Papier! 18 420

Angewandte Kunst

Banknoten und Münzen 14 116
Zur Reform der Baugewerkschulen 15 181
Illustrierte Schüleraufsätze 15 182
Die Ergebnisse der Städtebau-Ausstellung 16 246
Geschichte der Gartenkunst 17 322
Letztmals zur Reform der Baugewerkschulen 17 324

Bildende Kunst

Das alte und das neue Berliner Opernhaus 13 48
Zum Ausbau des Freiberger Doms 13 51
Vor allerneuesten Bildern 13 52
Es muß geritten werden 14 114
Zur neuen Schattenriß-Kunst 14 115
Greco 15 175
Preisgekrönt! 15 180
Rhetorische und gestaltende Kunst 16 243
Zur Dresdner Theaterplatz-Frage 16 245
Pariser Kunst 1912 17 318
Die Berliner Silhouetten-Ausstellung 17 321
Wir sind durch Theorien bestechbar 18 407
Die Kunstausstellung in Dresden 1 18 408

Literatur

Unberührbare Stoffe 13 38
„Der blutige Oskar“ 13 41
Homer, Voß, Schröder 14 99
Max Burckhard † 14 102
„Herstellungskostenverleger“ 14 103
Stimmfehler der Führenden 15 165
Dilettanten und Poeten 15 167
Kunstprosa und Prosakunst 16 229
Georg Witkowski und ich 17 306
Lob und Talent 17 308
Prosadichtung und Wirklichkeit (Bittermann, Enking, Jünger, Huggenberger, Servaes) 18 393
Johannes Viktor Jensen 18 396
Auerbach redivivus? 18 397
Der geb. von Zoppelberg (mütterlicherseits) 18 399

Mann und Weib

Ein deutscher Frauenkongreß 13 60
Raststätten auf Ausstellungen 13 61
Die Mutter als Tierfreundin 14 126
Zum Thema: „Frauenleben und Berufsarbeit“ 16 253
Abstinente Studenten 17 334
Pfadfinderinnen 18 417

Musik

Lieder und Klavierstücke von Erkki Melartin 13 45
„Opernübersetzungen“ 13 47
Vom Aufführungsrecht ohne Aufführungspflicht 14 110
Vom „Egoisten“ Wagner und seinen Biographen 14 111
Berliner Musik 15 172
Wagneriana 15 175
Neue Opern 16 237
Musikalische Volksbüchereien 16 240
Opernfragmente 16 242
Paul Bekkers „Beethoven“ 17 314
Schundmusik 17 315
Musikalische Novitätenrekords 17 317
Musikwissenschaft und Universität 18 403
„Kinder-Operetten-Ensemble“ 18 406

Naturschutz

„Robbenmetzger“? 14 117
Märtyrer-Pflanzen 15 186
Vom „Einbauen in die Natur“ 17 324
Insektenmassenjagd und Naturfreude 18 411

Vom Recht

Abiturienten-Kneipzeitung und öffentliches Interesse 14 122
Gefangene Kinder 15 189
Das Jugendgericht 15 193

Digitized by Google

Wie steht's um zwischenvölkischen Kulturschutz? 17 330

Von der Sprache

Uebertragungen aus dem Plattdeutschen 17 303

In den Tagesereignissen

Abstinenten im Wahlkampf 13 60
Buies und Macoch 14 122
Zu Karl Mays Tode 15 193
Schillers Schädel 17 331
„Dinergespräche" 18 414
Die Sozialdemokraten im preußischen Landtag 18 415

Theater

Berliner Theater:
I: (Totentanz und Narrentanz der Liebe [Przybyszewski, König]) 13 42
II: (Neues von Wied, Courteline und Wolff, Arnold) 14 105
III: (Moritz Heimanns „Feind und Bruder") 15 168
IV: (Schauspielerstücke [Collin, Poquelin]) 16 231
V: (Friedrichs Nietzschetragödie; Wedekinds „Totentanz") 17 309

Dresdner Theater:
I: (Viktor Hardungs „Godiva") 14 108
II: (Strindbergs „Wetterleuchten") 18 400

Münchner Theater:
I: (Grete Stollbergs „Christl Lenz") 13 44
II: (Wilhelm Weigands „Psyches Erwachen") 14 107
III: (Lenghels und Biros „Zarin") 15 170
IV: (Tim Kleins „Veit Stoß") 17 312
V: (Calderon-Fuchsens „Circe" und Wellals „Perdita") 18 401

Unter dem Protektorate des Königs 15 171
Albert Bassermann 16 233

Unter uns

Der Literarische Ratgeber des Dürerbundes 14 133
Zu den Langbehn-Bildnissen 14 133
Dürerbund und Geschäft 15 196
Festprogramm für 1913 16 262
Kunstwart und Alkoholinserate 16 262
Die deutschen Schutzvereine 17 341
In Sachen der „Herstellungskostenverleger" 17 342
Zur Reform des volkstümlichen Büchereiwesens 18 422
Die „Onkelflugschrift" des Dürerbundes 18 422
Die Aussprache zur Judenfrage 18 423

Volkswirtschaft

Volkswirtschaftliche Forschung und politische Forderung 14 118

Lebende Worte

Partei-Erziehung 13 71
Wohltun 14 134
„Kandidaten-Prosa" 15 199
Aufrichtigkeit 16 262
Genuß und Lebenswert 17 342
Erdarbeit 18 423

Lose Blätter

Conradi, Hermann: Gedichte 16 219
Croissant-Rust, Anna: Aus neueren Werken 13 15
Fichte, Johann Gottlieb: Aus seinen Schriften und Briefen 17 281
Lipiner, Siegfried: Gedichte 16 209
Paquet, Alfons: Aus „Kamerad Flemming" 14 77
Rousseau, J. J.: Aus seinen Werken 18 369
Servaes, Franz: Aus „Im Knospendrang" 18 379
Sommer, Fedor: Aus den „Schwenckfeldern" 14 87
Thoma, Ludwig: Aus dem „Wittiber" 15 146

Bilder

Vollbilder: Heft

Dähling, Heinrich Anton: Bildnis Fichtes 17
Feuerbach, Anselm: Entwurf zur Pietà 14

Digitized by Google

	Heft
Feuerbach, Anselm: Landschaftsstudie	18
Gabelsberger, Eduard: Föhnstimmung in den Bergen	15
Greco: Gethsemane	15
— Bildnis	15
— Auferstehung	15
Haider, Karl: Melancholie	14
Hammer, Hans: Kinderbildnis	13
Kubin, Alfred: Das Zinshaus	17
— Das Korngespenst	17
Larssen, C.: Bildnis Strindbergs	18
Lehmann, Wilhelm Ludwig: Feldeinsamkeit	18
Nißl, Rudolf: Kinderspielplatz	16
Schäffner, Katharine: Zauberinsel	17
Trübner, Wilhelm: Frauenakt im Freien	16
Watelet, C. H.: Bildnis Rousseaus (nach Taraval)	18
Weiß, E. R.: Kinderbildnis	13
Wolfgangmüller: Dunkle Fichten	14
Wyler, Otto: Kinderfest in Aarau	13

Illustrationsbeilagen:

Acht Abbildungen zu dem Beitrage: Zum Ausbau des Freiberger Doms	13
Neun Schattenrisse von A. Wellmann, Fr. Schöne, A. Decker und E. Penzoldt zu dem Beitrage: Zur neuen Schattenriß-Kunst	14
Fünf Abbildungen zu dem Beitrage: Kirche und Straßenbild	16
Zwei Abbildungen: Die Kirche zu Longeville	16
Sieben Abbildungen zu dem Beitrage: Architektonische Grünpflanzungen in der Stadt! (Siehe auch Textbilder usw.)	18

Textbilder usw.:

Fichte-Silhouette	17
Preetorius, Emil: Zwei Zeichnungen	17
Renner, Paul: Bildnis Strindbergs	18
Tessenow, Heinrich: Zwei Zeichnungen	15
Eine Abbildung zu dem Beitrage: Das Uferbild aus der Kasseler Altstadt	13
Zwei Abbildungen: Preisgekrönt!	15
Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Illustrierte Schüleraufsätze	15
Eine Abbildung: Der kompendiöse Unterleib	15
Drei Abbildungen zu dem Beitrage: Architektonische Grünpflanzungen in der Stadt (siehe auch Illustrationsbeilagen)	18

Noten

	Heft
Boruttau, Alfred Julius: An Maria	16
Fischer, Joh. Kaspar Ferd.: Echo	17
Hasse, Johann Adolf: Kontertanz	17
Klein, Walter: Marienlied	16
Mandl, Richard: Altprovenzalisches Liebeslied aus der symphonischen Dichtung „Griselidis“	15
Mayer, Friedrich: Morgens send ich dir die Veilchen	14
Mayer, Friedrich: In der Ferne	14
Melartin, Erkki: Elegie	13
— Certosa	13
— Ein Lied an Karin, als sie tanzte	13
Niemann, Walter: Klassische Landschaft	18
Stöhr, Richard: Wenn schlanke Lilien wandelten	18
Weber, Ludwig: Er hört mit ihr den Gukguk schreyn	15

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Otto Wyler

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Jahrg. 25 Erstes Aprilheft 1912 Heft 13

Auf falschem Geleis?

Zwischen Schule und Kaserne

Worum sich's handelt, davon ist im Kunstwart oft gesprochen worden. Mit fünfzehn, ja mit vierzehn Jahren wird der Knabe aus dem Volke „frei", denn unsre sozialen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse haben sich so entwickelt, daß zumal den von Jahr zu Jahr anwachsenden Massen der Schulentlassenen, die zur Fabrik strömen, außerhalb der Arbeitstunden meist jede Leitung, jede Aufsicht fehlt. Daß sich's hier schon um Reife handle, um erwachsene Menschen, die vernünftig über sich verfügen können, wird keiner behaupten wollen; daß diese Knaben und Mädchen in der Entwicklungsperiode stehen, deren Verlauf über Gesundheit, Kraft, Glück ihrer Zukunft zu großem Teile entscheidet, das weiß ein jeder. Ehedem war's anders: die Familie hielt fester, der Lehrherr hielt fester, der Lehrling blieb in einem Verbande. Mit der Industrialisierung Deutschlands und der Entwicklung der Großstädte hat sich all das geändert. Von zehn Mädchen zwischen vierzehn und achtzehn sind mindestens vier, von zehn Burschen in diesem Alter sind nicht weniger als a c h t bereits erwerbstätig. Und diese zwei Fünftel der weiblichen, diese vier Fünftel der männlichen heranwachsenden Jugend sind in der Mehrzahl der Fälle nur d e n Einflüssen anheimgegeben, die — Geschäfte mit ihnen machen wollen. So bildete sich das Problem, das sich für die Burschen am knappsten durch die Worte „zwischen Schule und Kaserne" umschreiben läßt.

Wir philosophierenden Deutschen sind immer in der Gefahr, Abstraktionen zu substantivieren. Wir nehmen an den Dingen gemeinsame Eigenschaften wahr, ziehen sie im Geiste ab, und gewöhnen uns dann an ein Denken, als wären diese Begriffe, diese nur gedachten Abzüge nun selbständige Kräfte, die irgendwo für sich existierten und ihrerseits etwas forderten oder bewirkten. Die deutsche Metaphysik ist an Beispielen für diesen Vorgang reich. Auch mit dem Gesellschaftsbegriff geht es da und dort so. „Die Gesellschaft verlangt", „die Gesellschaft hat ein Interesse daran", und man denkt dabei an den aus den beobachteten Erscheinungen abgezogenen Begriff, als lebte er für sich, sei an sich interessiert und forderte für sich. Aber der Begriff „Gesellschaft" ist nur eine Hilfskonstruktion unsres Denkens und ist ein Begriff, dessen Inhalt fortwährend wechselt. Die Summe der Menschen, die in Wechselwirkung zugleich das Produkt der Menschen ist, ist anders an jedem Tag. Nur in den E i n z e l n e n lebt das Ganze und nur durch ihre Tüchtigkeit ist es tüchtig, nicht durch den Einfluß irgendeines früher von Summe und Produkt dieser Einzelnen abgezogenen Begriffs. Das dürfen wir nicht vergessen, wenn wir auch das neue Problem der Jugendpflege realistisch sehn, wenn wir uns davor hüten wollen, Abstraktionen von heute noch Seiendem als Ziele für den Weg in die Zukunft aufzustellen. Tüchtigen sich die Einzelnen, so wird das Ganze tüchtiger werden, verkommen sie, wird es verkommen. Selbst der Zwang der Gesetze

Digitized by Google

bleibt äußerlich im Verhältnis zu allem, was aus der Kraft oder Unkraft der gemeinschaftbildenden Persönlichkeiten organisch als deren Ausdruck oder Ergebnis erwächst. Mit ihnen, nicht mit Begriffen entwickelt sich die Menschheit. Im Kult der Begriffe erstarrt sie, auch wenn sie die Begriffe „Ideen“ nennt.

Was braucht der schulentlassene junge Mensch, daß er tüchtig werde?

Körperlich: Gesundheit. Von seinen Arbeitsbedingungen haben wir hier, wo sich's allein um seine Freizeit handelt, nicht zu sprechen. Auch in der Freizeit: Kräftigung und Erhaltung der Kraft durch Aufenthalt in gesunder Luft und Körperpflege. Kein Kneipenhocken im Tabaksqualm, vor allem keinen Suff, Erziehung im Beherrschen des Geschlechtstriebes, gute Nahrung, Bäder, Wanderungen, Sport.

Geistig eben dasselbe: Gesundheit. Heranbildung zu der Genußfähigkeit, die sich statt an zehrenden „Zerstreuungen“ an nährenden inneren „Sammlungen“ erfreut, Erwerbung von zuverlässigen nützlichen Tatsachenkenntnissen und nützlichen Fähigkeiten über das eigene Fach hinaus, den beiden Unterlagen der Bildung. Bildung selbst, die als das Vermögen, den innern Besitz organisch zu ordnen, nicht von der M e n g e des eingenommenen Materials abhängt. Vor allem: Erziehung zur unbedingten Wahrhaftigkeit. Darunter verstehe ich nicht eine aszetische und fanatische Verdammung jeder Lüge, überhaupt nichts Moralisches, als von welchem ich hier gar nicht reden möchte. Sondern die Pflege des Triebes, die Dinge unbedingt wahr zu sehen, wenigstens im eigenen Denken jede Verschleierung abzuweisen und jede als Unklarheit erkannte Unklarheit mit Unlust zu empfinden. Meinen Erfahrungen nach lebt dieser Trieb in jedem Entwicklungsfähigen; wie kindlich er denken möge: was ihm einmal unwahr scheint, das belästigt ihn, und was er als unwahr erkennt, das weist er ab. Doppelt entschieden (und dann wohl auch samt allem damit verbundenen G u t e n!), wenn er sich getäuscht fühlt. Womit natürlich auch sein Vertrauen auf seinen bisherigen Helfer schwindet.

Die Aufgabe ist gerade, nun begann das Biegen.

Sehen wir ab von der Jugendpflege durch kirchlich gestimmte Kreise, deren Verdienste wir ja nicht unterschätzen wollen, so war es auch bei der Jugendpflege die Sozialdemokratie, welche die Bearbeitung dieses ungeheuren Brachlandes zuerst übernahm. Wer davon redete, daß sie das nur volksverderberisch täte, kennte diese ihre Arbeit nicht: die Sozialdemokratie hat durch ihre Vereine wie ihre Bücher und Blätter auf dem Gebiete der Jugendpflege auch außerordentlich Nützliches geleistet. Um nur uns Nächstliegendes als Beispiel aufzuführen: sie wirbt die Jugend zum Kampf gegen den Schund, gewinnt sie für edlere Literatur und Kunst, verbreitet Verständnis für die Aufgaben des Heimatschutzes und der Naturpflege, bekämpft den Trunk, weist zu den Quellen edlerer Freuden. Entsprechend wirkt sie auch auf einer Menge anderer Kulturgebiete sehr oft nicht nur unterrichtend, sondern im besten Sinne erzieherisch. Aber sie ist politische Partei, und als solche hatte sie von Anfang an die ausgesprochene Absicht, die Jugendpflege zur Werbung des Nachwuchses für sich zu benützen, denn „wem die Jugend gehört, der hat die Zukunft“. So kommen zu den friedlichen Saaten die Saaten

Digitized by Google

des Hasses gegen die „Ausbeuter“ und „Bedrücker“, kommt zur Erziehung der Menschenpersönlichkeit als solcher die Suggerierung der jungen Hirne im Parteiinteresse. Daß die unreifen Menschen schon imstande seien, alle diese Verhältnisse mit reifen Gehirnen zu beurteilen, diese Behauptung würde einen Widerspruch in sich bedeuten. Wenn also die Sozialdemokratie zu den Jugendlichen spricht, als sei an der Faulheit der bürgerlichen Einrichtungen und an den Erlösercharakter der Sozialdemokratie gar nicht zu zweifeln, so arbeitet die Verkünderin des voraussetzungslosen Denkens selbst mit Voraussetzungen, die sie, ob sie zutreffen oder nicht, diesen ihren Lesern gar nicht beweisen kann, somit erzieht die entschiedenste Feindin der Dogmen ihre Jugend zum dogmatischen Denken.

Nur darf ihr keine andere Partei daraus einen Vorwurf machen, denn sie alle tun, wo sie sich etwa doch um Jugendpflege kümmern, das gleiche. Erst durch die Arbeit der Sozialdemokratie ist die Bedeutung der Jugendpflege den bürgerlichen Parteien bewußt geworden, und endlich kommt nun auch hier die schwerfällige aber gewichtige Masse des Staates ins Bewegen. Hätte man sich früher besonnen, so wäre eine rein sachliche Behandlung der Aufgabe leichter gewesen, eine Behandlung allein auf die Frage hin: was braucht der junge Einzelne, um tüchtig, und ebendadurch, um im ganzen so nützlich zu werden, wie er den Umständen nach kann? Nun aber stand für die Augen der bürgerlichen Parteien vor dieser Aufgabe die Parteiarbeit der Sozialdemokratie so groß, daß sie für sehr viele die Hauptaufgabe verdeckte, und fast für alle ihr Bild veränderte. „Wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft“, man trat mit der Sozialdemokratie um das Herz der Jugend in Wettbewerb. Voraussetzungen, an denen zu zweifeln absurd sei, nur entgegengesetzte wie bei der Sozialdemokratie, Begeisterungspflege hier wie dort, Suggestionen auf mannigfaltigste Art, nur alle mit entgegengesetztem Inhalt, wie drüben.

„Ja, wie sollen wir's denn anders machen?“, fragen unsre nationalen Gesinnungsverwandten. „Wir müssen doch versuchen, die Jugend der Sozialdemokratie zu entreißen. Müssen wir denn nicht dazu die nationalen Gefühle und Gedanken voraussetzen, erregen und stärken?“

Die Lage würde noch ernster, wenn wir feig genug wären, mit rosigen Gläsern schönzufärben.

Wenn wir die Jugendpflege nur als Mittel bürgerlicher Propaganda im nationalen Sinne ansehen wollten, so müßten wir zunächst sagen: sie kommt in allen Großstädten und allen Industriebezirken aller Wahrscheinlichkeit nach zu spät, ihr Gegner ist bereits zu stark geworden. Trotzdem böte natürlich schon die geringste Wahrscheinlichkeit ausreichenden Grund zu einem Versuche aus allen Kräften, wenn das Erreichbare erstrebenswert erschiene. Was ist erreichbar? Den Glauben, daß man die meisten Kinder sozialdemokratischer Eltern gewinnen könne, werden wohl auch die kühnsten Optimisten nicht hegen. Das bestenfalls Erreichbare ist dies: gegenüber dem Heer sozialdemokratischer Jugendbünde ein Heer nationaler, in schroffer Feindschaft von jenen getrennt. Der drüben systematisch gepflegte Haß auch hier systematisch gepflegt. Der Riß durch unser Volk wo-

Digitized by Google

möglich noch breiter. Ich meine: Wer nicht mit fanatischen, sondern mit nüchternen Gedanken denkt, kann doch wohl nicht im Ernst erwünschen, was mit offenem oder latentem dauernden Bürgerkrieg unsre nationalen Kräfte in sich aufreiben würde. Daß die Bürgerlichen die Jugend nicht der einseitigen sozialdemokratischen Bearbeitung überlassen können, ist freilich anderseits auch klar. Die eine ruft die andere.

Und wie fährt die Jugend selber dabei, *das heißt*: das kommende Geschlecht?

Ich bitte, mir eine kleine Betrachtung über „Herdenmenschen" zu erlauben, denn mir scheint, hier sind wir wieder links und rechts dabei, welche zu züchten. Wenn wir alle so geringschätzig über Herdenmenschen reden und doch unserseits so oft zu ihrer Vermehrung beitragen, so mischt sich da, scheint mir, eine Unehrlichkeit dazwischen. Im stillen Grunde unseres Herzens glauben wir ohne Herdenmenschen nicht auszukommen. In gewissem Sinne mit vollwichtigem Grund: sie laufen nun einmal in großen feindlichen oder unter Umständen gefährlichen Scharen als Volksfüllsel ihren Hirten und ihren Leittieren nach und „produzieren", sei's auch nur an Stimmenzahl, was die Mehr- und die Minderheiten brauchen. Der hätte keine Ahnung vom öffentlichen Leben und wäre am allerwenigsten ein Politiker, der nicht mit ihnen rechnete. Aber anderseits: so gewiß kaum einer aufzutreiben sein wird, welcher der Herdenmenschen, auch wo er offenherzig ist, mit abgezogenem Hut gedächte, so gewiß hat keiner rechts oder links ein Recht dafür zu wirken, daß wir in der Zukunft nicht weniger, sondern mehr ihrer Gattung bekommen. Er hätt es jetzt minder noch als früher, da wir nun einmal das allgemeine Stimmrecht haben. Je weniger Herdenmenschen da sind, je mehr ist ja da an lebendiger Kraft, an lebendiger, es gibt ja auch latente. Nicht alle in den Herden sind schafsdumm. Auch die *Suggerierten* bilden nur Herden, auch sie, welchen durch genügende Bearbeitung in empfänglichen Jugendzeiten Stimmungen, Meinungen und Ideale von „Roten" oder „Blauen" her so solid eingearbeitet worden sind, daß man ganz sicher sein kann: die Feder schnappt immer an derselben Stelle ein. Ganz gleichgültig, *welche* Meinungen und Ideale da wirken, *dieser Prozeß an sich* ist der Totschaden der Kultur. Das Voraussetzen ohne Kritik, das Hinnehmen aus Dogmatismus, das Ablehnen ohne Prüfung, das Unvermögen, alten Werten nachzugehn und neue zu erfassen, das Eingeschworensein an sich, ganz abgesehen davon, worauf. Auch unsre allerbesten nationalen Ideale haben nur Wert, wenn sie dem nüchternsten Gedanken so gut wie dem heißesten Gefühle standhalten, nur, wenn sie im Denken, Fühlen, im Erleben des Menschen selbst immer neu gebildet werden. Geben wir sie als etwas Fertiges, irgendwo Abgezogenes, so geben wir bestenfalls, was sich zum Vaterlande verhält, wie das Kleid der Helena zur Antike. Eine Abstraktion, die dem Reifenden gedanklich als ein Begriff, gemütlich als eine Phrase wirkt, so lange das Erleben fehlt, wenn auch vielleicht als ein willkommener Begriff und als eine berauschende Phrase. Das Erleben kann aber nicht suggeriert werden. Die Gefahr liegt also wirklich nahe, daß jede auf bestimmte Meinungen hin arbeitende Jugendpflege, die sozialdemokratische wie die nationale, auch gegen ihre

Digitized by Google

eignen besten Absichten dem Herdenmenschentum dient. Wir alle müssen uns die Selbstverleugnung erst anerziehn, auf die Propaganda unserer Aberzeugungen in der Jugendpflege zu verzichten. Aber wir müssen es, wenn ein Geschlecht kommen soll, dem in den drohenden Auseinandersetzungen der Zukunft keinerlei Voreingenommenheiten den klaren Blick und die Kraft nehmen.

Es ist sehr interessant, daß der dunkle Drang der intelligenten Jugend selber hier des rechten Weges bewußt scheint. Sie ruft feurig und begeistert das Hurrahoch mit, je nach ihrem Herkommen auf die internationale völkerbefreiende Sozialdemokratie oder auf Kaiser und Reich. Sie ist überhaupt bei allem Begeisternden in Wort, Ton und Bild eine ganze Weile feurig dabei, sonst wäre sie ja keine Jugend. Aber die Sozialdemokraten, die hier die ältesten Erfahrungen haben, bestätigen, daß nach und nach ihr Interesse an all dem abflaut, daß sie selbst mehr und mehr nach solider Kost verlangt, nach Nahrung, nach Positivem. Es gibt unter den sozialdemokratischen Jugendpflegern keine ganz geringe Minderheit, welche die tendenziöse Bearbeitung für verfehlt hält, und wer die älteren und neueren Schriften der Bewegung vergleicht, wird finden, daß der Einfluß solcher Männer wächst. Die nationale Jugendpflege ist zu jung, als daß sie schon Erfahrungen hätte. Aber wir haben auch schon eine neutrale, eine rein sachlich gerichtete, die in den jetzigen Erörterungen viel zu wenig beachtet wird, und auf die wir deshalb nachdrücklich hinweisen möchten. In Deutschland wird sie beispielsweise schon lange durch Classen und durch das Hamburger Volksheim vertreten. Auch diese Jugendpfleger sind einer Meinung darüber, daß das Eindringen irgendwelcher Tendenz die Jugendpflege auf das allerschwerste gefährden würde. Fühlt ein reger junger Kopf, daß man ihn nicht frei sich entwickeln lassen, daß man ihn für irgendeine politische Richtung „gewinnen" will, so beginnt die offene oder versteckte Opposition, ob man recht habe oder nicht — und er ist seinen Pflegern und der Pflege verloren.

So, meinen wir, drängt hier auf beiden Seiten alles Sachliche nach einer Ausschaltung der Politik, der Politik im allerweitesten Sinne. Mit Jugendpflege nationalpolitisch erziehen zu können, ist ein wohlgemeinter, naheliegender, aber unausführbarer dilettantischer Gedanke. Kein Mann und keine Frau, die auf diesem großen Gebiet mitarbeiten, hat Pflicht oder Anlaß, ihre persönliche Meinung den Burschen und Mädeln zu verbergen; Heimlichtuerei oder gar Heuchelei würde allein schon dadurch verboten, daß die Deutschen von morgen in weit höherem Maße daran gewöhnt werden müssen, Andersdenkende gelten zu lassen. Lehrt euch achten, Jugendpfleger, das ist das allerwichtigste, was ihr müßt, lehrt euch vertrauen! Im übrigen: lehrt die Werte kennen, die ihr hochschätzt, gleichviel welcher Art sie seien, helft, sie zu genießen, das heißt: nachzuerleben. Können die jungen Menschen sie nacherleben, dann laßt sie in ihnen wirken. Sie werden wirken, wenn sie gesund und stark sind. Bedenkt, daß „Bildung" vor allem braucht, daß die Organe gebildet sind, die geistigen wie die leiblichen, daß Körper und Seele befähigt sei, ihre Arbeit von sich aus gut zu leisten, zu assimilieren, zu produzieren. Noch ist der Gedanke der staatlichen Jugendpflege jung, noch kann er so oder so

Digitized by Google

entwickelt werden, noch ist nichts verfahren. Je mehr alles ausgeschaltet wird, was nach einer Parteierziehung auch nur hinsieht, je sicherer wird den parteiischen Organisationen der Jugendpflege der Wettbewerb um die Jugend, um die Zukunft beschränkt und schließlich unmöglich gemacht.

Vielleicht dürfen wir nach diesen Vorbemerkungen ein andermal näher auf den Gegenstand eingehen. A

Sprechsaal

Unter eigner Verantwortung der Einsender

Deutschtum und Judentum

Die bisherige Wirkung des Goldsteinschen Aufsatzes „Deutsch-jüdischer Parnaß", dem wir zur Einleitung einer Aussprache über Judentum und Deutschtum Raum gegeben haben, läßt sich schnell andeuten. In der Öffentlichkeit: lebhafte Besprechung in der rechtsstehenden, sogenannten „antisemitischen" Presse und vollständiges Stillschweigen in der liberalen und der sogenannten „jüdischen". Dagegen in den Zusendungen an uns genau umgekehrt: fast ausschließlich jüdische Verfasser.

Das kann sich alles noch ändern, warteten wir aber gar zu lange, so könnte mittlerweile vergessen werden, was zu einer fruchtbaren Besprechung gegenwärtig bleiben sollte. Wir geben deshalb heut der Entgegnung eines unsrer besten deutschjüdischen Schriftsteller Raum, Ernst Lissauers, und schließen an sie noch einige kurze Bemerkungen aus Zuschriften jüdischer Herren an, deren Äußerungen wir, um Wiederholungen zu vermeiden, kürzen. Über die Stellung der deutschnationalen Presse von der Rechten unterrichte derweilen ein Zitat.

Um das Problem zu durchblicken, das Moritz Goldstein zur Erörterung stellt, dazu bedarf es einer historischen Erkenntnis für die Vergangenheit und einer historischen Gelassenheit für die Zukunft; einer *historischen*: aus Erkennen geschichtlichen Werdens und geschichtlicher Notwendigkeit muß unsre Entscheidung erwachsen. Goldstein aber weiß vom Geschichtlichen, wie ich zeigen werde, nichts, und in einer Ungeduld, die zuinnerst auf einem unorganischen und unhistorischen Wesen erwuchs, rennt er stampfend, blind und zornig gegen die Tatsachen an. Er meint, klar zu sehen, und ist gefühlisch vage. Bevor ich ihm antworte, muß ich aussprechen, daß ich nicht etwa nur andrer Meinung bin, sondern ihn für unfähig halte, repräsentativ für gebildete deutsche Juden zu sprechen; eben um jenes Aufsatzes willen: andres kenne ich nicht von ihm.

Goldstein gräbt nirgends an die Wurzel. Er fragt sich nicht, was eigentlich ein Volk ist, und ob danach die Juden überhaupt noch ein Volk sind. „Der Staat", so hat ein Hochtory, der Junker von der Marwitz, vortrefflich definiert, „besteht nicht aus einem Aggregat von Menschen, die einen willkürlichen Gesellschaftsvertrag miteinander geschlossen haben, sondern er ist das geschichtliche Resultat des Zusammenlebens dieser Menschen auf einem bestimmten Fleck Erde." Auch ein Volk ist nicht nur ein Aggregat von Menschen, sondern gebunden durch die Art des Landes, Klima, wirtschaft-

Digitized by Google

liche Bedingungen. Otto Bauer, einer der bekannteſten unter den jüngeren Führern der öſterreichiſchen Sozialdemokratie (von jüdiſcher Abſtammung) definiert in ſeinem Buch „Nationalitätenfrage und Sozialismus“ Nationalität als: Charaktereigenſchaft, hervorgegangen aus der Schickſalsgemeinſchaft, die entſteht durch territoriale Gemeinſchaft unter gemeinſamen wirtſchaftlichen und politiſchen Bedingungen. Zwei Definitionen von entgegengeſetzten Polen her ſind angeführt. Ich beſtreite, daß die Juden, die im Ghetto noch ein Volk waren, heute noch ein Volk ſind: alle Kriterien dafür mangeln. Es fehlen die gemeinſame Sprache, die gemeinſamen Sitten, der gemeinſame Boden, das gemeinſame Klima, die gemeinſamen Geſetze. Sollte man mir aber entgegnen, daß weite Mengen Juden etwa im Oſten Sitten und Sprache noch im Gegenſatz zu den anderen Völkern gemeinſam haben, ſo ſage ich, daß wir deutſchen Juden eben nicht das Jargon ſprechen, Kaftan und Peijes abgelegt haben und mit jenen nichts gemeinſam haben als die äußerliche Bezeichnung der großenteils innerlich nicht mehr bekannten Konfeſſion. Wir ſind nicht Volksgenoſſen mit jenen. Als ich mit jüdiſchen Mitſchülern vor der Tür meines Berliner Gymnaſiums ſtand, kam vom Bahnhof Friedrichſtraße ein Mann im jüdiſchen Kaftan und mit Locken und frug uns: „Gibt es denn gar keine Juden in Berlin?“ Und inſtinktiv habe ich ihm, innerlich, geantwortet: „Nein“; denn er meinte anderes mit dem Worte als wir. Auch die Juden in Deutſchland allein ſind ebenſowenig ein Volk, denn alle Kriterien ſtimmen für ſie ebenfalls im engeren nicht. Auf der andern Seite aber ſind die Juden als ſolche noch *erkennbar*. Der Grund für *beide* Tatſachen iſt, daß die Juden auf dem geſchichtlichen *Wege* ſind, ihre Volkheit zu verdunſten.

Dies iſt das Entſcheidende, was Goldſtein verkennt: *die Juden ſind in einem Zwiſchenzuſtand*. Sie kommen von einer Kulturgemeinſchaft, dem Ghetto; ſie gehen zu einer Kulturgemeinſchaft, in die ſie erſt einwachſen. Man kann den Begriff der territorialen Gemeinſchaft auf die räumliche Zuſammendrängung im Ghetto anwenden; ſie beſteht nicht mehr. Gemeinſame politiſche und wirtſchaftliche Bedingungen wurden einſt durch die nur für die Juden gültigen Ausnahmegeſetze gebildet; heut teilen ſie ihre wirtſchaftliche Situation großenteils mit der Bourgeoiſie, ihre ſoziale vielfach mit dem Proletariat, dem etwa Offizierkorps und Verwaltung ebenfalls verſchloſſen ſind. Ihre Stellung, eben ein Zwiſchenzuſtand, iſt aus Herrſchaft und Unterdrücktſein ſeltſam gemiſcht. Noch immer, niemand kann das leugnen, beſtehen gewiſſe gemeinſame politiſche und wirtſchaftliche Bedingungen für die deutſchen Juden, und darum beſteht auch noch eine gewiſſe Charaktergemeinſchaft. Allein, dieſe Momente ſind gegen früher ungemein weniger markant geworden, ein Vergleich mit den früheren Verhältniſſen iſt überhaupt unmöglich. Die Rechte, welche die Juden mit den anderen gemeinſam haben, ſind weit zahlreicher und gewichtiger als die, von denen ſie ausgeſchloſſen ſind. Dieſe bindenden Bedingungen löſen ſich außerdem mehr und mehr. Der Leiter der Hamburg-Amerika-Linie ſteht einem Krupp viel näher als dem jüdiſchen Kleinkaufmann in einem poſenſchen Neſt. Vor der Emanzipation und noch lange während des neunzehnten Jahrhunderts war das anders.

Und endlich: da das *religiöſe* Moment immer mehr für den deutſchen Juden verſinkt, ſo wird die innere Möglichkeit, zur Landeskirche überzutreten und auch äußerlich den Anſchluß an die deutſche Kulturgemeinſchaft

Digitized by Google

zu vollziehen, immer größer; er kann jene Bedingungen viel leichter abstreifen, als es früher möglich war.*

Die Juden sind in einem Zwischenzustand. Die Befreiung der Juden ist nicht hundert Jahre alt, sondern sie hat vor hundert Jahren begonnen und ist noch heute nicht vollendet. Diese hundert Jahre aber sind eine außerordentlich kurze Spanne Zeit. Der mangelhaft ausgebildete geschichtliche Sinn unsrer Epoche läßt Juden und Nichtjuden vielfach vergessen, daß die Juden siebzehnhundert Jahre in der Diaspora, an tausend aber unter Druck und Not waren, und daß die Schäden so langer Zeiten nicht ausgetilgt werden können in einem Jahrhundert. Stellt man aber diese Zahlen widereinander, so gewinnt die Judenfrage ein ganz andres Aussehen. Dann sieht man, daß die Juden zwar noch immer einen großen Teil von Eigenschaften besitzen, die aus der Ghettonot stammen und den Haß der Nichtjuden wecken, daß sie aber auf der andern Seite in verhältnismäßig außerordentlich hohem Maße bereits verloren gegangen sind, wie überhaupt die Assimilation relativ ungemein stark vorgeschritten ist.

Es ist nicht wahr, daß der Haß, zumal gebildeter Deutscher, den Juden als solchen treffe. Wahr ist, daß dem Juden ein starkes Vorurteil entgegentritt; aber die weitaus größte Menge der Nichtjuden ist innerlich bereit, dem einzelnen Juden gegenüber umzulernen. Daß aber die Juden als Gesamtheit vielfach noch den Haß wecken, das hängt eben mit den bereits angedeuteten, geschichtlichen Momenten zusammen, die kurz betrachtet werden müssen, weil sie für die Erkenntnis der Zukunft wichtig sind.

Die Juden sind kein Volk mehr, aber noch gemeinschaftlich kenntlich durch ihr Äußeres, Aussehen und auch Gebaren. So bilden sie noch eine gewisse Gemeinschaft. Aber zahllose Juden sind ihr bereits verloren gegangen, sie sind aufgegangen, ohne daß ihre jüdische Herkunft verspürt würde. Ihre Nachkommen sind Offiziere, Beamte, Lehrer. Wer bestimmte Berufe ausüben will, muß (wieder von dem in diesen Zusammenhängen äußerlichen Moment der Taufe abgesehen) nicht markant jüdisch gekennzeichnet, also schon mehr assimiliert sein. Viele gründlich Assimilierte sind auch äußerlich so vollkommen auf- und dem Judentum verloren gegangen, daß sie dem Blick der Rassetheoretiker hüben und drüben nicht mehr erkennbar sind, aber Beweise und Beispiele wären für den Vertreter der Assimilation.

Das im eigentlichen Sinn Jüdische aber ist zusammengedrängt in einigen wenigen Berufen: statt daß die Juden verteilt wären, sind sie zusammengestaut an bestimmten engen Stellen, und dadurch belasten und belästigen sie selbstverständlich den Gesamtorganismus. Man hat die Juden unter Stein und Hardenberg, wie selbst der liberale Feldmarschall Bohen, der dem reformerischen Kreise angehört hat, bemerkt, im Verhältnis zum Volksempfinden zu rasch emanzipiert, — weshalb im Vormärz starke

* Absichtlich gehe ich hier auf die Stellung des modernen Juden zum Christentum nicht ein, da die betreffenden Skrupel auch für moderne Christen gelten; sondern ich fasse die Taufe, entsprechend der Verwaltungspraxis, die die Konfession oft als Hindernis einer Laufbahn erklärt, als den Akt des Übertritts zur Landeskirche, als einen offiziellen, nicht bekennerischen, auf. Damit tue ich, was die Logik der Tatsachen erfordert; meine eigene Stellung zur Taufe und zum Christentum, zum religiösen Problem überhaupt, ist hiermit nicht angerührt.

Digitized by Google

Rückschläge erfolgt sind, wie auch nach 1848, — und auf der andern Seite doch wieder nicht radikal genug. Denn wir Juden genießen heut alle bürgerliche Freiheit (der genaue Termin, der das endgültig festgelegt hat, ist erst der 3. Juli 1869); aber in anderem Sinne sind noch Ghettotatsachen vorhanden. Die Juden sind Kauf- und Geldleute, Ärzte, wie im Mittelalter, und ihre Kräfte werden genau so in einseitiger Weise erzogen, wie damals. Statt langsam die Juden einströmen und ihre einseitige Verstandesbildung sich verbreitern zu lassen, wiederholt man den Fehler des Mittelalters und züchtet die Hypertrophie von Kräften weiter, unter der die andern Volksteile dann durch Naturgesetz leiden müssen. Es soll aber hiermit kein Vorwurf erhoben werden; denn weder für Hardenberg vor hundert Jahren war ein andres Zeitmaß der Emanzipation möglich, noch kann man die betrübliche Reaktion nach den Befreiungskriegen ohne weiteres verurteilen. Es waren eben viele hundert Jahre Judenhaß, Judenverbildung voraufgegangen, und da gilt es geschichtlich erkennende Geduld: Not von Jahrhunderten können Jahrzehnte eben nicht schlichten.

Noch eins aber verdient herausgehoben zu werden. Der Haß gegen das Judentum flammte auf in der Zeit nach 1870, also in einer Zeit gesteigerten Volksgefühls, in dem andrerseits aus wirtschaftlichen Gründen das Judentum mit verblüffender Gewalt emporschwoll. Goldstein sieht nämlich nicht nur nirgends das Geschichtliche, sondern auch nicht das Soziologische. Er faßt die Judenfrage im luftleeren geistigen Raum, und sie ist doch verädert und verwachsen mit vielen anderen Fragen. Das Mittelalter hatte die Juden zu Kapitalisten erzogen; kein Wunder, daß sie im Zeitalter des Kapitalismus zu ökonomischer Herrschaft gelangten. Der Haß gegen die Juden ist aber vielfach Haß gegen den Kapitalismus, wie denn die vorkapitalistischen Parteien (Agrarier, Handwerker) vornehmlich Antisemiten sind.

Ein hauptsächliches Kennzeichen des Judentums scheint mir sein Konservativismus, den es im Mittelalter bewährt hat. Er herrscht auch noch in Rußland, wo die Juden unfrei und unter sich sind. Aber er herrscht nicht, wo die Juden befreit sind. Sobald die Zeit, vornehmlich die französische Revolution, die Mauern des Ghetto niedergerissen hatte, taten sie Sitten, Bräuche, Sprache rasch von sich ab. Man bedenke: noch um 1785 war das Hochdeutsch den meisten Juden ungeläufig, als Schriftsprache ihnen völlig fremd. Zwar haben die Juden an dem deutschen Geburtenüberschuß ihren Anteil; da aber beständig Juden aus der jüdischen Gemeinde austreten, so vermehren sie sich unvergleichlich viel langsamer als die Nichtjuden, und der Prozentsatz verringert sich dauernd. Vor allem aber: immer weniger gebildete Juden lassen ihre Kinder Hebräisch lernen, immer weniger feiern die jüdischen Feste.

Goldsteins Meinungen beruhen auf dem Dogma von der Unveränderlichkeit der semitischen Rasse, mit diesem Dogma arbeitet er ebenso leichtfertig wie die antisemitischen Gegner. Das ist ein naturwissenschaftliches Problem, das aber mit wissenschaftlicher Exaktheit bisher noch niemand gelöst hat. Zum allermindesten ist die Frage nicht spruchreif; die Befreiung der Juden ist noch jung und noch unvollkommen, und Assimilation braucht Weile.

Ich weiß nicht, welches die unverwischbaren Merkmale der jüdischen Rasse sein sollen, ich sehe nur, daß ihr Eigenschaften durch das Ghetto

Digitized by Google

anerzogen sind, die in der Freiheit langsam (langsam!) schwinden. Diese „unverwischbaren Merkmale“ nennt Goldstein nicht; einmal nennt er auch unsre Eigenschaften „geheimnisvoll“.

Wenn die deutschen Juden, wie Goldstein fordert, als solche sich abschließen, so entsteht im besten Fall eben eine Gruppe von deutschen Juden, die, da sie einmal von der deutschen Kulturluft umschlossen sind, stets ebensowenig Zusammenhang mit denen der andren Länder haben wird, wie jetzt, eher immer weniger. Der Haß gegen die Juden beruht auf der Hypertrophie ihrer wirtschaftlichen Eigenschaften; der ist keine bloße Empfindung, sondern hat seine klaren Gründe. Man muß einmal erkannt haben, wie sich die Natur, die sich für jede Verrückung des Gleichgewichts rächt, auch hier gerächt hat: die Juden, zu Zinsnehmern und Wucherern im Anfang gepreßt, wurden eben dadurch die Geißeln derjenigen, die ihnen den Wucher aufnötigten. Wenn nun die Juden sich absondern, so werden die ihnen angezüchteten hypertrophischen Kräfte fortkultiviert werden, so daß sie immer mehr auf Deutschland lasten. Das Ziel muß sein: Vertrauen zu erwerben suchen, und auf diese Weise allmählich — eben mit dem historischen Wissen um das Zeitmaß organischen Werdens — eine Verminderung und Beseitigung dieser Hypertrophie herbeiführen.

Eine ruhige Betrachtung zeigt, daß die Entwicklung der Juden diesen natürlichen Verlauf nimmt. Ein großer Teil des deutschen Volkes, alle die, die auf der linken Seite stehen, die der fortschrittlichen Volkspartei und der Sozialdemokratie angehören, teilen die von Goldstein gekennzeichnete Abneigung nicht oder nur in geringem Maß. Das Vertrauen der proletarischen Massen haben die jüdischen Führer nicht minder als die arischen. Andrerseits ist die antisemitische Bewegung stark abgeschwollen: das beweist nicht nur das Fiasko der österreichischen Christlichsozialen, sondern auch das Schmelzen unsrer antisemitischen Grüppchen. Außerdem erwachen in der konservativen Partei entsprechende Tendenzen: in der Kreuzzeitung ist vor einiger Zeit angeregt worden, aus dem Tivoliprogramm die antisemitischen Punkte zu tilgen. Mit alledem soll nicht die Abneigung zahlloser Deutschen gegen die Juden bestritten werden. Sie besteht und ist historisch durchaus verständlich. Wir Juden brauchen Zeit; wir erwarten die demokratische Epoche, in der die Juden nicht in der Opposition und Kritik stehen, sondern sich mehr verteilen, vielfältig wirken und gemach ihre Einseitigkeit ablegen können.

Goldstein spricht, mit Recht, kein Wort von dem religiösen Moment, eben weil er allen Ton auf das Rassemäßige legt. Er übersieht aber die große negative Bedeutung des religiösen Moments für diese Gedankengänge. Die Juden, die einen besondern Glauben bekannten und sich als das auserwählte Volk Gottes erklärten, bewahrten mit Standhaftigkeit diesen Glauben, und das ist ihr hoher Ruhm. Sie wurden zusammengehämmert durch den Druck, der von seiten der Kirche auf sie preßte. Dem Katholizismus eignet das Prinzip der alleinseligmachenden Kirche, er wirbt von Natur. Sie waren die „Ungläubigen“: zur Zeit der Kreuzzüge wüteten die Judenverfolgungen besonders heftig; gerade weil es Qual war, Jude zu sein, hielten die Juden zusammen. Ihre Religion war wahrhaft „religio“: bindendes Band; in der Zeit des Glaubens hatte es einen tiefen Sinn, Jude zu sein. Dies Band ist heute aber gefallen. Die religiösen Gegensätze sind geschwunden, sie haben keinen besondern Gott mehr

Digitized by Google

und dünken sich nicht mehr das auserwählte Volk. Das einzige gewaltige Band, das die Juden zusammengehalten hat, ist zerrissen. Die Zahl der gläubigen Juden ist, zumal unter den Gebildeten, ganz gering und schwindet mit jedem Tage mehr.

Die Teilnahme der Juden an der deutschen Literatur nun ist allerdings ungemein groß, und sie hat ihr bisher nur teilweis zum Vorteil, oft zum Nachteil gereicht. Aber man muß auch hier unterscheiden zwischen einem akuten und einem chronischen Zustand, zwischen spezifisch jüdischen und allgemeinen soziologischen Momenten. Der große Anteil der Juden insbesondere an der Kritik hängt eben wieder zusammen mit der einseitigen Ausbildung des Scharfsinns. In der Tat kommen in der Kritik der jüdischen Literaten oft dieselben Kräfte zur Geltung, die an anderen Stellen sich kauf- und bankmännisch auswirken. Sie sind Kritiker der Literatur, wie sie Kritiker der Regierung, wie sie Advokaten sind: infolge ihres angezüchteten Scharfsinns. Das ist zunächst etwas ganz Selbstverständliches: verwunderlich sind die Ausnahmen, von denen noch zu sprechen sein wird. Der jüdische Scharfsinn ist auf doppelte Weise gezüchtet worden: einmal durch die vielhundertjährige Beschäftigung mit theologischen Problemen, welche die natürliche Konsequenz ihres Glaubens an ihre Auserwähltheit und Sendung war und mit ihrem Drange nach religiös-nationaler Behauptung zusammenhing; und dann durch die Beschränkung auf Handel und Wucher, die Schläue und kombinatorische Logik erfordern. Allein was den Anteil der jüdischen Dichter an der Literatur betrifft, so ist das ebenso wie vieles andere eine soziologische Erscheinung: die Bourgeoisie, der die Juden großenteils angehören, hat überhaupt viele mehr oder minder fragwürdige Talente hervorgebracht, und neben den jüdischen kann man entsprechend viele germanische bourgeoise Auchtalente ganz gleicher Artung nennen.

Was indes den Beifall anbelangt, der die Dichter grüßt, so hört die Empfindlichkeit Goldsteins falsch. In seiner Kontrastierung: Schmidtbonn-Eulenberg und Schnitzler-Hofmannsthal sind *diese* Fehler: Eulenberg ist mehr als ein Jahrzehnt ununterbrochen durchgefallen, Juden haben ihm zuerst zugejubelt und den Weg gebahnt; Hofmannsthal ist kein Jude, sondern Halbjude, und der Grund, daß Schmidtbonn anders wirkt als Schnitzler und Hofmannsthal, ist ein ästhetischer: er ist ein echter, starkwüchsiger Dichter, wie wir ihn selten gehabt haben, Schnitzler und Hofmannsthal sind höchstens feine Kulturpoeten.

Alles, was Goldstein wie im allgemeinen so auch in literarischer Beziehung aufzeigt, ist nicht isoliert zu betrachten, sondern hängt mit allgemeinen, teils soziologischen, teils hier auch ästhetischen Fragen zusammen, zum Teil aber mit der allgemeinen individualistischen Zerklüftung der Nation, über die ich an anderer Stelle ausführlich spreche, und auf die hier nicht eingegangen werden kann.

Aber auch hier zeigt sich eine Wandlung, ein Abflauen des zersetzenden kritischen zugunsten eines positiven Geistes. Goldstein selbst deutet hiervon etwas an. Gerade die nur witzige, spitze Kritik wird von jüdischen Schriftstellern aufs leidenschaftlichste bekämpft, gerade Juden treten der Überschätzung Heines entgegen. Für Liebermann etwa ist der wesentlich germanisch-national geleitete „Kunstwart", zum Beispiel mit einer besonderen

Digitized by Google

„Mappe", energisch eingetreten. Der Ästhetizismus und das Artistentum werden von Juden vielfach mit Leidenschaft bekämpft.

Wichtiger als die nur natürliche und logische Tatsache, daß die Juden noch vielfach in der Literatur jüdische Eigenschaften zeigen, ist die Tatsache, daß es Juden gibt, die durchaus deutsche Schriftsteller sind. Ich nenne da, um nur ein Beispiel zu geben, einen in den sechziger Jahren wirkenden Mann: Emil Kuh, der einer der größten deutschen Kritiker war, und dabei jüdischer Abstammung. Er war in die harte Schule Hebbels gegangen; unter Schmerzen ist er von ihm assimiliert worden. Von ein paar Entgleisungen ins „Bildern", die man allenfalls jüdisch nennen könnte, abgesehen: man zeige, wo sich in seiner die zartesten und lautersten Tiefen der deutschen Lyrik erfühlenden Kritik jüdisches Wesen erweist. Und andrerseits, wenn jenes „Bildern" Judentum erweist, dann ist Anastasius Grün, der Graf Auersperg, ein Jude. Ist Artistentum und Ästhetizismus jüdisch, dann sind Stefan George und Rainer Maria Rilke, die Urchristen, gewißlich Juden. Wenn jüdische Literarhistoriker, die protestantische Luft mit jedem Atemzug einsaugen, nicht über Luther arbeiten dürfen, dann dürfen Arier, die den Orient nie sahen, nicht über Mahommet schreiben.

Ich will die schwere Lage des deutschen Juden, der sich assimilieren, insbesondere des deutschen Juden, der in der deutschen Nation als geistiger Führer wirken, als deutscher Dichter schaffen will, nicht beschönigen. Aber die historische Stelle, an der die Entwicklung des Judentums steht, bedingt es eben, daß da eine schwere Arbeit zu leisten ist.

Sache des deutschen Juden ist es, die schwere Lage zu erkennen und in ihr auszuharren. Nicht bei denen ist das Heil, die zum Rückzug blasen und eine palästinensische Enklave in Deutschland herstellen wollen, sondern bei denen, die in dem unaufhaltsamen Zersetzungs- und Assimilationsprozeß die Vordersten sind. Man wählt sich die Stelle nicht, wo man steht, man folgt einer Stimme, einem Befehl. Wer in seinen Schriften noch jüdischen Geist verlautbart, wird das Vertrauen der deutschen Nation nicht erwerben; wer es kann, nun, der beweist eben, daß er aus einem Juden ein Deutscher ward. Und dies gibt es, das wird es immer mehr geben: der erstaunliche Weg, den die Juden in diesen hundert Jahren, mit all ihren Rückschlägen, zurückgelegt haben, erweist es. Auf solchem Posten zu stehen, ist nicht leicht; aber darauf kommt es auch nicht an. Solche Männer werden ihre jüdische Herkunft und ihren jüdischen Namen nie verleugnen, aber sie werden auch nicht beständig das Judentum betonen, dem sie sich entfremdet haben.

Nur zweierlei ist möglich: entweder: auswandern; oder: deutsch werden. Dann aber: sich eingraben, einwurzeln mit aller Kraft, mit allen Adern, allen Muskeln sich zum Deutschen erziehen, die Sache der Deutschen zu der eigenen machen. Und in dieser seiner Pflicht aushalten: „trotz Hohn und Spott" von Antisemiten und Zionisten. Durch solch Leben sich durchzuschlagen, das will allerdings ein besonder Stück Robustheit. „Wohl dem, der es hat erfahren und kann sich dennoch retten und wahren der Seele Hoheit." Ernst Lissauer

Handelt es sich darum, ob Goldstein in allem recht hat — oder darum, ob Tausende und Abertausende der besten und selbstbewußtesten Juden

Digitized by Google

wie er empfinden? Uns junge Juden soll man hören, die wir nicht in den Jahren kühlen Wägens und Prüfens und vorsichtigen Urteilens uns zum Gedanken einer jüdischen Renaissance wandten, wie man sich eine Weltanschauung erwirbt — uns! die wir erfüllt von deutschen Idealen, mit sehnender Seele alles Deutsche umfassend, plötzlich erkannten: wir haben uns geirrt! Und mit blutendem Herzen einen stolzen Palast nach dem andern zusammenbrechen sahen! Wer hat das erlebt? Er wird uns begreifen. Aber unter den Trümmern unsrer Ideale fanden wir etwas wieder, das uns retten konnte: Stolz! Bisher war's der Stolz des Deutschen. Nun wurde er zum Judenstolz!

Wir, die wir diesen Judenstolz besitzen, wollen gehört werden: Gebt Raum, daß wir uns strecken können! In eurem Lande zerdrückt ihr uns, gebt uns ein eigenes. Wir wollen eine Kultur schaffen, die eurer um nichts nachsteht. Ihr aber seid die los, die nach so Vieler Auffassung euer Wachstum hemmen. Wir wollen eure Großen lieben und ehren, weil sie auch unsre Götter waren. Aber wir wollen auch unsre eignen Großen hervorbringen. Das können wir nicht, weil ihr's nicht wollt.

Wir wollen ein *Selbst* sein!

Ich sehe einen ehrwürdigen Zug silberhaariger Männer — Professoren, Geheimräte, Bankherren usw. — dem Redaktionstempel des Kunstwarts sich nahen. Mit monotoner Stimme, als handle es sich um ein fachmännisches Gutachten, sprechen sie: „Wir sind das offizielle Judentum. Wollt ihr wissen, was Jude sein heißt, fragt uns. Der da zu euch redete, ist ein Feigling, der nicht wagt, den Kampf um unser Recht bis zum Letzten zu kämpfen, der in trotziger Bubenart sagt: »wir wollen nicht mehr unser Leben einsetzen für die Kultur eines Volkes, das unsere tätige Mitarbeit für jüdische Aufdringlichkeit erklärt«. Wir aber wollen keinen »Sprung in die neuhebräische Literatur«, weil wir kein jüdisches Volk *wollen*, weil wir uns wohl fühlen als Handlanger deutscher Kultur, weil wir darauf verzichten, selbst Kulturschöpfer zu sein — wir offiziellen Vertreter der deutschen Judenheit!"

Mögt ihr verzichten, wir wollen es nicht. Mögt ihr euch mit den Brocken begnügen, die man hin und wieder den hungernden Hunden hinwirft, wir sind nicht so anspruchslos.

Doch noch ein Wort an euch, ihr Offiziellen, ihr Retter und Verteidiger des Deutsch-Judentums: Warum seid ihr nicht diejenigen, die das *erste* Wort sprechen, warum eilt ihr immer nur dann herbei, wenn ihr für euren Thron fürchtet, warum wagt keiner aus euren Reihen, dies Judenelend aufzudecken, das größer ist als der schlimmste Progrom? Warum?

Weil ihr es nicht kennt, es nie gesehen habt, weil ihr noch einmal jung werden müßtet, um es erfassen zu können. H. R.

Wie ist es möglich, daß ein jüdischer Kritiker ein Buch wie den „Emanuel Quint" bespricht, und daß seine Besprechung — was das Wichtige ist — bei Nichtjuden Einfluß, Macht gewinnt? Die Tatsache dieses Einflusses, dieser Macht ist natürlich von der größten Bedeutung. Denn ohne sie würde der jüdische Kritiker ja eine höchst belanglose Persönlichkeit sein, und gerade das bestreitet Herr Goldstein, wie es längst vor ihm vornehme und unvornehme Antisemiten bestritten haben.

Digitized by Google

Nun, jene bedeutungsvolle Tatsache wäre völlig unmöglich, wenn wirklich zwischen dem mit deutscher Kultur durchsetzten Juden und der Menge der Nichtjuden jene tiefreichenden Unterschiede bestünden, an die Herr Goldstein und seine Vorgänger glauben. Die Sozialpsychologie hat uns gelehrt, daß ein Einfluß — wenn man von der ganz hervorragenden, also der genialen Persönlichkeit absieht — nur da erzielt werden kann, wo die Menge für diesen Einfluß prädestiniert ist, das heißt, wo zwischen dem beeinflussenden und dem beeinflußten Faktor eine tiefinnerliche Wesensverwandtheit besteht. Ein Genie aber hat die jüdische Publizistik, und dazu rechne man mit Dr. Goldstein die Kritiker, die Theaterleute, die Mitglieder der germanistischen Universitätsseminare u. a., bisher noch nicht hervorgebracht. — Aber die kollektivistische Richtung der Sozialpsychologie, die etwa an Comte, Taine, Burckhardt und Lamprecht orientiert ist, hat uns eine noch wichtigere Erkenntnis gebracht: daß nämlich — immer vom „Genie" abgesehen — die beeinflussende Persönlichkeit selber nur ein Produkt ihres „Milieu" ist, das heißt, daß sie erst durch die Menge bedingt ist, auf die sie später ihren Einfluß ausübt.

Von solchen Erwägungen aus ergibt sich uns der tiefgreifende Widerspruch, der in Goldsteins Fundamentalsatz liegt: „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht." Entweder: diese Verwaltung ist bedeutungslos; dann lohnt es sich nicht, daß von ihr soviel Aufhebens gemacht werde. Ist sie aber nicht bedeutungslos, dann ergibt sich eben daraus, daß der jüdische Zeitungsmann oder der jüdische Theaterdirektor Produkte ihrer nichtjüdischen Umgebung sind, daß zwischen ihnen und ihrer Umgebung nur gewisse äußerliche Unterschiede bestehen. Diese Unterschiede heute, das heißt knapp hundert Jahre nach dem Beginn der Judenemanzipation, zu leugnen, liegt mir fern. Es fragt sich nur, ob man sie nach weiteren hundert Jahren der Emanzipation und der Mischehe wird leugnen können. Eines aber ist heute schon klar: wenn ein galizischer Jude, der den Kaftan trägt und seine talmudische Weltanschauung für die einzig berechtigte hält, Theaterkritiker etwa beim Berliner Tageblatt werden wollte, so würde er ein Hohngelächter erwecken, und niemand, weder Nichtjuden noch Juden, ja nicht einmal Zionisten, würden in ihm einen „Verwalter des geistigen Besitzes des deutschen Volkes" sehen. Dr. J. H.

Nun ein Blatt von der Rechten, die „Deutsche Tageszeitung":

Also: Trennung der Kulturkreise. Das ist die praktische Forderung Goldsteins. Damit könnte das deutsche Volk sehr zufrieden sein, und wäre die Sache so, so würden auch die Juden sehr bald gewahren (was Goldstein noch nicht glauben kann in seiner Bitterkeit), daß das deutsche Volk sie nicht haßt, daß es nur das Bedürfnis hat, seine Gesamtkultur der eigenen Art entsprechend auszugestalten, und daß ihm aus diesem Grunde die jüdische Kulturherrschaft von heute naturgemäß unerträglich ist. Es ist die Notwendigkeit des Kampfes gegen diese Einflüsse, die schließlich auch die Abneigung schaffen muß. Die Abneigung würde aber verschwinden mit dem Aufhören des Notwehrzustandes. Die Kultur ist der Lebenssaft eines Volkes. Zwei verschiedene Bäume gedeihen nicht gleich gut auf dem gleichen Boden; wo die Tanne wächst, ist die Linde

Digitized by Google

nicht am Platze. Wer dieses einfache Beispiel begreift, der versteht auch Goldsteins Klageruf im Kunstwart.

Aber dieser Klageruf wird schwerlich Früchte tragen. Goldstein spielt wohl keine Rolle in den jüdischen Verbänden, sonst müßte er darüber unterrichtet sein, daß man dort ganz anderen Zielen entgegenstrebt als denen, die er zeigt, und daß man dort sein Vorgehen recht unlieb empfinden wird. Weiß er nicht, daß wir rund 150 rein jüdische Literaturvereine in Deutschland haben (also solche, die überhaupt keinen Nichtjuden aufnehmen), und daß so mit aller Gewalt auf unkontrollierten und für uns unkontrollierbaren Wegen jüdische Dichtung und Kunst unserem Volke als deutsche aufgezwungen wird? Und das ist nicht das einzige, was dazu zu sagen wäre. Aber als vor wenigen Jahren ein Verband deutschvölkischer Schriftsteller entstand, der auch seinerseits jüdisches Blut ausschloß, da zeterten eine ganze Reihe „deutscher" Blätter aus Leibeskräften über diese Sache und suchten die deutschen Literaten bei dem Ehrgefühl zu fassen, daß sie es ablehnen sollten, sich mit solcher Deutlichkeit als Nichtjuden zu bekennen. So steht es bei uns. Es scheint, Moritz Goldstein weiß noch nicht alles, was man zu der von ihm angepackten Frage wissen muß, um klar zu sehen. Und deshalb ist auch nicht anzunehmen, daß die Juden seinem Rate folgen werden. Im Gegenteil. Wenn man die Dinge sieht, wie sie liegen, ist die Beherrschung der deutschen Kultur durch die Juden nur ein Teilziel, nur ein vorläufiges, und das Trachten der Judenheit geht — ihren alten Verheißungen gemäß — sehr wesentlich weiter.

Wenn unser Volk das erst allgemein erkennen wird, dann allerdings darf man wohl hoffen, daß sich die Vorschläge Goldsteins erfüllen. Dann sorgen die Deutschen dafür (wir hoffen, daß sie die Kraft dazu noch aufbringen werden); denn die Juden von sich aus tun es sicherlich nicht. Und ein altes deutsches Sprichwort sagt: „Wenn man die Ohren des Wolfes gesehen hat, ist er nicht mehr gefährlich."

Ⓐ

Bei der außerordentlichen Bedeutung der jüdischen Frage werden wir den Erörterungen darüber noch einen weiteren „Sprechsaal" vorbehalten. Auch dann wollen wir aller Vorsicht wegen immer noch einige Wochen lang auf etwaige öffentliche Besprechungen warten, damit uns keiner nachsagen kann, wir redeten vorschnell. Dann aber muß mit unserm eignen Schlußwort diese Aussprache für den Kunstwart auch erledigt sein. A

Lose Blätter

Anna Croissant-Rusts neuere Werke

Bis heute hat die Dichterin der „Nann", des „Felsenbrunner Hofs" und vieler Novellen noch nicht allzu viele Freunde, mindestens nicht im Verhältnis zu dem stattlichen Anhang so mancher andrer schreibender Frauen, für die ihre „spezifisch weibliche" Abgestimmtheit, oder gerade ihre sonderlich „unweibliche", erstaunliche Dingbildkraft, ihre hingebungvolle Sprachlyrik oder sonst ein ganz besondrer Nebenreiz warb. Wirklich wird man schwer in den Werken Anna Croissants irgendwelche Wirkungen dieser Art finden. Sie erzählt lebendige Begebenheiten, die weder für den

Digitized by Google

Fortschritt der Frauenbewegung typisch oder belangvoll noch für die Differenzierung des Seelenlebens unsrer Zeitgenossinnen bezeichnend sind, sie erzählt sie in einfacher, anscheinend wenig „berechneter“ Sprache, nur mit einer großen Freude am Frohen und Trüben des Lebens. Wenn ihre Freunde an ihr besonders fest hangen, so liegt das nicht an Teilwirkungen ihrer Kunst, sondern an deren Kernstärke. Man wird dessen erst später inne, wie sie bei aller Liebe zur Einzelheit der Natur, der Milieueinrichtung, der Körperwelt doch alles letztlich in großen Zügen darstellt, vereinheitlicht klar, abgewogen sicher. So manches was ich von ihr las blieb mir länger im Gedächtnis, als unmittelbar eindruckkräftigere andre Bücher; vielleicht ist es nicht zu gewagt, insofern ihre Kunst mit der des Malers Leibl zu vergleichen.

Manchmal zwar scheint es, als ob sie sich allzu behaglich in Kleinmalerei verlieren wolle. Ihr „Winkelquartett“ etwa beginnt mit der einläßlichen Schilderung der äußeren Umstände, unter denen ein paar Kleinstadtkinder aufwachsen, und es gibt da eine solche Fülle von Stubenwinkeln, Gassenblicken, Gewohnheiten der Nachbarschaft und Anekdoten aus dem Leben der Nächstbeteiligten, daß man krause Planlosigkeit vermutet. Um so mehr, als Anna Croissant häufig auch noch recht absichtlich das Lachen des Lesers hervorlockt und darin vielleicht manchmal etwas bescheidne Ansprüche voraussetzt. Und dennoch — zuletzt muß man eingestehen, daß die Lebensläufe des hurtigen Kammacherjungen, dessen Ideal ein bescheidnes épâter le bourgeois daheim, des hinkenden unehelichen Max, dessen Endziel Wissen und Schauen draußen in der Welt ist, und die Wege des kleinen häßlichen aber fröhlich selbstgewissen jüdischen Erbmädels und ihrer plump-durchschnittlichen Freundin — daß diese vier mit einem guten Geschick geführt sind, daß das Auge nicht nur ihre Schicksale heiter und ernst verlaufen sah, sondern auch in menschlich liebenswerte Tiefen gelenkt wurde und über das Gesamtbild der Kleinstadt hinstreifen durfte, wie man das wirklich nicht oft findet. Mindestens war diese „komische Kleinstadtgeschichte“ ein ebenso unterhaltsames und ernsthaftes Buch wie manche mit lauterem Rühmen genannte. Mehr aber war ihr nächstes Buch, die Gutsgeschichte vom „Felsenbrunner Hof“: eine der ernsthaftesten, strengstgestalteten und nachdenklichsten Romandichtungen dieser Jahre. Zwei Generationen und zwei Familien in der Übergangzeit von alten zu neuen Formen werden geschildert. Eine Familie von Talent, Lebensstärke, Frohheit, eine von Nüchternheit und gutbürgerlichem Mittelmaß, jene zuchtlos und in ihren meisten Gliedern tragischem Ende oder spurlosem Eingeordnetwerden verfallen, diese durchschnittlich lebensklug, aber ohne rechten Gewinn vom Dasein, heimatfremd zuletzt. Aus jener wird der jüngste Sproß, ein herber, verbitterter Junge, halb und halb zum Totschläger seines Bruders, er entweicht und kommt von jenseit des Ozeans wieder als gefestigter Mann. Er bekommt sein Stammgut, aber sein Trotz, sein aufgehäufter Eigensinn und Rachesinn, seine Blindheit bringen ihn noch einmal an den Rand des Elends; er muß erst ein Kind an den Tod verlieren und eine Frau, die er nachlässig eilig geheiratet hat, verstoßen, bis die einzige heimattreue Erbin der andern Familie mit ihm zusammen — wie man wenigstens glauben darf — ein neues Leben beginnen kann. Schon in der Handlung ist dieses Werk so klar und fest gefügt, daß man es dem Ungeübtesten verständlich glaubt, kaum minder als den „Volksroman“ von der Nann. Und jeder Strich der knappen, aber lebendigen Menschenge-

Digitized by Google

staltung sitzt da, von dem generösen, leichtlebigen, in eigner Schuld verstrickten Vater über die schlichte, empfindliche, allzu feingebildete Mutter zu den vier wohl voneinander geschiednen und doch nicht völlig einander wesenfremden Geschwistern bis zu den Nebengestalten der andern, lebenärmeren Familie und einer Kuppelwitwe mit ihren zwei Töchtern. Alles schreitet gleichmäßig in Szenen fort, die stets etwas Wesentliches, die Geschichte Förderndes offenbar machen. Die „Losen Blätter" dieses Heftes vermitteln durch Abdruck des Beginns dieser Dichtung gleich einen Eindruck davon, wie fest Anna Croissant auf das Ziel der Klargestaltung zuschreitet. Dabei gesellt sich zu dem schweren, „zeitgeschichtlichen" Ernst des Gesamtgemäldes — hier alter Individualismus und Familiarismus, hier neuer Amerikanismus und Verantwortungdruck — nicht selten ein gutes Lachen über die wunderlichen Weltkinder. Fern bleibt alle Sentimentalität: der Junge wird nicht allein als Verkannter, sondern auch als Verkennender, die neue Generation nicht als besser und siegreich allein, sondern auch als Verlustträger gestaltet, und Liebe wirkt hier tief und wuchtig, aber gar nicht allenthalben ausschlaggebend. Natürlich kann ein reiches Volk von solchen Büchern nicht leben, wir würden immer daneben noch geistvollere, klangschönere, weitsichtigere Kunst verlangen, aber das Verhältnis des ernsthaften nichtliterarischen Publikums zur Zeitgenossendichtung würde in jedem Sinn günstiger sein, wenn die Kritik jährlich zehn von dieser Art in den Vordergrund stellen könnte.

Mit der „Arche Noah" * ist Anna Croissant zur Novellistik zurückgekehrt, zum bunten Vielerlei, Ernst und Spaß aus Bayern, Pfalz und Tirolerland. Mir sagt auch hier das rein humoristisch Gemeinte, wie die längliche Schilderung der Landstreicher „Pinkepeter und Hasepeter", weniger zu. Immerhin spricht auch aus ihr und ihrer längeren, ernsteren Fortsetzung („Ammenikel") eine eindringliche Liebe zum Menschlich-Allzumenschlichen in jedermanns Gestalt. Und diese wird in einigen andern ruhigeren Erzählungen des Buches zur starken Grundmelodie. Ein paar alte Frauengestalten erscheinen da, Trägerinnen eines gewöhnlichen und doch fühlbar starken Schicksals, die ganz frei und in ihrer Weise großartig herausgearbeitet sind aus der Umgebung von Wirtschaft und Landschaft. Und eine Art Landstreichertum schneit gelegentlich in die Alltäglichkeit der kleinen Orte, das wehmütig von besserer Zukunft oder Vergangenheit klingt, ernst und einfach. Liebe leidet und siegt oder rettet sich aus dem unsichern Strom ans bescheidne Ufer. Da sind tiefe Blicke und schlichtes Dartun. Genug, um ein paar ernste und bereichernde Stunden damit zu verbringen. Auch davon geben die folgenden Losen Blätter mit zwei kurzen Proben einen Eindruck.

Und ich frage mich, oft schon seit ich den „Felsenbrunner Hof" gelesen habe, wie lange es noch dauern kann, bis auch diese Dichterin nicht nur von den Literaturkennern im engern Sinn, sondern von den Vielen, die gute Bücher suchen, unter den Ersten genannt wird, deren Werke man sich keinesfalls entgehen lassen darf. Wolfgang Schumann

[Die folgenden Stücke illustrieren das oben Gesagte nach mehreren Seiten. Der Eingang des Romans zeigt unmittelbar die zielsichere Kraft

* Wie die beiden vorher besprochenen Werke erschienen im Verlag Georg Müller, München.

Digitized by Google

dieser Dichtung; die kleine Erzählung von den verkommenen Soldaten vermittelt stark die eigentümliche Wirtsstubenstimmung, in die das Leiden bitter lächelnd hineinspielt, und die einfache Geschichte der sündig-reuigen Bäuerin hat alle Verinnerlichung echter dichterischer Liebe.]

Anfang des Romans „Der Felsenbrunner Hof"

Auf dem breiten sandigen Wege, der fast schnurgerade vom Walde durch die Felder und Wiesen führte, fuhr ein offener Wagen mit zwei schönen Rappen bespannt. Die Rappen lenkte, neben dem weißhaarigen Kutscher sitzend, ein Junge, der vor Erregung die Augenbrauen zusammengezogen und die Lippen eingekniffen hatte. Die kleinen braungebrannten Hände hielten mit Zähigkeit und Willenskraft die Zügel der übermütigen Pferde.

Die im Wagen lachten über den Jungen und seinen Eifer. Da saßen, ihm zunächst, seine beiden Schwestern in weißen Kleidern, die schöne Helene mit den dunklen Haaren und Alwine, die älteste. Dann kam der Vater, der in übermütiger Laune vom Hoteltisch aufgestanden war, und immer noch lachte und scherzte, während des Jungen älterer Bruder Heinrich spöttisch und wortkarg nach dem Jüngeren schaute. Sie waren alle in der Stadt gewesen an diesem heißen Maisonntag, nur die Mutter fehlte, die lieber in ihren kühlen Zimmern allein blieb.

Den Jungen dünkte es herrlich, im Maisonnenschein durch die Felder zu fahren, und wieder im Schatten der Wälder, auf breiten Landstraßen, während über den Wiesen allmählich die Kuppen des Hochwaldes aufstiegen. Aber die im Wagen sahen solche Dinge nicht, sie sprachen von anderem.

Die Schwestern von den Einkäufen, die sie in der Stadt gemacht, von den Thomanns, ihren Gutsnachbarn, die sie gesprochen, von jungen Herren und schönen Kleidern. Sie steckten fortwährend die Köpfe zusammen und kicherten, weil sie der Vater, fast wie ein gönnerhafter älterer Anbeter, neckte.

Er hatte mit Freunden im ersten Hotel gefrühstückt, reichlich, seiner Laune nach, und fragte nun seine Töchter, die ihre eigenen Wege gegangen waren, in einer etwas rüd jovialen Weise über ihre Erlebnisse. Heinrich hörte mit halbem, fast überlegenem Lächeln zu; er war gelangweilt dagesessen, bis der Kutscher, der alte Hannes, an der Waldecke dem kleinen Burschen die Zügel gegeben hatte. Nun blickte er nur mehr auf diese kleinen zuckenden Hände und sah und hörte nichts weiter sonst; der Junge fühlte es, und seine Lippen kniffen sich immer mehr ein, während die Backen dunkelrot wurden, bis er endlich die Pferde in schönem Bogen vor der Eingangstüre des Hauses parierte.

Die Schwestern sprangen lachend ab, ihre Einkäufe auf den Armen.

„Nun, Peter, zeig doch deine Hände! Wie sehen sie denn aus? Bist du nun zufrieden, du Held, wenn sie dir recht weh tun?"

Es klang scherzhaft, aber ein Unterton von Bosheit und Gereiztheit war darin.

„Wie wird d e r seine Hände spüren!" sagte der Vater, „lieber stirbt er, als daß er das eingesteht. Jetzt hat er doch seinen Willen! Siehst du Heinrich, du hast es bis jetzt nicht so weit gebracht", sagte er zu seinem Ältesten.

Digitized by Google

„Wozu?“ meinte der und hob geringschätzig die Achseln. „Der alte Hannes ist ja da, und wenn er abgeht, kann Peter den Kutscher machen; kutschieren, das hat Zeit für mich.“

„Zeit, Zeit! Alles hat Zeit bei dir, bis es zu spät ist!“ Des Vaters gute Laune war verflogen. „Der ist ein Felsenbrunner, der hat Zähigkeit und du nicht, das ist es!“ schrie er.

Heinrich verzog den Mund und sah den Vater keck an. „Zähigkeit? Das sagst du?“ er sprach so leise, daß es der Vater überhören konnte, wenn er wollte. Er überhörte es und folgte schnell seinen Töchtern ins Haus. Gebückt war er vom Wagen gestiegen, aber er richtete sich im Gehen und unter seinem Ärger wieder auf.

So erschien er groß und stattlich; breitschulterig und kräftig. Sein Haar begann zwar an den Schläfen schon zu ergrauen und der Bart zeigte weiße Spitzen, dennoch hatte er etwas Jugendliches, etwas vom Eroberer. Seine dunklen Augen lagen in einem feuchten Glanz, und die Wangen hatten die satte Röte einer überreifen Aprikose. An Wangen und Augen konnte man sehen, daß er schwere Weine und guten Tisch liebte; trotzdem er schon merkbar Fett anzusetzen begann, hatte seine Erscheinung noch etwas Sieghaftes durch die kühnen Züge mit der starken Nase, den streng gezeichneten Augenbrauen und dem gewölbten sinnlichen Munde, der, wie die blitzenden Zähne, von großer Schönheit war.

Dieselben strengen Augenbrauen und dieselbe Nase hatte Peter, sonst glich er seinem Vater keineswegs. Wie er so vom Bock herunterkletterte, etwas steif vom Sitzen, unbeholfen durch die Reden der Älteren, war sein längliches Knabengesicht finster und unschön.

Sobald er die Pferde dem Kutscher überlassen hatte, war aus dem frischen, glühenden Jungen ein verdrossener und mürrischer geworden.

Sein Bruder hatte ihn mit einem versteckten Rippenstoß empfangen, den Peter rasch und fast tückisch mit einem heftigen Faustschlag erwiderte.

Klein, sehr kräftig und sehnig gebaut, glich Peter ebensowenig seinem schlanken, blonden Bruder, der groß und verweichlicht neben ihm stand, die Augen halb geschlossen.

Erst sechzehn Jahre alt, hatte Heinrich den Ausdruck eines Fünfundzwanzigjährigen. Nichts Jungenhaftes, nichts Unausgebildetes, nichts Störendes oder Lächerliches war in seiner Gestalt, alles war schon fertig, alles war harmonisch und schön gebildet, und man konnte sich leicht denken, wie dieser Sechzehnjährige als Vierziger aussehen würde.

Gewiß hatte sein Vater in demselben Alter ebenso ausgesehen, nur fehlten dem Sohne die rassigen Farben und das Temperament des Vaters.

Die vom Felsenbrunnerhof hatten alle krauses dunkles Haar, blitzende Zähne und Peters braune Haut; die Wangen waren rot und die Augen leuchteten. So sahen auch die Ölbilder aus, die noch in den Winkeln des Hauses und auf dem Speicher standen. Die Felsenbrunner waren eine alte Familie; ihr Hof war ein langgestrecktes weißes Gebäude, das durch seine Größe, das mächtige Dach, die geplattete breite Auffahrt, die vielen hellen Fenster mit den lustig grünen Läden, zwischen seinen mächtigen Kastanienbäumen weit mehr einem Schlosse ähnlich sah, denn einem einfachen Landhaus.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an Stelle des kleineren alten

Digitized by Google

neu gebaut, hatte es ganz das trauliche und zugleich weitläufige Aussehen der Bauten dieser Zeit: einfache Vornehmheit ohne Ansprüche an Vornehmheit zu machen. Behaglich und doch stolz hob es seine helle Fassade mitten aus Gärten und Bäumen. Das „Schlößche" hieß es in der ganzen Gegend.

Eigentlich war es ein Einödhof. In der weiten grünen Mulde gelegen, vor rauhen Winden geschützt, waren seine Felder weit fruchtbarer, als die Sandstrecken ringsum und die mageren Äcker der kleineren entfernteren Höfe. Vom Fenster des großen Eßzimmers aus konnte man über eine Erdwelle hinüber gerade noch ein Dach sehen, sonst war alles Einsamkeit.

Auch an diesem hellen Maisonntag lag das Haus still mit geschlossenen Läden, und als die lauten Stimmen der Schwestern verklungen und die Tritte des Vaters verhallt waren, stand Peter eine Weile unschlüssig auf dem sonnigen Platz. Er fühlte sich wie ausgestoßen; die andern lachten zusammen und gingen zusammen, ihn hatte keiner weiter beachtet. Er sah zu den Fenstern der Mutter empor, wagte aber nicht sie zu stören. Die Rührung preßte ihm jedesmal die Kehle zusammen, wenn er an diese schwache, kränkliche Mutter dachte, die so einsam in ihren Stuben im Obergeschoß hauste. Verscheucht war sie schon seit Jahren vor dem großen Haushalt dahin geflohen, wo sie ihr Leben für sich führte. Dort oben hatte sie den Ausblick auf Gärten und Bäume, auf die weiten Bogen der Waldberge und war zufrieden, wenn niemand sie störte. Meist lag sie auf dem Diwan und las, oder musizierte zuweilen. Von Zeit zu Zeit lockte ihr Gesang Peter an die Türe, den Mut zum Eintreten fand er aber nicht, denn sie erschrak und streckte die Hände wie zur Abwehr aus, wenn jemand unvermutet bei ihr eindrang. Alles Laute, alle Unruhe und allen Streit wehrte sie von sich ab.

Peter wußte wohl, daß seine Geschwister ihr schon lange über den Kopf gewachsen waren und es schmerzte ihn, daß sie an dem Vater keine rechte Stütze hatte. Er selbst liebte seine Geschwister nicht, die ihm nur spöttisch oder gar gehässig begegneten, und empfand Furcht und Scheu vor seinem Vater, dessen Launen und Neigungen er nicht begriff, dessen Tadel ihn verwirrte, und dessen maßlose Zornesausbrüche ihn abstießen. Seine Geschwister sprachen immer in liebloser Weise von ihm — mochten sie das tun, wenn nur die Mutter an ihn glaubte! Peter kannte keinen höheren Wunsch, als in ihren hellen Stuben zu sein, still in einer Ecke zu sitzen und ihren Gesang zu hören, oder die vielen feinen Bilder an den Wänden betrachten und ihr ein klein wenig zeigen zu dürfen, wie er sie liebte. Aber er war viel zu linkisch — zu störrisch, sagte Alwine — und zu unbeholfen — ungehobelt, nannte es Heinrich — dazu, sich zu offenbaren und deshalb stets befangen bei ihr. Trotzdem hatte er das starke und sichere Gefühl, daß sie wußte, wie er an ihr hing; es war eine scheue und schamhafte Liebe zwischen den beiden.

Peter sah noch einmal zu den geschlossenen Fenstern empor, dann drehte er sich seufzend um. Wohin sollte er gehen?

Zu Gretchen? Er dachte einen Augenblick nach, dann zogen sich seine Augenbrauen finster zusammen. Nein, wenn Gretchen es lieber hatte, daß Heinrich kam —! So ging er, wohin er jeden Sonntag ging, zum alten Hannes.

Digitized by Google

Es waren noch Trotz und Widerspenstigkeit in ihm, als er sich neben den alten Knecht setzte, der im weißen Hemd, das seidene Halstuch verknotet, die „Peif“ zwischen den Stummeln, die „Kapp“ auf dem linken Ohr, unter dem Holunderbaum saß und mit porzellanblauen Augen — seinem Sonntagsblick, wie die Mutter sagte, — über die Wiesen und Felder schaute.

Hannes war seine Zuflucht; er hatte stets Geduld mit ihm gehabt, er kannte all seine Nöten von Kindsbeinen an. Er schrie ihn nicht an, er wurde nicht wütend wie die andern, oder gar traurig wie die Mutter; er horchte zu und verstand es, aus den Wirrnissen seiner Reden das Richtige herauszufinden. Auch trösten konnte er, trotz aller Kargheit, und eine Zauberpfeife blies er, die dem Jungen durch Mark und Bein ging, und deren Ton ihm Rückgrat und Halt gab. Nicht oft genug konnte er wiederholen: „Loß se all minaner! Du, du steckscht se jo doch noch all in de Sack. E Kerl wie du! Der Heinrich — no ja — ich will nit redde! — Du bischt der Eenzig, du sollscht des Gut kriehche. — No, wart mer's ab!“

Er redete mit dem Jungen wie mit einem Erwachsenen über Mißstände in der Bewirtschaftung des Gutes, über Verkehrtheiten und Verschwendungen: „Des macht alles des Oos, der Kuno.“ Der Kuno war sein Flurnachbar, und von Jugend an sein ärgster Feind. Wochenlang gingen die zwei Alten aneinander vorbei und taten, als sähen sie sich nicht, bis den verkniffenen boshaften Kuno *seine* Art von Schalkheit überfiel, und er grinsend rief: „Guck ämol do! Do soll mich doch!! — Is des nit derselb Gräfehannes, der wu in de verziger Johr gesesse hot?

»Hecker, Struwe, deitscher Mann,
Für die Freiheit sterben kann.«

Gekennt hätt ich dich nimmi, so uralt siehschde aus!“

„Ich gäb d'r jo gern en Tritt, wann ich norre wißt wuhin, es is kenn Platz do!“ rächte sich der behäbige Hannes.

Zuzeiten belustigte Peter das wunderliche und verbissene Gebaren der beiden alten Dienstboten, die schon äußerlich Gegensätze waren; aber zu Zeiten, wo er mürrisch oder trostbedürftig war, wo ihn die Uneinigkeit mit seinen Geschwistern bedrückte, empfand er es als etwas Unwürdiges und schwieg bockbeinig, wenn Hannes die alten Geschichten auftischte.

Heute mußte den Alten irgend etwas erregen, das sah Peter schon an den großen Wolken „Tubakraach“, die Hannes ausstieß. Der Geruch des Pfälzer Krautes gehörte für Peter zu den Sonntagen, wie des Hannes „Peif“ mit dem tiefdekolletierten schönen Frauenzimmer darauf und sein blühweißes Hemd.

„No, heit waren se awer widder een Herz un een Seel, und der Pape war luschdig!“ fing er an und schaute weiter in die Ferne.

Peter nickte. Er haßte diese Fahrten in die Stadt, wo sein Vater schwere Weine trank und ausgelassen wurde, und seine Geschwister mit ihm umgingen wie mit einem fidelen Kameraden; wo sich die gute Laune noch am Kaffeetisch zu Hause fortsetzte und Peter sich nur als der Geduldete in der lustigen Runde vorkam und jeden Augenblick davor zitterte, daß seine Mutter eintreten und die flackernden Augen seines Vaters sehen könnte. Sie war fremd unter ihnen, wie er, sie gehörte nicht zu ihnen, wie er.

Digitized by Google

„Hen se widder neie Kleeder kriehcht, die scheene Mamselle?“

„Ach was, ich weiß nicht“, wehrte Peter unwirsch ab. Es ärgerte ihn heute, daß sich der Hannes in alles mischte. Gewiß, hatten sie wieder neue Kleider bekommen, sie bekamen überhaupt alles vom Vater, was sie wollten! Man sah ihm ja den Stolz auf seine eleganten Töchter von weitem an! Sie waren auch mehr wie er geartet, nicht so schwerfällig wie Peter, liebten lautes, fröhliches Wesen, Helene, die des Vaters Liebling war, besonders Eleganz, Toiletten und Süßigkeiten.

„Ja, die reiche Leit,“ fing Hannes wieder bedächtig an, „Vergniege und Luschtbarkeite! Geld do naus un Geld do naus! Fahrn in die Stadt, wann m'r aa die Gäul in der Ökonomie braucht! Dei Mutter wann ich wär, Peter, ich wißt, was ich zu tun hätt. Verschwende und immer meh' verschwende! No, ich hab nix gesaht!“

Peter wurde rot. Er erinnerte sich an Gespräche zwischen seinen Geschwistern und seinem Vater. Er sah sie alle am Tisch sitzen und lachen und schäkern. „Fahren wir bald wieder in die Stadt?“ frug der Vater, „fahren wir morgen? Heute? Ich lasse anspannen!“

Alwine sagte dann jedesmal etwas ernüchtert —: „Ja hast du denn Zeit? Brauchst du die Pferde nicht in der Ökonomie?“

„Das wär noch schöner, wenn der Herr vom Felsenbrunnerhof sich nicht erlauben dürfte in die Stadt zu fahren, wann's ihm paßt!“ brauste der Vater auf. „Bin ich ein Bauer? Soll ich den Mistkarren fahren?“

Da blickten die Schwestern ihren eleganten Vater an und lachten laut, aber seine gute Laune war weg, er fuhr seine Töchter nicht zur Stadt.

„Dein Mutter, wann ich wär! Verschwende und nix als verschwende.“ Das war Peter im Ohr hängengeblieben und verdichtete sich zu einer gewissen Unruhe bei ihm. Hannes machte in der letzten Zeit immerfort solche Andeutungen. Was war denn? Sie lebten doch gut und reichlich. Sein Vater und Heinrich hatten den ersten Schneider, seine Schwestern teure Kleider, die Mutter kaufte sich Bücher und Stiche, soviel sie wollte, das Haus war voller Dienstboten, Kasten und Keller voll!

„Was meinst du denn immer, Hannes, mit deinen versteckten Reden? Rede grad heraus! Wer verschwendet? Warum soll man nicht verschwenden? Was ist los? Wir sind doch reiche Leute?“

„Was ich meen, Peter? Nix meen ich. Ehr sin' freilich reiche Leit, ehr han de schenschte Besitz weit un breit, keen Hof in der Hinnerpalz is so — aber do ghert eener her, der alles fescht in der Hand hot. Verstanne? Guck doch um dich! Siehschte dann was anneres wie eier Eigetum? E Goldgrub kennt der Hof sein! Freiherre, Ferschde sin ehr! Ferschde! Wann — —“

Aber Peter hörte nichts mehr. Wie der Alte so weit umfassend mit dem Pfeifenstiel in die sonnenbeglänzte Ferne gedeutet hatte, über Felder und Wiesen weg bis zum Wald, ward der Wunsch heiß in ihm entfacht, in die sprühende goldige Pracht hinauszulaufen. Mit heißem Kopf stürmte er fort und war bald mitten in den Kornfeldern. Streckauf und streckab, vom Fuß der Berge, bis zu der Landstraße hin zogen sich lange hellgrüne Bänder wie aus zarter Seide gewebt. Regungslos standen die jungen Ähren. Das waren die Felder vom Felsenbrunnerhof. „Fürsten seid ihr!“ und mit neuen Augen sah Peter auf die Äcker, die sich schwach-

Digitized by Google

wellig mit dem Terrain hoben und senkten, bis sie sich, immer schmäler werdend, an der staubigen Landstraße verloren. Dort zitterte die Luft schon sommerlich heiß.

Die Worte des alten Hannes fielen ihm ein: „Was is des for e Besitz! In der ganze Palz gibt's keen wie den!“ Es war, als hätte er erst Augen dafür bekommen, neue Augen, andere Augen.

Er hob den Kopf wie ein feuriges junges Roß, als er in den Wald eintrat, der ihm seine Kühle schon entgegengeschickt hatte. Schwarz und feucht war's unter den Tannen, und Peter dehnte sich wohlig wie in einem kühlen Bade. Es roch nach Harz und Blumen und jungen Kräutern, nach Frische und Wachstum. Immer höher stieg Peter, bis er bei einem Auslug die ganze in Glut zitternde Ebene vor sich sah.

Nichts rührte sich, kein Wind kam in die alten Buchen ober ihm. Die Sonnenflecken standen unbeweglich auf dem violettbraunen Grund.

Die ganze Landschaft schlief in dieser heißen Stunde, kein Ton kam herauf, sein Vaterhaus schien förmlich von innen heraus zu strahlen, so glänzten seine weißen Mauern in der Sonne. Ganz ferne sah man ein paar Dächer, geduckt ruhten sie im Mittagsschlaf. Kein Hahnenschrei, nicht das Blöken eines einzigen Tieres, kein Hundegebell, nichts war hörbar, alles stand wie verzaubert.

Und Peter kam sich plötzlich vor wie einer, der allein wacht, einer, dem dies alles gehörte, der nur die Hand auszustrecken brauchte — Besitz! Besitz!, es war sein, er brauchte nur zuzugreifen; sogar die Quelle, die dort aus dem Felsen kam, und die dem Hof den Namen gegeben, war sein, und auch der Gesang der Vögel, der auf einmal leise und wie tastend anhob, gehörte ihm. Sein war der uralte Hochwald, der seine Reihen über den Rücken hinstreckte, sein war die Luft, die er atmete, und er ließ sich mit einer wahren Wollust von der Sonne versengen, denn es war seine Sonne.

Freiherrn! Freiherrn. Nein Fürsten! Mit erhobenem Kopfe stürzte er über den Berg hinunter und glühend kam er am Hause an. Sein Vater lag im Feldstuhl unter den Kastanienbäumen, rauchte und schaute den Jungen, der sonst immer mit verdrossenem Gesicht herumlief, verwundert an.

Er hatte Peter gesehen, wie er noch als kleines Pünktchen in seinem hellen Anzug am Waldausgang aufgetaucht war und hatte seinen hastigen Lauf beobachtet, bis er unter den Hecken des Gartens verschwand und dann plötzlich vor ihm stand, mit glänzenden Augen, fast einen Zug feierlicher Heiterkeit und Gehobenheit im Gesicht.

„Bursch, was ist denn mit dir los? Wo warst du denn?“

„Herumgeschaut habe ich,“ sagte Peter, „es war alles so schön!“

„Was denn?“

„Unser Besitz.“

Der Vater stutzte, runzelte die Brauen, dann lachte er. „Unser Besitz! Du gefällst mir! Weißt du auch, wie weit er reicht?“ Er zog die Uhr. „Wie denkst du denn darüber, mein Sohn, wir haben noch Zeit bis zum Vesperbrot, wollen wir uns unsern Besitz ansehen? Es ist ganz gut, wenn ich wieder einmal herumkomme, und Heinrich — na ja! Drinnen schläft er, also komm du. Wir nehmen den Hohlweg, da ist es kühler.“

Digitized by Google

Zuerst hatte der Vater den Versuch gemacht, den Jungen an der Hand zu führen, es aber sofort in einem sichtbaren Ärgerlichsein unterlassen. Peter schritt ja wie ein Alter neben ihm und beschaute alles rechts und links, prüfend und wichtig. Aus Neigung hätte er seines Kindes Hand niemals erfaßt, wie sich Peters Finger nie mit Zutrauen in die seinen gelegt hätten. Das war kein Kind, das neben ihm herging!

Der Vater wurde mißmutig, es begann ihn nach kurzer Zeit zu langweilen, dann zu ermatten und schließlich zu quälen, daß er diesen Gang vorgeschlagen hatte.

Gewiß, Peter war ein ganzer Kerl gewesen, als er so glühend vor ihm stand, er hatte ihm gefallen mit den blitzenden Augen, er, der immer den Kopf trotzig senkte; aber der, der so nüchtern mit ihm ging und so kluge und fast geschäftsmäßige Fragen stellte, war ihm unbequem. Er ahnte nicht, was in der Seele des Kindes vorging, fühlte nicht, wie Peter verlegen und unsicher war, und wie das Gefühl allmählich schwand, das ihn so hochgetragen und dem Vater näher gebracht. Peter wieder fühlte die Erkältung des Vaters, wußte sie nicht zu deuten und litt darunter. Einmal hatte er schüchtern gefragt, als sie an dem Kiefernwald vorbeigingen: „Gehört der auch uns?“

„Nonsens! Hast du nicht genug? Willst du auch diesen ekligen Wald noch haben?“

„Aber die Wiesen, der Kartoffelacker“, fragte Peter noch leiser und unsicherer.

„Gehören uns, beruhige dich.“

Wie seltsam, daß er nie daher gekommen, daß ihm alles hier fremd war!

„Besitz, Besitz!“ klang es, halb verwischt und verworren in Peter. Warum nur der Vater keine Augen für die wundervollen Wiesen und stattlichen Acker hatte? Unlustig schritt er neben Peter her und seine Laune verdüsterte sich zusehends. Die Hitze war zu groß, und der Vater wurde immer müder. Dennoch schritt er weiter, und man konnte sehen, daß er mit Mühe den Groll auf sein Kind unterdrückte.

Längst war der Felsenbrunnerhof verschwunden, das Terrain senkte sich immer mehr. Die Quelle, die vom Hochwald kam, lief, sich vom Weg entfernend und sich ihm wieder nähernd, als Bach neben ihnen her.

Auf einmal umbuschte sich der Bach, machte einen großen Bogen, von Erlen umsäumt, ein kleiner Hügel schob sich vor, da war er wieder, und — Peter hätte fast einen Schrei ausgestoßen — vor ihnen lag still und glitzernd ein großer Weiher.

Die Sonne schien schräg über ihn hin, daß er wie in Goldschuppen glänzte. Hinter den hellgrünen Ufern fing es allmählich an, sich zu heben, schwarze Tannen standen auf rotem Sande und zogen im Widerschein einen tintigen Streifen in den Uferrand, dahinter rundeten sich Waldwelle hinter Waldwelle, die Berge des Westrichs.

Peter empfand etwas wie Beklemmung vor diesem einsamen, schönen, ihm ungewohnten Orte. Er schaute lange über das Wasser hin, dann frug er leise:

„Wem gehört er?“

„Den Thomanns“, entgegnete abweisend der Vater.

Peter überkam eine seltsame Trauer. Er gehörte nicht ihnen!

„Hat er immer den Thomanns gehört?“

Digitized by Google

„Nein."

„Wem denn?"

„Uns."

„Warum gehört er uns nimmer?"

Es bricht unvermutet aus dem Knaben, das Weinen würgt ihn: „Warum habt ihr ihn hergegeben? Warum habt ihr den schönen Weiher hergegeben?" Eine ohnmächtige weinerliche Wut überkommt ihn, eine Wut auf den Vater, der nicht antwortet und nur einen haßerfüllten Blick auf ihn wirft, ihn despotisch beim Handgelenk packt und mit sich zieht. Doch diese gewaltsame Art, ihn wegzubringen, reizte den Buben immer mehr. „Du mußt ihn kaufen," schrie er außer sich, „kauf ihn, kauf ihn wieder!"

„So kauf du ihn, mein Söhnchen", höhnte sein Vater.

„Ja, das tu ich, das tu ich gewiß, wenn ich groß bin. Ich will ihn wieder haben!"

Der Vater schleuderte seine Hand weg und ging weiter.

Peter war fassungslos. Ein dumpfes quälendes Gefühl stieg in ihm auf. Der Vater haßte ihn. Warum?

Er grübelte und grübelte und zerquälte sich. Was hatte er getan? Gewiß, er war heftig, er war herrisch gewesen. O Gott, o Gott, daß er auch so sein mußte!

Keuchend schritt er hinterdrein und blieb zuletzt zurück, setzte sich hin und verlor den Vater aus dem Gesicht.

Nachdem Peter eine Zeitlang gesessen, stand er müde auf; als er über die Wegsteigung weg war, sah er den Vater schon unten durch die Wiesen gehen. Er folgte langsam und mit gesenktem Kopf dem Pfad; so erreichten sie gesondert das Haus.

K. u. k. Infanterie-Re-gi-ment

Der Rebstock weinte, in den Weinbergmauern raschelten die Eidechsen, die Raine blühten bunt, und wild ging der Eisack, mit trüber, lehmiger Flut. Ein heftiger Wind wehte durchs Tal, weiße Wolken flogen hoch über die Berge weg und ließen große Stücke tiefblauen Himmels frei. Wenn die Sonne schien, schien sie grell, eindringlich, und alles, was vorhin düster, förmlich in sich gehockt, fast feindselig ausgesehen, wurde mit einem Schlage farbig und leuchtend, eine andere Welt.

So war der Tag gewesen, den ich unten am Eisack verbracht, wild und ungestüm, ein Werbetag.

Am Abend ballten sich die Wolken dunkler und dichter, und fuhren wie gehetzt am Himmel hin, bis sie ihn übersponnen hatten. Dann war's wie ein Ausruhen, eine Lähmung. Der Abend kam früh, und die alte zirbengetäfelte Stube, in die die Sarntaler Berge schauten, sah düster und grämlich aus, als ich müde eintrat.

Am großen Ecktisch saßen ein paar Bürger des Städtchens unten am Eisack und ein pfiffig aussehendes Tiroler Bäuerlein von heroben, das seine Scherzreden zwischen den beiden Meistern und meiner alten Wirtin gewissenhaft teilte, die mir nun, etwas mürrisch über mein langes Ausbleiben, den Abendimbiß aufstellte und die kleine Hängelampe anzündete.

Die ehrenfesten Männer und Bürger des Städtchens, die mit Würde

Digitized by Google

und Ernst hinter ihrem Wein saßen, waren in ein wichtiges Gespräch vertieft gewesen, das sie, durch meinen Eintritt gestört, sichtbarlich verstimmt abgebrochen hatten. Aber in ihrer Seele rumorte es weiter und erwies sich als so zwingend, daß zuerst bedächtig und unter Stocken, dann heftiger und schnellflüssig die weisen und erregten Reden sich Bahn brachen. Ja, sie dokumentierten sich zuletzt so leidenschaftlich, daß nicht allein ich mich in dem Strudel mit fortgerissen fühlte und wortlos untertauchte, sondern auch das lustige Bäuerlein Hals über Kopf hineinsprang und, nachdem es wieder emporgetaucht und Atem gekriegt hatte, wild rudernd darin herumplätscherte, ja bei diesem Gebaren mehr Temperament entwickelte — soweit das im Land Tirol üblich ist — als die beiden biedern Bürgersmänner.

Die Wellen tobten auf und ab; Organisation, Sozialdemokratie, Steuern, schlechte Zeiten, Ansprüche der Gesellen, Verschwendungssucht der niedern Klassen, Steuern, Militär, die Vagabundenplage (Mißbilligung der Abgeordneten!), die wüste Frage der „Bensionischd'n“ in Österreich, um zuletzt sich wieder in einer großen Welle zu vereinen: die Sozialdemokratie! Ich atmete auf: diese Welle würde uns aufs Trockene werfen, und, wie ich hoffte, auf eine schöne, glatte Straße, auf der sich mit Bedacht, Weisheit und Einsicht marschieren ließ.

Aber nein, die Straße erwies sich als ganz infamer, steiniger Karrenweg, der einen hin und her warf. Das Bäuerlein hüpfte, die ehrenfesten Bürgersmänner hüpften, und es wäre possierlich anzusehen gewesen, wie der eine dabei an den andern stieß, wenn es nicht eine so blutig ernste Sache gewesen wäre.

Das Bäuerlein machte die Hüpferei und Stoßerei ganz rabiat: „Wos sagt's? Fügen sollt's Enk? Fügen müaßt's Enk? Wos? A Meischder fügen? War zum Lachen! A Meischder! Dessell ischt einfach gnua: Nit nachgebn, koan Handbroat. Es ischt decht unmögli, wenn's alle zsammenhelfts! Des sein decht die Gsellen und Enk seid's die Meischder! Meine Roß müassen parieren, meine Küah müassen parieren, mein Wei muaß parieren und meine Knecht müassen parieren, warum sollten nachher Enkenen Gselln nit parieren? Wos? — des sein die mehrern? Ja, Enk trauts Enk net!“ Er lachte laut und verächtlich.

„Ja traun! Trau di du! Werst gschwind gfragt, ob di traust!“ sagte der eine Meister, ein dickkopfiger, kropfiger, echt Tiroler Kleinstadttypus, mit wasserblauen, hervorquellenden Augen, die aussahen, als ob er stets in Angst sei.

„Ums Traun handelt si's nit. Ums Nachgebn handelt si's. Nachgebn oder 's Gschäft aufgebn, so sein die Sachen!“

„Ah wos!“ schrie das Bäuerlein in der höchsten Fistel, „es ischt unmögli, wenn alle Meischder nit nachgebn.“

„Ah wos!“ Selle Sachen voschteaht a Bauer nit!“ meinte der Dickkopf. „Wenn's do dene Bazi alleweil helfen! Ins werd niacht gholfen; 's Geld kriagens, 's schöne Leben ham's und mir derften ins plogn. Na“ — er trank plötzlich so rasch und hastig, daß es aussah, als eile er sich über die Maßen, damit nur keiner der andern, die schon darauf lauerten, zu Worte käme. „Jawohl sollten wir ihnen den Herrn zoagn“, schrie er, kaum daß er das Glas hingestellt hatte, und rückte seinen Hut aufs linke Ohr, um sofort wieder ans Trinken zu gehen.

Digitized by Google

Nun kam endlich sein Kollege zu Wort. So schnell jener gesprochen, so schwer und stockend ging es bei diesem. Er war sicher ein Tischlermeister, denn er roch unstreitig und sehr vernehmlich nach Leim, hatte auch allerlei Werkzeuge, Hobel und Eisen in seinem Rucksack, den er die ganze Zeit auf dem Buckel behalten hatte. Er war gewiß auf Arbeit in einer der kleinen, höher gelegenen Pensionen gewesen, die sich auf die „Saison" vorbereiteten, und war schon etwas beschwipst heruntergekommen. Da der Rucksack sehr umfangreich, bösen Willens und durchaus herrschsüchtig schien, war beständig ein possierlich anzuschauender Kampf zwischen dem kleinen Meister mit den kurzen Beinchen und dem großen grünen Rucksack im Gang.

Der Rucksack stemmte sich gegen die Wand und drückte mit Gewalt den schmächtigen Meister nach vorne, der in Geduld und mit vielen rutschenden Bewegungen den Sack immer wieder in seine Grenzen verwies. Das Dominieren war überhaupt seine Sache nicht; er packte auch das strittige Problem von einer andern Seite an.

„Ich bin überhaupt kein Redner niacht, bin kein Redner nia niacht gewesen. Aber ich sage, die ganze Sache, die ganze Sache — niacht von den schlimmen Zeiten kommt sie und niacht von den schlechten Gesellen, die wo Sozialdemokraten sein. Weil kein Glaubn ischt, ischt es so! und Glaubn müassen mir wieder unbedingt ham, nachher kriagn mir an ganzen guatn Landtag und nachher kriagn mir ganze guate Gselln. Einen Glaubn müassen mir wieder ham im Land Tirol, sonscht ischt es gfahlt, sonscht wird es nia niacht besser, darauf hab ich meine Hoffnung."

„Glaubn!" brummte der Blauäugige mit dem Dickkopf wieder, der seinen Händen nach ein Spengler oder Schlosser sein konnte, „wos hilft der Glauben, wann sie die Herrn sein? Boschteahscht? Zsammfressen dhean sie ins, wenn mir ins nit rühren, dreinfahrn müassn mir, dreinfahrn!"

Der Meister Tischler, den der Rucksack siegreich bis zur alleräußersten Grenze vorgeschoben, und der nur mit Mühe Haltung und Position aufrecht hielt, war sprachlos ob des plötzlichen Umschlags.

Dann stotterte er: „Hoscht do gsagt nachgebn oder 's Gschäft aufgebn. Nana, Mannder, es ischt für niacht. Ich hab meine Hoffnung auf den Glaubn aufgstellt, es ischt niacht ohne Glaubn, und es Wehren hilft niacht —"

„Jawohl, helfet's!" schrie das Bäuerlein drein. „Wenn's Enk ner trauet's! Wenn's ner war wie zu Andrä Hofers Zeiten!"

„Die Zeiten san vorbei," meinte der Blauäugige mit dem angstvollen Blick, „aber oans — 's Militär müasset dreinfahrn derfen!"

„Jo, 's Militär!" stotterte der Tischler, dem die kleine Kellnerin schon wieder ein neues „Bierbele" gebracht hatte. „'s Militär!"

„Bin i sofort einverstanden, 's Militär. I bin fürs Militär, i war alleweil fürs Militär, i war selwer Militär," begutachtete das Bäuerlein, „denn unser Militär —"

„Do hobt's die rechten Bazi", mischte sich die alte Wirtin spottend ein, die die ganze Zeit mit ihrer Nase beschäftigt, grämlich dagesessen: „oaner wia der ander, geaht's mir mit enkern Militär!"

„Wos Wirtin, wos?" schrien die drei voller Entrüstung, „Bazi, inserne Jager, inser Infanterie — des sein fein koane Sozialdemokraten!"

Digitized by Google

„Das ischt," rang sich der Tischler durch, „das ischt, — iach bin kein Redner niacht, — das ischt die Kraft des Volkes! Do ischt eine Kraft, do ischt ein Mut, do ischt ein Glaubn" —

„Schtad!" sagte die alte Wirtin und stieß die kleine Kellnerin an, die halb geschlafen hatte, „schtad, do kimmt no epper!"

Sie hob lauschend den Zeigefinger zu ihrer gekrümmten Vogelnase und saß lauernd in ihrem grauen Kleide da wie ein aufgeplusterter, mißlauniger Papagei.

„Schtad!" sagte sie nochmals, denn das Poltern wiederholte sich. Ein Lärmen und Singen, ein Getrappel und Geschlürfe wurde draußen laut, als begehre ein ganzer Trupp Menschen Einlaß.

„Mutter, fercht dir nit, mir sein jo do!" riefen die Männer aus Tirol wie aus einem Munde, und ich begab mich leichten Herzens, heiter und getrosten Gemütes in den Schutz der Nachkommen Andrä Hofers, die uns drei arme Frauenswesen, die wir allein im Haus waren, wenn es not tat, mit Leib und Seele verteidigen, ja, uns mit ihrem Blute schützen würden! —

Die Türe ging auf; nicht ein Trupp Menschen, nur zwei abgerissene, schwankende Gestalten traten ein; ein Großer, Rotblonder, mit schlenkernden Gebärden, näherte sich mit einer übertriebenen Verbeugung, der zweite, ein Schwarzer, Untersetzter, der tückische Blicke herumwarf, hielt sich hinter ihm, wortlos und wie in verhaltenem Zorn.

„Habe die Ehre, den hochverehrten Herrschaften einen guten und genußreichen Abend zu wünschen. »Wir sitzen so fröhlich beisammen«", begann er zu singen. „Ich bin nämlich sehr musikalisch, sehr, bitte! Also guten Abend!" (das war der Große).

Lautlose Stille. Die Meister stierten auf den Tisch, das Bäuerlein ins Glas, die alte Wirtin in die Luft und die kleine Kellnerin mit einer Wendung halbrechts ins Fenster.

„Na ja, na ja!" lachte der Rotblonde schallend auf. „Kennen wir, recht, ganz recht! Aber unsereins hat Durst! Liebwertestes Fräulein, ein Gläschen Schnaps, von dem für uns beide geeigneten, — ein Stamperl."

Die drei am Tisch warfen der Wirtin einen bedeutungsvollen Blick zu, den die Wirtin der Kellnerin weitergab.

„Schnaps ham mir niacht. Geaht's zum obern Wirt, geaht's weiter", grollte die Alte und schaute dabei auf einen imaginären Punkt.

„O bitte, da waren wir schon," erwiderte der Große, indem er sich verbeugte, „merkwürdigerweise gibt es dort auch keinen Schnaps. Mir ist zwar kalt, — na ja, ich bitte um ein kleines Gläschen Wein, wenn's nur ein ganz, ganz kleines ist, denn der andere Herr hier —"

„Do!" barsch stellte die kleine Kellnerin den zweien das Glas an den Ofentisch und setzte sich, nun ganz wie ein Automat aussehend, neben die Wirtin.

„Bruder, was ist denn?" frug der Große, Redselige, den mürrischen Kameraden, der ganz in sich zusammengesunken auf der Bank hockte. „Da ist Wein! Laß den Kopf nicht hängen, Bruder, alleweil bleibt's nicht so, es kommen andere Zeiten auch wieder. Andere Zeiten sind wir gewohnt und andere müssen kommen! Bruder, denk dran, was wir werden wollen, und denk dran, was wir gewesen sind!" Und plötzlich

Digitized by Google

fing er an, im Rhythmus, etwas schlotterig zwar, aber nicht schlecht, zu singen:

„Wir sind vom k. und k.
Infanterie-Regiment
Hoch- und Deutschmeister
Nummro vier."

„Es geht halt so im Leben, Bruder, auf und ab, bald sein die andern oben, bald werden 's wir sein!"

„Schönbrunn und Wien —
— — — — — — —
k. u. k. Infanterie-
Re—gi—ment."

Er trappte auf und nieder, auf und nieder; wie das Anrücken einer Kolonne klang es.

„Bald kommen mir dran. Holla!"

Da räusperten sich die Meister, da räusperte sich das Bäuerlein, drei Geldbeutel erschienen über der Tischplatte, drei Hände langten in die Beutel:

„Niacht sagen, giahn lassen", flüsterte ganz, ganz leise der Bauer.

„Schönbrunn und Wien."

Plötzlich sieht der Große mich, kommt näher, macht eine groteske Verbeugung und sagt: „Wünsche der sehr geehrten Herrschaft recht wohl zu speisen! Wir haben zwar auch Hunger, aber eine Herrschaft ist eine Herrschaft! Natürlich der Nährstand, der Wehrstand — Standesunterschiede müssen sein, sagt man, aber" — er macht eine Bewegung, als rasiere er alles vom Tisch herunter und beginnt gleich wieder taktmäßig zu marschieren, indem er, wie zum Spaß, dem großen Tisch immer näher rückt.

„K. u. k. Infanterie-Regiment
Hoch- und Deutschmeister Nummero vier."

Wie ist mir's? Den Kerl hab ich ja heute schon gesehen! Drunten am Eisack, dicht vor dem alten Städtchen, ihn und seinen Kumpan. Über die Brücke ratterte gerade ein Wagen, ein ganz, ganz niedriges Wägelchen war's, mit nur zwei kleinen Rädern, drauf lag ein langer Sack. Auf dem Klepper ritt wunderlicherweise ein Bauer mit einem eigentümlichen kuttenartigen Mantel angetan, ein Bauer mit flammend rotem wehendem Bart.

Die zwei sahen auf die Brücke und dann, wie ich, auf den Bauern mit dem Mantel und dem roten Bart.

„Da schau, Bruder, der Haspinger!" lachte der Rotblonde aus vollem Halse, „der Haspinger mit der Kanone! Drauf! drauf! So wenn ich ausziehen könnt! Herrgott, mitten drein und bum — bum!"

Aber der grämliche Kamerad gab ihm keine Antwort, er spuckte nur aus.

Das waren die zwei. — —

„K. u. k. Infanterie-
Re—gi—ment."

brüllte er über den Tisch hin.

Die Meister und das Bäuerlein hielten noch immer ihre Geldstücke hypnotisiert zwischen den Fingern, die kleine Kellnerin stierte wie ein

Digitized by Google

ganz, ganz schlechter Automat, und die Alte saß noch immer aufgeplustert da, wie einer jener grauen Papageien, die stundenlang, halb mürrisch, halb boshaft lauernd sitzen können, ohne Bewegung, bis sie endlich bedächtig, wie wenn dies das Resultat ihrer langen Versunkenheit wäre, mit den Krallen an den Schnabel greifen und dabei listig ein Auge zudrücken. — So, ganz genau so machte es die Alte. Wie entrückt, wie aus irgendeinem vergangenen Jahrhundert zu uns versetzt, unheimlich alt saß sie da und fuhr langsam mit der Hand nach ihrer gekrümmten Nase, ein-, zwei-, dreimal dabei blinzelnd. (Wie alt sind Sie, Madame?)

„Wir erlauben uns, Menschen zu sein wie Sie, meine Hochverehrten, ganz wie Sie, und wenn wir Ihnen jetzt gute Nacht wünschen, in Anstand und Höflichkeit, ist es nur Ihre Pflicht, Ihre Menschenpflicht, auch uns eine gute Nacht zu wünschen, um so mehr als — na ja! Gute Nacht!“ — Also der Große.

Man hörte die Wirtin schnaufen.

Und lauter: „Gute Nacht!“

Man hörte alle am Tisch schnaufen.

Schwerfällig näherten sich zwei, und lärmend zwei weitere Füße der Türe.

Aber da stand schon die kleine Kellnerin. Wie ein eben vom Bogen geschossener Pfeil war sie dahingeschnellt.

„Zohln, zerscht zohln!“ sagte sie feurig, schaute aber dabei in die Ofenecke.

Der Rotblonde zog eine spöttische Miene. „So — o! Na, gemeint war der Wein zur Erheiterung des andern Herrn, hörst du, Bruder Dynamiter? Was, er rülpst? — Na, also aus Edelmut. Fünf Kreuzer? — Wieviel Prozent vom Tagesverdienst schätzen die Herrschaften?“ — —

Und er zählte ganz langsam, ironisch einen Heller nach dem andern auf den Tisch, eine lange Reihe.

Dann stolperte er zur Türe hinaus, dem Schwarzen, Finstern nach.

Der Mond schien auf die Schwelle und machte sie ganz hell; plötzlich verdunkelte sie sich aber wieder, weil droben wilde Wolken jagten. Man hörte das nahe Rauschen der Gartenbäume und das ferne des Waldes, sich entfernende Tritte und noch ein paar abgerissene Töne des Liedes:

„K. u. k. Infanterie-
Re—gi—ment.“

„Bazi!“ sagte die kleine Kellnerin mit Überzeugung, aber niemand gab ihr Antwort.

Die junge Bäuerin

Langsam zogen die Wallfahrer über die staubige Landstraße heim; die Sonne brannte herunter wie im Juli, obwohl es schon Spätseptember war. Die Vogelbeeren hingen ihre grellroten Dolbenfrüchte über den Weg, und auf den Wiesenhängen schnupperten die Kühe ihr Herbstfutter. Die Wallfahrer waren alle müd von dem weiten heißen Weg, am müdesten aber die junge Teschelbäuerin. Frisch war sie heute morgen mit den andern ausgezogen und hatte wieder Mut und Hoffnung fassen wollen auf ihrem Gang zur Kapelle, während alles ringsum in Tau und Licht strahlte; nun schleicht sie trübselig heim, müder und stummer als

Digitized by Google

die andern. Das laute, frische Gebet, das durch den Wald schallte, ist längst erstorben; die eifrigsten ermannen sich wohl wieder, wenn sie an einem Kreuz vorbeikommen, und lassen betend die Rosenkranzperlen durch die Finger gleiten, aber nur als leises Gemurmel schleicht's in den Reihen fort: „Bitt für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unsers Absterbens. Amen."

Am liebsten hätte sich die junge Bäuerin an den Straßenrand in den Staub gesetzt, es war ihr, als könne sie sich kaum mehr vorwärts schleppen.

Der Weg stieg scharf bergan, man sah tief ins Tal hinunter, in dem der Fluß zwischen den steilen Hängen in großen Krümmungen zog. Ihr wurde schwindlig, wenn sie da hinunter sah, ihr Herz fing an zu schlagen, und die große Angst überkam sie wieder. Der Fluß wollte ihr nicht aus dem Sinn. War alles umsonst gewesen? Hatte sie umsonst vor dem Bild der schmerzhaften Mutter gefleht und um Trost gebetet? Mußte sie ihre große Last wieder weitertragen?

Das Schluchzen saß dem jungen Weib in der Kehle, ihr Körper schien so schwer, wie wenn sie einen fremden Körper weiterziehen müsse. Und schauten nicht alle nach ihr, ahnten sie noch nicht, was sie bedrückte? Doch die setzten alle stumpf, fast widerwillig Fuß vor Fuß, niemand beachtete sie, niemand kümmerte sich um sie. Da traf sie ein Blick aus der Männerreihe, ihr Herz stand fast still, der Lechner! War der da? War der mit? Er war doch am Morgen, er war vorhin nicht dagewesen! Wohin sollte sie sich verkriechen, wo konnte sie sich verbergen vor diesem Blick? Diesem stechenden, triumphierenden, begehrlichen. Weiß er es? Was will er sagen? — Zitternd glitten ihre Blicke über ihr seidenes Brusttuch, ihre breite Schürze, dann hastete sie schwerfällig voraus, wie wenn sie ihm entfliehen wolle.

Noch immer stieg die Straße an; die Waldberge drängten sich zusammen, und dunkle Tannen rückten näher. Öde wurde es hier oben auf der Hochstraße, Felder und Wiesen verschwanden, alles war mit Heidekraut bedeckt, aus dem die roten Büschel des Heidelbeerkrautes leuchteten. Zerzauste graugrüne Wacholderbüsche tauchten plötzlich da und dort dicht am Abhang auf, zu Dutzenden standen sie dann wieder durcheinander am Rain, wie kleine, verkrümmte Wichtelmännchen. Ein kalter Wind wehte hier oben, und die junge Frau schauderte, als sie in den schwarzen Tannenwald eintraten, hinter dem die Sonne wie ein großer düsterroter Ball hing. Man hörte keinen Tritt auf den Nadelpolstern, keines sprach, wie bei einem Begräbnis schlichen die Müden durch die beginnende Dämmerung.

Außerhalb des Waldes trennten sich ein paar Weiber vom Zug und verschwanden in den Einödhöfen rechts und links der Straße. Noch immer sind diese niederen Häuser mit dem breiten Dach, das zum Schutz gegen den „böhmischen Wind" mit Steinen beschwert ist, der jungen Bäuerin etwas Unheimliches und Fremdes. Fremd sind ihr die hohen Holzstöße um die kleinen Fenster, fremd sind ihr all diese strohblonden, stumpfen, wortkargen, langsamen Menschen, sie flößen ihr Scheu ein, rufen ihr Heimweh wach nach der heiteren Vaterstadt in der reichen Ebene. Nie würde sie es zwischen diesen düsteren Bergen ausgehalten haben, wenn sie ihren Mann nicht gehabt hätte. In ihm kam das fränkische Blut

Digitized by Google

der Voreltern wieder hoch, er war klug, lebhaft, rasch, von ganz anderm Schlag als dies schwere, feindselige Volk. Hätte er, der viel Ältere, sie so rasch erobert und ihr das Heimweh nach den strotzenden Obstbäumen und Gärten ihrer Heimat vergessen machen? Freilich jetzt, nach seiner schweren Krankheit, wo er gelähmt im Stuhle sitzt und kein verständliches Wort sprechen kann, wo sie ihren großen Kummer trägt, den sie keinem sagen kann, überkommt sie ihre alte Furcht und ihr alter Abscheu wieder. Sie haßt dies Verlotterte, Dunkle, Unheimliche, sie haßt diese trägen, wortkargen Menschen, die Berge machen ihr bange. Wie nur die kleine Kapelle vorn am Abhang hängt! Ein struppiger Fichtenbaum steht nebendran, der wie ein zerzauster, verscheuchter Vogel aussieht! Um das Mauerwerk der Kirche und den Stamm des Baumes sind Totenbretter aufgeschichtet, wie es Sitte „im Wald“ ist; sie schauen ebenso grau und verwittert aus wie der alte Bau. Zerrissen, geborsten, gespalten, die Schrift kaum leserlich. Einige sind schief gerutscht oder verkehrt gestellt, mit der Inschrift nach unten, ein paar leuchten noch in grellen Farben und stechen mit den gelbroten Flammen des Fegefeuers und der Hölle, mit ihren bettelnden Armenseelen aus der Verwitterung heraus.

Wo mögen die sein, die vor ihrer Ruhe in der Erd darauf gebettet wurden?

Jahr um Jahr hat man die Bretter der alten Sitte gemäß hier angelehnt und angehäuft, keiner kümmert sich weiter drum. Das eine oder andre Mal hängt ein Kind einen Vogelbeerzweig, ein Büschel Heidekraut wie im Spiel daran. Die Sonne bleicht, der Regen verwäscht sie, daß sie bald grau und farblos aussehen wie alles ringsum. Wie ein Kirchhof erscheint in der beginnenden Dämmerung der jungen Bäuerin die Stätte, sie zieht ihr rotes Tuch fester um die Schultern; da fällt ihr Blick auf ein Brett vor ihr, auf einen Vers — sie will sich abwenden, will nicht weiterlesen, aber wie im Bann kehren ihre Augen immer wieder zurück.

So lauten Inschrift und Vers:

„Auf diesem Brett ist gelegen die Tugendsame Barbara Braun, Gütlerin von Gutmaning; sie wurde geboren 13. Januar 1860, gestorben den 4. Dezember 1881 als sie war bald 22 Jahr. R. I. P.

Für heimliches Vergehen
Stach sie mit Schlangenbissen
Ein unbequemer Worm,
Das strafende Gewissen.

Entfleuch ihm, wenn du kannst,
Er kommt ins Schlafgemach,
Er kommt dir überall,
Auch auf den Lustplatz nach.

Und daß kein Augenblick
Dein armes Herz erfrische,
So wird die Angst dein Gast
Und sitzt mit dir zu Tische.“

Digitized by Google

So alt wie sie. Trug sie auch ein fremdes Kind unterm Herzen wie sie? Mußte sie auch mit diesem fremden Kind unterm Herzen vor ihrem kranken Manne herumgehen wie sie? Und litt sie auch dieselben Qualen?

„Und daß kein Augenblick
Dein armes Herz erfrische."

Konnte sie denn noch lange vor seinen Augen herumgehen? Wie lange konnte sie es überhaupt noch verbergen? Und wenn er's nicht sieht, wie bald werden es all die Feindseligen merken, die ihren Groll kaum verbergen können, für die sie nur der Eindringling ist, der fremde Vogel, auf den losgehackt werden muß!

Die Bäume ringsum schwanken, die Äste der Tannen, vom Wind gezerrt, fuchteln in der Luft herum, wie ein drohendes Auge glüht das Lämpchen aus der Kapelle. Sie will fliehen, aber sie bricht in die Knie, und wieder kommt dies wilde Schluchzen über sie wie draußen am Gnadenort, ein Schluchzen, das sie nicht enden kann, und das heraus muß, soll sie nicht ersticken.

Gleichgültig plappern die Weiber neben ihr weiter. Sie kennt ihre Gedanken: Oh, die! Soll nur weinen, die Teschelbäuerin, sie hat allen Grund dazu. Wenn man einen lahmen Mann zu Haus hat, der kein Wort mehr redet, anstatt des gesunden, stattlichen, den man geheiratet hat, und wenn einen schon kein Mensch mag, da soll man nur weinen und beten Tag und Nacht. Was denn sonst? Sollten sie etwa die bockische Bäuerin trösten, die von Anfang an niemand ein gutes Wort gönnte und den Kopf hoch getragen hat, weil sie sich besser dünkte? Die sollt nur wieder ins Fränkische gehen, weil's ihr hier nicht paßte, und weil sie wie vom Himmel gefallen unter ihnen herumging, sollte sich nur dort trösten lassen, hier fiel's keinem ein! Die heulte ihnen lang gut, nicht einmal den Hals drehten sie nach ihr um! — Das waren ihre Gedanken, oh, sie wußte es nur zu gut! All die Gleichgültigkeit, Gehässigkeit und Dumpfheit legten sich auf die Kniende, daß sie wie unter einer Last niederzufallen drohte und kaum auf die Füße kam, als sie sich wieder zum Gehen wendeten.

Es war nun volle Dämmerung geworden; im Tal über dem Regenfluß zogen weißliche Nebel. Stolpernd kam die Frau vorwärts.

„Kimm fein net wieder z'Fall, Teschelbäuerin!" raunte ihr da einer ins Ohr. Der Nachbar. Der Lechner.

Großer Gott, war der neben ihr?!

„Kimm fein net wieder z' Fall, kimm fein net wieder z' Fall, heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns, kimm fein net z' Fall — arme Sünder — Absterbens! Amen," so geht's ihr wirr im Kopf herum. Der Lechner. Wie kommt der daher? Er war nicht dabei am Morgen. Was will er? Die Angst schnürt ihr die Kehle zusammen. Kann man die Lichter des Dorfes noch nicht sehen? Nein, nein, es sollte noch nicht kommen, dies Dorf, in das sie sich nicht traut, lang, lang sollte der Weg so fortgehen, bis sie irgendwo umsank. Jawohl hatte sie gebetet draußen in der Kapelle in ihrer Herzensnot, oh, jeden Tag fleht sie zur gebenedeiten Jungfrau, daß sie ihr Kraft gebe, ihre große Schuld einzugestehen, aber wenn sie versucht, ein Wort zu sagen, würgt sie's schon in der Kehle. Ach, er wird ihr nie verzeihen, und auch heute wird sie den Mut nicht finden, ihm zu sagen: „Ich habe mich versündigt mit dem

Digitized by Google

Lechner, dem Nachbar, einmal nur; ich hab ihn aber nicht gern, nur dich, ich weiß nicht —“ Nein, nein, nie wird sie ihm alles eingestehen können! Wär's nicht besser für sie, hinunter über den Hang zu laufen in den Fluß?

Wer glaubte ihr denn? Konnte es ihr der Mann glauben, daß sie den andern verabscheute? Sie trug doch ein Kind unter dem Herzen.

Und sie sah sich fliegen, ihre Röcke wehten, ihr Herz schlug der Erlösung entgegen.

Aber sie zog weiter mit den andern, sie murmelte die Gebete mit den andern.

Immer kleiner wurde der Zug, immer mehr lösten sich ab und verschwanden stumm in den Häusern, die mit kleinen Lichtern wie mit bösen Augen in den Abend blinzelten; zuletzt ging sie ganz allein, doch hinter ihr waren noch Schritte, die rascher und rascher wurden. Er kam ihr noch näher — jetzt war er da! Hatte er etwas gesagt? „Kimm fein net wieder z' Fall, Teschelbäuerin“, hörte sie durch das Dröhnen und Brausen in ihren Ohren. Aber er schwieg doch! Schwieg und ging dicht neben ihr, so dicht, daß sie das Weiße seiner Augen leuchten sah. Sie zitterte, daß er sprechen, daß er sie berühren würde, da hatte er sie schon fest um die Hüften gefaßt, so fest, daß sie sich im ersten Augenblick nicht wehren konnte.

„Geh einer zu mir“, flüsterte er heiser und suchte sie gegen das Tor seines Anwesens zu drängen, aber sie hatte sich schon ermannt: „Ich hab dir schon gesagt, daß ich nix von dir wissen will, laß aus — aus — laß!“ Die beiden Fäuste stemmte sie gegen seine Brust und stieß ihn mit aller Gewalt zurück, daß er fast gestürzt wäre.

„Wart, des is dir net gschenkt, du Frankenschädel, du falscher! Deim Mann steck i's!“ schrie er und wollte in der Wut wieder nach ihr greifen, doch sie hatte ihr Hoftor schon hinter sich zugezogen und hörte nur mehr das halblaute, erregte Schimpfen des Mannes, der sich schnell entfernte.

Da stand sie nun vor ihrem Haus, scheu wie eine, die zum Betteln kommt, oder die man ausgewiesen, und die sich nicht traut, wieder um Einlaß zu bitten; in der Stube war Licht, und sie stand im Dunkeln wie eine Fremde, eine Ausgestoßene. Das war sein Haus, seine Stube, sein Licht, wie lange würde er sie noch dulden neben sich? — Noch schlotterten ihr Arme und Beine von der Anstrengung, mit der sie den kräftigen Bauern zurückgestoßen, und von dem weiten Marsch war ein Müdigkeitsgefühl in ihr, daß sie sich am liebsten hingelegt hätte, wo sie stand. Sie kauerte sich von Frost geschüttelt auf der Stiege nieder, die Füße wollten sie nicht mehr tragen, und ein Gefühl der Heimatlosigkeit überkam sie, daß sie schluchzend ihren Kopf in ihrem Schoße barg. Auf einmal fühlte sie etwas Weiches, das sich zwischen ihre Wange und die verschlungenen Hände zu wühlen versuchte, sie hörte ein leises Winseln — das war Ali, der große Hund, den sie als kleines Tier aus der Heimat mitgebracht. Und diese eine scheue Liebkosung löst alles Starre in ihr, sie nimmt den Kopf des Hundes in ihre Arme und weint sich aus bei ihm, der wie ein Tröster neben der Müden steht. Dann treibt sie's auf, sie faßt das Halsband des Hundes und will nach der Türklinke greifen. Und noch einmal wird sie mutlos vor der Stille im Haus und vor dem

Digitized by Google

Bild des Kranken, das vor ihr ersteht, mit den Augen, in denen so viel Leid liegt, und die so viel fragen. Kann sie denn jetzt vor ihn treten? Ihre Sehnsucht treibt sie hinein, ihre Furcht weist sie aus. So läuft sie ruhelos ums Haus; der Hund trottet sacht nebenher, von Zeit zu Zeit aufsehend und ein leises, fast verwundertes Knurren ausstoßend, das in ein kurzes, unwilliges Bellen übergeht, als jemand unter die Haustüre tritt. Wie wenn er fühlte, daß die Frau nicht gesehen werden wolle, duckt er sich neben sie in den Schatten des Holunderbaumes und schaut scharf nach der jungen Magd, die die Straße hinunterspäht. Eine Zeitlang steht sie und horcht, aber kein Tritt schallt durch den Abend, dann kehrt sie gleichgültig ins Haus zurück; das Licht im Flur erlischt, und ein schwacher Schein fällt aus der Kammer neben der Stube. Nun haben sie den Bauern zu Bett gebracht, und nun traut sich auch die Bäuerin ins Haus. Der Mond steht als milchiger Fleck hinter der Nebelwand, von fernher bellen ein paar Hunde, deren Rufe Ali mit zitternden Flanken hört, aber er bleibt still, nur an seinem hastigen Atem merkt sie, daß ihre Erregung auch auf das Tier übergegangen ist. Der Brunnen gurgelt vor dem Hause, im Stall klirren die Ketten, es ist so friedlich, wie wenn alles schon ruhte, nirgends ein Licht; nur dort hinter des Nachbars Fenster ein unruhiger, wandernder Schein. Vor ihm flieht sie, und er verfolgt sie, als sie sich in der dunklen Schlafkammer neben ihren Mann ausstreckt. Doch das Bedürfnis nach Ruhe und die Sehnsucht, sich warm zu betten nach dem kalten Nebelabend, den sie im Freien verbrachte, sind so stark, daß bald alles andre in ihrem Kopf, der schwer und schwerer wird, zu zerflattern beginnt.

Da hört sie im Einschlafen das rasche und erregte Atmen ihres Mannes, und wenn sie ihn auch nicht sehen kann, und kein Ton von ihm laut wird, fühlt sie plötzlich, daß er nicht schläft, wie sie meint, sondern mit offenen Augen neben ihr liegt; nun kann sie keinen Schlaf mehr finden. Auf dem Rücken liegend, starrt sie nach der Decke, über die ein blasser Streifen Mondlicht läuft; ihr ist, als müsse der neben ihr die Angst ihres Herzens hören, die sie plötzlich wieder überfällt; verbergen, verkriechen möchte sie sich, ungeschehen machen, was geschehen, oder tot sein und von nichts mehr wissen. Wie sie so gemartert daliegt, kann sie sich eines Stöhnens nicht erwehren, und wie sich nun auf einmal die Kammer mit dem hellen Licht des Mondes füllt, der aus den Wolken getreten ist, sieht sie in das Gesicht ihres Mannes. Mit einem Schrei springt sie auf. Er weiß es!

Sie möchte fliehen vor diesen Augen, ihnen entweichen — wie eine Wahnsinnige tastet sie sich im Zimmer herum, den Wänden entlang; nach einem Versteck sucht sie, nach der Möglichkeit, diesen Augen zu entrinnen. In ihrer Raserei denkt sie nicht daran, durch die Türe zu entfliehen, sie läuft nur keuchend an den Mauern des großen Raumes hin.

Wie auf einen Schlag wird das Zimmer plötzlich dunkel, eine Wolke hat den Mond verschlungen; das Bett mit seiner hohen Rückwand, das sich steil und mächtig vor ihr aufgerichtet, mit ihm, der wie ein unbarmherziger Richter nach ihr zu schauen schien, ist verschwunden, und sie fällt neben der Türe zu Boden vor Mattigkeit und übergroßer Angst.

Wochenlang ist die junge Bäuerin krank; die Herbststürme johlen um

Digitized by Google

das langgestreckte Haus mit dem breiten Schindeldach, dürre Blätter jagen an den Fenstern vorbei, dazwischen scheint wieder eine blasse scheue Sonne, und wieder braust der Sturm. Dann kommen Regentage, und die Kranke hört das immerwährende, unerbittliche Tappen der Tropfen, das stete, unbeirrbare Rinnen der Dachtraufe und liegt still drinnen in ihren Kissen, wie halb gestorben, immer mit der Empfindung, sie darf nicht zu tief atmen, sie darf sich nicht rühren, sie darf die Augen nicht zu weit aufmachen: sonst wird etwas wach, das man nicht wecken darf!

Ein Leben mit halbem Atem, mit halben Gedanken, mit halber Empfindung, wie im Krampf. Man hat sie allein betten müssen, sie fragt nicht nach ihrem Mann, sie fragt nach niemand, sie spricht nicht. Oder nur ab und zu ein paar Worte mit Ali, dem Hund, der sie an die Heimat gemahnte, und der zuzeiten stürmisch nach ihr verlangt, als ob er wüßte, daß sie sich nach ihm sehne. Den Arzt läßt sie nicht zu sich, sie tut wie eine Rasende, wenn man ihr davon redet, daß er komme, nun lassen sie die Mägde gewähren. Pflege braucht sie keine, sie können alle ihrer Arbeit nachgehen und sind froh deshalb; der andere Kranke macht ihnen Mühe genug, der so wunderlich in der letzten Zeit geworden. Einmal würde sie schon wieder aufstehen, die Frau, meinten sie. Und einmal stand sie auch wieder auf. Der erste Schnee war gefallen, und alles sah weich und heimlich und friedlich aus. Die junge Bäuerin hatte in der Nacht tief und fest geschlafen und von ihrem Manne geträumt. Sie träumte, daß sie ein Kindlein im Arm trug und herzte und küßte, daß sie es ihm reichte, und daß auch er es herzte und küßte. Und wie sie so in das übersonnte Weiß hinaussah, in den blauen Himmel, zu dem ein leichter Hauch aus den Kaminen stieg, überkam sie eine große Sehnsucht nach ihm, eine reuige Demut; sollte er ihr denn nicht verzeihen können? Sie hatte soviel gelitten um ihrer Sünde willen! Die ungesprochenen Worte quollen ihr im Herzen, sie wollte betteln, daß er ihr vergebe, sie war ihm ja noch immer gut. Gern wollte sie fortgehen, weit, weit fort, wohin er sie schicken würde, wenn sie nur ihr Kind haben und einmal wiederkommen dürfte zu ihm!

So schleppte sie sich über die Schwelle der Wohnstube und hielt schon die Hände zur Bitte gefaltet, also demütig und schwach trat sie ein. Die Stube war voll kalten Lichtes von all dem Weiß draußen, das unbesonnt auf dem Nordhang vor dem Hause lag. In dem schwarzen großen Lederstuhl saß ihr Mann, und — sie mußte sich am Türpfosten halten — auf der Ofenbank saß der Lechner. Und die Blicke der beiden Männer hingen an ihr, ihr war's, als strecke sich der Bauer hoch — schützend hielt sie die Hände vor sich hin, schützen wollte sie sich vor diesen Blicken, vor seinen Augen, die sie aus dem Hause zu stoßen schienen, vor denen sie fliehen mußte und nicht Ruhe finden konnte in alle Zeit. Nichts gab's mehr für sie, als sie die Türe schloß, hinter der der Mann saß, den sie noch immer liebte und verraten hatte, und jener andre, der ihre Schmach mit angesehen, und der gelacht hatte. Wie eine Vision sah sie immer diese Stube mit den beiden Männern vor sich, als sie durch den weichen Schnee niederstieg, langsam zuerst, dann immer schneller dem Tal zu, wo der Lauf des Flusses mit seinen weißen Nebeln gekennzeichnet war wie damals, wo sie in der Dämmerung von der Wallfahrt heimkehrte. Allen Lärm verschlang der tiefe Schnee; es be-

Digitized by Google

gann leise um sie zu rieseln von fallenden Körnern, nichts sonst war zu vernehmen. Einmal nur war's ihr, als höre sie eines Kindes bitterlich Weinen, sie hielt einen Augenblick an, kam dann ins Laufen und immer näher dem Fluß, ganz nah hörte sie das dumpfe Murmeln und Gurgeln. Hoch hob sie die Arme, ein Gleiten, ein Sichducken, schon schoß das Wasser über sie weg. Da, ein Schrei, mit zwei Händen griff sie nach einem Strauche. Das Kind hatte geschrien! Ein Kind hatte geschrien! Sie will leben für das Kind! Für ihr Kind. Mit aller Kraft wehrt sie sich nun gegen die Strömung, klammert sich an den Strauch, langsam, langsam gibt er nach. Langsam wird sie in die Mitte des Flusses getrieben, ihre Bewegungen ermatten, ihren Ruf erstickt das Wasser.

Da kommt's über den Hügel heruntergestürmt mit lautem, bellendem Winseln, wie Signale und wie Freudenschreie ist es. Ali ist da, Ali wirft sich in die Strömung. Ali zieht und zerrt an ihr, bis er sie am seichteren Ufer hat, gerade als ihr die letzte Besinnung schwindet und hinter den Ufersträuchern Menschen auftauchen, die die Erstarrte in warme Decken wickeln und sie, begleitet von dem in kurzen, halb klagenden und halb freudigen Lauten bellenden Tiere, über den Hang zurücktragen, den sie eben in schwerstem Leid heruntergeflohen war.

Sie erwacht weich und warm gebettet; vor dem großen Kachelofen liegt sie, der vor Wärme und Wohligkeit knattert, die Stube ist voll heller Abendsonne, kleine Eisblumen setzen sich an den Fenstern an, durch die der weitgeschwungene Bogen des Kanterberges schaut; neben ihr steht der große Lehnstuhl ihres Mannes, und die Augen, die auf sie sehen, sind nicht die Augen eines Richters, sind nicht Augen, die sie ausstoßen und gehen heißen; es sind die Augen eines Verstehenden, Verzeihenden, sind Augen, die sie bitten, zu bleiben, die in Trauer und Freude glänzen. Langsam sucht sich eine Hand zu ihr zu stehlen, und sie hält sie fest, sie weint darüber all die Tränen ihres Leides und ihrer Freude, und sie legt sie auf das klopfende Herz, unter dem sie das Kind trägt, das nun auch sein Kind werden soll, um ihres Schmerzes, ihrer Reue und ihrer Liebe willen.

Rundschau

Allgemeineres

Religiöse Wahrheit

In den religiösen Streitigkeiten unsrer Zeit wird von den verschiedenen feindlichen Seiten her viel Tüchtiges, Sinnvolles und Geistreiches gesagt. Was aber für die große Menge alles zu bestreiten hat, das bleiben doch wenige überlebensgroße und erschreckend unkomplizierte Sätze, in denen allmählich das einfache Alter die fehlende innere Kraft ersetzen muß.

Man brauchte darüber nichts zu sagen, wenn diese selben Sätze nicht immer wieder auch auf Ebenen auftauchten, auf denen man sie nicht erwarten sollte.

Über den Gottesglauben mag man streiten. Wir haben nicht die Absicht, uns darüber zum Wort zu melden; nur über die Art der Beweisführung sei uns eins verstattet. Denn es kann ja den Kämpfern nichts daran liegen, in die Luft zu hauen.

Man verfehlt den Grundsinn, die Grundstellung aller Religion,

Digitized by Google

wenn man das Dasein Gottes aus der Grausamkeit und Ungerechtigkeit der Welt her leugnet, oder dagegen verteidigt. Philosophien nämlich hat es gegeben, welche das Dasein dessen, was sie Gott nannten, aus einer angeblichen, sittlichen Weltordnung bewiesen, Religionen nicht.

Die Religion setzt gerade entgegengesetzt ein: Weil „der Gerechte stirbt", weil die Welt keine sittliche Weltordnung erkennen läßt, der Mensch aber eine begehrt, gerade deshalb muß er, um sich als sittliches Wesen durchzusetzen, eine Gottheit herausstellen, in deren Wirklichkeit dennoch eine sittliche Weltordnung irgendwie hineingeht. Dieses Irgendwie versuchen alle Mythen auszudichten.

Die Religion nimmt an, daß der Mensch in seinen inneren Erfahrungen und Gesichten die Welt mehr von innen sieht, als es seinen Sinnen und dem an ihnen wachsenden Verstande möglich ist. „Ist nicht der Kern der Natur Menschen im Herzen?" fragt Goethe. Weshalb sollen, fragt die Religion, die von einem allen Menschen zugänglichen Verstande erdachten Naturgesetze wirklicher sein als diejenigen Erfahrungen, welche edlen Menschen in bewegten und seltenen Stunden begegnen? Weshalb soll gerade die Leicht- und Allzugänglichkeit, die sogenannte Beweisbarkeit die höchsten Werte bestimmen? Da doch auf allen Gebieten sonst das nicht ohne weiteres Zugängliche höher geschätzt wird, als das, was Gevatter Schneider und Handschuhmacher auch sieht? Weshalb sollen Wahrheiten, die aus Lebensnotwendigkeiten aufbrechen, weniger Wirklichkeitswert haben, als solche, die nur aus Verstandesgewohnheiten stammen?

Dies alles nicht als Beweis für das Dasein Gottes oder irgendeine andere religiöse These, sondern nur als Hinweis darauf, wie sie nicht angegriffen oder verteidigt werden sollten.

Wie die Erde auf ihrem Fluge durch zwei entgegengesetzte Kräfte gehalten wird, wie unser Umgebungsbild zwischen den gegeneinander selbständigen und aneinander unmeßbaren Sinneseindrücken des Sehens, Hörens, Tastens schwebt, also auch unsre geistige Welt zwischen den harten Formen von außen her und den glühenden Kräften aus dem Innern, gleichmäßig von beiden gestoßen, von beiden bewegt. Eine Gestalt, die von manchen Seiten her beleuchtet ist und gerade darin ihren Reichtum und ihre Wirklichkeit bewährt, daß keiner ihrer Aspekte auf einen andern zurückgeführt werden kann.

Georg Stolterfoth

Literatur

Unberührbare Stoffe

Man soll im allgemeinen, soweit bin ich mit aller Welt einverstanden, von keinem Stoffe aussagen, er sei unmöglich, er enthalte in seinem Kern so große Schwierigkeiten oder so tiefgreifende Widersprüche, daß die Bezwingung selbst dem Größten nicht gelingen könne.

Selbst die bedenklichsten und schwierigsten, an denen bisher noch jeder Schiffbruch gelitten, selbst die trügerischen, welche die Phantasie anlocken, um den Unvorsichtigen, der sich ihnen ergibt, nach mühseliger Arbeit höhnisch ins Nichts zurückzustoßen, sind nicht zum voraus zum Mißlingen verdammt. Ich warne zwar vor einem Konradin, vor jedem Kaiser Heinrich, vor einem Armin, vor einem Karl dem Kühnen, weil der Vorwurf undramatisch ist, allein ein Shake-

Digitized by Google

spere, der aus dem noch viel undramatischeren „Heinrich dem Achten“ ein Meisterwerk herausschlug, hätte auch einen Konradin oder Armin mit dichterischem Atem beseelt. Ich warne ferner vor einem utopischen Merlin, der einem nichts als den Namen bietet und keine Topographie und Plastik verträgt, ich warne vor dem ewigen Juden, welcher mit seinem semitischen Gesicht und seinem urchristlichen Taufschein zu dem pantheistischen Pathos, das der Dichter mit ihm will, in Widerspruch gerät, ich warne vor einem Rattenfänger von Hameln, weil das Geschichtlein zu blödsinnig ist — aber: ein Name genügt der Poesie zur Decke, um darunter zu nisten; der ewige Jude, trotz seiner anekdötenhaften Geburt und seiner jüdischen Nase steht zur kosmischen Poesie in keinem schlimmern Mißverhältnis als der mittelalterliche Faust mit seinem alchimistischen Hokuspokus; der Rattenfänger von Hameln — nein, der ist zu dumm, den gebe ich auf, der kann nur unter der Bedingung gelingen, daß man am Stoff vorbeidichtet.

Also, es soll zu Recht und Regel bestehen bleiben: es gibt keine unmöglichen Stoffe.

Aber es gibt von den Musen verdammte Stoffe: Stoffe, vor denen der Ernst, die Wahrheit und die Schönheit Wache stehen, um demjenigen, der grübelnd darum herumtastet, zuzurufen: Menschlein der Neuzeit, laß deine Finger davon oder ich verfluche dich. Diese Stoffe werden und müssen jedem mißlingen, er heiße wie er wolle.

Ich will die beiden hauptsächlichsten und bekanntesten nennen: Nausikaa und Salome.

Die Nausikaaszene in Homer, an sich von ganz eigentümlichem beispiellosem Schönheitszauber, haben wir Neuzeitler überdies mit besonderer Vorliebe vor andern schönen Szenen ausgezeichnet. „Homer weiß selber nicht, wie schön diese Szene ist“, urteilt Jakob Burckhardt. Burckhardt hat recht; Homer konnte unmöglich voraussehen, daß einmal ein Zeitalter kommen werde, welches in diese episodische Szene sich geradezu verlieben würde; ihm war das große Finale der Odyssee ungleich wichtiger, und der Nausikaaszene gönnte er genau soviel Raum und Akzent, wie sie erträgt und nicht eine Zeile, nicht ein Gefühl mehr. Und gerade in der Schlichtheit der Erzählung, in der Keuschheit der Empfindungen liegt der Reiz der homerischen Nausikaaszene. Nun glaubt der moderne Dichter, in dem Stoff einen köstlichen seelischen Gehalt zu wittern, den Homer zwar, das gibt er gnädig zu, wahrscheinlich auch spürte, den er aber nicht ausschöpfen durfte; folglich will Er ihn jetzt ausschöpfen. Das Unterfangen, die Andeutungen eines Epikers gründlicher auszudichten, ist keineswegs grundsätzlich verwerflich, die griechischen Tragiker haben ja ähnlich gehandelt; Shakespere ebenfalls; Schiller hat eine andere homerische Szene mit Glück lyrisch auf diese Weise nachgedichtet; es gibt sogar Szenen bei Homer, die zur Ausschöpfung geradezu einladen, weil sie Gedankentiefe unter der Oberfläche verbergen, zum Beispiel die Szenen der Kirke. Es fragt sich bloß, gehört die Nausikaaszene zu jenen, die sich ausschöpfen lassen? Und da antworte ich mit einem entschiedenen Nein. Zunächst erträgt diese Szene gar keinen Akzent; sobald man ihr Gewicht und Bedeutung zulegen will, geht ihr Duft verloren. Ferner ist in ihr gar nichts ent-

Digitized by Google

halten, das sich ausschöpfen ließe, gar kein psychologisches Geheimnis, kein großes starkes Gefühl, geschweige eine Leidenschaft; der Reiz der Szene beruht ganz auf epischen Werten: Bildschönheit, Lieblichkeit des äußern Hergangs, Phantasieglanz (in den Gärten und Palästen des Alkinoos), Kontrastwirkung usw. Um daraus etwas zu holen, muß man's erst hineinlegen. Nun ist zwar auch das nachträgliche Hineinlegen in einen Stoff durchaus nicht an sich vom Übel. Neuzeitliche Dichter haben in Medea, in Iphigenia, in Achilles, in Penthesilea ihre eigene Psychologie hineingelegt und aus dieser willkürlichen Verbindung des Eigenen mit dem Fremden Köstliches gewonnen. Es fragt sich aber, ob in einem bestimmten Fall die übernommenen Personen das Einlegen moderner Motive vertragen; ferner fragt es sich, was man hier einlegt, Gold oder Unrat. Was legt nun der moderne Dichter in das Nausikaathema hinein, wenn er es behandeln will? Eine heimliche Liebe von Nausikaa zu Odysseus. Das aber wirkt geradezu als Gift für diesen Stoff; ein Gift, das nicht allein dem homerischen Nausikaathema alle Schönheit raubt, sondern überdies noch Lüge an Stelle der Wahrheit und Kleinheit an Stelle der Größe setzt. Wie wahr ist es, wenn Homer die Nausikaa sehnsüchtig seufzen läßt: „O daß doch auch mir einmal vom Schicksal ein ähnlicher Mann zum Gatten beschieden würde." Wie klein, wie verlogen dagegen das Bestreben, unsre alberne romantische und theatralische Heldenvergötzung, die da meint oder wenigstens vorgibt, jedes weibliche Wesen müsse einem Helden anheimfallen, in die edlen und einfachen Figuren des homerischen Zeitalters hineinzuschwärzen. Wer der Nausikaa eine heimliche Liebe zu Odysseus anlügt, degradiert den Odysseus zu einem Opernhelden und die Nausikaa zu einer Romanfigur. Wer er auch sei, sein Werk ist zum voraus verdammt, denn er hat sich mit der Hineinfälschung einer Verliebtheit der Nausikaa von vornherein gegen die Wahrheit versündigt. Und auch gegen die Poesie. Denn die Poesie der Nausikaagestalt fußt just auf ihrer Einfachheit und Keuschheit, die eine Herzensregung für den fremden Mann gänzlich ausschließt.

Das Salomethema ist von dem der Nausikaa so verschieden als nur möglich, aber die Fälschung, die wir ihm zufügen, ist die nämliche. Wir haben im Salomethema einen echt poetischen Stoff, der an Schönheit und Größe seinesgleichen sucht. Dreifache psychologische Probleme, von denen jedes zur Ausschöpfung reizt und der Ausschöpfung wert ist, dazu eine ergreifende Tragik der Handlung, endlich einen welthistorischen, ebenso ernsten wie wahren Ideenkern: den ewigen Haß zwischen dem Weib und dem Propheten. Wenn daher ein Dichter mit diesem Stoffe so verfährt wie Shakespere mit seinen Stoffen, der einfach die Geschichte annahm wie sie ihm vorlag, um sie durch seelische Vertiefung zu erklären und zu beleben, so kann etwas Großes daraus werden. Wenn wir dagegen ein perverses Gelüstchen der Salome zu Johannes hineinfälschen, so bringen wir das Thema um seine Größe und um seine Wahrheit. Eine Salome, die, ob auch wider Willen, von der Seelengröße des Johannes im Herzen bezwungen wird, ist etwas so ungeheuerlich Verlogenes, daß nur ein durch Opern- und Romanpsychologie ver-

Digitized by Google

drehtes Geschlecht so etwas schlucken kann. Man denke doch: die Tochter eines regierenden Fürsten! und mit ihrem Herzen einem plebejischen Revolutionär huldigend, der sich nicht kämmt, der überdies ihre Mutter tödlich beleidigt hat! Dergleichen mag für eine Oper gut genug sein, die Muse der Poesie wirft es verächtlich zum Plunder.

Und überhaupt: die Gewohnheit altüberlieferte herrliche Motive mit der Schreibfeder statt mit dem Herzen zu genießen, die Sucht, über antike Poesie Paprikasauce oder Rosenwasser zu schütten, um sie für uns verdaulich zu machen, die Voraussetzung, die schönsten Stellen der größten Dichter der Vergangenheit wären nur der Rohstoff und warteten auf die stümpernde Bearbeitung des ersten besten pfiffigen Modernen!

Es gibt nun einmal (glücklicherweise) in der Weltliteratur Stellen, die so vollendet schön gediehen sind, daß es da nichts zu ändern und zu bessern, zu grübeln, auszuschöpfen und umzudichten gibt; Stellen, von denen es einfach heißt: die Hände weg!

Karl Spitteler

„Der blutige Oskar",

so überschreibt „kein Geringerer" als Paul Schlenther einen sozusagen — Huldigungsartikel für Oskar Blumenthal: Schlenther, einst der Kritiker mit der unerbittlichen idealen Forderung, dann der Burgtheaterdirektor mit den bereitwilligen Kompromissen und nunmehr der Feuilletonplauderer mit den Erinnerungen aus jenen seinen beiden früheren Leben. In dem Artikel sprüht's nur so von echt Blumenthalschem „Geist". „Vor dem Schlußakt verließen Sie uns mit der treffenden Bemerkung: »In dem Stück ist so viel von einer Bill die Rede, daß es eine Unbill wäre, länger zu bleiben«" — dies leuchtende Wort hat Schlenther durch drei Jahrzehnte im Busen getragen! Dann ist von Blumenthals Berliner Rezensentenzeit die Rede: „Man las Sie mit Schadenfreude und mit Zähneknirschen. Man fluchte, man wetterte, schnob. Man schrie: schlagt ihn tot — und der Rezensent wurde verschlungen." „Die Konkurrenz trat in den Hintergrund", obgleich Frenzel und Fontane darunter waren. Guter Dr. Schlenther, welch aufhellende Mitteilungen über das Milieu, in dem Sie Ihre stürmische Jugend verlebten! Uns andern nämlich, die wir uns damals mit Literatur befaßten, ist es nie eingefallen, über Blumenthal zu fluchen oder zu schnauben, uns war er eben ein Feuilleton-Hanswurst auf dem großen Markt, dem, wie Sie selbst so richtig sagen, vor allem an den Vielen lag und der uns deshalb gar nichts anging. Da aber Schlenthern der blutige Oskar nun mal imponierte, so kam er nach und nach immer mehr hinter ihn. „Der Epigrammatiker war Dramatiker geworden." Ja: Woraus sollte sich echte Dramatik auch wohl sonst entwickeln? Bald wurde er „der erste siegreiche lebende Autor dieser großen Kunstanstalt", des Deutschen Theaters. „Artur Levysohn schrieb damals an dieser Stelle: wir haben einen deutschen Sardou!" „Die Geschichte des Lessingtheaters (»Ihres Werkes«) wird zugleich die Geschichte der dramatischen Kunst des letzten Jahrhunderts sein." Usw.

Wir hätten gar keinen Grund gehabt, von Blumenthal gelegentlich seines 60. Geburtstages zu sprechen. Er geht unsre Literatur und geht deshalb auch uns nichts an. Es ist nicht seine Schuld, daß er als Rezensent nie einen neuen Wert

Digitized by Google

gesehen und als „Produzent“ nie einen gestaltet hat. Nicht seine Schuld, daß er feinere und tiefere Werte des Lebens und der Kunst überhaupt nicht erfassen konnte, weil ihm alles nur um ein Amüsieren allerbanalsten Geschmackes ging. Nicht seine Schuld auch, daß er mit seinen Wortwitzen wahre literarische Hausgreuel fabrizierte, die eben deshalb so gut wie diese das Vergnügen des Mobs waren und sind. Wenn aber Literatur- und Theaterbörsianer als Männer gefeiert werden, denen irgendwer zu danken hätte, so zwingt man uns mitzureden, sonst könnten wir in den Verdacht geraten, wir stimmten zu, weil wir schwiegen.

Theater

Totentanz und Narrentanz der Liebe

Berliner Theater

Die „Neue Freie Bühne“, die seit kurzer Zeit Sonderaufführungen verschollener oder neuentdeckter Dramen veranstaltet, hält es für ihre nächste und wichtigste Aufgabe, den deutschschreibenden Polen Przybyszewski, das ehemalige Mitglied des Friedrichshagener Kreises, den Gast der Strindbergischen Tafelrunde im „Schwarzen Ferkel“ zu Berlin, als Dramatiker bei uns bekannt zu machen. Sie hofft sich damit ähnliche Verdienste um die Literatur zu erwerben wie die es taten, die Wedekinds, Strindbergs und Shaws dramatische Arbeiten aus dem papierenen Buchdasein auf die lebendige Bühne führten, und so beginnt sie mit dem, worin sich die erotisch-mystische Problemstellung der „Individualitätsdramatik“ Przybyszewskis am deutlichsten spiegelt, mit dem viergliedrigen Zyklus „Totentanz der Liebe“. Die beiden ersten Stücke „Das große Glück“ und „Das goldene Vlies“ sind jetzt in Nachmittagsvorstellungen der „Kammerspiele“, aber unabhängig von Leitung, Regie und Darstellern dieser Bühne, mit eigens für diesen Zweck gewonnenen und mühsam auf die transparente Technik dieses „visionären Dramatikers“ eingeübten Schauspielern gegeben worden. Man darf sich über diese Experimente, Totes, Abgestorbenes oder von andern zu kleinen Teilen in sich Aufgenommenes künstlich wieder lebendig zu machen, kurz fassen: wie das „Große Glück“, die von dunklen, dämonischen Mächten des Blutes gepeitschte Rachetragödie männlicher Untreue, so ist erst recht das „Goldne Vlies“ von spukhaften Wahnideen, mystischen, aber ebenso gut mechanisch zu nennenden Schicksalsverkettungen, fieberirren Spekulationen und krankhafter Flagellantenwut zersetzt — Verzerrungen und Entartungen einer gährenden, trübe schäumenden Sturm- und Drangperiode, die wir nun endlich kühl literarhistorisch betrachten lernen sollten. Bei Przybyszewski ist alles Dumpfheit, Unbewußtheit, Trieb, Gebundenheit und im geheimnisvollen Urgrund der Dinge dunkelwurzelndes Verhängnis. Des Vaters Schicksal widerholt sich im Sohne, des Mannes Verführerschuld an dem Weibe eines Fremden rächt sich in gleicher Weise durch einen Dritten an seinem eignen Weibe, das er liebt und das ihn liebt, das er aber mit seiner ihm tief im Blute sitzenden Neigung zum Schweren, Düstern nicht zu halten vermag. Vertieft noch werden die Schatten, die auf dem Leben dieses Menschen liegen, durch die rassenpsychologische Tatsache, daß es Polen sind, die dies erleben und erleiden: ein Franzose, sagt der Räsoneur des Stückes, würde das Ventil des Duells zie-

Digitized by Google

hen, ein Pole ruht nicht früher, als bis er sich selbst innerlich zu Tode gepeinigt hat. Wie überall bei Przybyszewski, so kommt auch hier des Übels letzte Quelle aus dem Urgestein der erotischen Sexualität. Ist ihm doch auch „Kunst“ nichts anderes als „eine Spielerei, die das Geschlecht mit dem Gehirn treibt“. Der bewußten Persönlichkeit, die der Dramatiker Przybyszewski so gut verachtet wie der Psychologiker des Individuums in seiner Erstlingsschrift (1893), mag Liebe Glück und Befriedigung geben, die „Individualität“, das arme, tausendfach gebundene und gefesselte Etwas, das dieser Pole darunter versteht, fühlt in all und jeder Liebe nur den stechenden Schmerz, den beißenden Vampir, die scheußliche Qual, das Weib, die „geborne Verbrecherin“, nie und nimmer los zu werden, ewig und immer den Harpyien der hungernden, hinterlistigen Sinne untertan zu sein ... So gewiß das Drama, soll es wieder zu sich selber kommen, den Willensmenschen, die bewußte Persönlichkeit anstatt der „reinen nackten Individualität“ braucht, so gewiß müssen wir an den schemenhaften Spukgestalten dieses, wie Dehmel einmal sagte, „Jeremias der entartenden Instinkte“ vorüber oder hinweg, mögen dabei auch immerhin einige mit unterirdischen Stimmen zu uns heraufastende Schönheiten ahnungsvoller Seelenhorcherei zertreten werden. —

Wer hätte das hinter dem Dichter des „Filippo Lippi“, des „Königs Saul“, der „Klytämnestra“ und des „Don Ferrante“ vermutet! Bisher kannten wir den Dramatiker Eberhard König nur als den Johannes eines neuen idealistisch-romantischen Heroenstils, dessen Linien häufiger zu streng als zu bewegt und bunt gefunden wurden. Und nun plötzlich steht er mit seiner „Alkestis“ als ein Stilmischer und Stilauflöser, als ein ausgelassener Korybant der Stile vor uns, als ein Parodist seiner selbst gleichsam. Man darf sich solche Auflehnungen gegen den Duktus des eigentlichen inneren Wesens doch wohl etwas weniger oberflächlich und willkürlich vorstellen, als es die meisten Beurteiler dieses „mythologischen Schelmenspiels“ getan haben. Mir scheinen sie weder durch das bequeme „variatio delectat“ noch durch das scheinbar geistreiche „tomber en jeunesse“ erklärt zu sein (wobei unter „jeunesse“ in diesem Falle die Zeit der Exkneipe und des studentischen Bierulks verstanden wird), geschweige denn durch die satirische Lust des Verfassers, seinen Löffel in den Brei der Aktualitäten zu tauchen. Ich fühle vielmehr in diesem Stücke den trotzigen Reaktionswillen gegen eine einseitige Blutmischung, eine Rache des allzulange gefesselten Humors gegen den ins Abstrakte geratenen Überernst der Tragik. In Königs Novellistik ist schon seit längerer Zeit ein ähnlicher Rückschlag zu spüren: der gesunde Menschenverstand, die gutbürgerliche Sittlichkeit rechnet da mit gewissen geistigen Bohêmeeitelkeiten ab, eine kraus verschnörkelte Romantik foppt ihre eignen phantastischen Verstiegenheiten. So etwas verrät gewöhnlich wenn nicht die Nähe der Genesung, so doch eine klärende Krisis. Aber freilich: ohne Gewaltsamkeiten geht es dabei selten ab. Auch die „Alkestis“ protzt streckenweise allzu derb mit ihrem Kraftmeiertum. Die beiden ersten Akte mit Meister Thanatos als angesäuseltem Exekutor, Madame Alkestis als pausbäckiger, vierschrötiger Landedelmannsfrau, einer Frau von Bredow im Griechenknoten, mit der

Digitized by Google

Travestie des pompösen Argonautenhelden in einen schon leise angefaulten Lebemann und Schürzenjäger, mit ihrer Verspottung der pathetischen Funktionen des antiken Chors und mit ihrer gemütlichen Verbürgerlichung des Götterſohnes Herakles, das alles läßt man sich gefallen — wenn uns dann aber der dritte Akt in die Unterwelt führt, und wir Alkestis, die für ihren Herrn Gemahl getreulich als Stellvertreterin Gestorbene, dort als übel gelittenes Mitglied einer schäbigen Damenpension wiederfinden, so vermag die kecke Mischung von Profan-Modernem und Antik-Sakralem die Nachbarschaft der Banalität nicht immer zu meiden. Auch stellt sich bald eine gewisse Ermüdung unsrer Lachwilligkeit ein, schon weil wir schnell dahinterkommen, daß es im Grunde immer derselbe Kniff ist, mit dem der Parodist arbeitet: die mythologisch-heroische Erhabenheit bezieht von der platten Trivialität der „Jetztzeit“ immer wieder ihre Ohrfeigen und Nasenstüber, den geflügelten Worten und schöngefiederten Weisheitssprüchen ehrwürdiger Sänger und Propheten werden immer wieder von kaltschnäuziger Wirklichkeitsprosa die Federn gerupft. Länger und länger wächst der Schatten Offenbachs über das Stück herauf, und der vierte Akt, die Rückkehr der Alkestis im Geleite ihres Befreiers Herakles, hat schwere Mühe, aus den derben Realitätenspäßen jenen liebevoll herzlichen Zärtlichkeitshumor hervorlugen zu lassen, der im ersten Akte die Ehe der ungleichen Gatten trotz aller männlichen Untreue und treuweiblicher Nüchternheit mit einem Schimmer von seelischer Schönheit umspinnt.

Wenn irgendeinem, so hätte man diesem Stücke wünschen mögen, daß sich seiner der Komödiantenübermut des Deutschen Theaters angenommen hätte. Statt dessen legte Direktor Brahm seine schwere Hand darauf und gab es, aus übertriebener Sorge um den Ruf seines Lessingtheaters, wo doch ein paar Wochen vorher Hermann Bahr sein „Tänzchen“ hatte zelebrieren dürfen, als Wohltätigkeits- und Nachtvorstellung (Anfang ½ Uhr!). Als ob sich um Mitternacht die Geister dieses Hauses eher zu Extravaganzen würden überreden lassen. Dabei war diesmal selbst Brahms treuester Bundesgenosse, Junker Rotstift, nur selten glücklich gewesen: er hatte den vier Akten, was sie gut und gern vertragen können, wohl etwas von ihrem überflüssigen Embonpoint genommen, sie dafür aber auch, wie man sich aus der Buchausgabe überzeugen kann (Berlin, Wilh. Borngräber), der Schelmengrübchen und mancher sonstiger Pikanterien beraubt, die ihnen nicht übel zu Gesichte stehen.

Friedrich Düsel

Grete Stollbergs „Christl Lenz“

Münchner Theater

Björnson hat einmal ein Stück „Der Handschuh“ geschrieben, das für die Gefühle einer reinen Jungfrau eintritt, welche „die Welt“ noch nicht verstehen will; daran gemahnt einigermaßen das neue dreiaktige, ins Berliner Kleinbürgermilieu versetzende Schauspiel der Frau Grete Stollberg, der Gattin des Direktors der Münchner Vereinigten Theater, das der „Neue Verein“ im Schauspielhause zur Uraufführung brachte. Denn auch hier handelt es sich um ein noch sehr junges Mädchen von starkem idealen Impuls, dessen ältere, seelisch und körperlich schwache Schwester in der Ehe mit einem resolut leichtlebigen, sich mit ihr

Digitized by Google

nicht verstehenden Manne unglücklich geworden und schließlich einem frühen Tode verfallen ist. Durch sein Liebesverhältnis mit einem ihm kongenialeren Mädchen völlig von ihm losgelöst, hat die Sterbende der jungen, sie pflegenden Schwester Christl ihr kleines Töchterchen überantwortet. Christl soll nun anläßlich der Hochzeit des jüngeren Bruders des Witwers mit dessen früherer Geliebten sich mit dem Witwer verloben; ihr Vater will es so, denn in Sorge um seine Altespflege gedenkt er selber nochmals zu heiraten und sein Nesthäkchen mit der Mitgift der verstorbenen Schwester auszustatten. Der Witwer ist nicht abgeneigt, aber Christl weist ihn als den „Mörder" ihrer Schwester mit Abscheu zurück. Das steigert seine Gefühle zu heftigem Verlangen nach der Kleinen, und er sucht ihr in einer großen Auseinandersetzung das real Berechtigte seines Verhaltens gegen die Verstorbene begreiflich zu machen. Er überzeugt sie nicht, obschon auch das Schicksal des an sie gewöhnten Kindes und die Pläne des Vaters mit in die Wagschale fallen, und sie geht; doch der Abgewiesene hofft, sie werde schließlich dennoch zur Einsicht kommen und die Seine werden. — Das Stück leidet vor allem am Mangel von Konzentration auf das Wesentliche; viel Überflüssiges macht sich darin breit, und auch die Hauptsache wird in Debatten behandelt, die kaum etwas vorwärts bringen und schließlich ohne klaren Ausblick abbrechen. Dabei verharren Charakterzeichnung und sprachlicher Ausdruck im durchschnittlich Romanmäßigen, trotz aller Neigung der Verfasserin zu modern-naturalistischer Milieuschilderung. Immerhin bedeutet aber ihr neues Schauspiel einen Fortschritt gegen ihre früheren dramatischen Arbeiten, da es neben dem Verfehlten auch manche gut gelungenen und humorvollen Einzelheiten aufweist.

Hanns von Gumppenberg

Musik

Lieder und Klavierstücke von Erkki Melartin

Nicht ein Bild vom gesamten Schaffen des finnischen Komponisten Melartin soll hier gezeichnet, noch kann der musikalische Charakter seiner wenigen bisher im Druck und im Deutschen erschienenen kleinen Werke erschöpfend dargestellt werden; man kann aus der Kenntnis der Blätter, ohne Stamm, Geäst, Blüte und Frucht keinen Baum beschreiben. Aber sehen wir recht, so bedarf der musizierende Liebhaber gar nicht so sehr abgewogner Charakterbilder als der Empfehlung guter Noten, deren Schwierigkeiten seine Kraft nicht übersteigen und deren Gehalt eine nachhaltige Beschäftigung lohnt. Und unter diesem Gesichtpunkt sei hier nachdrücklich auf die kleinen Werke Melartins hingewiesen, die bereits im Musikhandel zu haben sind.* Finnland ist dem Bewußtsein der Musikwelt nicht mehr völlig fremd; es ist der Heimatboden vieler, man kann wohl sagen: berühmter Volklieder, und die Namen Sibelius und Aino Ackté haben schaffende und nachschaffende finnische Kunst weithin bekannt gemacht. Nun meldet sich in Erkki Melartin ein neuer Vertreter, der schon bis an die siebzig Opera vorlegt. In seinen kleinen Klavierstücken finden wir, was so oft die

* Meistenteils im Helsingfors nya Musikhandel K. G. Fazer erschienen, in Deutschland durch Breitkopf & Härtel. Zu diesem Aufsatz siehe die Notenbeilage des Heftes und die Begleitworte am Schluß dazu.

Digitized by Google

Werke der Angehörigen kleiner Völker und besonders die nordischen charakterisiert: den Einfluß einzelner deutscher Meister auf eine individuell nicht allzu kräftig aber deutlich national determinierte Persönlichkeit. Robert Schumann, dessen Weise so manchen Norweger und Dänen faszinierte, scheint auch Melartin nahe berührt zu haben, neben ihm Wagner, Hugo Wolf. Aber stärker spricht aus ihm das Kind der melancholischen Seenlandschaft, der nordischen Einsamkeit, der naturgewollten Singlust eines genügsamen Volkes, der kontrastlosen Traumstimmung heller Nächte. Es ist so natürlich, daß diese Musik eintönig anmutet; man wundert sich fast, wenn Melartin in einer geistreichen „Gavotte“ (op. 27,4) nur Lebenslust und eine feine Formlust sprechen läßt — erst der Mittelsatz zeigt wieder das flüsternde Moll und die seltsame Vorliebe für die verminderte Sekund; aber dafür fühlt man auch deutlich sogleich den Einfluß der internationalen Musikformen; in manchen andern Stücken (Serenatella napolitana op. 32, 2; op. 59 1, 2, 4, 5; op. 67, 4) den des allerdings nicht blasierten Salons. Im ganzen kernhafter wirkt der Komponist, wenn er sich dem völkischen Element ruhig anvertraut: die Stücke „Elegie“, „Romance“, „Nacht“, die als op. 8 zusammengefaßt sind, zeigen da die glücklichste Verbindung von dorther stammender Urmelodik mit leidenschaftlichem Temperament (siehe die Notenbeilage). Diesem Temperament ist in „Legenden“ op. 6 und 12), in der „Certosa“ op. 27, in der „Ballade“ op. 27 und andern Stücken vor allem eben das Balladeske, düster Bewegte, rasch Auflodernde und wieder in sich Sinkende erreichbar, gelegentlich mit pathetischem Einschlag. Auf der andern Seite steht die ganz volkmäßige Lyrik der opera 18 (Lied im Volkton und anderes), 25 (Präludium, Humoreske), wie denn Melartin gelegentlich auch einfach Volkslieder für Klavier arrangiert (op. 25, 2; 27, 3). Ganz reine Stimmungen, meist melancholischer Art, versuchen manche harmonisch mehr als erfinderisch fesselnden Lyrika zu vermitteln, von denen das Nachtstück op. 8, der etwas dünn bestellte „Traurige Garten“ und „Abendklang“ und „Elegie“ aus op. 67 (Verlag Hofmeister, Leipzig) genannt seien.

Die besten Eigenschaften Melartins treten in seinen Liedern deutlicher noch hervor als in der Menge der Klavierstücke. Es sind einige ganz stark konzentrierte und einheitlich durchgestaltete darunter; ein Liebelied Verlaines etwa, dessen süße, nachdrängende Melodie über zitternden Sechzehntelstimmungmalereien von harmonischer Eigenart schwebt, fesselt sogleich durch die Sicherheit der Auffassung, die das Wesentliche hervorhebt und das Unwesentliche doch nicht völlig vernachlässigt; das glutschwere, heißatmige indische Liebelied Shelleys „Ich erwach aus Träumen von dir“ gehört wohl zu den hinreißendsten Sängen grenzenloser Hingabe, die wir besitzen. Es zeigt schon die vortreffliche Komponierweise Melartins, ein die Grundstimmung des Gedichts tief erfassendes und deutlich herausholendes prägnantes Motiv ganz eng mit dem Text zu verbinden. Wunderbar überzeugend wirkt zum Beispiel durch nur zwei melancholische Takte, die in mannigfacher Abwandlung sich zehnmal wiederholen, sein Lied „Herbst“. Ganz mit dem Sinn des Gedichts verknüpft sich die melodische Erfindung in „Melodie“: eine Melodie will dem Singenden nicht aus der Er-

Digitized by Google

innerung und macht ihn Abend für Abend schwermütig. Auf einem Fugenthema baut sich die Vertonung von Heines einfachem Text „Die heiligen drei Könige“ auf; es ist ein rechtes Weihnachtlied geworden, das sich musikalische Familien nicht entgehen lassen sollten, recht ergötzlich in seiner marschhaften Kraft und der altväterischen Bildhaftigkeit der Darstellung von Öchslein, schreienden Kindlein und sechs Takte hindurch „singenden“ heiligen Drei. Wolfs lustiges Goethesches Lied hat hier Patendienste geleistet, doch ist das jüngere Werk von durchaus eignem Wuchs. Die Vorliebe des Finnen gehört aber immer dem Düstern und fast dem Lebensfeindlichen: Melartin hat hierfür mit Liedern wie dem bekannten „Abend auf dem Friedhof“ von Tilgmann, Bangs quälerischem „Ich bitte euch, grabet mein Grab“ und Kanteletars „Unglückskind“ dennoch eine persönliche und starke, an den Höhepunkten wirklich zerreißende Tonsprache gefunden. Zum schönsten von allem, was Melartin gab, rechnen wir endlich die Lieder des unglücklichen König Erik mit der süßen Melodie in F-Dur, welche die unglückliche Liebe begleitet. Hier ist „Gesang“, aber auch kraftvolle Rezitation, Fortgang und Verweilen, Stimmung und Aussprache in glücklichster Bindung.

Durch seine Lieder dürfte Melartin am raschesten sich in Deutschland einführen; sind sie erst einmal durch den Konzertsaal (für den manche durchaus Wirkung versprechen) ein wenig ins musikalische Haus gedrungen, das ja an zeitgenössischer und doch echt sangbarer Liedkunst keinen Überfluß hat, dann wird sein Name auch dort weiterleben, wie er in seiner Heimat lebt. Und dann wird Deutschland auch Bekanntschaft mit seinen größeren Werken zu machen wünschen.

„Opernübersetzungen“

Unter diesem Titel hat jetzt der Kapellmeister Gustav Brecher eine Schrift herausgegeben, die sich im wesentlichen mit den Ausführungen seines Stuttgarter Kollegen Erich Band im Kunstwart deckt und eine beweiskräftige Fülle charakteristischer und lehrreicher Beispiele für den geradezu jammervollen Stand des Opernverdeutschungwesens beibringt. Das Sprachgefühl des Opernbesuchers hat sich dank Richard Wagner seit einem Menschenalter so sehr verfeinert, daß ihm die Übersetzungen aus der älteren Zeit geradezu unerträglich sind. Aber die mangelhafte Technik dieser Dolmetscher macht leider Schule bis auf unsere Zeit. Nur irrt Brecher, wenn er der mangelhaften musikalischen und sprachlichen Bildung die Schuld auch für das gibt, was zum guten Teil auf die Hast und schlechte Bezahlung zurückzuführen ist. Erst wenn die deutsche Aufführung vor der Türe steht, entschließt sich der Herr Verleger, das Werk übersetzen zu lassen. Dann hat der Übersetzer kaum Zeit, die Tinte trocknen zu lassen. Man kann es begreifen, daß er bei unerprobten Komponisten und Werken, bevor der Erfolg entschieden ist, nicht größere Beträge aufs Spiel setzt. Aber wenn der Erfolg eintritt, das Werk über die deutschen Bühnen geht, dann wäre es Zeit, eine verbesserte, sorgsam ausgefeilte Übersetzung vorzunehmen, dann spielen Honorare und Druckkorrekturen wirklich keine wesentliche Rolle mehr. Was die älteren Opern betrifft, so wäre ein zielbewußtes Zusammenwirken der Theater, der Verleger und der Konservatorien vonnöten. An jeder größe-

Digitized by Google

ren Bühne müßte ein Ausschuß von Regisseuren und Kapellmeistern, der sich durch Schriftsteller ergänzen kann, die Verbesserung der Texte nach und nach, aber planmäßig vornehmen. Abgeordnete dieser Ausschüsse könnten dann länderweise zuzeiten zusammenkommen, um die Summe ihrer Erfahrungen auszutauschen. Preise für glückliche Verdeutschungen könnten den Eifer der einzelnen anspornen. Dann hätten wir in ein paar Jahren auf allen deutschen Bühnen auch die fremden Opern des Spielplans zum mindesten in leiblicher sprachlicher Gestalt. Dann brauchte man sich nicht zu wundern, daß diese bisher so elend verballhornten Opern in der Ursprache besser wirken als im Operndeutsch.

Die Schwierigkeiten, die diesem Vorschlag im Wege stehen, sollen nicht geleugnet werden. Aber sie bilden keinen stichhaltigen Grund, die Hände untätig in den Schoß zu legen. Vermutlich war es ein Fehler, daß sich der Ehrgeiz zunächst gerade an den heikelsten Aufgaben, zum Beispiel an Mozarts „Don Juan" versuchte. Man hätte mit dem Leichten beginnen und solche Opern wählen müssen, die mit kleinen, einleuchtenden, rasch einführbaren Retuschen sich herstellen lassen. Ist an solchen Beispielen das Vertrauen zur gemeinsamen Arbeit erstarkt, so geht man an die „Probleme" schon mit günstigerem Vorurteil heran. Auch die Presse könnte helfen, wenn sie bei deutschen Erstaufführungen fremdsprachiger Werke grundsätzlich stets auch die Übersetzer kritisierte. Wären diese Aufgaben erst gelöst, so wäre damit eine ästhetische Kulturarbeit geleistet. Nicht nur eine Verfeinerung des Sprachgefühls unserer Musiker wäre die Folge, sondern auch eine Belebung des Empfindens für die besonderen künstlerischen Werte, die sich aus einer innigen Durchdringung von Wort und Ton ergeben. Richard Batka

Das alte und das neue Berliner Opernhaus

Neben den beiden Gontardtürmen auf dem Gendarmenmarkt ist das alte Knobelsdorffsche Opernhaus in seiner Würde und seiner Heiterkeit, in dem Pathos und der Grazie seiner bescheidenen Geste so ungefähr der feinste und edelste architektonische Schmuck, den Berlin aus der Zeit seines großen Königs besitzt; seine Schönheiten konnten selbst durch die schlimmsten ästhetischen Barbareien nicht gänzlich verdeckt werden. Daß der Gedanke, diesen Bau vom Erdboden des mit echter Kunst doch nicht überfruchteten Berlins zu vertilgen, um für das notwendige neue Opernhaus Platz zu haben, überhaupt einmal diskutiert werden konnte, ist ein bedenkliches Zeichen für den offiziellen Kunstverstand unsrer Zeit; der Gedanke wäre auch dann noch ein Frevel, wenn diese unsre Zeit auf ihre offiziellen Leistungen hin zu dem stolzen Glauben berechtigt wäre, sie vermöchte etwas gleich Gutes an die Stelle zu setzen. Nun, diese Sache ist ja erledigt, das alte Opernhaus bleibt uns erhalten. Und wenn es, wie ja trotz des seltsamen Handels noch immer zu hoffen ist, von der Stadt als Festhalle erworben wird, so dürfen wir uns wohl der tröstlichen Erwartung hingeben, daß es dann auch so schnell wie möglich von den Verballhornungen durch die sogenannten Nottreppen und die neueste Fabrikanlage auf dem Dache befreit wird und wieder seine alte Form erhält. Seine alte Form, — hierzu möchte ich doch noch eine kleine Anmerkung machen und einen

Digitized by Google

bescheidenen Wunsch äußern. Wir wissen, daß die ursprüngliche Gestalt schon in früheren Zeiten, besonders bei dem Wiederaufbau nach dem großen Brande, mancherlei Veränderungen erfahren hat, die, praktisch bedingt und ästhetisch gewiß erträglich, in einigen Punkten doch der Physiognomie des ganzen architektonischen Gedankens geschadet haben. Da sich bei der Umwandlung zu einer Festhalle doch durchgreifende Umbauten nötig machen, wäre vielleicht die Gelegenheit gegeben, auf das alte, ursprüngliche Bild zurückzugreifen. Was mir als das Notwendigste erscheint, ist die Wiederherstellung der alten Freitreppenanlagen. In der früheren Gestalt führten nicht nur zum Vorder-, sondern auch zu den Seiteneingängen Freitreppen hinan. Die letzteren, die ästhetisch den Zweck hatten, dem schlanken, schmalen Bau im Kreuz, fürs Auge, etwas mehr Halt zu geben, sind zwar dadurch, daß man beim Umbau damals die Seitenrisaliten um Pilasterbreite vorschob, in dieser Funktion überflüssig geworden, aber trotzdem verlangt die ganze Gestalt dieser Seitenteile wenn auch schmale und nebensächlicher behandelte Treppenaufgänge. Die Freitreppe der Hauptfront aber, die wir jetzt nur in der Verstümmelung sehen, war großartig feierlich, im rechten Winkel einmal umbrechend, vorgelagert. Das gab dem Fundament eine organische Kraft, Breite und Sicherheit, auf der sich die bei aller sakralen Würde doch so heitere Grazie dieses Musentempels noch einmal so leicht erhob. Ist es zuviel gewünscht, daß die Gedanken eines großen Königs und eines genialen Baumeisters — und auf diesen großartigen Frontgedanken waren beide besonders stolz — etwas pietätvoll beachtet werden, auch wenn die in Berlin so beliebten und mächtigen „Verkehrsrücksichten" einmal in ihrer Überempfindlichkeit sich verletzt fühlen sollten? Der jetzige kellerartige Zugang unter der Treppe mag ja in verkehrstechnischer Hinsicht ein genialer Gedanke sein, daß er ästhetisch, würdig, der Architektur entsprechend sei, wird man nicht behaupten können.

Nach einer etwas merkwürdigen Geheimniskrämerei hat man jetzt endlich die Pläne für das neue Königliche Opernhaus der öffentlichen Besichtigung freigegeben. Hatte man sich selbst ein wenig geschämt, diese Ergebnisse einer jahrelangen Kunstanstrengung zu zeigen? Eine Hoffnung, daß dieser Bau, der für Jahrzehnte die architektonische Physiognomie der Reichshauptstadt abstempelt, der von dem Fremden als der Maßstab des Könnens unsrer Zeit genommen werden wird, wirklich auch von dem lebendigen Geist, von den starken schöpferischen Kräften der Baukunst unsrer Tage zeugen würde, eine solche Hoffnung war bereits so gut wie geschwunden, als bekannt wurde, welche Architekten man zum engern Wettbewerb eingeladen hatte. Es war, nachdem Ludwig Hoffmann freiwillig ausgeschieden war, keiner von den Künstlern darunter, deren Leistungen schon dazu berechtigten, etwas von ihnen zu erwarten. Littmann, von Ihne, Seeling und Grube, das waren die vier Favoriten, aus deren Geisteswettkampf uns das neue Opernhaus am Tiergarten erstehen sollte. Man wird dem Erstgenannten zugestehen, daß er im allgemeinen einen durchaus erträglichen Geschmack und ein in der akademischen Begrenztheit gewiß ganz tüchtiges Können gezeigt hat, aber zu einer Tat, wie jeder Kunstfreund sie in diesem Falle forderte, dazu gehört das schöpferische Genie, das

Digitized by Google

die bisherigen Arbeiten Littmanns denn doch nicht erkennen lassen. Schlimmer steht's um Herrn von Ihne: er hat alle großen Aufgaben, die eine besondere Gunst ihm übertragen, von Grund aus verpfuscht, hat in einem geistlosen Akademismus entseelte alte Formen zu modernen Monstren zusammengestoppelt. Bleiben noch Seeling und Grube. Auch Seeling hat bei seinen größeren Arbeiten, zum Beispiel in Kiel, bewiesen, daß er nicht die Fähigkeit hat, unsrer Zeit die lebendige architektonische Form zu finden. Und nur Grube konnte man nichts Übles nachsagen — weil man bisher überhaupt nichts von ihm wußte. Das waren die vier Künstler, die die Regierung ausgewählt, um der Welt zu zeigen, was deutsche Baukunst in unsrer Zeit zu leisten vermag. Daß das Ergebnis eine bittere Enttäuschung ist, kann man denn also kaum sagen, es ist ungefähr, wie man's erwartet hatte: glatte Mittelmäßigkeit.

Bevor die Ergebnisse gezeigt wurden, war zu hören, daß die Regierung eine Kombination des Littmannschen und des Grubeschen Entwurfs befürworte, und zwar so, daß dem ersten die äußere Gestalt, dem zweiten der innere Gedanke entlehnt würde. Im ersten Augenblick mußte eine solche Idee dem modernen Empfinden geradezu ungeheuerlich erscheinen. Aber das ist das allertraurigste: in Anbetracht dieser vier Entwürfe ist der Gedanke gar nicht so furchtbar. Das Innere steht hier überall dem eignen Äußern nicht fremdartiger gegenüber, als dem fremden. Dafür aber zeigen die äußeren Gestalten unter sich, ebenso wie untereinander die inneren Gesichter, eine Verwandtschaft, die nicht nur die Verwandtschaft der Mittelmäßigkeit ist. Aus dem lebendigen Buche „Schinkel" hat der Akademieprofessor für historische Stile ein Exerzitium zusammengestellt, und die vier Schüler haben mehr oder weniger geschickt, mehr oder weniger sauber den toten Text exerziert. Was heißt es da, wenn der Littmannsche Entwurf der beste ist? Er ist auch nur ein Exerzitium, das von Fleiß und Reinlichkeit zeugt. Für das Innere ist überall der üppige, mehr oder weniger schwülstige Barockprunk gewählt worden, der aus der Schinkelschen Fassade eine Attrappe macht; wie wir das ja schon bei der Renovierung des Schauspielhauses durch Genzmer erlebt haben. Ein Wiederanknüpfen an die Traditionen des Schinkelstils wäre für Berlin durchaus keine verwerfliche Idee, aber um diese Stilgedanken zum Ausdruck unsrer Zeit zu wandeln, dazu gehört eben schöpferisches Genie. Vor allem jedoch mußte die Architektur aus dem Grundriß herauswachsen, der hier in der Gruppierung der Räume, in der technischen Anlage an sich ganz zweckmäßig und praktisch aufgestellt ist. Aber nirgendwo eine organische Einheit. Jedes steht für sich, die Außenarchitektur, die Innenausstattung und der Innenbau. Man sieht der Fassade nichts von dem Leben an, das sie umschließt. Das könnte ebensogut ein Schloß sein, ein Museum oder sonst etwas. Von einem charakteristischen, großen, lebensvollen Klange vernehmen wir nicht einen Hauch.

Es wäre zwecklos, die Entwürfe eingehender zu besprechen. Die Pflicht gebietet hier nur, Protest zu erheben, so laut und so energisch wie möglich. Die gesamte Kritik, so gespalten sie sonst ist, wird, das läßt sich mit Bestimmtheit voraussagen, diese Entwürfe einmütig ablehnen. Wird die Regierung dem Folge geben? Wird sie einen neuen,

Digitized by Google

diesmal allgemeinen Wettbewerb ausschreiben? Leider haben die Erfahrungen gelehrt, daß man das nicht ohne weiteres erwarten kann. Dann wird eben vom Landtag mit allem Nachdruck verlangt werden müssen, daß er die Forderungen für einen Bau, den die Stimme aller Kunstfreunde verurteilt hat, glatt verweigert. Es ist ein demokratisches Mittel, aber es ist diesmal das einzige, um dem ἄριστον, dem Besten aus der Kunst zur Herrschaft zu verhelfen.

Erich Vogeler

Zum Ausbau des Freiberger Doms

In der Tat eine seltene Aufgabe, eine Kirche vergangener Zeiten, deren Zwecke noch immer lebendig sind, zu vollenden. Eine Aufgabe, an der ein Geschlecht ohne selbständige architektonische Gedanken scheitern muß. Es handelt sich ja nicht darum, Altes zu restaurieren oder in peinlicher Nachbildung etwas zu liefern, das wie im Modell oder Gipsabguß vordemonstriert, wie das Alte wohl hätte sein können. Solche Kärrnerarbeit hat man in den letzten Jahrzehnten genug geleistet, und wir mußten dabei froh sein, wenn das alte Bauwerk wenigstens mit Lebensgefühl nachgebildet wurde, wenn wir nicht nur eine leblose kunstgeschichtliche Abstraktion in Stein gebannt erhielten. Jene Zeiten sind noch nicht lange vorüber: hätte man da den Dom mit der berühmten goldenen Pforte ausgebaut, der Meister würde seine Ehre darein gesetzt haben, ein möglichst vollständiges kunstgeschichtliches Demonstrationsstück „reiner" Gotik zu liefern. Heute ist das anders.

Heute machen es die Baumeister wie ihre Kollegen im vierzehnten Jahrhundert. Die bauten, wie sie empfanden. Aber weil sie Geschmack hatten, nahmen sie dabei Rücksicht auf das, was da war. So wurden ihre Kirchen zwar nicht „stilrein", romanische und gotische Teile standen nebeneinander und schoben sich ineinander, aber sie gerieten dennoch in einem höheren Sinne einheitlich. Eben das ist an den Entwürfen zum Ausbau des Freiberger Doms so erfreulich. Unsere Zeit hat wieder eigenes architektonisches Raumgefühl, eigene Baugedanken, und unsere Baumeister haben genug Vertrauen auf sich selbst, das Neue mit einem Meisterstück der Gotik zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten. Wir geben in unseren Bilderbeilagen den Entwurf von Schmitz in Charlottenburg und den von Schilling und Gräbner in Dresden wieder. Beide Entwürfe zeigen ein durchaus modernes Empfinden. Schilling und Gräbner verwenden zwar gotische Motive in den Strebepfeilern und im Ornament, aber in solcher Weise, daß sie uns kaum als Gotik bewußt werden. Schmitz schont zwar das Alte mit großer Sorgfalt, aber in dem, was er neu bildet, waltet der profanere Geist unserer Zeit, und zwar mit Recht: die Kirche ist ja alt, aber es ist doch noch unsere Kirche.

Schmitz' Entwurf zeigt straffe Formen und große einfach gegliederte Massen. Monumentale Wirkung durch die Baumasse erstreben auch Schilling und Gräbner, aber sie erscheint hier weicher und gelöster. Die Vertikalen führen den Blick rasch hinauf zu dem durchbrochenen und formenreichen oberen Teil, der von dem leicht geschwungenen Dach zusammengehalten wird. Schmitz' Turm wirkt im Stadtbild schroffer und wuchtiger, der von Schilling und Gräbner, der weiter über die Menge der Häuser emporragt, freier. Nicht anders ist

Digitized by Google

der Eindruck der Türme auf die verschiedenen Straßenbilder. Dort gesammelte und gespannte Kraft wie die eines kauernden Riesen, hier freies Aufragen des Herrschers über das gewöhnliche Volk der Häuser. Beide Entwürfe haben ihr selbständiges Leben und ihre eigentümliche Größe. St.

Vor allerneuesten Bildern

Die Ausstellungen, eigentlich ja Notstandsgebilde, sind Selbstzweck geworden. Richtungen, aus Entwicklung des Schaffens entstanden, entstehen jetzt, wo zwei oder drei in einem Namen versammelt sind. Die Vereinigung stand dann fertig, ehe die Richtung da war. Nun sehe zu, wer hineinpaßt!

Freundliche Geister des Schauens bemühen sich, allen Dingen einen Platz zu denken, der ihr Dasein rechtfertigt. In den Ausstellungen muß der Platz oft erst gedacht werden, auf den diese Bilder, diese Skulpturen warten. Aber man findet Notausgänge, die die Existenz mancher Leinwand retten könnten vor dem Mangel an Bedarf, der ökonomisch: Wertlosigkeit bedeutet.

Aber in welcher Sprache und in welchem Geschmack immer Kunst uns anrede — eins möchte ich verlangen dürfen: Ich will Zentrum fühlen. Lebendiges erlebtes Leben. Für Wilde, oder sehr kräftige Gemüter dürfte ich „Seele" sagen. Ein guter Schauspieler hat ja neulich ausgeführt, daß sie ihm sogar zur höchsten Kunst des Komödianten notwendig erschiene.

Dieses Zentrum also möchte ich auch vor Bildern nicht vermissen. Dieses Zentrum macht alle Großen zu Geschwistern, unter einem Herzen getragen. Daß jemand malen kann, macht's noch nicht, auch nicht, daß er Farben begriffen hat. Wer einzelne prachtvolle Töne singen kann, ist noch kein Sänger und muß eines Liedes nicht unbedingt mächtig sein.

Auch die Geste wird immer nur dann Vermittlung, wenn sie der Ausdruck eines ganzen Lebens ist. Ohne dies bleibt sie Pose, Nachahmung. Nur jene höchst anspruchsvolle, daseingesättigte Geste dürfte zu einer neuen Kunstform genügen. Dem Einzelnen — wenn die Mühe der reifen Geister der Jahrhunderte ihm zugeeignet ist. Das ist Einzelfall. Im großen und ganzen dürfte auch in der Kunst an mühsamen, ehrlichen Worten noch nicht gespart werden.

Ein langes Gestammel aber brauchen wir uns nicht bieten zu lassen. Andeutungen, die weder neugierig noch bekümmert machen, — was sollen die uns?

Vielleicht soll das eine Kunst der Selbstbefriedigung sein. Ein innerer Dilettantismus mit Kunstmitteln? Das soll alles seine Berechtigung haben, gehört aber nicht auf die Ausstellung. Es ist Privatsache, die der Einzelne nur für sich braucht. Die Öffentlichkeit geht nur an, was der Künstler andern zu geben hat. Das muß einem Verlangen entgegenkommen, einer Sehnsucht. Der Künstler wird am stärksten wirken, wo er gerade so viel erschöpft, daß wir das letzte Unerschöpfliche erkennen. Wie will er das, wenn er das Hin und Her seiner Einfälle zur Hauptsache macht, nicht das, worum er ringt, wie will er es ohne die Frömmigkeit vor dem zu Gestaltenden? Auf dem Wege, die Erscheinung zu meistern, von ihr überzeugend zu reden, wächst seine — des Künstlers Ehrfurcht vor ihr mit uns, läßt sie gewaltiger und unüberwindlicher erscheinen, nach der Gewalt, die sie in seinem Erlebnis hatte.

Digitized by Google

Vor diesen neuen Bildern aber fragen wir uns: Haben diese Maler Ehrfurcht vor dem, was sie wollten?

Sie sehen mir alle so kläglich aus, diese verzweifelten Dekorationen; so wenig geliebt, diese Frauen mit den Froschschenkeln, die Träume und Landschaften — als hätten sie von ihrer ureigenen Bestimmung nichts zu sagen, sondern hätten alle einem fremden Willen zu gehorchen, für eine Überzeugung zu agitieren. Für welche? Wer löst Bilderrätsel auf so wichtigem Boden? Sollten die Aufträge dieser unglücklichen Geschöpfe nicht besser durch Druckerschwärze zu vollziehen sein? Auch ein Runge hat sich geirrt und hat Abstraktionen gemalt, aus einem mißverstandenen Auftrag der Romantik.

Oder: Ich schaue nach Ästheten um. Aber die wollen doch rein formales Empfinden befriedigt und geregt sehen.

Also ein Symbolismus, zu dem man Schlüssel suchen soll? Um der paar Ernsthaften willen wollen wir uns davor hüten, Witze zu machen.

Mein Begleiter, ein stiller Künstler, der diese laute Versammlung aber so ernsthaft besuchte wie ein Kabinett Heiliggesprochener, zog einen „Schlüssel" hervor.

Vor der „romantischen Landschaft" zum Beispiel. „Sie malen das, was das Kunstwerk dem Beschauer überlassen sollte." Die Wirkung für die Sache. — Es schien mir ein wichtiger Schlüssel. Die Abstraktion der Erscheinung, das absolut Subjektive zugleich, wird als Erscheinung selbst benutzt. Das gleicht dem Vortrag gewisser Rhetoriker, die nicht mit klaren Geistern rechnen. Solche Rhetorik redet von dem Entzücken, von dem Zauber, von der Schrecklichkeit oder Schlechtigkeit einer Sache, und man soll ihr glauben, ohne daß sie für nötig hielte, uns die Ursachen dieser Erregungen, die Sache selbst vor die eigene Seele zu stellen.

Ein Künstler der Rede darf sie verschmähen: er schwärmt nicht, er zeigt uns die Erscheinung, die seine Empfindung erregen mußte. Man kann Träume erregen durch Zahlen, aber nicht Träume durch Träume. Empfindung durch Empfindung. Hier ist dies vorweggenommen. Wir wollen Bilder, vor denen wir träumen können, und erhalten fertige Träume vorgesetzt, zu denen Welt und Natur keinen Eingang läßt.

Eine solche Kunst ist weder neu noch außerordentlich. Wenn sie eine Entwicklung hat, so kann es nur die sein vom Grenzgebiete des innerlichen Dilettantismus weg zu einem ausgesprochenen künstlerischen Willen hin. Jeder künstlerische Wille hat hinter aller etwaigen Absonderlichkeit die Beziehungen zum Objektivismus, zur Sache. Dieser Objektivismus ist eine der Voraussetzungen der Kunst, die ohne das Auge nicht zu Wirkungen kommen kann. Für andere Wege der Kunst mag der Dichter zuerst sorgen. Er kann die Grenzen des Subjektiven dehnen, denn er hat die Mittel, jeden Augenblick weiterzureden, zu warnen, zu erklären. Nicht so der Maler, der in der sichtbaren Erscheinung zusammenfassen und beschließen muß. Für alle aber gilt: „Einbildungskraft wird nur durch Kunst geregelt."

Lu Märten

Heimatpflege

Das Uferbild aus der Kasseler Altstadt,

sieht es nicht aus, als wär es von deutscher Künstlerphantasie entworfen? Es ist ein Stück wunder-

Digitized by Google

voller Wirklichkeit, geworden und gewachsen im Laufe von Jahrhunderten. Das älteste Gebäude ist links die Mühle mit dem gewaltigen gotischen Dachstuhl, Landgraf Philipp der Großmütige ließ sie 1538 erbauen. Die runde Bastion davor zeigt, daß sie zur Befestigung diente: von dieser Mühle aus wurde das Wasser durch ein Wehr aufgestaut, um die andringenden Feinde abzuhalten. Spätere Zeiten haben die Häuser mit den Rokokodächern hinzugesellt und die Linde auf der Bastion. Wie steht dieser Baum in der Landschaft, und wie schließt er sich mit der Architektur zusammen! Er gibt der Häuserreihe einen Abschluß, wie er köstlicher nicht auszudenken ist. Fast jede Linie und jeder Schatten ist für das Uferbild unersetzlich. Wohl denn: Diese Linde steht nicht mehr: für eine Hand voller Markstücke wurde sie verschachert und abgehackt. Und die Mühle dahinter wird „auf Abbruch verauktioniert". Wo heut noch die Mühle steht, sollen nämlich später auf einer „Uferstraße" Heringstonnen und Petroleumfässer verstaut werden. — Vom ganzen langen Fuldaufer hat man sich just *diesen* Fleck dazu ausgesucht. Warum? Ja nun! Weil's eben jemandem so eingefallen ist. Es hat sich einer gedacht: die Mühle ist alt, einige morsche Balken müssen erneuert werden, reißen wir das Ding doch lieber ganz zusammen, dann haben wir gleich auch Platz für unsere Petroleumfässer. Dem Stadtbauamt leuchtete dieser Gedanke ein. Das „Projekt" wurde ausgearbeitet und dem Ministerium vorgelegt. Dort fand man gegen den Plan an sich nichts einzuwenden; was dabei zerstört wurde, dafür fehlten ja natürlich die „Unterlagen", es fehlte die Anschauung davon. Also gab man sein Plazet.

Auch in Kassel gibt es ja Menschen genug, die wissen, daß solch ein Stadtbild einen Wert bedeutet, der materiell überhaupt nicht aufgewogen werden kann. Der Konservator, der Bund Heimatschutz, der hessische Geschichtsverein protestieren. Wir fürchten: nun es zu spät ist. Fast alle diese Vandalismen der letzten Jahre sind dadurch möglich geworden, daß man nicht genug an das *Sichern* gedacht hat, *ehe* das zu Sichernde bedroht schien. Es ist auch eine zu billige Sache, von einzelnen Besitzern, für die das „alte Gerümmel" nun einmal kein Interesse *hat*, zugunsten der Allgemeinheit Opfer dafür zu verlangen. Zunächst sollte man einmal mit der blöden Erzsoldaten-Setzerei aufhören, um mit allem erreichbaren Gelde die, wenn auch nur ganz von ferne bedrohten Heimatschönheiten zu sichern. S

Handel und Gewerbe

„Aussichtsreiche Zukunft"

„Wir wollen Ihre Persönlichkeit erziehen und Ihre besonderen Fähigkeiten zur Reife bringen!" Wir helfen Ihnen, „sich ohne wesentliche Einschränkung für die glänzendste Laufbahn vorzubereiten, die überhaupt denkbar ist".

Das heißt doch ein Wort! Also: schlagen Sie die „freie, angenehme Laufbahn des praktischen Zeichners ein, die wir Ihnen eröffnen, und die Sie für alle Zeit der Notwendigkeit entheben wird, um kümmerliches Brot zu fronden!" Werden Sie einer von jenen Männern, die „sich aus gedrücktesten Verhältnissen zu glänzendsten Positionen, zu Reichtum, Macht und Ansehen emporschwangen". *Alles* via *Zeichnen*. Und es kostet nicht tausend Mark, es kostet nicht fünfhundert Mark, es kostet bloß, sagen wir: eigentlich hundert Reichsmark — aber weil *Sie's* sind und weil

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DAS UFERBILD DER KASSELER ALTSTADT

AUS DEM KUNSTWART

KARL EBERTH-KASSEL (PHOT.)

Digitized by Google

Digitized by Google

„unser Unternehmen und unsre Lehrmethode noch in weiteren Kreisen schnell bekannt gemacht werden soll", machen wir's „bei 500 bestveranlagten Interessenten", zu denen Sie, versteht sich, gehören, „zu dem bedeutend ermäßigten Honorar von 60 Mark." Aber: „Warten Sie nicht, bis 500 schneller Entschlossene Ihnen zuvorgekommen sind!" Und der „Kursus"? Besteht in 24 Heften, die Ihnen gegen Vorausbezahlung nach und nach zugeschickt werden. Sie senden uns Ihre darnach angefertigten Zeichnungen und bekommen sie von „ersten Künstlern" korrigiert zurück. Dann kann Ihnen „nach sachverständigem Urteil und vielfältiger Erfahrung auf dem weiten Gebiete der praktisch betätigten Kunst nichts mehr begegnen, was sie (die Kunst?) in Verlegenheit zu setzen vermöchte". Sollte das aber doch der Fall sein, dann sind Sie ein solcher Esel, daß wir Ihnen mit Recht Ihr Geld abgeknöpft haben.

Diese Proben entstammen, bis auf den letzten Satz allerdings, der Broschüre „Aussichtsreiche Zukunft. Der Beruf des praktischen Künstlers" und dem dazugehörigen Anschreiben. Beides schickt uns eine (Fern-) „Mal- und Zeichen-Unterricht Gesellschaft m. b. H."

„Freie" Berufe

Mit der Freiheit in den sogenannten freien Berufen muß es nachgerade schlimm bestellt sein; denn immer mehr Angehörige werden ihrer so überdrüssig, daß sie sie verlästern und nach neuen Abhängigkeitsverhältnissen förmlich schreien. Das bedenklichste dabei ist, daß, die der Freiheit im Berufsleben müde werden, ganz überwiegend der jungen Generation angehören, während unter den Veteranen jene zu suchen sind, die am leidenschaftlichsten und eifrigsten die Fahne der Freiheit und Selbsthilfe nach wie vor hochhalten wollen. „Das freie Spiel der Kräfte," sagt man bei den Jungen, „der Kampf aller gegen alle, die schrankenlose Konkurrenz, kurz, alle die gepriesenen Vorzüge des wirtschaftlichen Liberalismus mögen bei Wollwaren- und Steinkohlenproduktion eine gewisse Berechtigung haben; wenn dieser wirtschaftliche Liberalismus aber zur Erschütterung aller bisher stabilen wirtschaftlichen Verhältnisse führt und auch die künstlerische, wissenschaftliche und geistige Produktion in sein Bereich zieht, dann wird er zum Todfeind jeder höheren Kultur." Gerade das Gegenteil glauben die Alten; wird mit dem Prinzipe des freien Wettbewerbs gebrochen, so muß nach ihnen wieder zum Teufel gehn, was wir an Kultur erwarben.

Für einen, der das Leben gründlich kennt und es dennoch liebt, mag es als Schauspiel ergötzlich sein, der Hilflosigkeit unsrer politischen Prinzipienreiter gegenüber diesem Vorgange zuzuschauen; zu beobachten, wie sie sich taub stellen gegen die Stimme der Natur, die die Jungen dieselbe Freiheit verhöhnen läßt, welche die Alten nicht hoch genug zu preisen wissen. Ein großes liberales Blatt veranstaltete jüngst eine Umfrage bei einer Anzahl hervorragender deutscher Rechtsanwälte nach ihrer Meinung über die Einführung des numerus clausus, der Beschränkung der Rechtsanwälte auf eine bestimmte Zahl. Und siehe da, alle Befragten bekannten sich als entschiedene Gegner dieser Maßnahme. Das Blatt „freute sich" des Ergebnisses; denn es konnte sich nun die Mühe sparen, die Nöte derer, die nach dem

Gesellschaft

Digitized by Google

numerus clausus verlangen, begreifen zu lernen, konnte ihnen vielmehr „liberale“ Politik predigen und sich damit salvieren, „daß gerade die Besten und Bedeutendsten unter den Anwälten den numerus clausus ablehnen“. Als ob diese Ablehnung mehr zu besagen hätte, als wenn unsre Industriekapitäne rühmen, jeder Tüchtige könne es heut aus eigener Kraft zu etwas Hohem bringen, während sie ganz übersehen, wie die Verhältnisse sich geändert haben, nicht bedenken, daß Carnegie nicht Carnegie oder Krupp nicht Krupp geworden wäre, wenn der eine wie der andere auch nur zehn Jahre später geboren wäre.

Wer an milden Tagen im Sonnenschein, an heißen im Schatten wandelt, hat gut philosophieren über die Vorzüge des Aufenthalts im Freien; deswegen können doch gleichzeitig andre anderwärts dem nächsten besten Obdach zustreben, weil ein Unwetter im Anzuge ist. Es läßt sich nicht leugnen, daß zurzeit alle freien Berufe überfüllt sind, und daß die Ursachen dieser Überfüllung in absehbarer Zeit *nicht* von selbst aufhören werden. Freie Juristen, Ärzte, Schriftsteller, Architekten usw. sehen durch die fortwährende Ausdehnung staats- oder gemeindesozialistischer Aufgabenkreise, durch die hemmenden oder zerstörenden Wirkungen kapitalistischer Monopole oder auch durch die Einflüsse wirtschaftspolitischen Vereinslebens ihre Erwerbsquellen immer spärlicher fließen und mehr ab- als zunehmen. Sind es bei den Ärzten die Krankenkassen, die die Privatpraxis mehr und mehr einschränken, so haben bei den Rechtsanwälten die sich rasch mehrenden Berufsvereine begonnen, dieselbe Aufgabe zu erfüllen; denn diese Vereine nehmen sich des Rechtes ihrer Mitglieder an, wie die Krankenkassen der Gesundheit der ihrigen; und wie diese durch die Zusammenfassung der Interessen zahlreicher Patienten Ärzte von sich abhängig machen, so entwickeln sich jene auf eine gleiche Art zu Arbeitgebern der Rechtsanwälte. Sieht man näher hin, so entdeckt man an den Verhältnissen, in denen Juristen und Ärzte leben, noch manche andre Gleichartigkeit. Beispielsweise hat sich das Laientum im Gesundheitswesen „Kurpfuscher“, im Rechtswesen „Winkeladvokaten“ als Schutzmittel gegen die angenommene oder wirkliche Weltfremdheit oder den „Dünkel“ oder die „Teuerkeit“ der medizinischen oder juristischen Gelehrten geschaffen — und so dafür gesorgt, daß weder Mediziner noch Juristen ihre wissenschaftlichen Monopole allzusehr „auszubeuten“ vermögen. Und wie auffallend ist die Ähnlichkeit zwischen den Vereinen zur Volksaufklärung über Hygiene und denen über Rechtspflege! Vereine, die sich zum Ziel setzen, möglichst viele Volksgenossen zu befähigen, in möglichst vielen Fällen ihre eigenen Ärzte oder ihre eigenen Rechtsanwälte zu sein, können nicht gut seitens einer großen Zahl von Medizinern oder Juristen aufrichtig geliebt werden, weil sie doch gar zu leicht vielen von ihnen den Nahrungsspielraum verengern. Wenn zum Beispiel der Verein „Recht und Wirtschaft“ jüngst einen Ausschuß zur Verbreitung von Rechtskenntnissen unter dem Vorsitz des Staatsministers v. Hentig bildete und ihn mit der Ankündigung in die Öffentlichkeit einführte, daß er die Häufigkeit von Prozessen in Deutschland durch seine aufklärende Wirksamkeit um die Hälfte zu vermindern hoffe, weil die Bevölkerung aus Rechtsunkenntnis

Digitized by Google

mindestens doppelt soviel prozessiere, als nötig wäre — wie sollen da die vielen Rechtsanwälte, die schon heute über Mangel an Beschäftigung und Verdienst klagen, einer solchen Aussicht sich ehrlich freuen? Nichtsdestoweniger liegen im Interesse der Volksgesamtheit alle Bestrebungen, immer mehr Juristen und Mediziner *da* entbehrlich zu machen, wo die Rechts- oder Gesundheitspflege mit einer Selbsthilfe des Laientums *wirklich* auskommen kann, — denn um so billiger stellen sich beide im nationalen Wirtschaftsleben. Nimmt man nun aber wahr, wie trotz der Überfüllung beider freien Berufe selbst in den kleinsten Städten immer mehr Eltern ihre Söhne in den ebenfalls rasch zunehmenden Gymnasien und anderen höheren Schulen das Abiturientenexamen machen und dann Jura oder Medizin studieren lassen, weil sie meinen, die Jungen müßten unbedingt etwas „Besseres" werden als die Väter, und weil falscher Elternstolz hoffen läßt, gerad *ihr* Sprößling würde trotz übergroßen Wettbewerbs als Jurist oder Arzt noch sein Glück machen, — sollten sich da nicht besondere Maßnahmen rechtfertigen lassen, um gegen die Flut des Zudranges einen genügend starken Damm aufzurichten? Soll ein laisser faire, laisser passer dazu führen, daß in unsern Großstädten immer drei Rechtsanwälte einem Recht Suchenden oder drei Ärzte einem Kranken nachliefen? In Berlin leben, wie Kenner der Verhältnisse versichern, 500 Rechtsanwälte in wirtschaftlich problematischen Existenzen; viele von ihnen haben den Offenbarungseid geleistet. Wäre nicht ihnen und uns wohler, wenn man sie gehindert hätte, eine Laufbahn einzuschlagen, in der sie ihr Brot nicht finden können?

Not kennt kein Gebot, also auch kein Gesetz des wirtschaftlichen Liberalismus. Dessen Freunde handeln daher unklug, wenn sie gegenüber den wirklichen Zuständen in den „freien" Berufen eine Vogelstraußpolitik treiben. Nach Maßnahmen wie dem numerus clausus rufen nicht nur Rechtsanwälte, sondern auch Ärzte. So fordert Dr. med. Vimarius in der Deutschen Ärztezeitung zur Linderung der Nöte seines Standes unter anderm: „Durchführung des Prinzips der kontingentierten freien Arztwahl durch Vertrag zwischen Kassenverbänden und ärztlichem Verband für jede Stadt. Für alle Landgemeinden kann der numerus clausus vereinbart werden; dann wird überall da, wo die Höchstzahl der zulässigen Kassenärzte nicht erreicht ist, absolute Niederlassungsfreiheit für die noch fehlende Zahl von Ärzten bestehen." Kein liberal Gesinnter braucht indes zuzugeben, daß etwaige Maßnahmen gegen die Überfüllung der Stände der Rechtsanwälte und Ärzte *dauernde* Einrichtungen werden und diesen dazu verhelfen müßten, sich wirtschaftliche Monopole zu erhalten oder neu zu schaffen. Den dahin zielenden Bestrebungen kann wirksam entgegengearbeitet werden. Aber nur, wenn man die Notwendigkeit *vorübergehender* Freiheitsbeschränkungen zugibt. Das ist auch erforderlich, um bei den nach dem „numerus clausus!" Rufenden Gehör zu finden, wenn man sie darüber aufklären will, daß nicht der wirtschaftliche Liberalismus schuld an den heutigen Zuständen ist, sondern vorherrschende Kulturauffassungen. Was hat der wirtschaftliche Liberalismus mit dem schädlichen Vorurteil zu tun, daß jeder, dem es gelingt, irgendein Staatsexamen zu machen, von

Digitized by Google

der übrigen Bevölkerung so unterhalten werden soll, wie es den Lebensgewohnheiten der „höheren Gesellschaftsschichten“ entspricht, unterhalten werden soll, auch wenn in seinem Berufe kein Platz mehr für ihn ist? Wenn wir den Geboten des wirtschaftlichen Liberalismus gehorchen wollen, so dürfen wir einen akademisch Gebildeten, der sich als Maurer beschäftigen läßt, nicht niedriger schätzen, als wenn er eine seinen Kenntnissen entsprechende Stellung ausfüllte. Die Überfüllung aller geistigen Berufe ist der beste Beweis dafür, daß wir von einer Emanzipation des vierten Standes noch immer recht weit entfernt sind. Ist die erst erreicht, so wird es niemanden danach verlangen, sich als überflüssiger Kopfarbeiter durchs Leben zu hungern, weil das „vornehmer“ sei, während er doch als Handarbeiter nicht nur satt essen, sondern auch gut bürgerlich leben kann. Dann wird es auch keiner Zunftschranken bedürfen, um irgendeinen Stand vor Überfüllung zu bewahren. Kürzlich haben einige hungernde Berliner Studenten den Entschluß gefaßt, sich in den Ferien als Landarbeiter zu verdingen. In solchen Handlungen schimmert schon etwas wie die Morgenröte einer Zeit, die völlige wirtschaftliche Freiheit herrschen läßt, weil keinerlei Arbeit schändet. Otto Corbach

Zu den Tagesereignissen

Mann und Weib

Abstinenten im Wahlkampf

Es ist nicht viel beachtet worden, aber beachtenswert, daß im vorigen Reichstagswahlkampf die Abstinenten in Deutschland wohl zum erstenmal als solche mit eingegriffen haben, und zwar mit Erfolg. Im Reichstagswahlkreis Tondern kandidierte als Nationalliberaler Dr. Schifferer, der frühere Besitzer und jetzige Aufsichtsratvorsitzende der Brauerei Schifferer in Kiel; sein Beruf war als „Privatgelehrter“ und „Hofbesitzer“ angegeben. Die Abstinenten brachten das in Verbindung mit der Tatsache, daß die Brauer-Union nach ihrem Programm auch in den Parlamenten Einfluß suchte. Sie baten deshalb die Berliner Parteizentrale der Nationalliberalen um einen andern Kandidaten für Tondern. Aber vergeblich. Die Hauptwahl führte dann zu einer Stichwahl zwischen Schifferer und dem Kandidaten der Fortschrittlichen Volkspartei, Blunck, und schließlich unterlag Schifferer. Trotz des Wahlbündnisses mit dem Bund der Landwirte, — denn dessen Vorsitzender erklärte, er für seine Person könne als Abstinent trotz des Wahlbündnisses Schifferer auch nicht wählen. Schifferers eigenes Organ schrieb die Niederlage den Abstinenten zu.

Ob man für richtig hält, seine Abstimmung davon abhängig zu machen, ob der Kandidat alkoholkapitalistischer Interessenvertretung verdächtig ist, oder nicht, das hängt natürlich davon ab, für wie wichtig man die Frage des Alkoholismus überhaupt hält. Darüber wollen wir heute nicht wieder sprechen. Wir teilen die Tatsachen hier nach dem „Vortrupp“ mit, ohne weitere Schlüsse aus ihnen zu ziehen, als: daß unsre Parteiorganisationen in Zukunft taktisch klug daran tun werden, mit der wachsenden Kraft der Abstinenten zu rechnen.

Ein deutscher Frauenkongreß

war gelegentlich der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“ vom Bunde deutscher Frauenvereine in Berlin veranstaltet worden. Aus allen Gegenden Deutschlands kamen Delegierte

Digitized by Google

angeschlossener Verbände (leider mit Ausnahme der sozialdemokratischen Gewerkschaften), Einzelteilnehmerinnen und Berichterstatter in den weiten Räumen des Zoologischen Gartens zusammen: man zählte fast eine Woche hindurch 3—5000 Besucherinnen täglich. Noch nie bot die Frauenbewegung ein in sich so einheitlich geschlossenes Bild; hier schien wirklich „ein einig Volk von Schwestern“ zu tagen, das, gleichviel welchen gesellschaftlichen Standes und welcher Konfession, nach ruhig sachlicher Aussprache, nach innerer Klärung strebte. Wir werden gelegentlich auf die Bedeutung dieses Kongresses und auf die so viel Frauentun veranschaulichenden Werte der Ausstellung zurückkommen. Heute sei nur eines, das aber mit Freudigkeit bezeugt: Die billige Phrase, das auftrumpfende Schlagwort und das gewaltsame Drängen scheinen nach dem Verhalten dieses Kongresses in der deutschen Frauenbewegung die Macht zu verlieren, womit denn wohl allmählich die Kinderkrankheiten dieser Bewegung überwunden werden. Man begegnete fast aller Orten dem stolz bescheidenen Wunsche, „alle echte Kraft und alle Innerlichkeit und Tiefe der deutschen Frau durch unvermeidliche Entwicklungskrisen hinüberzutragen in eine neue Zeit, einzupflanzen auf neuem Boden“ (Gertrud Bäumer). An Stelle drohenden Schwadronierens sucht man Arbeit zu setzen, „Qualitätsarbeit“, der lauten Propaganda des Wortes folge würdige, wenn auch geräuschlose Propaganda der Tat. Wenn irgend möglich will die Frau Schulter an Schulter mit dem Manne arbeiten. In diesem Handeln walte frischer möglichst weitschauender Geist, der gleich fern von Strebertum und Fachsimpelei, von Utilitarismus und Verstiegenheit, die Fähigkeiten entwickeln hilft, die der Frau selber, dem Ganzen, dem Volke und dem Vaterlande am besten dienen. Möge es den Führerinnen der Frauenbewegung, von denen wir hier nur Helene Lange, Gertrud Bäumer, Alice Salomon und Marianne Weber nennen, gelingen, solche Kulturarbeit zu fördern!

Raststätten auf Ausstellungen

Bald öffnen sich wieder die Ausstellungen aller Art, große und kleine, großstädtische und kleinstädtische. Wenn wir irgend aus dem Vergangenen schließen dürfen, so werden auch sie in dem Erholungs- und Vergnügungsteile, der wirtschaftlich oft geradezu das Rückgrat der Ausstellung ist, wieder auf den Trunk gestellt sein. Was ihnen noch, gerade so wie den meisten unsrer Museen, fehlt, ist die freundliche Erholungsstätte von nicht kneipenmäßigem Charakter, wie man sie gerade dort, wo feinere Interessen angeregt sind, am allermeisten verlangt. Versuche sind ja gemacht worden, die Ausstellung im Münchner Park zum Beispiel hatte ein hübsches Teehaus, auch anderswo hat man alkoholfreie Erholungsstätten über die üblichen Konditoreien hinaus versucht, aber stets entweder mit zu hohen Preisen oder mit ungenügenden Mitteln. Zu den „Mitteln“ rechnen wir hier auch Eigenschaften, und zwar solche, wie sie ganz besonders den Frauen eignen: die Fähigkeit, den Eindruck auch mit bescheidenen Aufwendungen gemütlich und behaglich zu machen, ohne daß man doch irgendwie zudringlich wäre, die Darbietung von nicht kostspieligen und zahlreichen, aber mit jener gewissen „Liebe“ bereiteten oder gepflegten Speisen und Ge-

Digitized by Google

tränken, irgend etwas Besonderes, Persönliches, kurz: das Pflegerische, dessen Ausübung der Frau ausweislich der Arbeit in Sanatorien und Erholungsheimen so besonders gut liegt. Wer in einer Ausstellung mal ein halbes Stündchen „ausspannt", will Ruhe haben, vielleicht sogar seinen Liegestuhl, und des Gefühls ledig sein, nur als möglichst viel zahlende Nummer Wert zu haben. Unsrer Meinung nach könnten solche „Raststätten" nach und nach zu starken Werbern für den Abstinenzgedanken werden, wenn sie gut eingerichtet würden. Warum versucht man sie nicht häufiger? Wir haben uns bei gebildeten Frauen erkundigt und von ihnen gehört: die Veranstalter der Ausstellungen wünschten sie nicht, man fördere ihre Einrichtung nicht nur nicht, man verhindere sie geradezu aus Sorge vor dem Alkoholkapital oder aus andern unbekannten Gründen. So wäre es uns lieb, wenn wir bald von weiteren Versuchen berichten könnten, sei es von erkämpften oder selbst von unterlegenen: nur in der Praxis können wir die Bedingungen auch dieser kleinen Kulturarbeiten studieren.

Körperpflege

Dilettantismus in der Körperkultur

Schon früher, aber besonders seit der Däne J. P. Müller seine übrigens vortreffliche Anweisung zu täglichen häuslichen Turn- und Frottierübungen unter dem Titel „Mein System" herausgab, sehen wir in den Buchhändlerauslagen immer neue Schriften auftauchen, die gewöhnlich durch das Bild irgendeines Muskelmannes oder eines Schönheitsweibes auf dem Umschlage die Blicke des naiven Publikums anlocken. Der Ruhm Müllers ließ ihre Autoren nicht schlafen. „Mein neues System" oder gar „Das beste System" oder ähnliche Titel verraten die Abkunft solcher Broschüren, die doch offenbar noch immer ihre Käufer finden müssen. Wenn diese Leitfäden von Männern der sportlichen Praxis geschrieben sind, dann enthalten sie immerhin ein brauchbares Übungsmaterial. Kniebeugen, Beinschwingen und Rumpfdrehen sind internationale Turnübungen, die man ohne Schaden empfehlen kann. Wenn solche Sachen nicht auf die Züchtung von Athletengestalten mit dicken Muskeln und angekränkelten Herzen hinaussteuern, dann können sie ja auch ihren Nutzen stiften. Freilich, um eine wirklich sinnvolle und harmonische Entfaltung des in der Entwicklung begriffenen jugendlichen Körpers zu verbürgen, wie sie zum Beispiel die schwedische Erziehungsgymnastik erreicht, dazu gehört eine gründliche Einsicht in die natürlichen Gesetze des Wachstums und ein menschlich taktvolles, künstlerisch abgestimmtes Verfahren, das sich durch sorgsame wissenschaftliche Vertiefung von dem rohen Naturalismus des schweißtreibenden Kraftmeiertums sehr wesentlich unterscheidet. Aber von dieser Vertiefung wollen wir in diesem Augenblick gar nicht reden, wir wollen sie von diesen Gelegenheitsschriften und Drillkatechismen gar nicht fordern, sondern ihre aus der Lust an der kraftvollen Bewegung geborenen, empirisch gewonnenen Handgriffe und Kunststücke unter Vorbehalt gern gelten lassen. Was wir aber dafür als Gegenleistung verlangen dürfen, das ist, daß sich nun solch ein Schriftsteller nicht doch ein wissenschaftliches Mäntelchen umhänge und mit den Posaunentönen einer übelmachenden Reklame versichere, daß nur er in die tiefen Geheimnisse einer unfehlbaren Methode einzuführen vermöge, daß gerade er

Digitized by Google

ganz besonders aus dem Borne wissenschaftlicher Erkenntnisse geschöpft habe. Da hört die Harmlosigkeit solcher Traktätchen auf, und wenn man dann noch mit Verblüffung erfahren muß, daß solch ein selbstbewußter Verfasser oder eine auf noch feineren, aber auch noch vorlauteren Ton gestimmte Verfasserin die bescheidensten anatomischen Kenntnisse vermissen läßt, dann scheint es einem manchmal doch, als ob es von hier bis zur „Schundliteratur" nicht allzu weit sei. Gefährlich werden diese Schriften vornehmlich auch dann, wenn sie im Neben- oder Haupttitel mit leichtzüngiger Anmaßlichkeit Schönheit, Grazie und Anmut verhandeln wollen. Denn diese spezifisch weiblichen Artikel sind durch ein skrupelloses Phrasengewäsch in den Augen der Eingeweihten so entwertet, daß das Hausieren damit von vornherein verdächtig macht.

Heut mögen ein paar Stichproben diese Literaturbranche charakterisieren.

Ein Autor schreibt unter ein entsprechendes Bild von der angeblich „ganz normalen" Einatmung: „Brust heraus, Leib eingezogen." Da bei der Einatmung die Fasern des Zwerchfelles sich zusammenziehen und eine Abflachung dieses Muskels nach unten bewirken, drängen die Eingeweide gegen die Bauchwand, und diese muß vorgewölbt erscheinen. Also nicht eingezogen! — Ein andrer darf von des Vorigen Schrift sagen: „Dies rationelle (!) Buch konnte erst kürzlich einen wahren Siegeszug feiern." Ein Dritter will die „Richtige und wirklich gesundheitfördernde Körperpflege für jedermann" bieten und bildet eine widerlich eingeschnürte Großstadtpflanze in Stöckelschuhen (Typus Chansonettensängerin) bei der Übung als Vorbild ab! Ein Vierter will uns ein „ärztliches" System schenken und schreibt neben die Figur zum „Werfen eines Beines nach oben" (gewöhnlich Vorspreizen genannt): „Eine Übung hauptsächlich für die Muskeln, welche das Schienbein biegen." Ein Fünfter, den seine Anhänger als einen wahren Zarathustra der Atemkunst feiern, läßt das Einatmen während der Vorhalte der Arme (wo doch die Brust eingeengt ist!) vornehmen und zeigt durch seine Freiübungsstellungen, daß er sich nie auf einem Turnplatz umgesehen hat. Ein Sechster endlich weiß wohl, besser als der an erster Stelle Zitierte, daß bei der Einatmung die Bauchwand sich heben muß, aber er schreibt wörtlich: „Dadurch, daß sich der Leib vorwölbt, flacht sich das Zwerchfell ab." Dazu würde Anzengrubers Hautzner Michel sagen: „Das ist akrat so, als wolltest du sprechen: Weil der Hund kratzt, kriegt er Flöh!"

Noch schlimmer sind die weiblichen Autoren, denn von diesen treten einige mit der ausgesprochenen Anmaßung auf, daß sie dazu beitragen wollen, bei ihren Leserinnen die Unkenntnis vom Bau des menschlichen Körpers zu beseitigen. Ist es nicht lustig, daß eine vielgereiste Prophetin der Körperkultur über die verbreitete Unwissenheit bewegliche Klagelieder anstimmt und dann selbst in ihrem Buche die verschwommensten Vorstellungen von den einfachsten Bewegungsvorgängen verrät und die ungereimtesten Behauptungen vorträgt? So sagt sie zum Beispiel vom Drehen des Oberkörpers: „Die linke Schulter bewegt sich äußerst langsam nach hinten und zieht die rechte Schulter langsam nach vorne" und bringt damit die ganze Anatomie des Schultergürtels in die heillosesste

Digitized by Google

Verwirrung.* Dieselbe betriebsame Dame hat die grandiose Entdeckung von einer „Zentrale“ des Körpers gemacht, von der alle schönen Gehbewegungen angeblich ihren Ursprung nehmen: eine Stelle am Kreuz, wo gar keine Muskeln sitzen, die mit dem Gehen direkt etwas zu tun hätten! Aber dieser Unsinn ist schon von Hand zu Hand in gewissen Kreisen weitergegeben worden, so daß er in dem neuesten Werk einer andern Dame über die „künstlerische“ Gymnastik in einer verwandten Einkleidung wieder auftaucht. Denn da heißt es von der Gehbewegung, nachdem der linke Fuß vorgestellt sein soll: „Hebe das rechte Bein aus der Kreuzgegend mit dem großen Rükkenmuskel, von denen (!) sich einer links und der andere rechts vom Rückgrat befindet (siehe Abbildung) und schwinge das Bein nach vorn.“ Ganz abgesehen davon, daß das Bein ja überhaupt nicht „in der Kreuzgegend“ sitzt, also auch aus dieser nicht herausgehoben werden kann, zeigt nun das Bild, auf das verwiesen wird, den „großen Rückenmuskel“, der gemeinlich der „breiteste“ Rückenmuskel genannt wird. Vor dem Spiegel stehend, mit erhobenem Arm, sehen wir seinen oberen Verlauf die hintere Wand der Achselhöhle bilden. Er zieht den Arm nach hinten und das Schulterblatt abwärts und ist ein energischer Rumpfstrecker. Und ausgerechnet er soll nach Anweisung der zitierten Verfasserin das rechte Bein heben! Wahrscheinlich liegt hier eine Verwechslung mit der Funktion des Wadenmuskels vor! — Überhaupt muß das Gehen noch mancherlei Mysterien enthalten, von denen unsre Schulweisheit sich nichts träumen läßt, denn eine andere Sibylle der Schönheitspflege, eine Engländerin, empfiehlt besonders für „solche Frauen, deren Nervensystem nicht ganz intakt, irgendwo angegriffen ist, und die die Biegsamkeit und Elastizität ihres Ganges verloren haben“, eine eigenartige Atmungsmethode; sie sollen nämlich mit dem Zeigefinger den einen Nasenflügel schließen, durch den andern tief einatmen, dann diesen mit dem Finger schließen und durch jenen ausatmen und so fort mit Grazie. Wenn sich danach die Elastizität des Ganges nicht einstellt, will ich ein Schelm heißen! — Wieder eine andere Priesterin der Atmungskunst hat herausgebracht, daß die Lunge — die doch nach unsrer gangbaren Vorstellung für die Einatmung nur erweitert werden kann durch die Atmungsmuskeln (Zwerchfell und Zwischenrippenmuskeln) — eine eigene Bewegung besitzt, „die von der größten Bedeutung für den Organismus ist“; leider habe „man in den wissenschaftlichen Kreisen nichts getan, diese Eigenbewegung anzuregen oder zu befördern“. Ach, die arme Wissenschaft, die so blind war, diese Lungenbewegung noch gar nicht zu entdecken! Die Anatomen und Physiologen werden aber jetzt viel Neues über die Lunge lernen müssen. Jene Lehrerin der „künstlerischen“ Gymnastik verlangt von ihren Schülerinnen sogar eine Ausatmung „mit völliger Entleerung der Lungen“. Arme Lungen! In ihrem Buche redet sie einmal davon,

* Die eine Schulter kann ja gar nicht die andere mit sich ziehen, einfach weil ihre Muskulatur nicht nach der andern Seite übergreift! Vorn bildet die Mittellinie des Schlüsselbeins, hinten die des Rückgrats eine reinliche Scheidung zwischen den Schulterregionen der beiden Körperhälften!

Digitized by Google

daß es verkehrt sei, „so lange zu sprechen, bis die Lungen völlig entleert sind, und die Beendigung des Satzes noch durch ein krampfhaftes Zusammenziehen des Zwerchfelles ermöglichen zu wollen“, und sie fügt dann hinzu: „Und dann wundern sich die Menschen, daß sie an Blutwallungen nach dem Kopfe und Angstzuständen leiden.“

Es könnte scheinen, als ob ich die Bemühungen der Frauen auf diesem Gebiete geflissentlich schlecht machen wollte. Nichts liegt mir ferner, als das. Im Gegenteil: mir ist ehrliche und echte Frauenarbeit durchaus heilig. Aber alle die Frauen, die heute an der lebendigen Arbeit des Tages mithelfen, möchte ich vor der nichtigen Geschwätzigkeit *solcher* Systementdeckerinnen warnen. Wenn diese Zeilen eine Tendenz haben, so ist *es die*, daß ich die treue und ehrliche Arbeit von Tausenden von deutschen Turnlehrerinnen, die heute bei ihrer Ausbildung solide anatomische Kenntnisse nachweisen müssen, in Schutz nehmen möchte gegenüber einem ruhmredigen Dilettantismus, der sich ein überlegenes Ansehen zu geben weiß, weil seine Pseudoweisheit englische oder amerikanische Importware ist: teuer, aber schlecht.

Karl Möller

Geist und Wortlaut des Gesetzes

Noch einmal zum sächsischen Volksschulgesetzentwurf

Der Buchstabe oder weniger überanschaulicht: der Wortlaut des Gesetzes hat schon so manchen Schrecken verbreitet und so manche Rettung vollbracht. Das kommt zwar besonders in freiheitlicher verfaßten Ländern seltner vor als anderswo; man kennt etwa die größere Machtbefugnis des englischen Richters und man weiß, daß der treffliche Eugen Huber den Schweizer Richtern ebenfalls die Freiheit gab, in gewissen Zweifelfällen nach Herkommen und Brauch zu entscheiden. Dennoch empfinden wir die Gesetzschrift als oberste Instanz, und man kann sich kräftige Naturen denken, welche sogar lieber von ihr bestraft als von Wohlwollen freigesprochen werden wollen. Wir meinen: sie ist objektiv, wir meinen: an ihr gibt es kein Drehen und Deuteln, sie steht unverrückbar. Gewiß meinen wir das nicht alle mehr. Wer die Psychologie der Sprache und die berühmte „Akustik des Gerichtsaales“ und wer Menschenschwachheit überhaupt in das Gefüge seiner Berechnungen und Erwartungen einzustellen vermag, der weiß, durch wie viele subjektive Deutungen jedes Gesetz hindurch muß, bis es „wirkt“ und wie sehr jedes Gesetz Menschenwerk ist auch seinerseits. Darum aber kann man auch mit Fug vom *Geist* eines Gesetzes, nicht allein von seinem Inhalt reden, wie hier an einem Beispiel gezeigt werden soll.

Wer kennt ein Gesetz? Wir, die wir nach der Berechnung eines findigen Regierungrates stündlich unter den Bestimmungen von etwa 350 Gesetzen stehen, wir kennen gewöhnlich nicht drei davon. Nicht nur weil wir diese Kenntnis nicht suchen, sondern zum Teil auch, weil der Geist der Gesetze gewöhnlich in andern Kurven läuft als der des Tages. Viele verstehen wir einfach nicht, sei es weil wir, sei es weil sie unklar sind; und diejenigen die wir verstehen nach ihrem Inhalt, verstehen wir deswegen noch lange nicht nach ihrer Tragweite, ihrem Geist. Und nach dieser Richtung ist sich voll bewußt ihrer Bedeutung eigentlich kein Mensch — da die Tragweite von der „Ausführung“ abhangt —, am ehesten noch ihr Verfasser und gelegentlich die Be-

Digitized by Google

troffenen, die Kenner der durch ein bestimmtes Gesetz geregelten Verhältnisse.

Sehen wir uns also den Entwurf zum neuen sächsischen Volksschulgesetz an, ob wir darin einiges vom Geist in seinem Verhältnis zum Wortlaut finden. Denn nur wenn das gelingt, wird man vom Verstehen des Gesetzes reden dürfen. Im zweiten Märzheft dieses Blattes hat der Abgeordnete Seyfert „Grundsätzliches“ zu dem Problem geäußert, Grundgedanken eines vernünftigen Reformwollens wie mir scheint. Fragen wir also, mit welchen Paragraphen des Entwurfs sie sozusagen zusammenstoßen oder direkt: in welchem Wortlaut stehen Geist der Reform und Geist des Entwurfs einander entgegen? Es zeigt sich, daß solch ein Entwurf wie alle Gesetze verhältnismäßig kurz ist, verhältnismäßig simpel ausschaut, aber oft in einem Wort, einer kurzen Wendung, einer Verschweigung oder einem Zusatz „Fußangeln und Selbstschüsse“ birgt. Treten wir fest auf in diesem Garten von (nur!) siebzig Paragraphen, so muß es zum Klappen kommen.

Das Arbeitsschulprinzip nennt Seyfert „eine grundsätzliche, in den tatsächlichen Verhältnissen aufs tiefste begründete Forderung“. § 1 bestimmt als Aufgabe der Volksschule: „Die Volksschule hat die Aufgabe, durch Unterricht, Übung und Erziehung die geistigen und körperlichen Kräfte des Kindes wirksam zu entfalten und ihm die Grundlagen sittlich-religiöser Bildung und vaterländischer Gesinnung sowie die für das bürgerliche Leben nötigen allgemeinen Kenntnisse und Fertigkeiten zu gewähren.“ Die Begründung der Regierung meint nun, dieser Wortlaut drücke aus, „daß die Volksschule noch mehr als bisher auf die Übung der darstellenden Kräfte des Kindes Bedacht nehmen und seiner freien Selbstbetätigung Raum gewähren“ solle. Gibt man dies zu, so ist doch anderseits keinesfalls zu verkennen, daß hier das Prinzip der Arbeitschule sorgfältig vermieden, dem Reformgedanken nur einige relativ belanglose Zugeständnisse gemacht sind. Die Fußangel des Paragraphen aber bilden die Schlußworte „allgemeine Kenntnisse und Fertigkeiten“, welche wortwörtlich dem vorigen Gesetz entnommen sind und wie Th. Elsenhans treffend bemerkte, sozusagen „die ganze alte Lernschule enthalten“. Bedenkt man, daß von der Aufgabe der Schule außer dem ersten nur noch der zweite Paragraph handelt und daß dieser (wiederum ohne Rücksicht auf das Arbeitschulprinzip, vgl. dazu den genannten Aufsatz von Seyfert, S. 422) alle „Gegenstände des Unterrichts“ namentlich festlegt, so wie sie den Inhalt der einzelnen Stunden zu bilden haben, so ergibt sich für den „Geist“ dieses Gesetzentwurfs aus den anscheinend so harmlosen ersten Paragraphen etwa dies: Zugeständnisse sind zu sehen, die sehr leicht illusorisch gemacht werden können. Dies hat denn die Schuldeputation des Landtags gutem Vernehmen nach bereits bemerkt und dem Gesetzgeber nachdrücklich „nachgeholfen“. Fraglich ist nur, ob dieser sich de facto nachhelfen lassen wird.

Man sieht aus diesem einen Beispiel, wie vorsichtig und mit wieviel prüfenden Rücksichten ein Gesetzentwurf gelesen werden muß, ehe man zu einem Urteil darüber gelangen kann. Wir erwähnen, um das noch weiter zu veranschaulichen, noch, daß zu dem Arbeitschulprinzip in irgendeiner — dem Geiste nach meist ähnlichen oder gleichwertigen — direkten Beziehung nicht weni-

Digitized by Google

ger als sieben Paragraphen des Entwurfs stehen.* So legt ein Paragraph besondern Wert darauf, daß der Schüler das Ziel der Volksschule erreiche „namentlich in Religion ....“ und bindet an das Gegenteil schwerwiegende Bestimmungen; überflüssig zu sagen, daß dies bei Durchführung des Arbeitprinzips illusorisch wäre. Daß die Prüfungen als solche an einer versteckten Stelle (in dem Paragraphen, der die Ferien regelt) auch noch ins Gesetz aufgenommen sind, widerspricht jenem Prinzip ebenso wie die Aufstellung des hergebrachten „Lehrplanes“ und die Beaufsichtigung seiner Durchführung und die, man darf wohl sagen: Ungeheuerlichkeit, daß noch immer einem einzigen Volksschullehrer bis zu achtzig Kinder zum gleichzeitigen „Unterricht“ zugewiesen werden dürfen. Daß die Lehrer zur Erteilung von bis zu 32 wöchentlichen Lehrstunden verpflichtet sind, dient auch kaum der Arbeitschultendenz.**

Bedenkt man nun, daß in ähnlicher Weise das Gesetz auf seine Beziehungen zu andern wichtigen Prinzipien „gelesen“ und geprüft werden kann, so ergibt sich einerseits, wie tiefsinnig in der Tat ein solches Schriftstück ist, und anderseits, welch gewaltige Grundlage diese Prüfung bereitet, wenn man den „Geist“ des Gesetzes und seiner Urheber beurteilen will. Prinzipien etwa wie das der relativen Selbstverantwortlichkeit der Lehrer, das der Gleichwertigkeit aller Volksschulen, das der relativen Schulautonomie des Staates gegenüber den Gemeinden, der Einschränkung des Gesichtpunktes der Konfessionalität (über welche Seyfert hier geschrieben hat), werden teilweise natürlich in noch mehr als je vierzehn Paragraphen berücksichtigt oder — ignoriert.

Niemand leugnet das Vorhandensein dessen, was Regierung und Konservatismus als „Fortschritte“ im Entwurf beflissen hervorheben. Aber daß der Geist des Entwurfs dem besten Geist unsrer heutigen Bildung entspreche, daß er gar sein Ausdruck sei — das wird mindestens von entschiednen Anhängern der Ausdruckkultur kaum anerkannt werden. Den Beweis dafür zu liefern sind diese Zeilen geschrieben. Es ist bemerkenswert genug, daß dieser wichtige Gesetzentwurf, dessen Bedeutung weit über Sachsens Grenze reicht, von der betroffnen Lehrerschaft im ganzen abgelehnt wird. Wer diese Ablehnung unbescheiden, allzu radikal findet, ist gebeten, „Geist und Wortlaut“ des Entwurfs in der hier versuchten Weise einmal zu untersuchen.

H. H.

* Nach einer Zusammenstellung der Ortsgruppe Dresden des Bundes für Schulreform; indirekt stehen etwa noch ebensoviele, zum Teil wichtige Paragraphen in der gleichen Beziehung.

** Die offiziellen Referenten der Regierung bei Abfassung des Entwurfs waren die Bezirkschulinspektionen. Bemerkenswert, will man den „Geist“ der Sache fassen, ist: von 63 Gutachtern haben sich für eine allgemeine Herabsetzung der hohen Pflichtstundenzahl nur 12, mit Einschränkungen weitere zehn ausgesprochen, zusammen also ein Drittel.

Mädchen- und Knabenlektüre

Ist es gut und richtig, daß es eine besondere Lektüre für Mädchen, eine besondere für Knaben gibt?

Früher haben meine Freunde und ich diese Frage verneint. Wir

Digitized by Google

stützten unsre Ansicht auf die Beobachtung, daß die kleinen Kinder, einerlei ob Knaben oder Mädchen, sich in gleicher Weise an denselben Kinderliedern und an denselben Märchen erfreuen. Wohl haben die verschiedenen Kinder ihre besonderen Lieblinge, aber die Wertung richtet sich nicht nach der Verschiedenheit des Geschlechts, die ist begründet in der Verschiedenheit des individuellen Geschmacks, der schon beim Kind hervortritt.

Ganz ebenso ist das Verhältnis bei den literarisch gebildeten Erwachsenen. Auch hier unterscheidet man nicht eine Literatur für Männer und eine andre für Frauen, sondern beide erfreuen sich in gleicher Weise an Goethe und Schiller, an Lenau und Heine, an Storm und Raabe, an Fontane und Keller. Wohl zieht der eine diesen Schriftsteller, der andere jenen vor; und wenn auch zum Beispiel Storm mehr nahe Freunde beim weiblichen Geschlecht hat, so richtet sich die Bevorzugung eines Schriftstellers im allgemeinen doch nicht nach dem Geschlecht des Urteilenden.

Wenn also der Anfang und das Ende des literarischen Genießens sich bei beiden Geschlechtern auf dieselben Dichtungen erstreckt, warum sollen die anfangs parallelen Geschmackslinien während einer Reihe von Jahren eine Kurve nach rechts oder nach links bilden, um später im günstigsten Fall wieder nebeneinander herzulaufen? Erscheint es da nicht wichtiger, sie gar nicht erst ausbiegen zu lassen? Liegt nicht gerade im Auseinanderlaufen die Gefahr für beide Teile, daß sie die Richtung nicht wiederfinden? Erleben wir es nicht beim weiblichen Geschlecht, daß sie aus der Backfischlektüre nicht zurückfinden zur echten Dichtung, sondern daß sie im Familienjournalroman steckenbleiben? Und verlieren sich nicht die jungen Leute oft genug völlig in Abenteurer- und Detektivgeschichten?

Sicher entbehren diese Erwägungen nicht der Berechtigung, und der Schluß, man solle die Mädchen in bezug auf die Lektüre nicht anders behandeln als die Knaben, scheint richtig zu sein.

Und dennoch lehrt die Erfahrung, daß in einem bestimmten Alter der Geschmack der Mädchen mit überraschender Regelmäßigkeit andere Wege geht als bei den Knaben. Schon die unzähligen Indianer- und Abenteurergeschichten auf der einen Seite und die ebenso zahlreichen Pensions- und Backfischgeschichten auf der andern beweisen das.

Ein erhellendes Streiflicht auf diese Erscheinung werfen die Selbstberichte einer Anzahl von Hamburger Seminaristen und Seminaristinnen über ihr eigenes Lesen von der ersten Kindheit an.

Da zeigen sich zum Beispiel schon bei den Märchen kleine, aber doch bemerkenswerte Unterschiede. Im allgemeinen sind es die bekannten Lieblinge: Rotkäppchen, Schneewittchen, Hänsel und Gretel usw., die bei Knaben und Mädchen an erster Stelle stehen. Daneben aber bemerken verschiedene Knaben, sie hätten besonders die gruseligen Märchen gern gehabt, während die Mädchen die Märchen bevorzugen, in denen Verzauberungen vorkommen und Erlösungen durch Prinzen, oder „wo ein Prinz ein armes Mädchen heiratet“, oder „in denen Mädchen auftreten“. Und nie wird Andersen von den Mädchen als besonderer Liebling erwähnt, im Gegenteil, mehrere betonen, Andersen habe ihnen nicht gefallen, während von mehreren Knaben Andersen hervorgehoben wird.

Digitized by Google

Sehr verschieden ist die Stellung zu den Sagen. Fast alle Knaben haben mit größtem Interesse die deutschen Heldensagen sowohl wie die Sagen des klassischen Altertums gelesen; auch die Schwankbücher, besonders Eulenspiegel, Münchhausen und Reineke Fuchs, haben den meisten viel Spaß gemacht. Bei den Mädchen dagegen werden die Heldensagen nicht oft, die Volksbücher fast gar nicht hervorgehoben.

Dagegen heben fast alle Mädchen Johanna Spyri hervor; von Heidi berichten eine Reihe mit wahrer Begeisterung. Fast ebensooft und ebenso gern ist Elise Averdieck gelesen worden (hier ist wohl von Einfluß, daß ihre Geschichten in Hamburg spielen). Wohl nennen auch manche Knaben Spyri und Averdieck, aber nicht entfernt mit derselben Regelmäßigkeit und nie mit der Begeisterung, wie die Mädchen. Als Grund dieser Vorliebe ist bei verschiedenen Mädchen angegeben, daß Kinder und besonders daß Mädchen in diesen Geschichten vorkommen.

Der Unterschied im Geschmack wird immer deutlicher. Alle Knaben lesen den Robinson, einerlei ob von Defoe oder von Campe, und fast alle verschlingen den Lederstrumpf und andre Indianergeschichten. Wohl lesen auch Mädchen diese Geschichten, meistens durch ihre Brüder veranlaßt. Aber nur ganz wenige begeistern sich dafür.

Dagegen verfallen fast alle Mädchen den Backfischgeschichten, auch die, die sonst nur Gutes lesen, und alle werden in dieser Zeit offen oder heimlich lesewütig. Charakteristisch für die meisten ist das folgende Urteil: „Vom 13. Jahre an las ich leidenschaftlich gern die sogenannten Backfischbücher, zuerst das deutsche Mädchenbuch, nachher Pensionsgeschichten, wie Trotzkopf von E. von Rhoden. Ich stellte mir das Leben in einer Pension wundervoll vor, und am meisten reizten mich die Streiche, die man da mit seinen Freundinnen verüben kann ... Vielfach las ich den Schluß vor dem Anfang, und wenn nicht irgendeine Verlobung oder eine Hochzeit stattfand, war ich nicht befriedigt. Mit größter Andacht, oft zwei- oder dreimal, las ich die Liebeserklärungen, und an den rührseligsten Stellen begann ich stets zu weinen." — Einige betonen dagegen, die Geschichten hätten keinen großen Eindruck auf sie gemacht, aber sie hätten sie doch gern gelesen. Einige wenige nur haben bald das Alberne und Übertriebene empfunden.

Bei den meisten Mädchen folgen auf die Pensionsgeschichten Romane von der Heimburg, der Marlitt und der Werner. Daneben, aber doch bald darauf wendet sich das Interesse bei allen dem historischen Roman zu — auch bei den Seminaristen: Hauffs Liechtenstein, Scheffels Ekkehard, Wolfs Sülfmeister, Ebers Homo sum, Freytags Ahnen (auch Soll und Haben und Die verlorene Handschrift), Dahns Kampf um Rom, Bulwers Letzte Tage von Pompeji, Alexis' Hosen des Herrn von Bredow — das sind die Romane, die fast bei allen wiederkehren. Der zukünftige Beruf wirkt schon in diesem Alter auf das Lesen ein, auch die Klassiker beginnen einen breitern Raum einzunehmen —, aber die Vorliebe für den historischen Roman bleibt doch. Es ist sicher der Reiz des Romantischen in der Handlung und in den Charakteren, der die immer noch jungen Leser zu ihm zieht. In dieser romantischen Sehnsucht begegnen sich die beiden Geschlechter wieder. Mit der zunehmenden Lebenserfahrung fangen dann die mehr realistischen Darstellungen an,

Digitized by Google

das Interesse zu erregen, bei den Jünglingen sowohl wie bei den Mädchen.

Das eine aber erkennen wir mit vollkommener Sicherheit: vom elften, zwölften Jahre an geht der Geschmack bei Knaben und Mädchen stark auseinander; die Mädchensehnsucht richtet sich auf andere Dinge als die der Knaben. Und wollen wir nicht während der Jahre bedeutungsvoller Entwicklung unsern Einfluß verlieren, so müssen wir diesem Unterschied Rechnung tragen. Wir brauchen besondere Mädchengeschichten, die aber literarische Werte haben müssen. Denn nicht immer liegen die Umstände so wie bei den Hamburger Seminaristen und Seminaristinnen, bei denen günstige Einflüsse die schädlichen Wirkungen der unwahren Geschichten ausgleichen.

Bei den Knaben sind wir für diese Jahre verhältnismäßig günstig daran. Wir haben die Heldensagen und die Volksbücher, wir haben den Robinson und den Lederstrumpf, wir haben Gulliver und Don Quichotte, und wir haben eine genügende Anzahl neuerer Dichtungen, die sich dieser Reihe ohne weiteres anschließen. In den Aufzeichnungen der Seminaristen werden zum Beispiel häufig genannt Roseggers Waldbauernbub, Storms Pole Poppenspäler und Bötjer Basch, Hauffs Liechtenstein, Wildenbruchs Edles Blut, Liliencrons Kriegsnovellen, Scheffels Ekkehard, Freytags Ingo, Erckmann-Chatrians Rekrut von 1813, Kleins Fröschweiler Chronik, Frenssens Peter Moor, auch einige Erzählungen von Gerstäcker, Kniest und Zahn, und Reuter und Brinckmann. Dazu kommen Tier- und Jagdgeschichten (zum Beispiel von der Ebner-Eschenbach, von Thompson, Kipling und Löns, sowie die Reisebeschreibungen berühmter Forscher wie Stanley, Nansen, Hedin). Und dann die schon genannten historischen Romane.

Aber bei den Mädchen ist die Sachlage nicht so günstig. Es fehlen uns Mädchengeschichten, die über Johanna Spyri (und Elise Averdieck) hinüberleiten zum historischen Roman und zu Storm, dem Liebling der weiblichen Leser. Aanruds Sidsel Langröckchen gehört hierher; vielleicht auch Schulze-Smids Jugendparadies und Mit dem Glücksschiff. Helene Böhlaus Ratsmädelgeschichten. Sohnreys Friedesinchen, Auerbachs Barfüßele und Charitas, Bischoffs Augenblicksbilder aus einem Jugendleben erfordern schon eine gewisse Reife. Was uns aber vollständig fehlt, ist die dichterisch wertvolle Backfischgeschichte. Wer schreibt sie uns? Sollte es nicht auch unsere besten Erzählerinnen reizen, Mädchenschicksale so zu gestalten, daß unsere jungen Mädchen sie mit Lust lesen? Wer uns eine solche Mädchengeschichte schüfe, dem gelingt eine Tat, die sich in jeder Beziehung lohnen würde. Nicht etwa nur in „materieller“. Herm. L. Köster

Presse und Bildungsbüchereien

Kleinere Zeitungen haben selten die Möglichkeit, kulturerzieherischen Aufgaben zu dienen. Befriedigen ja vielfach auch die großen nur die Sucht des „großen Publikums“, sich „anregen“ zu lassen ohne mitzuarbeiten. Wie die Bildungsbüchereien nun daran mitarbeiten könnten, einen solchen Zustand zu bessern, dazu macht Erwin Ackerknecht in den „Blättern für Volksbibliotheken“ (Januarheft 1912) einige praktische Vorschläge. Zunächst rät er den Bibliothekaren zu einer Beratung der allzeit stoffhungrigen Feuilletonredakteure.

Digitized by Google

Hinweise auf ältere Werke, namentlich solche, die literarisches Anschauungsmaterial zur heimatlichen Kulturgeschichte enthalten, auf alte Chroniken, Sagensammlungen, Reisebeschreibungen werden gewöhnlich dankbar aufgenommen. Aber auch für die neuere Literatur könnte der Bildungsbibliothekar etwas wie einen Berater der Presse abgeben. Er hat ohnehin die neuerscheinenden Werke und alle Neuerwerbungen seiner Bücherei ständig zu prüfen und könnte diese nicht geringe Arbeit dazu verwerten, daß er der Lokalpresse regelmäßige Sammelberichte im Sinne einer gesunden Kulturpädagogik versorgt; „aber nicht bloß über neuerscheinende, sondern namentlich auch über ältere, bewährte Werke. Bei der Sucht des großen Publikums, immer nur »Novitäten« zu kaufen, bei der geringen Auswahl älterer Werke, die der Sortimentsbuchhandel infolgedessen auslegt, ist es von größter Wichtigkeit, daß systematisch immer wieder auf ältere Bücher hingewiesen wird.“ Auf diese Weise könnte dann gleich auch dem Besprechungunwesen der meisten kleineren Zeitungen abgeholfen werden.

Partei-Erziehung

Lebende Worte

Kindern Handlungen als edle, großmütige, verdienstliche zum Muster aufzustellen, in der Meinung, sie durch Einfluß eines Enthusiasmus für dieselben einzunehmen, ist zweckwidrig. Denn da sie noch in der Beobachtung der gemeinsten Pflicht und selbst in der richtigen Beurteilung derselben soweit zurück sind, so heißt das so viel, als sie beizeiten zu Phantasten zu machen. Aber auch bei dem belehrteren und erfahreneren Teil der Menschen ist diese vermeinte Triebfeder, wo nicht von nachteiliger, wenigstens von keiner echten moralischen Wirkung aufs Herz, die man dadurch doch hat zuwege bringen wollen. Kant

Unsre Bilder und Noten

Nun geht es auf Frühling und Sommer zu — könnten wir das „grüne Halbjahr“ passender einleiten als mit Otto Wylers „Kinderfest in Aarau“? Zwar haben wir mit dem Bild, das der farbige Steindruck vor unserm Heft wiedergibt, keines vor uns, welches das Liebliche des Stoffs irgendwie poetisch betonte; dem Schweizerischen Maler hat nichts mehr am Herzen gelegen, als der Eindruck von Licht und Farbe, als eben „das Bild“. Die einzelnen Kinderpersönlichkeiten sind sogar so wenig charakterisiert, daß man zu sagen versucht ist: Wyler ist der Charakteristik dieser Kinder mit Absicht ausgewichen. Aber gerade dadurch mit kommt die Gesamtstimmung des Kinderfesttags auf das köstlichste zur Geltung: Es ist, als hätten die reinen heitern Farben ihrerseits die Melodie der Jugend aufgenommen. Jede Hervorhebung eines einzelnen Kindergesichts würde von der Freude an der Stimmung des Ganzen ein Stück Bewußtsein, ein Stück Teilnahme wegnehmen. Wir wollen damit durchaus nicht sagen, daß ein Verfahren wie das Wylersche immer vorzuziehen wäre, wollen nur auf die besondere Eigentümlichkeit dieses feinen Werkchens und seiner Werte hinweisen.

Der Zweiplattendruck nach Hans Hammer zeigt uns ein Mädel in höchst ungezwungenem Sichgehaben, und im frischen Festhalten der lustigen

Digitized by Google

Augenblicksstimmung, als gerade der große Spiegel mal auf der Erde stand, liegt wohl der Hauptreiz des Bildes. Das eigentlich Künstlerische tritt im Bewußtsein ganz zurück, es war aber stark genug, um das Leben festzuhalten.

Bei dem Kinderbildnis von E. R. Weiß, dem Vielgefeierten, stehen dagegen durchaus künstlerische Absichten im Vordergrund. Hier ist alles auf ästhetischen Eindruck gestimmt und mit vollendetem malerischen Können erreicht — alles, was der Künstler erreichen wollte. Andre, als Weiß, würden freilich ganz andres erstrebt haben, als Weiß, ohne deshalb etwa Künstler geringeren Ranges als er zu sein.

Unsre Beilage über den Ausbau des Freiberger Doms wird von einem Rundschauaufsatze begleitet.

Auch unsre Illustration wird im Texte besprochen.

Unsre Notenbeilage enthält zwei kleine Klavierstücke von Erkki Melartin (über dessen Werke ein Rundschauaufsatz in diesem Heft einiges sagt). Die Elegie bildet das erste Stück von op. 8, wozu noch eine Fis-dur-Romanze und ein Tonstück „Nacht" gehören, beide ebenso konzentriert und sorgsam aufgebaut in ihrer einheitlichen Stimmung wie die Elegie. Die „Certosa" ist op. 27 entnommen, das aus mehreren Heften und darunter einigen für Melartins Klavierpoesie besonders charakteristischen Stücken besteht.

Das Lied vertont die nicht ganz flüssige Übersetzung eines Textes aus des sehr populären schwedischen Dichters Gustav Fröding Gedichten. Der König ist wohl Erik XIV., der von seinen Brüdern abgesetzt wurde und im Gefängnis durch Gift starb, ein schwankender, unglücklicher Charakter. Trotz des weichmütigen Charakters darf es nicht zu langsam genommen werden; vor allem dürfen die letzten klagenden Worte des Königs, die so bitter aufschreien, gar nicht theatralisch ausgebreitet sein — aus dem Diminuendo entwickelt sich unmittelbar das Zusammensinken des Unglücklichen und die rücklenkende Erinnerung an das F-dur-Motiv der Karin.

Erkki Melartin ist 1875 in Käkisalmi in Finnland geboren, studierte in Helsingfors und Wien, und ist in Helsingfors Dirigent und Konservatoriumdirektor; er schrieb außer den uns zugänglichen Werken drei Symphonien, vier Streichquartette, eine symphonische Dichtung und die Oper „Aino".

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hägelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Photographiert von F. Hanfstaengl in München

HANS HAMMER

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

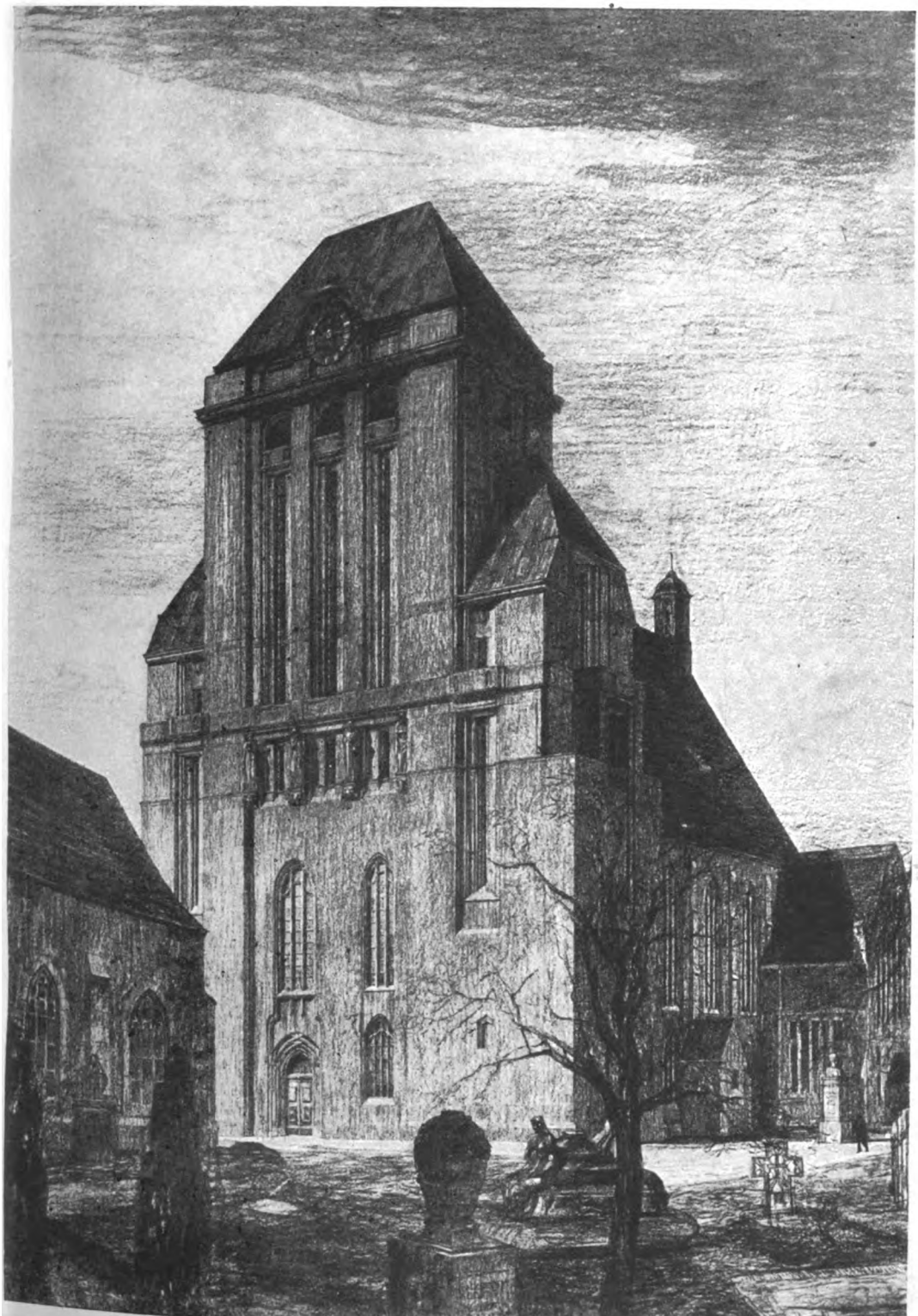
E. R. WEISS

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

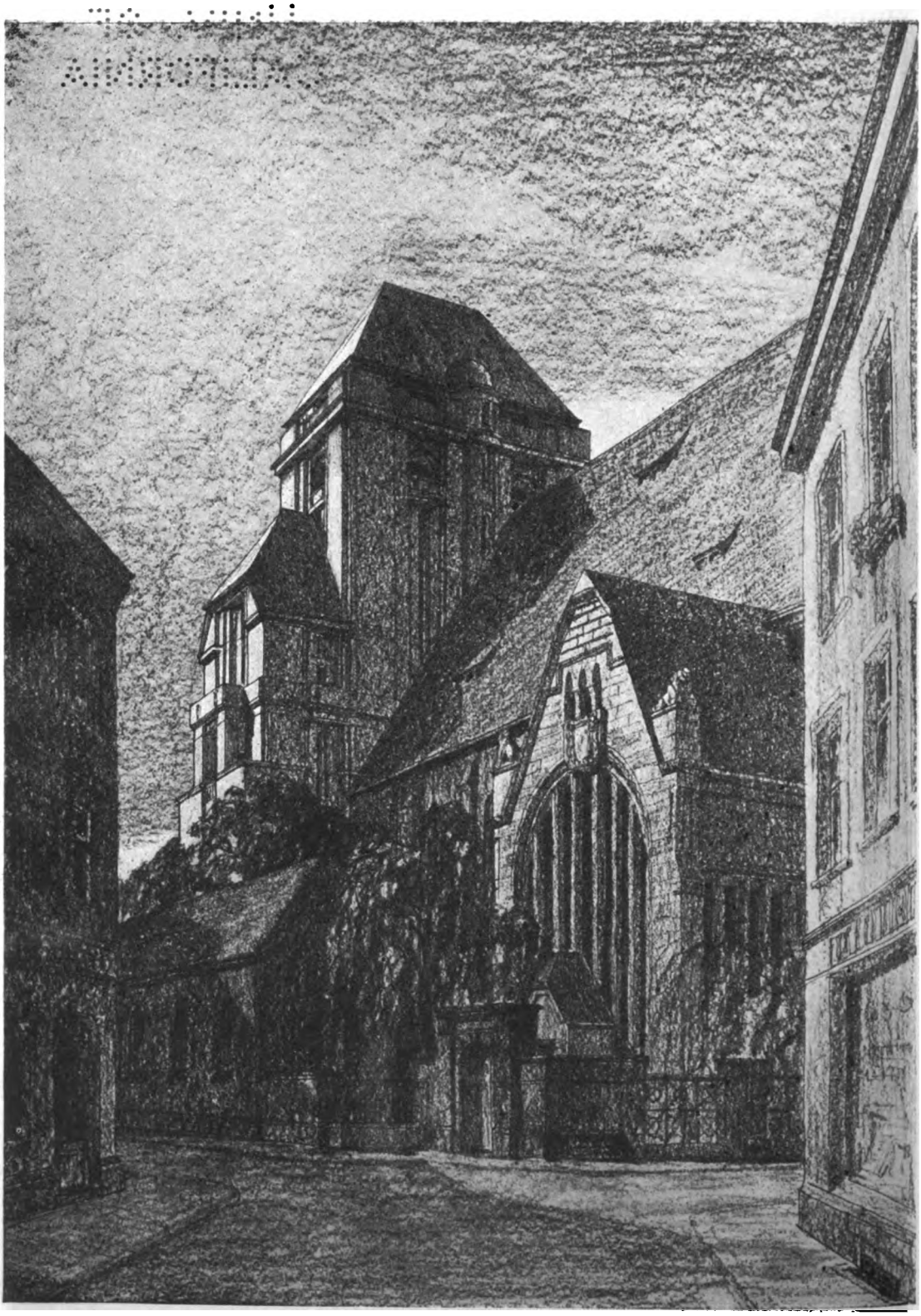
ZU DEM BEITRAGE: ZUM AUSBAU DES FREIBERGER DOMS



AUS DEM KUNSTWART

ENTWURF: BRUNO SCHMITZ

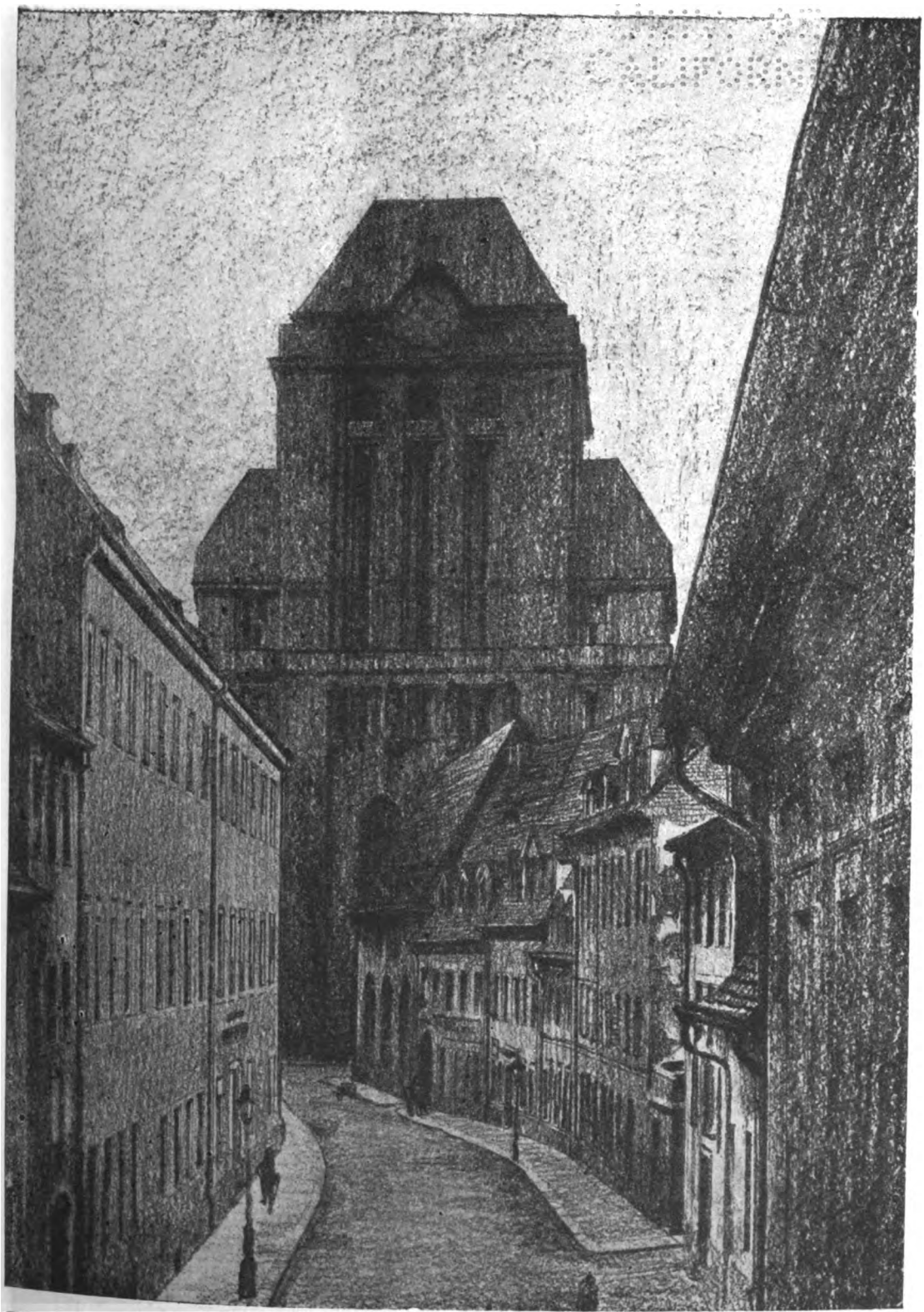
Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

ENTWURF: BRUNO SCHMITZ

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

ENTWURF: BRUNO SCHMITZ

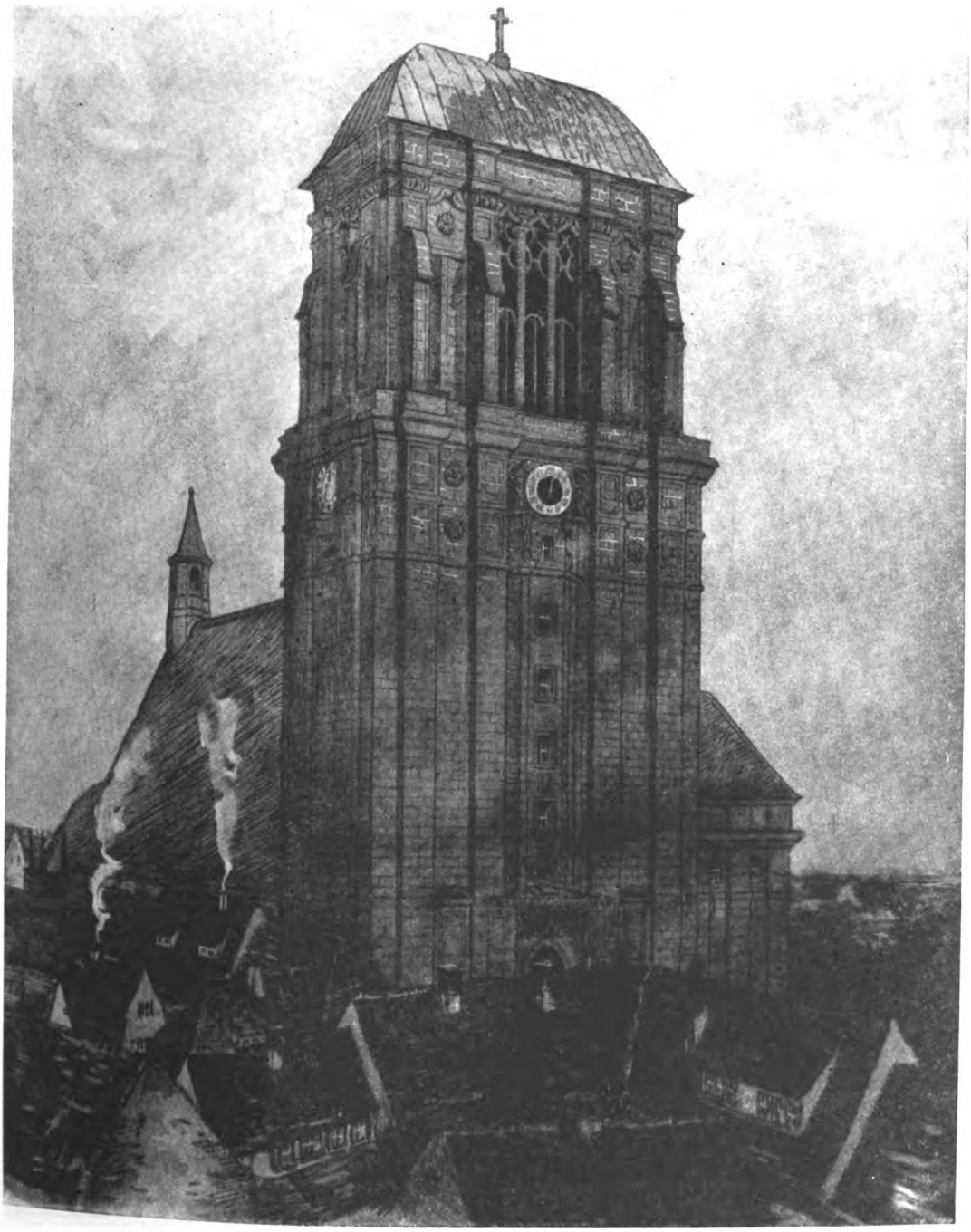
Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ENTWURF: BRUNO SCHMITZ

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA



AUS DEM KUNSTWART

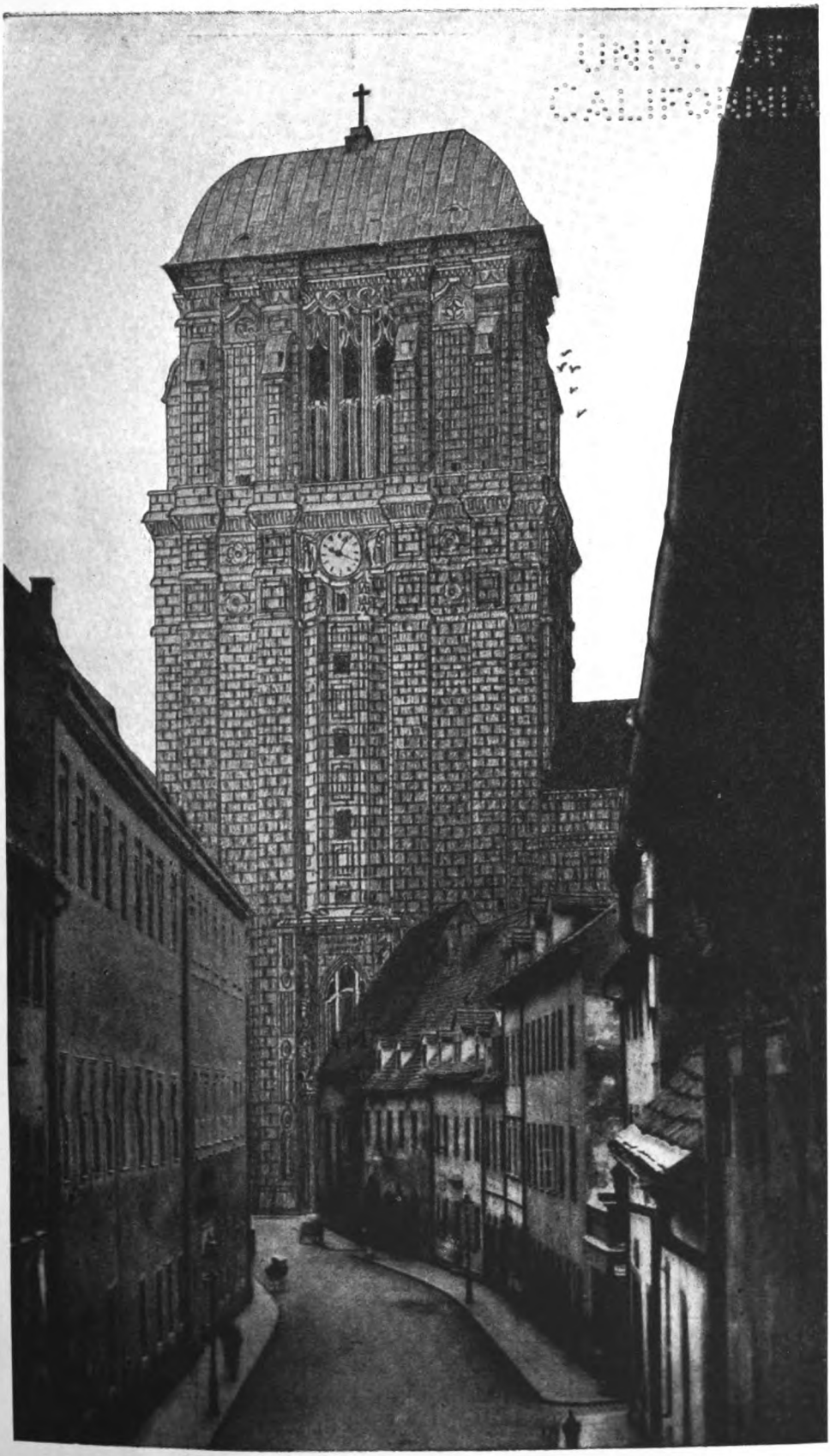
ENTWURF: SCHILLING & GRAEBNER

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ENTWURF: SCHILLING & GRAEBNER

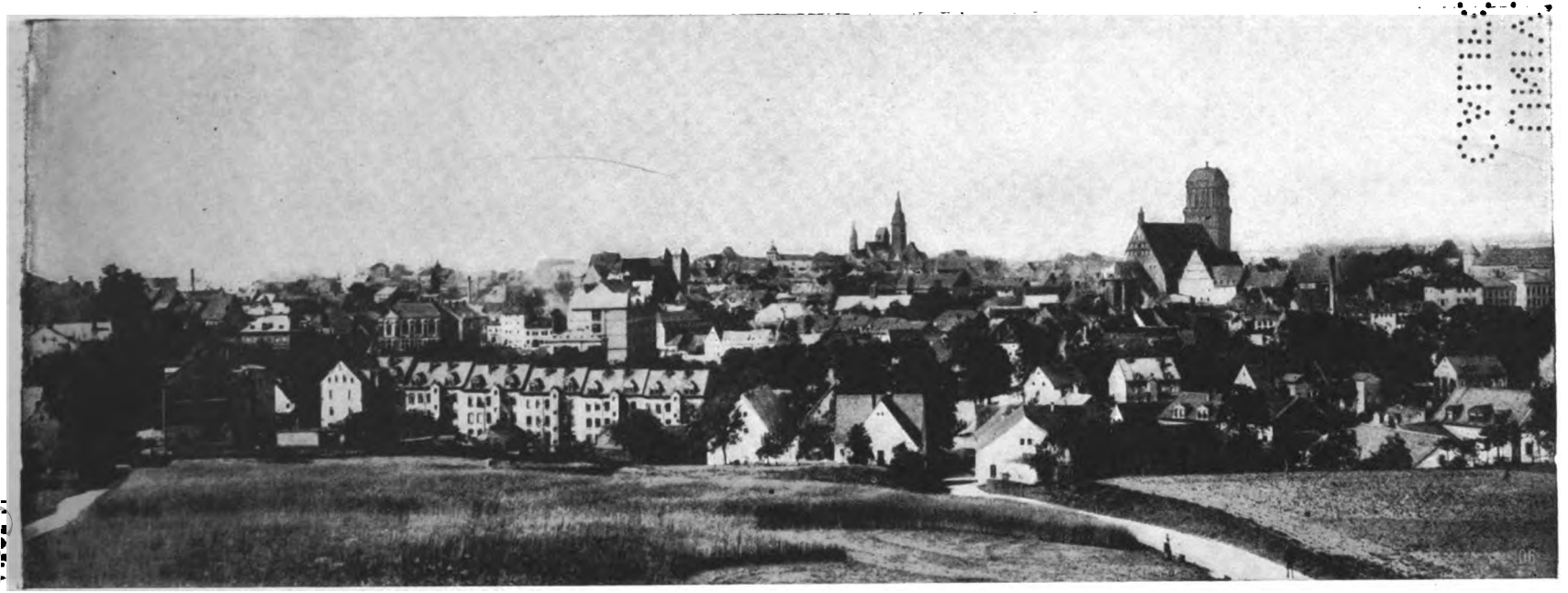
Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

ENTWURF: SCHILLING & GRAEBNER

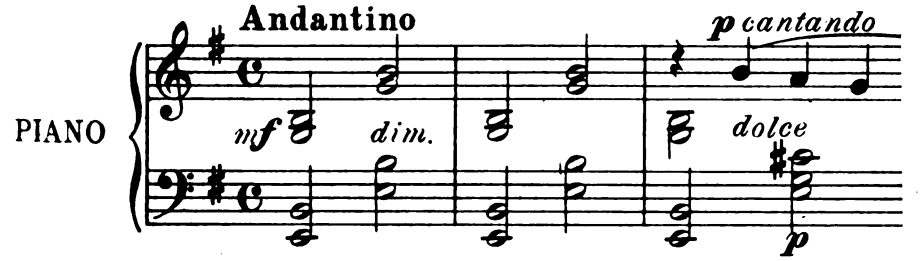
Digitized by Google

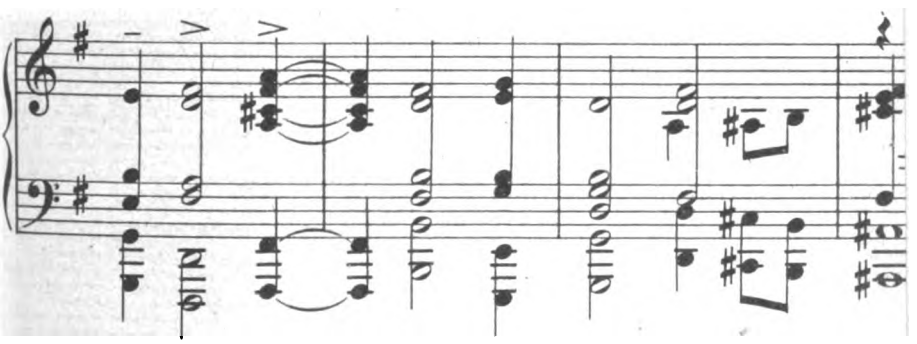


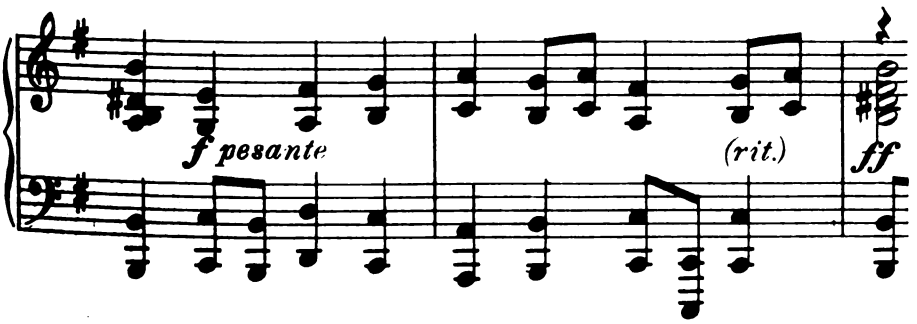
AUS DEM KUNSTWART

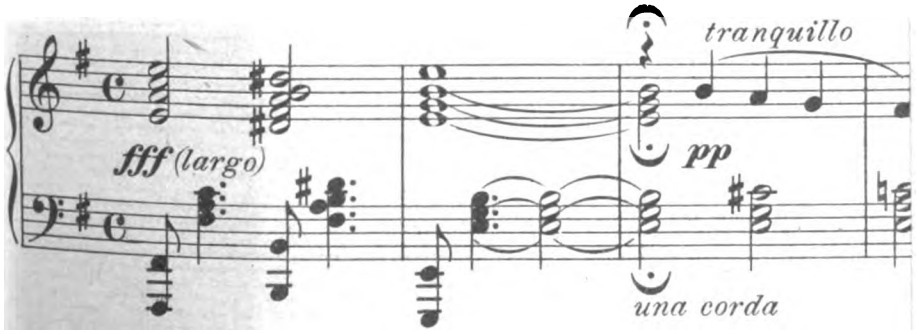
ENTWURF: SCHILLING & GRAEBNER

Digitized by Google









Mit Bewilligung von Helsingfors Nya Musikhandel, (K. G. Fazer), Helsingfors

Digitized by Google

ERKKI MELARTIN

...S SIE TANZTE

...von Gustaf Fröding

...olpytschew)

Andantino

GESANG

PIANO

semplice

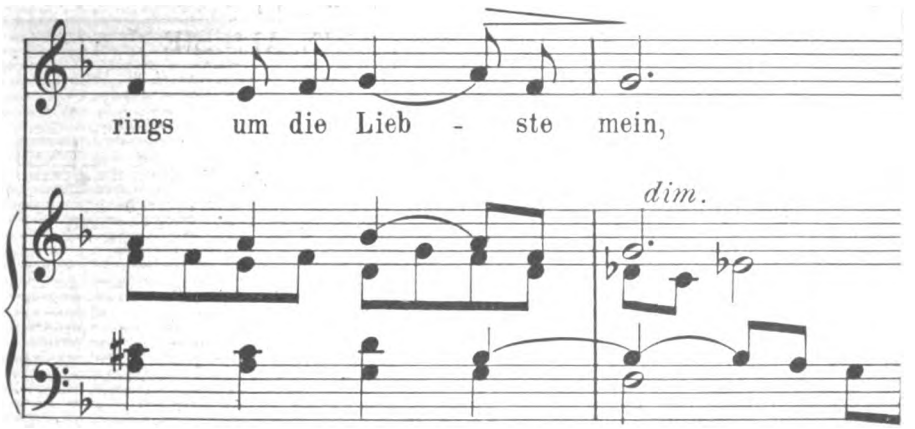
p dolce

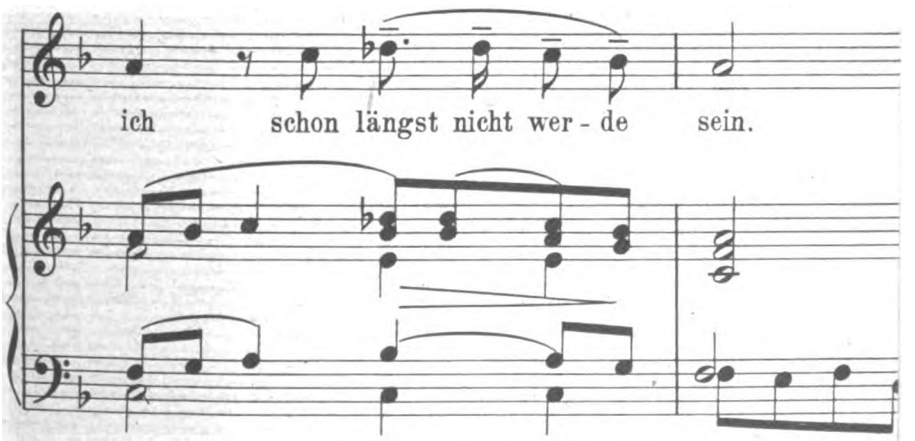
...den ein

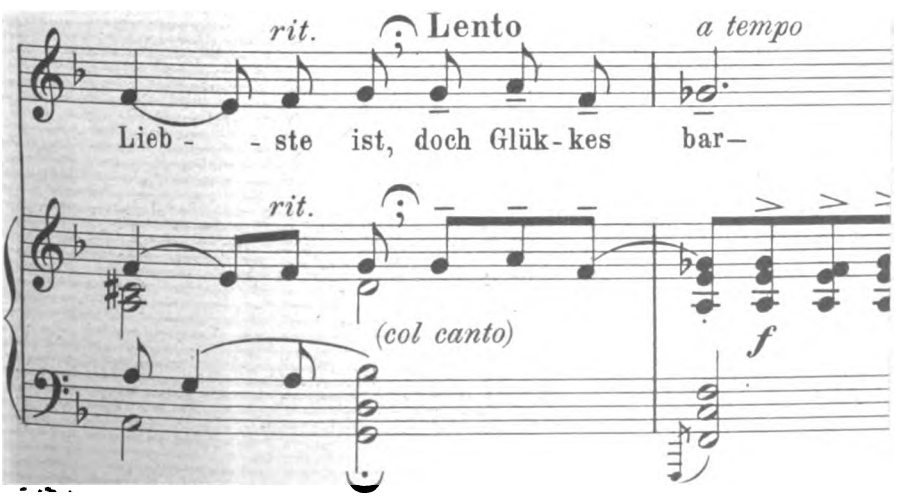
Band um mei - ner Lieb - ...n den

Kranz für Dich in Al - ters ...gen Blu - men

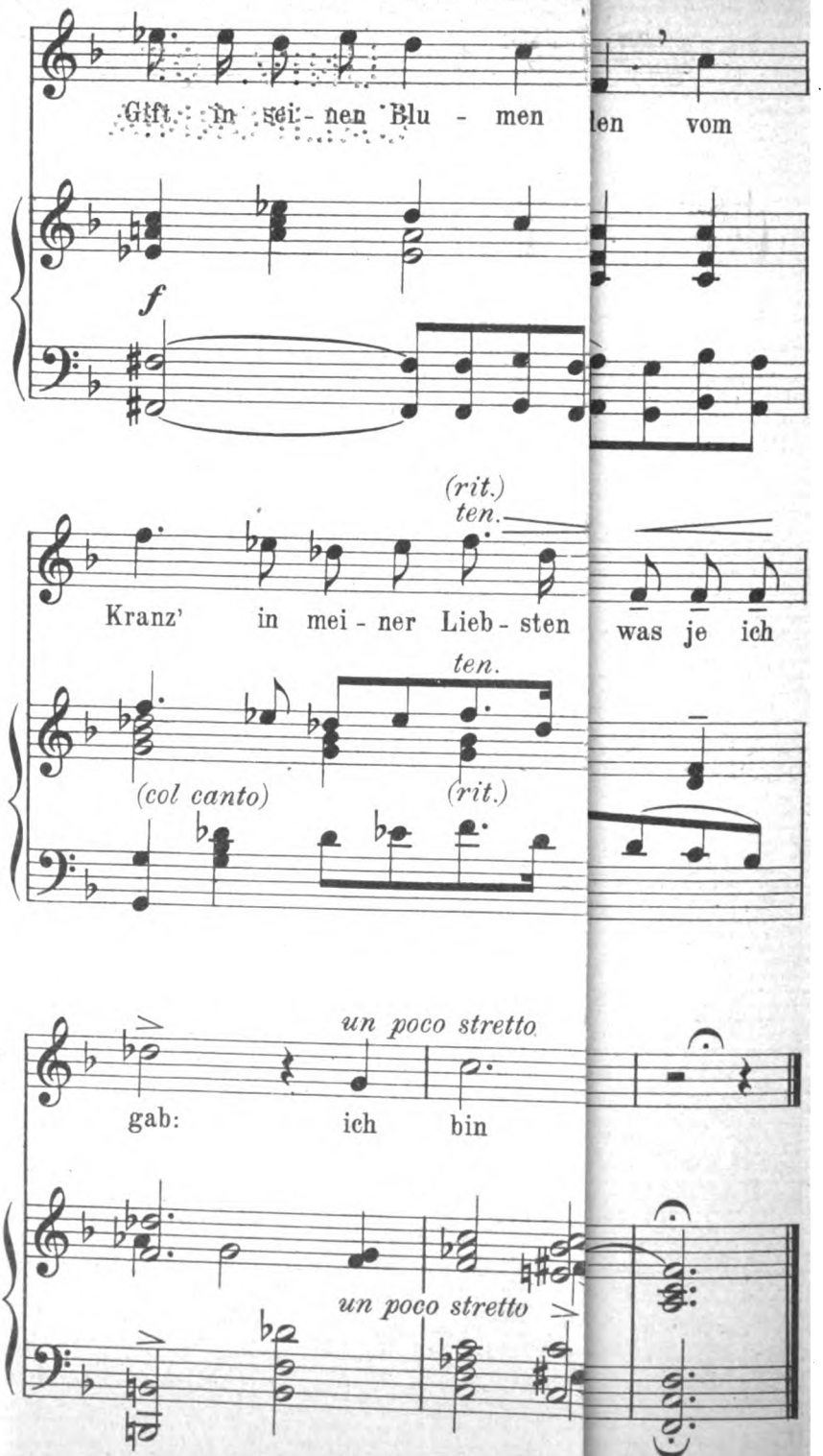
Digitized by Google







Digitized by Google



Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Wolfgang Müller

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 25 Zweites Aprilheft 1912 Heft 14

Allgemeingut

und Grenzen kaufmännischer Verwaltung

Es kommt vor, daß schlimme Gefahren in einer Kultur sich einschleichen, nicht wie der Dieb in der Nacht, sondern wie der Bazillus ins Blut. Der Dieb, der ungesehen kommt, stiftet seinen Schaden, aber er ist doch nur er, der eine Schädling. Der Bazillus ist Keim. Aus einem werden Millionen, und du brauchst sie doch nicht zu sehen. Brauchst nicht einmal zu wissen, daß sie dein Blut durchsetzen. Eine allgemeine Unlust fühlst du vielleicht, nicht mehr. Bis die edelsten Organe stocken und nur deine urwüchsige Lebenskraft oder starke Gegengifte dich retten können. Sonst stirbst du eben oder, wenn's nicht gleich ans Sterben geht, siechest du. Führst ein Halbleben weiter, dem die Frische fehlt. Du hättest kleine Anzeichen früher beachten sollen. Wären sie doch nicht so unbeträchtlich gewesen, daß es einem rein lächerlich erschienen wäre, sie zu beachten! Hättest du nur ahnen können, daß aus dem kleinen Fleckchen da überhaupt irgend etwas nennenswert Lästiges werden könnte!

Und wie der einzelne erst weiß, was Gesundheit ist, wenn er sie verloren hat, so geht's auch dem Volksbewußtsein oft. Das Auge arbeitet nicht mehr recht, jetzt fällt uns ein: vorjahrs sah ich doch dies und das noch scharf. Freilich, aber vorjahrs kannte ich eben keine andre Art zu sehen, als meine altgewohnte und achtete nicht drauf. So denkt ein Volk, dessen Staatwesen gänzlich frei ist von Korruption, kaum daran, daß es damit ein Gut besitzt. Viel weniger aber geschieht das noch bei Erscheinungen, die nicht durch irgendeinen Kontrast in der Nachbarschaft bewußt gemacht werden. Von solch einem Gute will ich heut sprechen, weil es mir durch Krankheitserreger bedroht scheint, deren erste Symptome am Gesellschaftskörper ganz lächerlich unbeträchtlich scheinen. Die staatlichen Einrichtungen sind in Deutschland noch nicht der Reklame ausgeliefert, das ist das Gut. Aber man beginnt, sie ihr auszuliefern, da liegt die Gefahr. „Gut" und „Gefahr", handelt sich's denn hier um wichtige Dinge? Ich bin überzeugt davon, die Mehrzahl liest über die unterstrichenen Worte ziemlich gleichgültig hin. Also: Wie ist das Gut und wie ist die Gefahr zu bewerten?

Auch dieses Gutes sind wir, wie aller Gesundheit, vorläufig noch gar nicht bewußt. Wenn wir in die Kirche treten, so blicken wir nicht auf Geschäftsempfehlungen, der Gedanke, das könnte geschehn, scheint uns einfach dumm. Im Zusammenhange mit Religion wäre die Sache doch gar zu grotesk. Aber auch bei allen öffentlichen Gebäuden sonst versteht sich uns das Fehlen jedes Reklamewesens ganz von selbst. Wo ist im weiten Deutschen Reich ein Parlamentsgebäude, dessen Gänge und Wartezimmer an Geschäftsleute vermietet würden? Oder ein Regierungsgebäude? Oder ein Rathaus, in welchem sich doch in den Wartezimmern zum Beispiel der Standes-

Digitized by Google

ämter gewiß mit Plakaten Geld beschaffen ließe? In welchen Korridoren welcher Schulen, von den Dorfschulen über Realschulen und Gymnasien hinauf bis zu den Universitäten — wo werden da Geschäfte mit dem Vermieten von Plakaten gemacht? Welche Direktoren welcher Krankenhäuser würden die Herren nicht verwundert ansehn, die vorschlügen, ihre Gänge und Zimmer gegen 20 Mark den Quadratmeter mit Geschäftsempfehlungen zu tapezieren? Wo ist das Reichs-, Oberlandes-, Landes- oder Amts-Gericht, das die Justizkasse durch derartiges aufzubessern trachtete? Wo die Kaserne, wo das Kriegsschiff, die ihre Gänge dazu hergäben? Wo ist ein Museum, das „Affichen" gegen Bezahlung aushängte? Ja, wo ist auch nur ein Hof- oder ein Stadt-Theater oder ein städtischer Konzertsaal, als welche doch „nur" dem „Vergnügen" gewidmet sind, die dafür zu haben wären? Wer unsre Geschäftswelt und ihre Bräuche kennt, wird für wahrscheinlich halten, daß schon Leute genug versucht haben, alle die Gelegenheiten zu „Primareklame" zu benutzen, die hier ungenützt verkümmern. An offenen und geheimen Versuchen, diese Jagdgründe auszubeuten, hat es wohl schwerlich gefehlt. Sollten sie doch nicht so zahlreich und dauerhaft gewesen sein, wie man auf den ersten Gedanken vermuten möchte, so vielleicht deshalb nicht, weil etwas von den Widerständen, auf welche die Industriellen trafen, auch in ihnen selber wirksam war. Etwas von dem allen Staatsbürgern noch natürlichen Gefühl: daß es unwürdig des Staats- und des Stadtwesens ist, ihre Einrichtungen zu Nebengeschäften an Geschäftsleute zu vermieten. So allgemein ist bei all den Hunderttausenden öffentlicher Gebäude der gute Brauch, daß man ruhig sagen kann: dieses Gefühl sitzt, gottlob, uns noch allen im Blute. Nur weiß ich nicht, ob es mit dem Wort „Gefühl für Würde" umfassend genug bezeichnet ist. Es ist vielleicht noch mehr im Unterbewußten und Unbewußten dabei. Ein Gefühl des Vertrauens auf reine Sachlichkeit, in die nichts andres dreinredet, während doch zu aller Reklame eigentlichem Wesen das unaufgeforderte Dreinreden gehört. Ein Gefühl: hier wird getan oder unterlassen, gegeben oder verweigert, aber hier werden keine Nebengeschäfte gemacht. Eine Zuversicht: hier darf sich keiner lauter machen als der andre, weil er mehr Geld bezahlt. Ein Gefühl: hier bist du außerhalb der allgemeinen Schachermacherei, denen diese Räume dienen allein den Zwecken, denen zu dienen sie vorgeben. Ein Gefühl, kurz und gut: hier bist du beim Staat zu Gast. Der Staatsgedanke hat noch etwas von Weihe, von dem ein Schimmer auf alle seine Betätigungen überstrahlt, vielleicht zwischen unser Spötteln hindurch, jedenfalls uns meistens unbewußt, dennoch fast immer gefühlt, und zwar als etwas Reineres, Vornehmeres, Höheres als das Leben am gemeinen Markttag.

Es gab bisher, von seltenen Kleinigkeiten abgesehn, nur eine Gruppe von stehenden oder fahrenden öffentlichen Bauten, bei denen Ausnahmen häufiger anzutreffen waren, die Anlagen der Eisenbahnen. Das aber findet seine einfache Erklärung dabei, daß die Eisenbahnen früher fast alle Privatunternehmungen waren. Sie

Digitized by Google

nahmen Geld, wie sie's bekommen konnten, mußten das auch im Anfange großenteils, denn Eisenbahngründungen auf Privatkosten bedeuteten bekanntlich zumal ehedem unsichere Kapitalanlagen. Als sie dann an den Staat kamen, war man die Sache gewöhnt, deren prinzipielle Seite ja (was wir immer beachten wollen) noch nicht bewußt geworden war. Man ließ es also, ohne viel drüber nachzudenken, beim schon Gewohnten. Ohne viel darüber nachzudenken, ja. Aber es ist sehr bezeichnend, daß das alte Fühlen doch blieb, denn der Bazillus, der mit den Reklameplakaten auf den Bahnhöfen und in den Eisenbahnwagen sich auszubreiten begann, blieb lange, lange auf dieses eine Gebiet beschränkt. Unsre Regierungs- und Magistratsbauten, unsre Theater, Schulen, Gerichte, Kasernen, Krankenhäuser usw. sind bis jetzt wohl nur in ganz verschwindenden Ausnahmefällen von den Bahnhöfen her mit Reklamebakterien angesteckt worden.

Werden sie dauernd vor ihnen bewahrt bleiben?

Es sind vorläufig auch nur Kleinigkeiten, mit denen Städte und Staat, es scheint: nicht ohne Unbehagen, Reklamen zulassen. Auf gewissen Vorortzügen kriechen Geschäftsempfehlungen in den Abteilen herum. Die Wagen städtischer Straßenbahnen, die früher auch Privatunternehmungen waren, nehmen Reklamen auf — man ist eben auch hier schon aus den Zeiten der Privatwirtschaft her daran gewöhnt. In den Briefmarkenheften des Deutschen Reichs kann man „die drei neuen Sarotti-Schokoladen", das Haarpflegemittel „Shampoon mit dem Schwarzen Kopf", „Gühlers Bienenhonig" und andre sympathische Gegenstände empfohlen finden. Um Bauten handelt sich's da noch nicht. Aber in den Parlamenten, in den Zeitungen, auf den Tagungen gewisser großer Verbände verstärkt sich der Ruf nach kaufmännischer Ausnutzung der Möglichkeiten durch die Regierung, nach „kaufmännischer Verwaltung". Wir für unser Teil glauben, daß er überall da durchaus berechtigt ist, wo Staat und Stadt mit wirtschaftlichen Werten zu arbeiten haben, die nur wirtschaftliche Werte sind. In unsern Fällen aber kommen noch andre in Betracht, und nicht einmal bloß Imponderabilien. Hier fragt es sich: soll auch das ganze große Gebiet der Staatsanlagen nach und nach der Reklame ausgeliefert werden?

Denn wenn dem Geschäftsgeist hier eine Schranke nicht klar gezogen wird, so wird bald keine mehr da sein. Gelder, reichliche Gelder liegen hier für den Fiskus und sonstige öffentliche Geldbraucher lockend auf dem flachen Tisch, hat er jene Scheu erst überwunden, so braucht er sie nur einzustreichen. Man würde zuerst noch schüchtern, aber bald kecker sein, wir dürften ja überhaupt das Bild des Kommenden nicht nach dem beurteilen, was die nächsten Jahre uns, sondern nach dem, was die späteren unsern Kindern und Enkeln zeigen würden. Bahnhöfe gleich denen im heutigen London: Plakat an Plakat, Anschrei neben Anschrei fürs Auge. Eisenbahnstrecken als Strecken von Plakatgerüsten, Eisenbahnwagen, die im Innern Anschlagwände für Geschäftsempfehlungen sind. Davon können wir uns ja schon ein Bild machen, aber von dem, was weiter folgen würde, noch kaum. Was sollte hindern, daß das „kaufmännische Prinzip" auch die Gänge

Digitized by Google

der Kasernen und Kriegsschiffe, in denen unsre Jungmannschaft dient, die Korridore und Wartezimmer der Gerichte, der Volks- und Hochschulen, der Krankenhäuser, der Rathäuser, der Museen und vielleicht auch ihre Außenwände in sprechende Mauern verwandelte, die renommieren und anpreisen, wo jetzt noch Ruhe ist? Warum soll, was bei den Bahnen erlaubt, bei den andern Anstalten der Öffentlichkeit unzulässig sein? Gewiß, den Lehrern, Richtern, Offizieren und sonstigen Angestellten des Staates und der Städte würde es zunächst blutsauer werden, sich an all das zu gewöhnen, und sozusagen Reservationen eines altmodisch gewordenen Geistes würden noch lange bleiben. Aber schließlich: der Staat und die Städte „brauchen Geld". „Der Mensch gewöhnt sich an alles", besonders wenn's nicht der einzelne zu sein braucht, der sich dran gewöhnt, wenn's vielmehr über ein paar Generationen geht. Man würde sich's halt mit der Zeit abgewöhnen, in den öffentlichen Gebäuden *das* zu finden, was wir heute, ob sie schön oder häßlich, langweilig oder anregend sind, immer noch finden: Ruhe vor dem nicht Hergehörigen, Sachlichkeit.

Um recht zu zeigen, was das besagen würde, müßten wir wieder einmal von der Bedeutung der Reklame überhaupt sprechen.* Das würde zu weit führen. Wir wissen alle, daß die Reklame, rein ästhetisch genommen, sehr selten schön sein kann, weil ihr Wesen verlangt, daß sie auffalle, daß sie aus dem Gesamtbild herausfalle, daß sie, mit andern Worten gesagt: Unruhe bringe. Das kann zunächst auch ein reines Kunstwerk tun, aber dann bringt es aus sich heraus wieder die Beruhigung, der Reklame dagegen darf ja selbst das Kunstwerk nur wieder Mittel sein, um irgend etwas Fremdes, eine Ware oder Leistung zu empfehlen. So hätte man denn mit der Reklame in amtlichen Räumen eine berufsmäßige Zerstreuerin eingeführt. Aber sie hat ja auch noch eine ethische und eine volkswirtschaftliche Seite. Reklame hat den Zweck zu suggerieren, daß eine bestimmte Ware gekauft werde. Die Geschäftsleute belehren uns, daß dies heut unvermeidlich sei, und mögen damit Recht haben. In den Anzeigenteilen der Zeitungen oder sonst auf dem „Markt" in irgendeinem Sinne *müssen* sie ihre Waren anpreisen. Es fragt sich nur, wo der Begriff „Markt" endet. Daß die amtlichen Stellen sich als Märkte auftun, liegt ganz und gar nicht im Interesse der Geschäftswelt, weil es sie des Wettbewerbs wegen zu neuen großen Aufwendungen zwingen würde, die so lange entbehrlich sind, wie an diesen Stellen auch der Konkurrent nicht sprechen dürfte. Öffnete man aber die öffentlichen Bauten der Reklame, so würden eben auch sie fortan dem Prinzip dienen, daß in der Gütererzeugung immer weniger die Leistung mit der Leistung, immer mehr die Reklame mit der Reklame konkurrieren muß. Man frage sich ferner, wer noch vor fünfzig Jahren die jetzige Vertausendfachung des Reklamewesens geahnt hätte, um ungefähre Vorstellungen von der Reklame in den Staats- und Stadtbauten der Zukunft zu gewinnen.

So weisen die kleinen, bescheidenen, „nicht der Rede werten"

* Vgl. den Aufsatz Kw. XXII, 5.

Digitized by Google

Zulassungen von Reklamen in öffentliche Anstalten, die jetzt schon zu verzeichnen sind, auf nichts Geringeres, als daß wir an einem sehr wichtigen Scheidepunkte stehn.

Führt es links zur Vermarktung auch der öffentlichen Einrichtungen, so zeigt unsre Zeit gottlob auch an, wohin es zur Rechten führt. Nicht nur unsre Zeit, die ganze Vergangenheit in jedem Lande von Kultur. Die Stätten und die Gaben der Öffentlichkeit seien Stätten und Gaben der Würde, der Ruhe, der Schönheit, die, was der einzelne sich vielleicht nicht schaffen kann, dem einzelnen von Allgemeinheits wegen bieten — das ist das gesunde Gefühl, und es geht ja durch alle Völker, die sich und ihr Gemeinwesen achteten, alle die Jahrhunderte her. Sieht man, wie lebendig es vor jedem Staats- oder Stadtbau auch in unsrer deutschen Gegenwart sich regt, so hofft man auch, daß jenes „kaufmännische Prinzip" an falschen Orten heute noch leicht „unterzukriegen" ist, wenn wir nur erst seine Verstiegenheit erkennen. Aber das müssen wir auch, wir müssen alle Zulassung von Reklamen in unsre öffentlichen Einrichtungen irgendwelcher Art grundsätzlich ohne jede Ausnahme ablehnen — und grundsätzlich überall abschaffen, wo wir sie schon zugelassen haben.

Der Staatsgedanke, das Gemeinsamkeitsgefühl, das ist es, was all diesen Wünschen ihr letztes Gewicht gibt. Seinetwegen rufen wir das principiis obsta gegenüber dem Eindringen der Reklame, seinetwegen verlangen wir ein künstlerisches Gestalten, das heißt nichts andres als: ein Ernstmachen hinsichtlich der Gestaltung überhaupt. Um seinetwillen rufen wir bei allen öffentlichen Betätigungen nach Schönheit, nach Ruhe. Es liegt im Interesse des Staats und jeder Obrigkeit überhaupt, daß sich nach Möglichkeit wohl fühle, wer mit ihnen in Berührung kommt. Der alte Begriff, nach dem der Staat nur der Kommandierer und der „Untertan" nur der Gehorcher zu sein hatte, darf auch in den augensichtlichen Erscheinungen der allgemeinen Einrichtungen nicht mehr nachspuken, jeder muß dort seine Sache, muß dort sich mitfühlen. Und in gewissem Sinne sonntäglich: als losgelöst vom Markt mit seinen Sorgen und seinen Häßlichkeiten, als hinausgeschoben über das werkelnde Einzeldasein, als Teil der Allgemeinheit, die als solche nicht das Schlechte, sondern das Gute zu pflegen hat. A

Lose Blätter

Aus Alfons Paquets „Kamerad Fleming"

[Als vor einigen Jahren Paquet sich mit seinem Buch „Auf Erden" vor die Freunde der jungen suchenden Dichtung stellte, war nach kurzem Kennenlernen fühlbar, daß sein Auge die Welt nicht sah wie sie ein paar hundert andern Augen sonst auch erschien. Und über allen Zweifel, was denn aus diesen in Farben leuchtenden, in Zuckungen gärenden, von rastlosem Temperament überhauchten Bruchstücken eines Weltbildes sich gestalten werde, siegte doch die Freude, daß wieder einmal weitere Gefilde und entferntere Sichten über das große Getriebe der Erde sich

Digitized by Google

auftaten, nachdem wir so viel Enges und Engstes mühsam betrachtet hatten.

Heute liegt nun neben einem kurzen Gedichtbuch „Held Namenlos“ (Eugen Diederichs Verlag, Jena), das wohl nur mit wenigen inbrünstigen Strophen über jenes erste hinausweist, ein Roman von Paquet vor uns; und so wenig sich dieser Weltenwanderer in die Bahnen unsrer Dutzendromanciers bequemt hat, so sieht doch nun wohl auch der für Bilderreihen und Klangketten als solche weniger Empfängliche, daß der Mann, der hinter jenen Gedichtbüchern steht, mehr ist als ein Sammler und Bewahrer seltsamer Augengesichte und eher schon ein staunend-fragender, mit dem Gewirr der Völker, Kontinente und Meere ringender Parzival des zwanzigsten Jahrhunderts. Hier ist neben hinreißender Schilderung der lebendig-starken, freudigen, elenden, sonnenhaften, kellerdumpfen, jauchzenden, stöhnenden, mordenden und gebärenden Wirklichkeit des heutigen Paris, neben kräftig einherstampfenden, wirbelnden, aufbegehrenden Tumulten der revolutionären Massen, die Karl Fleming zuerst zur Teilnahme locken und dann ihm den Tod bringen — neben all diesem Aufruhr auch ein schlichtes Menschsein. Der offensinnige, überall mitgeschäftige „Kamerad“ ist zuzeiten auch ein stiller Sucher seines Gottes, der so lange nur aus großen Weltbildern und jagenden Visionen zu ihm sprach; er sitzt stille nieder in alten Domen und sucht die Andacht, aus welcher deren Schöpfer schufen, er träumt in Parken von einem gereinigten Menschentum, das „unabhängig von Menschen und Parteien in anständiger Armut“ lebt, er verfolgt mit menschenfrohem Blick nachmittägliche Spaziergänger, und tief bewegt ihn das kleine, einfältige Schicksal eines liebend-armen Mädchens, das an der Liebe zu seiner Unentschlossenheit und Unbegrenztheit zugrunde ging.

In dem Brodem und Brodeln der Weltstadt, deren Masse ihn endlich (nicht eben mit völlig einleuchtender innerer Notwendigkeit) verschlingt, nachdem er sich ihrem Treiben halb und halb spielerisch neugierig angeschlossen hat, in diesem Wirbel und Schauer bedeuten die Stunden der Einkehr für Karl Fleming Inseln, von denen zu denen sein bestes Ich sich grüßt. Auf den Leser wirken sie wie der stille Händedruck eines Verstehenden inmitten einer fremdsprachigen, vorüberflutenden Menge, deren Gebaren ihn sinnlockend fesselt. Es sind Gedanken, Stimmungen, Antriebe hier, durch die viele suchenden Menschen sich heute bewegt fühlen. Und so verheißt der Paquetsche Roman seinen Freunden zweierlei. Ein neues, mit liebenden, nach Leben fiebernden Augen gesehenes Stück Großstadtleben und ein stilles Aufschauen, Fragen und zages Antworten dort, wo auch unser eignes Empfinden heute, im Jahrhundert der Massen, stocken und bangen mag . . .

Wolfgang Schumann]

Das Buch ist im Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt am Main erschienen.

Die fast schwarzen Säulen der Madeleinekirche überragten die Straßenkreuzungen am Ende des Boulevards. Karl ging auf einen Polizisten zu und fragte, indem er seinen Hut antippte: „Bitte, wie heißt das große Gebäude hier?“

Digitized by Google

Der Schutzmann berührte sein Käppi und antwortete: „Die Madeleine!“

Karl steuerte sofort durch den Straßenverkehr auf das Gitter zu, stieg die mächtige Treppe hinauf und betrat die Kirche durch das mittlere der großen Tore.

Aus der Tageshelle kommend, steckte er seinen Kopf in die tiefe Dämmerung, die hier herrschte, wie in einen ungeheuren Sack. Aber das unterschiedlose Grau wurde allmählich dem Auge groß und steinern wie eine einzige gewaltige Torfahrt. An ihrem Ende war das Dunkel fast schwarz. Und dort loderte das stille Feuer zweier Kerzenpyramiden, die eine Gruppe schneeweißer Marmorgestalten mit einem blassen goldenen Glanz umwärmten.

Es war einer jener halblauten Gottesdienste, die sich in der Dämmerung der Kathedralen vom frühen Tage an fast zu allen Stunden wiederholen. Die Seele der Kathedrale lebte zu dieser Stunde in ihrer alltäglichen, tiefernsten Schweigsamkeit, in Andachtshandlungen, deren genaue Bedeutung der Fremde nicht kennt, deren Versunkenheit er durch seine Schritte zu stören fürchtet. Das Klappen der Tür, die leisen Schritte des Eintretenden hallten trocken auf dem kühlen steinernen Boden. Da und dort auf den Bänken kauerten Gestalten. Karl nahm auf einem der Rohrstühle Platz und versank selbst in diese serene Stille. Der Schatten, der Weihrauch, der ernste Geruch der Kirche umfing und sättigte die gelösten Sinne. Durch die Mauern drangen die Geräusche der Straße nur noch wie leise Haartöne. Die Minuten schienen in dieser Stille hinzusickern, klar und durchsichtig wie Tropfen, die jene schwach und abgerissen von außen eindringenden Laute wie Infusorien umschlossen.

Es waren fast nur Frauen, die die Nachmittagsstunde hier verbrachten. Vor dem Hochaltar bewegten sich die schmalen Silhouetten der Priester. Die Glöckchen schauerten zuweilen wie in einem silbernen Frösteln zusammen. Die Orgel, ohne zu spielen, meldete sich zuweilen mit einer traumhaften Intonation, die von selbst zu schweben schien wie ein Zauberstab. Ein Priester mit schmalem, verschwiegenem Gesicht lehnte mit dem Saum seines weißen Überwurfs über den Rand der Kanzel, die von versteckten elektrischen Lichtern beleuchtet war. Mit zusammengelegten Handflächen betete er ohne zu stocken in einem fließenden Tonfall das Ave: „Dei genetrix ora pro nobis peccatoribus nunc et in hora mortis nostrae.“ Die Pausen, die er machte, gaben den Andächtigen Zeit, die Formel zu wiederholen. Das dunkle Murmeln, die unablässige Flut der Worte mit dem häufigen „s“ dazwischen, das wie aus weitester Ferne zu zischeln, zu flüstern, anzutreiben schien, wenn auch die Vokale fast lautlos geworden waren, glich im vereinten Andringen und Zurückfluten, in der inständigen Unermüdlichkeit der Worte einer Meereswelle, die schwach, doch unwiderstehlich die granitne Küste des Unsichtbaren umspült.

Es war Karl, als durchmesse er in diesem Augenblick das ewige Wunder, das Wunder der Frauen, des Lebens und der Anbetung. Die edle Gliederpracht der miloniſchen Venus strahlte unweit von hier, im Louvre, der Bewunderung preisgegeben. Nun, am Ende des kurzen Ganges mitten durch den fröhlichen und lockenden Glanz der Weltstadt erhob sich Magdalena vor seinen Augen, die sehnsüchtigste aller Heiligen,

Digitized by Google

weißleuchtend im goldenen Halbdunkel der Kirche, von Engeln emporgetragen.

Er dachte an die strenge und doch wie von einer unbegreiflichen Kunst des Schicksals geführte Linie seines eigenen Lebens: es war die geheimnisvolle Kraft der Seele, die ihn aus Dunkelheit und Verwaisung bis zu diesen Augenblicken des inneren Schauens hingetragen. Mit rührender Gebärde trat plötzlich eine dritte Frauengestalt vor seine Seele, fast ebenbürtig jenen schönen Endgestalten, aus dem Trüben emporlangend. Deutlich sah er Berta vor dem geistigen Auge. Bertas Gestalt, ganz und abgeschlossen, mit ihrem Zug ins Große und Unbedingte; ein Menschenschicksal, schon verklärt, das sich im Trüben einst dem seinen zur Verschwisterung angetragen hatte und, von seiner Fremdheit abgestoßen, jäh in die Nacht hineingegangen war. Er fühlte das Unbegreifliche seines Selbst, das an ihr zum erstenmal für einen andern Menschen zum Schicksal geworden war. Und ganz eingehüllt in die dunkle Ruhe der Kirche, die wie ein tiefer Schatten hellsten Lichtes ihn umschloß, umfaßte er seine eigene linke Hand mit der rechten und streichelte sie in zärtlicher Trauer. Berta! Niemals hatte er ihre Hand, solang sie lebte, so still ergriffen und festgehalten.

Es war ein sonniger Morgen, wie gestern auch. In dem großen, halbdunklen und etwas verwohnten Zimmer mit dem Kamin, dem Alkoven, dem runden Tisch — seiner Behausung, die er auf eine Woche gemietet hatte — machte er es sich bequem. In einer Stunde würde er wieder ausgehen, die spätere Hälfte des Vormittags in den Hallen verbringen und den Nachmittag dann in einem der Museen.

Das Fenster seines Zimmers, das zum Hofe hin lag, reichte fast bis zum Boden und erhielt durch ein paar dunkelrote Portieren, die allerdings ein wenig nach Moder rochen, etwas Großartiges. Er rückte den Tisch und den Sessel ans Fenster, so daß er fast wie am Rande eines Balkons in den Hof hinaus sehen konnte. Wie ein Schirm beschattete ihn hier der dünnbelaubte, durchsichtig grüne Wipfel eines hageren Baumes, den die Mauer des benachbarten Gartens nicht hinderte, sich weit in den Hof hineinzubiegen. Durch das offene Fenster sah Karl in das blendende Grau des Pariser Herbstmorgens hinauf. Der Hof ließ diesem Himmel nur einen kleinen Ausschnitt offen. Gegenüber sah man die vergitterten Fenster des Nachbarhauses. Hinter einem dieser Gitter war eine dicke Frau andächtig damit beschäftigt, ein paar Männerhosen zu bügeln. Vor dem andern Fenster stand ein Porzellankrug mit gelben Astern und eine Glaswanne mit Goldfischen. Mächtige Salathäupter lagen vor dem nächsten. Und fast vor jedem Fenster hing ein Drahtbauer mit einem feisten, sich putzenden Kanarienvogel. Wie heiter war das alles. Man konnte einen ganzen Tag an diesem Fenster sitzen, ohne sich zu langweilen. Karl dachte an Berlin, in dessen Hinterhöfen stets ein ätzender Geruch von Rauch und nassen Steinen liegt, und an den von schmerzhaft grellem Sonnenschein gefüllten Hof des Hospitals in Beirut. Dies war entschieden der beste aller Hinterhöfe.

Digitized by Google

Mit vollem Ungestüm trug ihn der Autobus zu der von Verkehr und Menschen wogenden Place de Clichy hinab. Die Dämmerung brach ein. Die Straßen begannen von Licht zu glänzen, und er flog dahin durch den Lichterglanz der Straßen, durch die tiefen, schnurgeraden Engpässe der Stadt, deren Wände durchsichtig waren wie die Scheiben eines Aquariums. Vor dieser gläsernen Helligkeit bewegten sich die Menschen wie starke Schatten. Es war Karl, als müsse er da oben auf dem Verdeck des Autobus den summenden Baß des vorwärtspolternden hochgetürmten Wagens mit einem aufgeregten, lauten Gesange begleiten: als wisse er plötzlich, was die Kinder auf der Straße drängt, Gassenhauer zu pfeifen. Denn das Lied der Stadt will aus den Menschen hervorbrechen, sie nehmen irgendeine Melodie dazu. Sein eigenes Leben klang mit dem abendlichen Leben der Stadt wie in einem rauhen Gesange zusammen. Unten, vor dem drohend vorwärtsschießenden Wagen, dessen rotbrauner Glanz sich in den Scheiben der Straße spiegelte, prallten und spritzten die Menschen zurück. Dann machte der Autobus vor den dichten Menschenströmen der großen Boulevards Halt. Die Straße mit ihren Menschen bewegte sich wie das Gleitband eines Silos mit schwarzen Körnern. Karl stieg in das wildbewegte Element hinab wie von einer sicheren Planke.

Es war Nacht geworden.

In dem monumentalen, glasumbrochenen Feuerwerk der Straße, dessen Schein in den bräunlich glühenden Wipfeln der Bäume rieselte und die ununterbrochene Reihe der Hauswände, die schweren Umrisse des Tores von Saint Denis aus der Düsterheit der Nacht hervortreten ließ, ging Karl gelassen mit dem Strom der Menschen wie eine Welle. Auf den Verdecken der Autobusse und der Trambahnen lehnten die Leute, wie aus schwarzem Papier geschnitten, und in unaufhörlicher Prozession schoben sich Gesichter vorüber, unter helmartigen Hüten, mit wallenden Federn. Über den immer wieder aufs neue sich stauenden und lösenden Fluten der Menschen standen die Häuser da, fest und hoch, wie die unverrückbaren, dunklen und von innen leuchtenden Worte eines mystischen Satzes. Es war der unendliche Satz der Boulevards, mit Interpunktionen überschüttet, mit den bläulich-weißen Sonnen der Bogenlampen, den rot aufglühenden und von einer schwarzen Hand plötzlich weggewischten, doch immer wieder erscheinenden Ausrufungszeichen, Doppelpunkten und Strichen, den wahnsinnigen Schlangenlinien der Lichtreklamen, mit Kiosken, die in regelmäßigen Abständen wie große, blaue Warnungen leuchteten, mit dem intensiv gelben Licht der Schaufenster, den gleitenden Droschkenlaternen. Das Gebäude des „Matin“ war mit einer Reihe von Bogenlampen behängt, die ein schneeweißes Licht ergossen: es glich einem Birnbaum in weißen Blüten. Vor den Spiegelscheiben des Gebäudes drängten sich die Menschen in einer massiven Stauung. Mit schräg aufgerichteten Köpfen sahen sie hinauf zu den übermäßig bestrahlten Tafeln aus blauem Glase, auf denen in deutlicher weißer Schrift die letzten Telegramme erschienen. Zu Füßen der Menschen leuchteten mit durchsichtigen Glaswänden die Keller empor, glänzten die strammen Stahlglieder der Schnellpressen, die wie auf einem Streckbett strampelten und doch nur einer einzigen, monotonen Bewegung fähig waren. Die Menge durchstöberte mit ihren Augen wahllos diesen Haufen von Nachrichten von Flugversuchen, Vorträgen, Streiks, Gefechten in Afrika, von Automobilrennen und

Digitized by Google

Reden. Es schien, als hätten alle Telegraphenlinien der Welt nichts anderes zu tun, als den Vorgängen des Lebens so rasch wie möglich solche Nachrichten zu entreißen, die dem Herzen nichts sagten; sie rasch auf einen Haufen zusammenzuwerfen, hinunter in diesen Keller, wo die sich abrollenden Papiermassen wie Mühlsteine die Ernte harter Neuigkeiten zu dem groben Schrot der Zeitungen mahlten, um sie dann über die Stadt auszuschütten, in hunderttausend Hirne, die unersättlich das Banale und das Ungeheuerliche verschlangen, wie ein Zauberkasten, der alles aufnimmt, um ebenso rasch alles zu vergessen. Dem Auge des Sehers in dieser Menge mußte es überlassen bleiben, aus dem Haufen von Ereignissen, die das große Gebäude allen sichtbar auf seinen blauen Glastafeln emporhielt, Ahnungen des Glücks oder des Kummers hervorzuholen.

Wie offene Öfen glühten die aneinander gedrängten Läden, wo rotierende Lampen ihr starkes Licht über ein Glitzern wie von lebenden Insekten ausgossen. Ansichtskartengeschäfte mit ihren Stapeln von zehntausendfach wiederholten eintönigen Abbildungen der Stadt glichen seltsamen Grotten, grasgrün beleuchtet. Passagen führten tief in die Berge der Häuser hinein; der Boden war mit bunten Reklamezetteln bedeckt wie vom Fall der Blätter im Herbst.

Karl trat in eine dieser Höhlen, die in einem Café Chantant endigte. Er bekam Lust an dem Treiben, der Aufregung, dem Beifallklatschen da drinnen. Er hatte erfahren, wie unendlich schrecklich es ist, zwischen Hunderte von Menschen eingepfercht zu sein, die vor Haß wie Tiere schrien und pfiffen und vor einer Handvoll Reiter in Todesangst davonrannten. Es mußte unendlich lustig sein, hier zwischen einigen Hundert Menschen vor Vergnügen in die Hände zu schlagen. Soeben beendete eine Chansonette ihr Lied. Einige Leute klatschten Beifall, andere pfiffen. Die Sängerin erschien noch einmal vor dem Vorhang und verschwand, als der Widerstand sich erhob. Da nahm er sich der Sache an: hartnäckig und in dem eigentümlichen Rhythmus, den er sofort erfaßt hatte, schlug er allein in die Hände; und sein Übermut riß plötzlich die ganze Masse der Zuschauer noch einmal zu einer Salve des Beifalls fort. Die Sängerin erschien zum zweitenmal; sie strahlte und warf nach allen Seiten Kußhändchen in das Publikum. Das war es, was er gewollt hatte. Zufrieden trat er wieder auf den Boulevard hinaus.

Vor seinen Füßen rauschte der rote Laubfall der Reklamezettel, die den Asphalt bedeckten. Eine Saat von Suggestionen rieselte auf diesen Zetteln zu Boden, die den Vorübergehenden von Dienstleuten gereicht und achtlos fortgeworfen wurden; die eilenden Sohlen der Nachdrängenden stempelten sie mit dem schmutzigen Siegel der Vergeblichkeit. Es waren Anzeigen von Restaurants, von Schuhgeschäften, Ärzten, Detektivbureaus. Doch fand sicherlich eine aus tausenden dieser Anzeigen ihren Weg zu dem Menschen, der der Anpreisung blindlings folgte. Eine Verschwendung von Begierden sprühte aus den Blicken der Männer und aus den unerschütterlichen Gesichtern elender Frauen; auch aus diesen Blicken flochten sich die Brücken unwahrscheinlicher und tragischer Liebschaften. Das Auge, das in diesem Augenblick unwillkürlich die mit Nullen aufgeblasene Kapitalziffer auf dem metallenen Firmenschild des Credit Lyonnais und die weiße Marmorpracht des Hauseinganges erfaßte, ruhte im nächsten Augen-

Digitized by Google

blick auf den übertriebenen Abbildungen furchtbarer Krankheiten, die mit geheimnisvollen Anpreisungen auf Plakatzetteln von eitergelber Farbe die von körnigem Rost überzogenen Innenwände der abscheulichen Urinoirs bedeckten, dieser dunklen, stinkenden Zellen, welche die glänzende Straße gleich Schilderhäusern des Teufels neben den schattenhaften Biwaks der Droschkenhaltestellen begleiten. Die verwirrende, einzigartige Mischung von hastenden und gemächlich bummelnden Menschen gab diesem unendlich bewegten Fluß der Boulevards eine Gebrochenheit der Linien, die sich in der Formel immer gleich blieb, wohin das Auge sah. Das Nachlaufen einer ganzen Versammlung von Leuten an einer Omnibushaltestelle hinter dem langsam vorfahrenden Omnibus, die flehend ausgestreckten Hände mit den Nummern, nach denen der Schaffner gleichmütig die Reihenfolge der Mitfahrenden feststellte, wirkten wie eine Persiflage . . . wie eine Persiflage auf die Sehnsucht der Seelen.

Karl nahm Platz auf der Terrasse eines Restaurants, das mit seinem Hintergrund von Zigeunermusik und hellbeleuchteten Menschen, seinen überhängenden Markisen und den zur Straße gerichteten Stuhlreihen einer Zuschauertribüne unter hochgeschlagenem Zeltdach glich. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite glänzte weiß wie Kreide die bestrahlte Fassade eines kleinen Theaters. Ein Spalier von Neugierigen stand geduldig an beiden Seiten der Freitreppe. Damen im Theatermantel und in Brillanten, deren farbiges Glitzern über die Straße flog, Herren im Frack entstiegen den heranklappernden Droschken und flammenden, stillstehenden Automobilen. Die Menge blieb andächtig und regungslos. In der kühlen Nachtluft sah man über den Köpfen die grauen Rauchfäden der Zigaretten sich emporringeln und zart zerflattern. Leute verließen diese Menge, andere kamen und nahmen teil an diesem breiten Stillstand; die Menge war wie ein einziger Mensch, den die Spiegel eines Irrgartens mit hundertfach denselben Armen und Beinen zeigen.

Eine Dame nahm neben Karl an dem Tischchen Platz. Es dauerte nicht lange, so begann sie ein Gespräch. Sie war eine Deutsche, eine Abenteurerin, die von Leichtsinn und Gesundheit strahlte, mit sonnverbranntem Gesicht und Nacken, einem Ehering am Finger und Krähenfüßen um die Augen. Weiß Gott, welche Streiche ihr im Gesicht standen, wem sie davongelaufen sein mochte, um hier auf dem Pariser Pflaster zu landen, frisch und unternehmungslustig und mit dem Körper einer Riesin! Sie schwatzte munter drauflos und prüfte dabei Karl mit ihren schönen Blicken und einem verheißungsvollen Lächeln. Sie erzählte von einem Sommer am Strand von Ostende und von künftigen Tagen in Montecarlo. Sie bildete sich etwas darauf ein, Karl sofort als einen Deutschen erkannt zu haben. Mit verstecktem Staunen hörte er dann zu, wie sie anfing, von Pariser Frauen allerhand Unglaublichkeiten zu erzählen und dazwischen Bemerkungen über einen Schauspieler, einen russischen Kaufmann und einen Offizier in Zivil einflocht, die da in der Menge des Boulevards vorübergingen und deren Grüße sie konstatierte.

Eine Blumenverkäuferin setzte einen Korb mit Veilchensträußen auf den Tisch und nahm bescheiden einen Augenblick auf einem leerstehenden Stuhl Platz. Eine aufgedonnerte Kokotte rauschte vorüber und grüßte sie freundlich. Arbeiterinnen gingen vorüber. Mitten in der lachenden, schwatzenden Menge erschien ein Weib mit einem Gesicht wie eine ge-

Digitized by Google

schälte Birne, mit Augenhöhlen wie Fäulnis. Die Blumenverkäuferin war aufgestanden, nachdem sie sich eine Minute ausgeruht hatte, und bot ihre Veilchen an. Karl kaufte einen Strauß für seine Nachbarin, überreichte ihn ihr und beobachtete zerstreut einen Zwerg, der quer über die Straße ging. Er trug eine Last Schuhriemen über seinem Nacken wie ein Kummet und wich mit komischen Sprüngen den Droschken aus. Und diese Frau neben ihm, mit seinen Veilchen auf dem vollen Busen, schwatzte immerfort, strahlend und bereit, noch stundenlang zu schwatzen, bereit, unerschöpflich weiter zu lügen und ihn oder irgendeinen andern Menschen für ein kleines Geschenk zu beglücken.

Karl rief den Kellner. Er bezahlte die kleine Zeche seiner Nachbarin und verabschiedete sich. Sie war enttäuscht und wurde ungnädig.

„Eine Verabredung, schöne Frau . . .“

Sie nickte steif und hoheitsvoll. Mochte er gehen, der Esel. Er hatte wohl nicht genug Geld? Auch sie stand auf und begann unermüdet ihren Streifzug von neuem.

Karl bummelte weiter. Jetzt, da die Theater spielten, hatte der Verkehr nachgelassen. Weniger Menschen waren da, die das Licht wegnahmen; die Boulevards schienen etwas heller geworden. Das Licht der Bogenlampen, unter denen das Pflaster wie im Vollmondschein glänzte, beleuchtete die Häuserwände, die mächtigen Fassaden mit ihren Riesen bis oben hinauf, wo sich die Dächer mächtig wie schwarze Wogen mit der trüben Nacht vermischten. Durch das Trübe leuchteten spitz und grünlich ein paar Sterne.

Karl dachte an Fraconnard, an die jagende Unruhe in dieser Stadt, an die Predigt des Hasses, der Empörung, die in den steinernen Hohlräumen dieser Häuser umging und vielleicht bald mit einem Schlag das gewöhnliche Aussehen dieser Boulevards verändern konnte. Noch lebte alles unbekümmert. Die künstlichen Sonnen leuchteten, die Cafés und Theater glänzten, die Frauen wanderten, die Autobusse polterten . . .

Einer von ihnen hatte ihn heute zu Fraconnard hinausgetragen, mit seiner brennenden Frage im Herzen. Er hatte eine Antwort erhalten: Krieg unter den Menschen, Haß gegen Haß. Wer war dieser Mann, der es wagte, an eine ganze Stadt das Messer zu setzen, die Scharen der Straße mobil zu machen, Regierungen in den Arm zu fallen. Mit einer Art von Befriedigung rief sich Karl den fremdartigen Mann in dem kleinen, versteckten Hause ins Gedächtnis zurück. So hatte er sich zuweilen sein Leben gedacht: abseits, doch im Leben einer großen Stadt, er selbst der Mönch einer Idee. Und er dachte an die junge, hübsche Frau am Fenster, an den kleinen Knaben, an die Art, wie dieses Kind neben dem Manne aufwuchs, frühreif, verblüffend ungezogen, mit seinem unvergeßlich feinen und wilden Gesicht.

Die Theater waren aus. Die Boulevards schwammen plötzlich wieder von einer Menschenflut, die wie aus Füllhörnern ausgegossen schien. Karl machte sich auf den Weg nach Hause.

Doch da war am Rande des Trottoirs ein Auflauf.

Eine ständig anwachsende Menge umgab eine Frau, die im Halbdunkel auf eine der Promenadenbänke hingesunken war. Sie lag mit dem Kopf auf der Bank; das Licht der Straßenlaterne beschien ihr gekräuseltes braunes Haar. Jemand, der es nicht für der Mühe wert

Digitized by Google

hielt, die Zigarette aus dem Munde zu nehmen, sagte: Krank. Die Menschen drängten sich, wisperten, standen stumm und abwartend herum mit ihren grauen, unbewegten Gesichtern. Ein dicker Droschkenkutscher rüttelte die Frau an der Schulter. Sie rührte sich nicht, denn sie war tot.

Da stirbt ein Mensch mitten auf dem Boulevard, sagte sich Karl, der hinstarrte wie sie alle. Eine letzte Welle hat sie gerade hierher geworfen. Sie flüchtete, als sie den Tod kommen fühlte, in das Gewühl des Boulevards: dort kann man doch nicht sterben! Niemand sah es, wie sie sich auf die Bank warf, wie ein unnötiges altes Bündel; wie die Seele aufstand und allein die Boulevards verließ. Und da das alles so schwach geschehen war, daß es niemandes Aufmerksamkeit erregte, sammelten sich erst nach einer Weile die Finder an, mechanisch, einer nach dem andern, und alle mit dem stumpfen Ausdruck der Barmherzigkeit, die zu spät kommt.

Mit vorgestreckten Hälsen stand man da, ohne anzufassen. Dann machte man den Polizisten Platz, die gemächlich hinzutraten, und der Kutscher öffnete den Schlag seiner Droschke. Die gravierten Gesichter, deren Seelen wie dunkles Wasser aus Luken von Eis hervorstarrten, zerstreuten sich wieder.

Karl verließ die Boulevards und ging durch stillere Straßen in einem monotonen Selbstgespräch seines Herzens: Das Unreine macht uns sterben. Wir kämpfen gegen das Unreine, gegen das Tödliche. Einst wird der Mensch der Erde sein wie ein herkulischer Arbeiter, der sich am Feierabend auf einen Stein im Felde setzt, das Kinn auf die Faust gestützt, und wartet, bis die Sterne kommen. Sie werden immer klarer leuchten, die Scharen der Sterne samt den großen Sternbildern werden sich zu seinen Füßen legen, leuchtend rein . . . Und er wird aufstehen, riesengroß, um auf den Sternen von der Erde fortzuwandern. Er wird die Erde verlassen, sie zurücklassen, klein und erloschen wie einen Stein.

Dieser große Augenblick wird kommen.

Nie.

Dieser große Augenblick muß kommen.

In dieser Fülle eines dunklen und widerspruchsvollen Sehnens lagen unaussprechlich Liebe und Schmerz, denen er sich in dieser Stadt einsam überlassen fühlte. Seine Trauer um Berta kehrte dunkel wieder. Die nächtliche Stadt loderte von ihrem heißen Fieber einen trüben Widerschein gen Himmel; Wolken zogen über sie hin wie ein Rauch der Selbstverbrennung. Er fühlte, daß diese Stadt ein Stück der Erdkugel bedeckte wie ein Aussatz. Und in der Dunkelheit der Gassen, in der Dunkelheit seines Sehnens stöhnte er aus tiefster Seele ein einziges Wort zu den Sternen empor, die schwach herniederleuchtend den bewegten Flug der Wolken durchbrachen; ein einziges Wort, in dem sich Klage und Heilverlangen zusammenpreßten und das sich mit dem verworrenen Dröhnen der Stadt vermischte, den schneidenden Ruf der Aussätzigen: Unrein! Unrein!

Der Oktobermorgen hatte einen blauen Himmel und einen frischen Wind, der mit vollen Händen das gelbe Laub von den Bäumen des Seinekais umherstreute. Die große Stadt lag rings in ihrer steinernen

Digitized by Google

Lebendigkeit. Es war hier am Ufer merkwürdig kühl und sonnig zu gehen und eine ungestörte Stille.

Karl schritt langsam den Kai entlang, den altersschwarze Gebäude von unerschütterlich mächtigen Gebärden begleiten. Mit ihren Hunderten von Fenstern sahen die alten Paläste ruhevoll auf den stählern strahlenden Fluß hinaus. Die massigen Dächer schienen wie Sargdeckel, aus denen zahllose schwarze Flammen züngelten. Da und dort schaukelte die französische Trikolore in der Luft.

Karl kam ohne Absicht in die Nähe der Notre-Dame-Kirche. Er betrachtete das Tor, die steinernen und erzenen Figuren, die eine im Jüngsten Gericht gebändigte Welt darstellen, und es zog ihn hinein. Als die Tür hinter ihm zufiel, war es, als habe er ein Schiff bestiegen, das von der alten Erde abstoßen konnte, um eine neue zu suchen.

Irgendein Gottesdienst fand statt, aber die Kirche war fast leer. Nur in den Seitenkapellen befanden sich Andächtige.

Karl ging nach vorn und nahm auf einem der Stühle Platz. Die straffen steinernen Bogen, die den großen Raum umschlossen, gaben ihm soviel zu denken, daß er fast leblos in dem Stuhl saß, den Kopf in den Nacken zurückgebogen. In fremdem Hause lag er hier — wenn er zur Höhe emporsah, erschien es ihm, als ob er am Boden läge — und vernahm die unverständlichen Vorgänge der Messe sehnsüchtig, ohne Anteil, wie aus weiter Ferne. War es nicht seltsam, daß er, ein Kind seiner Zeit und ein Mitarbeiter an ihren Arbeiten, so verstummend und ergriffen zu dieser steinernen Höhe emporstarrte, die die großen Meister des Mittelalters geschaffen hatten? Diese Säulen redeten zu den wahrhaft Frommen. Auch heute noch gab es wahrhaft Fromme in der Welt, die doch diese Dome nie betraten. Wo ist der Ort der Sammlung und der Stille, den sie ersehnen?

Die Pracht der Fenster im Chore traf Karls Auge wie mit Zauberschlägen. Aus diesen feurigen Scheiben regnete das Licht funkelnd und voll tiefer Farben an den Säulen herab. Die Kirche begann sich jetzt zu füllen. Wenn die Reihen der Andächtigen sich erhoben, so war es, als wüchsen zwischen steinernen Palmen Menschen empor wie ein Beet dunkler Blumen, deren Häupter in einer cholerischen Düsterkeit erglühten. Alte Männer in roten Gewändern und mit rotseidenen Schultermänteln saßen im Chorgestühl, mit den Gesichtern von Gelehrten. Vereinzelt saßen sie da und lasen ihr Brevier, jeder für sich im Lichtkreis seines Lämpchens, während zugleich der frische, etwas harte Gesang der Chorknaben, der nach dem Zeichen des Taktstockes einsetzte, das Tor gen Himmel öffnete.

Als die Menschen neben ihm beim Klingeln der Schellen aufstanden, als sie knieten, lispelten und sich bekreuzigten, blieb Karl ruhig sitzen. Von niemand gekannt und mißverstanden, gab er seine ganze Seele, die der Erhebung bedürftig war, dem Kummer hin. Die Orgel begann zu spielen; zögernd und staunend wanderte er mit den Tönen. Wie schwach sind die Möglichkeiten menschlicher Sprache, wenn die Orgel ihr urweltliches Singen anhebt. Auf einem tiefen warmen Unterstrom von Harmonie und Tapferkeit trägt es die leisen Schreie und Nachdenklichkeiten des Lebens mit sich fort. Die intellektuelle und seelische Überlegenheit Gottes ist in ihr, die das Gemüt unbeschreiblich tröstet.

Karl hörte eine Reihe von Namen, die der Priester verlas; es mochte

Digitized by Google

eine Messe zum Gedächtnis Verstorbener sein. Ein Name in dieser Reihe traf ihn, daß er den Kopf erhob. Es war das Wort: L'empereur Napoléon premier. In einem Meer von Leidenschaftslosigkeit segelte hier ein Gespensterschiff: der Name eines Mannes, der gerade an dieser Stelle des Erdballs, vom Licht dieser Fenster beschienen, den Hut abgelegt und eine Krone auf sein Haupt gesetzt hatte. Dieser nebensächliche Augenblick lebte und wuchs auf zu einer zeitlosen Gedächtnistafel.

Den Leuten, die die Notre-Dame-Kirche verließen, wurden von Burschen, die draußen warteten, royalistische Blätter angeboten. Etwas Retrospektives lag darin für den nachdenklichen und stadtfremden Besucher, dessen Denken in diesem Augenblick schon von selbst der Schauplatz geisterhafter Erdendinge war. Kämpften die alten Königtümer der Erde noch immer gegen die Flut der Überwinder, gegen die neuen, herrlichen Hoffnungen?

Karl ging an der Seine entlang, am Reiterstandbild Marcels, des ersten Rebellen, vorüber, der vor fünf Jahrhunderten gewagt hatte, diesen aus Heiligem und Gemeinem gemischten Willen des Volks zu zeigen, der sich heute in den Straßen dieser Stadt aufs neue ins Ungewisse strecken sollte.

Die alten Türme der Kirche winkten über die Dächer hinter ihm her mit ihrem steinernen Ausdruck von Seelengröße und Festigkeit, ohne Stolz und ohne Demut vor dem ewig wechselbaren Himmel. Die Kirche ... Ihr großer Schiffsraum lag noch immer bereit zur Fahrt an der unruhigen Küste dieser Zeit, von vielen fast vergessen. Vielleicht für immer untüchtig, die Fahrt zu wagen, und deshalb verhöhnt von den Menschenscharen am Ufer.

Aus Fedor Sommers „Schwenckfeldern"

[Je stärker im heutigen Deutschland die Vorliebe für den historischen Roman heranwächst, um so deutlicher wird kritisch Denkenden wohl das Gefühl werden, wie undankbar im allgemeinen gerade diese Gattung der Dichtkunst ist. Lockt sie auf der einen Seite durch die Möglichkeit, die Phantasie sich in mächtigen Begebenheiten und weithinwirkenden Entschlüssen ausleben zu lassen, so beschneidet sie doch wiederum die Unmittelbarkeit des Gefühlausdrucks, der als ein stärkster Antrieb alle Kunst mit erzeugt. Erlaubt sie ein Weltbild mit ruhiger Kraft zu ordnen und zu klären, so gebietet sie doch wieder, für dieses Bild Farben und Linien zu gebrauchen, welche sich dem schöpferisch Nacherlebenden schwerlich alle aus reiner Innenschau darbieten können, ja sie verlangt Gegenstände aufzunehmen, die sich seinem Schauen vielleicht gänzlich entziehen und doch nicht zu entbehren sind. Diese Zwiespalte zu überbrücken reicht entweder nur eine große und tiefe Natur — wir denken zunächst etwa an Conrad Ferdinand Meyer —, die in eigner umfassender Humanität nichts Menschliches sich fremd weiß und darüber hinaus noch Kraft hat, es zu formen und zu durchatmen, oder es bedarf jener unendlichen Versenkung, der scheinbar das Leben nichts, die Vergangenheit alles ist, die in grenzenloser Hingabe tausend Einzelheiten durch die Medien der Phantasie oder exakter Betrachtung und sorgsamer Folgerechtheit aneinanderbindet, um damit den Strom des Geschehens gleichsam wieder neu fließen zu machen.

Digitized by Google

Auch diesem Poeten mag dann wohl ein innerliches Leben unter der Hand erblühen, ein Leben von starker Eigenbewegung und unpersönlicher Gebärde. Scott repräsentiert diese Kunstform, unter den Deutschen Alexis.

Fedor Sommer, der auf dem Gebiet der historischen Dichtung schon bewandert ist, hat diesmal von beiden Weisen gewisse Züge poetisch verwirklicht. Ganz ruhig und entfernt vom Alltaglauf bewegt sich seine Geschichte dahin, für den modern Gestimmten ein fremdes, kaum nahbares Gebiet. Die Schwenckfelder sind die sektiererischen Anhänger eines Herrn von Schwenckfeld, der neben Luther als ein stillerer, der Gottinnigkeit des inneren Lebens allein zugewandter Gottsucher gelebt hat, und dessen selbstüberwindende Gemütreligiosität seiner Gemeinde als Vorbild und als dauerndes menschliches Band geblieben ist. Die Zeit der Gegenreformation bringt nun die stillen schlesischen Brüder in bitterste Not; auf der einen Seite bedrängt sie der Protestantismus*, von der andern nahen sich die mächtigen Bekehrer im Namen der heiligen Jungfrau, vom Kaiser autorisierte Jesuitenprediger. Und während Neander allmählich, je tiefer er in das gottgefällige Wesen der Schwenckfelder blickt und je reicher seinem Innenleben überhaupt sich das menschliche Wesen auftut, um so mehr zu Toleranz und Eintracht neigt, steigert der Eifer der Loyolisten, denen zahlreiche weltliche Zwangmittel zu Gebote stehen, sich von Jahr zu Jahr zu immer größerer Grausamkeit. Begräbnisverweigerung, Gefängnis und Reinigung, Zwangtaufe der Kinder, Verbot der Ehe ohne vorherige Bekehrung, Vexierungen aller Art machen allmählich das Leben der sanften Gemeinde zur ständigen Plage; viele fallen ab, die Standhaften bedürfen aller Selbstüberwindung, die ihnen ihre religiöse Überzeugung nahelegt, um zu ertragen. Endlich bleibt kaum ein andrer Ausweg als die Flucht, — für die heimattreuen und heimgebundenen Bauern wohl das schwerste Leid, das sie lebend auf sich nehmen könnten. Und doch tragen sie es. Mit Worten des Ausblicks auf die bald hereinbrechenden Jahre Friedrichs, des großen Toleranten auf dem Thron, schließt die düstere Erzählung nicht ohne Beruhigung.

Bauernleben, Sektierergeist, Hexenprozeß, Bekehrungzwang, Folter, Dogmenstreit, — weitab liegt das alles von heutigem Empfinden, und nur ein getreues, allmählich findendes und fügendes Nachgehen und Nachsinnen kann sich getrauen, auf solchem Boden der Vergangenheit wieder die Züge des deutlichen Lebens zu gestalten. Dies gelang Sommer, wie so manchen Deutschen unsrer Zeit in hohem Grade. Die einfache Echtheit des geschichtlichen Bildes erinnert an Sperls sichere Hand, die innere Beweglichkeit an Steinhausens verinnerlichte Kunst. Daneben aber ergießt sich eine Welle unmittelbar gefühlten Lebens und persönlicher Teilnahme gelegentlich in die Einzelheiten, nicht stark genug, das ganze Werden der Handlung zu durchglühen — wie in Enrika von Handel-Mazzettis Gegenreformationroman — aber ernst genug, um Würde und Bedeutung der Darstellung zu erhöhen und sie gelegentlich auf ungewöhnliche Höhe der Eindringlichkeit und Lebensfülle zu erheben. Das schlicht tolerante Wirken

* Die unten abgedruckte Episode zeigt, mit welchem Eifer dies geschieht. Pastor Neander ist vorher sogar so weit gegangen, Heinrich Wagners Weib in dessen Abwesenheit an den Pranger zu bringen, da sie nach schwenckfeldischer Sitte die Taufe ihres Kindes verweigerte.

Digitized by Google

einer Gutpatronin inmitten der starren Gegensätze, das innerliche Erleben der Heimatschönheit, die um so reicher aufblüht, je gewisser es wird, daß der Abschied naht, vor allem aber die überragende Gestalt des Schwenckfelder Patriarchen Georg Hauptmann, der das Schifflein seiner kleinen Gemeinde zaglos und allein aus der Kraft der Gottesgewißheit lenkt, — dies sind Züge, welche dergestalt Leben empfangen haben. Etwas vom Geist Emanuel Quints geht gelegentlich durch Georg Hauptmanns Gemeinde, vielleicht wird die Landsmannschaft Sommers und Gerhart Hauptmanns darin fühlbar. Verlangt aber die Geschichte des Narren in Christo allertiefste Versenkung und ein glühendes Miterleben, so bietet sich die Historie aus der Gegenreformation leichter und in äußerlich bewegteren Bildern dar. E. E.]

Die „Schwenckfelder" sind im Verlage von R. Mühlmann in Halle erschienen.

An demselben Sonntagnachmittag waren in der größten Stube des Hauptmannschen Hauses eine erhebliche Anzahl Schwenckfelder zu einer der Gebetsversammlungen vereinigt, wie sie ihnen durch kaiserliche Gunst seit einigen Jahrzehnten gestattet waren.

Der große Raum wies unter niedriger Balkendecke als alleinige Möbelausrüstung eine Menge lehnenloser Holzbänke auf, die an den beiden langen Fensterwänden hin und quer durch die Tiefe der Stube gestellt waren. An der dritten Wand, der Straßenseite des Zimmers gegenüber, stand unter einer kraftvollen Holzschnittdarstellung Jesu ein einfacher Lesetisch, an dem Georg Hauptmann in ehrwürdiger Haltung vor einer schwenckfeldschen Postille saß. Hoch überragte sein weißes Haupt die Köpfe der andächtig über ihre Liederbücher geneigten Männer und Frauen, die mit gedämpfter Stimme ein pietistisches Jesuslied sangen. Seine süßlichen Wendungen drangen widerspruchsvoll aus diesen rauhen Bauernkehlen hervor; aber unverkennbar bebte in all den ungeschulten Stimmen der Unterton einer schwärmerischen Innigkeit, und manchmal gellte aus dem einförmigen Tonschwalle eine einzelne Frauenstimme in krampfhafter Entzückung verhalten auf, wie Spritzwellen emporlecken.

Die meisten Mitglieder dieser andächtigen Versammlung gehörten nach Harpersdorf; doch waren auch alle auswärtigen Teilnehmer der Liegnitzer Gesandtschaft von jüngst zugegen.

In gewohnter Weise ließ der Senior auf den Einleitungsgesang eine lange Vorlesung aus der schwenckfeldschen Postille folgen, und dann legte er in freier Rede das Apostelwort aus: „Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen!"

Mit schlichten Worten und in geradliniger Gedankenfolge setzte der Redner unter fleißiger Benutzung von Belegstellen aus Luthers Bibelübersetzung die Pflichten auseinander, die ein Christenmensch der Obrigkeit gegenüber habe. Er forderte von seinen Glaubensbrüdern eine stillgeduldige Unterwerfung unter alle Gebote und Gesetze der kaiserlichen Regierung — in weltlichen Dingen. Anschaulich entwickelte er dann aber an naheliegenden Beispielen die Möglichkeit von Konflikten, in die der Christ kommen könne, wenn Gottes Gebot und die obrigkeitliche Satzung in Widerspruch gerieten.

„Und dann, liebe Brüder und Schwestern," sagte er mit fester Stimme,

Digitized by Google

„kann's für uns gar keinen Zweifel geben, wem wir zu gehorchen haben. Lasset uns unsern Gott im Himmel nicht bloß den Herrn aller Herren nennen, sondern ihn auch als solchen achten! Wie nun aber sollst du, lieber Bruder, zeigen, daß du Ihm mehr gehorchen willst, denn dem weltlichen Regiment, das seinen Willen verkennt? Da laß dir unsern hochseligen Meister Schwenckfeld zum Beispiel dienen: dulde und schweige! Schilt nicht und laß dich nicht erhitzen! Ertrage alles, was dir obrigkeitlicher Unwille auferlegt, aber tue, was Gottes Wille von dir fordert!"

Hier erscholl auf den hintern Bänken ein unwillkürlicher Laut des Widerspruchs.

Ruhig wandte der Patriarch seine klaren Augen nach dieser Stelle. Dann sagte er mild und ernst:

„Heinrich Wagner, du meinst, das sei zu schwer?"

„Ja," rief der Angesprochene aufspringend voll Leidenschaft, „ja, Bruder Hauptmann, das ist zu schwer! Und es ist auch —"

Er brach ab; denn seine Frau, die seine heißen Fäuste umspannt hielt, zog ihn mit Hand und Wort wieder neben sich auf den Sitz nieder.

„Und es ist doch nicht zu schwer, Heinrich Wagner!" beharrte mild der Senior auf seiner Meinung. „Und es ist auch nicht unwürdig! Für keinen Menschen, er sei hoch oder niedrig! Sondern das ist einzig nach dem Gebot unsers Heilandes gehandelt, der Sanftmut von uns fordert. So laßt sie uns auch erweisen in allen Dingen. Und kehrt euch nicht daran, daß andre anders handeln in ihrem weltlichen Sinne. Ihr sollt und wollt eben nicht zu den andern gehören, äußerlich wohl, nicht aber innerlich. Seht, das hat ja auch unsern guten Meister Schwenckfeld aus der Gemeinschaft der andern herausgedrängt. Denn ob er's wohl zu Beginn gar eifrig mit Luthern gehalten hat und auch fürderhin hat halten wollen, mußte er endlich und zuletzt doch Gott mehr gehorchen denn diesem, dieweil er sah, wie viele Jünger dieses Martin die Freiheit des Evangeliums arg mißbrauchten in einem dissoluten und frechen Leben. Aber als der hitzige Luther ihm sagen ließ, Gott habe ihm gar nichts befohlen und gesandt, und er sei ein unsinniger Narr, vom Teufel besessen, der nichts verstehe und nicht wisse, was er lalle, und er solle ihn auch mit seinen Büchlein, die der Teufel aus ihm speie, ungeheiet lassen, was hat da unser sanftmütiger Meister geantwortet? »Ob ich wohl in vielen Punkten nicht mit Euch übereinstimmte,« hat er geschrieben, »so erkenne ich doch, daß ich Euch nach Gott und der Wahrheit alle Liebe, Ehre und Gutes schuldig bin, weil ich Eures Dienstes anfänglich mit genossen!« Sehet, so muß ein wahrer Schwenckfelder handeln! Nicht zürnen und hadern darf er mit denen, die ihn verunglimpfen und schmähen, nur von Herzen bedauern darf er sie, daß ihnen die Pforte des Glaubens noch nicht oder nicht weit genug aufgetan ward. Und nicht verzagen darf er, wenn der Wille der Mächtigen ihm nicht geneigt ist. Wir wissen ja, daß wir des Herrn sind, der der Herr aller Herren ist. So lasset uns ihn loben mit dem Lobgesange, den Maria, des Herrn Magd, anstimmt bei Lukas am Ersten."

Da erhob sich die ganze Schar, Männer und Frauen, und mit der gewissen selbstgefälligen Inbrunst der Sektierer, die sich mit frommer Selbstverständlichkeit in ein ganz besonderes Verhältnis zu Gott setzt, ertönte es gegen die niedrige Balkendecke:

Digitized by Google

„Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes.

Denn er hat große Dinge an mir getan, der da mächtig ist, und des Name heilig ist.

Und seine Barmherzigkeit währet für und für bei denen, die ihn fürchten.

Er übet Gewalt mit seinem Arm und zerstreuet, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.

Er stößet die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen.

Die Hungrigen füllet er mit Gütern und lässet die Reichen leer!“ — —

In immer mehr sich steigender Inbrunst des Betens überhörten alle das Öffnen der Tür. Als drum von ihr aus nun ein lautes und feierliches „Amen!“ den Lobgesang beschloß, da fuhren alle Köpfe hastig nach der Türöffnung herum. Und es war schier humoristisch anzusehen, wie starr von Staunen und Überraschung die Gesichter wurden, als man in dem Rufer dieses „Amen“ Pastor Neander erkannte.

Mit bleicher Miene und zusammengezogenen Brauen stand er da, im Talar, das Sammetkäppchen in der Hand, und die Mühe war deutlich zu erkennen, mit der er seinem Gesicht allmählich einen lächelnden Zug aufzwang.

Auf den hintersten Bänken entstand jetzt ein deutlich vernehmbarer Rumor: Martha Wagner rang heimlich mit ihrem heißblütigen Manne, dem der Anblick ihres Peinigers alle sektenhafte Selbstbeherrschung geraubt hatte, so daß in ihm mit elementarer Gewalt sein Urwesen durchbrach. In solch ungebändigtem Triebe wollte der Hitzkopf „dem Pfaffen da“ alle Glieder zerbrechen zur Vergeltung für die Schmach, die er seinem schwachen Weibe und damit auch ihm selber angetan.

„Amen, Leute, Amen!“ sagte der Pastor abermals feierlich und schritt, während sich Heinrich Wagner zum zweiten Male mühsam auf seinen Sitz niederziehen ließ, zu dem Lesepulte heran, hinter dem Georg Hauptmann unbeweglich, gleich einer Säule ragend, dastand.

„Wollet mir einen Augenblick Euren Platz einräumen, Herr George Hauptmann!“ wandte sich der Geistliche an ihn, und eine leichte Verlegenheitsröte schoß dabei in seine bleichen Wangen. Es kam ihm nämlich in den Sinn (zum ersten Male, dank der Zurückhaltung, die Georg Hauptmann immer beobachtet hatte), wie peinlich es eigentlich sei, daß dieser Mann der Schwiegervater seiner Schwester war. In den Reihen der Bauern aber erhob sich ein deutliches Gemurmel des Unwillens. Melchior Meschter sprang eben auf, um dem Pastor in längerer Rede auseinanderzusetzen, daß sie nicht notwendig hätten, sich ihre kaiserlich sanktionierten Zusammenkünfte irgendwie stören zu lassen.

Aber er blieb mit offenem Munde halbwegs in der Luft hängen: der Senior hatte einen langen, zwingenden Blick über die Versammlung schweifen lassen. Nun sagte er: „Treten Sie, bitte, näher, Hochehrwürden! Was haben Sie uns zu sagen?“

„Ich will euch keine Predigt halten, lieben Leute!“ sagte der Pastor, nachdem er Georg Hauptmanns erhöhten Platz hinter dem Tische eingenommen hatte. Seine Stimme durchzitterte eine tief innerliche Erregung. „Ich komme heute nur als ein Mahner. O, glaubt mir's: als ein gut gesinnter Mahner, der besorgt ist um euer irdisch und himmlisch Wohl.“

Digitized by Google

Da knirschte Heinrich Wagner nur das eine Wort „Pranger!“ zwischen den Zähnen hervor; aber in dem ungläubigen Gemurmel, mit dem die Menge dem Pastor auf seine Worte erwiderte, verlor der Ton dieses Ausrufs soviel von seiner Schärfe, daß er nur wie der Notruf eines Versinkenden zu des Pastors Ohren drang.

Deshalb rief Neander in einer Aufwallung von Mitleid nun: „Ja, auch trotz des Prangers, der Euch also tief erregt, Heinrich Wagner, bleibe ich dabei: um Eures Wohles willen bin ich hier. Und laßt mich Kirchberge! Aber Ihr Blinden, die Ihr Euch selbst für sehend haltet, Ihr Herr mit Gütern; aber die Reichen läßet er leer!« O, wäret Ihr hungrig und hieltet Euch nicht für reich! Wäret Ihr hungrig nach dem wahren Gotteswort! Welch herrliche Krippe ist Euch bereitet dort oben auf unserm Kirchberge! Aber Ihr Blinden, die Ihr Euch selbst für sehend haltet, Ihr verschmäht dies köstliche Gotteshaus und die Predigt des lauteren Wortes und die unbezahlbare Stärkung seines Abendmahltisches und haltet Eure Kindlein fern vom Wasserbad der Taufe, dessen himmlischen Segen unser schöner Taufengel also deutlich abbildet, wie er, so lieblich niederschwebend, Euch das blinkende Taufbecken so lockend entgegenhält. Und Ihr verkriecht Euch unter niedrige Balkendecken, statt all dessen in Freuden zu genießen, und laßt Euch aus solchen Büchern den Sinn bestricken, in denen das Unkraut, so der böse Feind gesät hat, den Weizen des wahren Gotteswortes gar völlig ersticken möchte.“

Hierbei schlug Pastor Neander, alle seine milden Vorsätze vergessend, in flammendem Zorne mit der Faust auf die schwenckfeldsche Postille, deren Anblick seinen ganzen blinden Bekehrungseifer aufs neue angefacht hatte.

Georg Hauptmann aber hob wie beschwörend die Hand, als gälte es, vom Haupte eines lieben Kindes einen gefährlichen Schlag abzuhalten. Ohne ein Wort des Tadels oder der Entrüstung zog er das Buch unter den Fäusten Neanders hinweg und barg's an seiner breiten Brust.

Die stumme Gebärde beschämte den Pastor, und so fuhr er in milderem Tone fort: „Doppelt und dreifach beklagenswert erscheint Euer Beharren in Kaspar Schwenckfelds Irrlehre, weil Ihr im Grunde des Glaubens ja mit uns Evangelischen eines Sinnes seid. Ich kenne alles, was Euer Meister gelehrt hat, genau. Ich habe gestern auch Euer Glaubensbekenntnis aufmerksam durchstudiert, das Ihr, Herr George Hauptmann, durch mich dem Kaiserlichen Oberamt einzureichen hattet. So weiß ich wohl, was uns trennt. Aber ich weiß auch, was uns eint. Und des Gemeinsamen ist wahrhaftig mehr denn des Trennenden. Sagt, wollt Ihr denn nicht den Heiligen Geist Herr über Euch werden und Euch ganz und gar von ihm im Bekenntnis des wahren Wortes und der lauteren Lehre heiligen lassen?“

Jetzt hatte in seiner Stimme die verzehrende Herzensangst, die ihn in diese Versammlung getrieben, so unverkennbar die Oberhand gewonnen über das, was Frau von Schweinichen „zelotische Unvernunft“ nannte, daß auch die harten Bauernohren davon nicht unberührt blieben.

Sie hatten auch alles, was der Pastor ihnen vorher ins Gesicht schleuderte, selbst die Verunglimpfung ihres seligen Meisters und den Schlag auf die Postille, stumm über sich ergehen lassen. Es war ja ein Geistlicher, der zu ihnen sprach, gleichsam von der Kanzel herab,

Digitized by Google

und sie saßen nach ihrem Empfinden ja hier im Gottesdienst. So gebührte es ihnen, stillzuhalten und stumm zuzuhören. Und vor allem: ihr Nacken war es gewöhnt, sich solchen Schlägen zu beugen: und durch eine fast zweihundertjährige Verfolgungszeit war's für diese Leute zu einer Art Tradition geworden, stumm zu leiden und ihre Wange denen hinzuhalten, die sie schlugen. Heinrich Wagners leidenschaftliche Auflehnung gegen solches Joch und Melchior Meschters bei jeder Gelegenheit hervorgesprudelten wortreichen Auseinandersetzungen erschienen den andern Brüdern als Zeichen noch mangelnder innerer Gnade und Erleuchtung und widerstrebten obendrein ihrer träg gehaltenen, wortkargen Bauernnatur.

Georg Hauptmann wußte, daß sie sich darauf verließen, ihre Sprecher für sie alle eintreten zu sehen. Und er wollte nicht, daß diesmal Melchior Meschter der Sprecher sei. So sagte er denn, immer noch die große Postille im Arm haltend: „Wir danken Ihnen, Hochehrwürden, für die Mühe, die Sie sich um unser Heil machen."

Neander warf einen scheu-befremdeten Blick auf den Sprecher. Aber er überzeugte sich schnell, daß er seine Worte nicht ironisch gemeint habe.

„Und wir wissen auch, daß Sie unsers Glaubens Satzungen genau kennen. Aber kennen und in ihnen leben und wurzeln, das mag wohl ein Verschiedenes sein. Und wir, diese Brüder alle, und alle, die sich zu unsers seligen Meisters Lehre bekennen, leben und wurzeln in diesem Glaubensgrunde. Und wenn wir aus ihm alles das austilgen wollten, was uns von Martin Luthers Jüngern scheidet, würde unser Glaube in seinen Wurzeln absterben und verkümmern. Und wir würden gegen unser Gewissen handeln. Was aber hat Ihr Meister Luther vor Kaiser und Reich bekannt? »Es ist nicht gut und geraten, etwas wider sein Gewissen zu tun!«"

„Das wohl!" stimmte Neander zu. „Aber nur, wenn das Gewissen das Rechte rät und nicht irregeleitet ist. Ihr aber seid irregeleitet."

Aber das faltenreiche Gesicht des Patriarchen huschte ein schneller Zug eines sonnig-mitleidigen Lächelns, als er erwiderte:

„Nun, das gleiche behaupten wir von Euch!"

„Von uns?"

Der Pastor fragte das im Tone ehrlichster Entrüstung.

„Wie könnt Ihr das behaupten?"

„Nun," erwiderte der Senior mit milder Ruhe, „lassen Sie mich's begründen! Sie werden zugeben, daß Gotteswort vor Menschenwort den Vorzug haben muß."

„Ohne Zweifel!"

„Auch das werden Sie zugeben, Hochehrwürden, daß Ihre Bekenntnisschriften, als da sind: die Confessio Augustana, die Apologia, die Konkordienformel und die Katechismen Luthers, Menschenwerk und Menschenwort sind."

„Nicht also unbedingt kann ich das zugeben!" antwortete Neander, schon wieder sehr erregt. „Sie sind's der Form nach; ihr Inhalt aber beruht auf dem göttlichen Grunde des Evangelii und der Propheten."

„Nun, und an diesem Grunde wollen wir eben festhalten!" sprach der Alte lächelnd. „Aber n u r an ihm, und deshalb hat unser Meister Schwenckfeld erklärt: »Wir wollen die Confessio Augustana in denen Punkten,

Digitized by Google

da sie mit denen Propheten und apostolischen Schriften zusammenstimmt, keineswegs verwerfen. Daß wir sie aber sollten fürs Evangelium Christi selber halten und auf sie schwören, davor wolle uns Gott vorbehüten!« Wer baut nun wohl auf sichrern Felsen, Luther oder Schwenckfeld?"

Hier ging eine aufatmende Beifallbewegung durch die Hörerschar auf den Bänken, und die gebeugten Nacken wurden steif wie zum Zeichen dafür, daß man bereit sei, für solches Bekenntnis alles und jedes zu erdulden. Pastor Neander aber schoß das Blut zu Kopf.

„Das sind Dinge der Auslegung!" rief er. „Und Irrtum ist da gewiß nirgends ausgeschlossen. Wenn ich aber die Wahl habe, wem ich trauen soll, dann werde ich klüglich lieber einem Gottesgelehrten von solcher Tiefe und Begnadigung folgen, wie's Doktor Luther war, denn einem Hofmanne, der in der Theologia gleichsam nur dilettierete und zum exemplum des Griechischen erst spät und mangelhaft inne worden ist."

Georg Hauptmann lächelte wieder.

„Sollte es in diesen Dingen auf Gelehrsamkeit ankommen? Waren nicht die Apostel auch ungelehrte Leute und sahen doch tiefer, denn die gelehrten Pharisäer und Sadduzäer?" fragte er. „Tut da nicht alles die Erleuchtung von oben her? Und das, Hochehrwürden, ist unsers Herzens tiefste Überzeugung: Herr Kaspar von Schwenckfeld ward der göttlichen Erleuchtung gewürdigt, wie selten ein Mensch vor und nach ihm."

Da kochte in Neander ein heiliger Zorn auf gegen solchen „pharisäischen Hochmut", und hochroten Gesichtes rief er: „Ihr gleicht denen aufs Haar, von denen der Herr sagte: »Wäret ihr blind, so hättet ihr keine Sünde. Nun ihr aber sprecht: »»Wir sind sehend!«« so bleibet eure Sünde!«"

„Und mußten Sie deshalb unsern Gottesdienst unterbrechen, Hochehrwürden, um uns das zu sagen?" fragte Hauptmann nicht ohne Spott.

„Gottesdienst?" sagte Neander, und nun entstellte ein wirklich fanatischer Zug sein sympathisches Gesicht. „Ich sehe hier nichts von Gottesdienst. Ich finde hier nur trotzköpfige Gefolgschaft für einen gefährlichen Schwarmgeist und Irrlehrer. Aber ich kam nicht her, um Euch das zu sagen, sondern um Euch im letzten Augenblicke zu wiederholen, daß trotzdem die Pforten unsers wahrhaften Gotteshauses für Euch offen stehen sollen als ein Asyl, wenn nun die Trübsal wirklicher Verfolgung über Euch verstockte Irrgänger hereinbricht."

Georg Hauptmann sah den Pastor verwundert an, und durch die Menge der Zuhörer ging die Bewegung einer stummen Frage.

„Ja, als ein Asyl biete ich Euch unsere Kirche und unsern Glauben an. Und es ist hohe Zeit, daß Ihr Euch dahin flüchtet! Ihr habt auch kaum noch eine Wahl. Denn hört, was Euch bevorsteht!"

Und dabei zog er aus der Tasche seines Talars eine Abschrift des kaiserlichen Erlasses, der um dieselbe Stunde Frau von Schweinichen so tief erregte, und er las den atemlos Lauschenden vor, was ihnen zu ihrer „Bekehrung" drohte.

Das Befremden, mit dem sie's aufnahmen, steigerte sich allmählich zu einem starren Entsetzen.

Jesuiten!

Zu ihrer Bekehrung entsandte Jesuiten!

Ging nicht im Gefolge dieses Namens der blasseste Schrecken von

Digitized by Google

Glaubensbedrängnis? Häufte sich nicht auf diesen Namen leidenschaftlichste Verwünschung wie ein wolkendurchragender Berg?

Wenn diese Bauern auch nur wenig Verbindung mit der Außenwelt hatten, soviel war doch von Wahrheit und mehr noch von schreckhaft vergrößernder Fama auf das entlegene Hochland der Spitzberge gedrungen, daß es beim bloßen Klange des Namens „Jesuiten" den Leuten eiskalt über den Rücken lief.

Die Männer sahen einander mit weit aufgerissenen Augen fragend an, und unter den Frauen erhob sich ein leises Weinen, Schluchzen und Wimmern.

Georg Hauptmann aber atmete einmal schwer und tief beklommen auf. Dann faltete er seine Hände über der Postille, wandte das Gesicht gen Himmel und begann, laut und innig zu beten:

„Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
Und steure des Papsts und der Türken Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn,
Stürzen wollen von seinem Thron!"

Sogleich stimmte die ganze Versammlung mit ein. Vers um Vers des ganzen Liedes beteten sie mit immer heißerem und inbrünstigerem Flehen vor sich hin. Pastor Neander, wie er diese Sektierer so mit Doktor Martins Versen den Himmel stürmen hörte, geriet in eine Gefühlserregung nie erlebter Art. Und ob ihm wohl der Verstand zuraunte, jetzt sei's Zeit, die Bedrängten auf die Seite des Trostlieddichters herüberzuziehen, vermochte er zunächst doch nicht, die Stille der Ermattung zu stören, die nun dem Gefühlsaufruhr folgte.

Erst, als wieder dieser und jener die Hand regte und den Blick wandte, fragte er mit halber Stimme: „Und was gedenkt Ihr nun zu tun?"

Da sahen wieder alle gespannten Blickes auf ihren Senior.

Der hatte längst seine Festigkeit wiedergewonnen, und mit ruhiger Stimme sagte er: „Ausharren werden wir. Ausharren bis ans Ende!"

„Ja aber," rief Neander mit einer gewissen Hilflosigkeit, „wißt Ihr denn, was das bedeutet?"

„Wir wissen's!" entgegnete Georg Hauptmann gelassen. „Denn wir kennen die Geschichte der Verfolgungen unserer Bruderschaft."

„Und dennoch —?"

„Und dennoch werden wir ausharren! Gerade deshalb! Nicht wahr, lieben Brüder?"

Da war's, als habe er allen einen Baum von der Brust gelöst. Eine fieberhafte Bewegung und Aufregung fuhr plötzlich in die Gemeinde.

Meschter, Nigdorf und der langbärtige Schubert stiegen über die Bänke herüber und schüttelten dem Patriarchen wie zu einem Bundesschwur die Hand.

Gefühlskarge Männer legten ihren Arm um die Schultern ihrer Frauen, als müßten sie sie schon jetzt gegen Gewalttat schützen, und Frauen hingen schluchzend am Halse ihrer Männer, als wolle man sie von ihnen wegreißen und in die finstern Modergewölbe der Gröditzburg sperren zu jahrelanger Qual.

So sehr war jeder mit sich selbst beschäftigt, und so laut schwirrten Rede und Gegenrede durcheinander, daß niemand bemerkte, wie Pastor Neander ohne Abschied und Gruß die Stube verließ.

Digitized by Google

Rundschau

Allgemeineres

Auffassungsgabe

Die Grundtendenz des Darwinschen Denkens: die Leugnung der Klassenunterschiede und die Hervorkehrung des Fließenden in allen Typenbildungen gibt auch der modernen Auffassung geistiger Vorgänge und Typen die Signatur. Der damit gegebenen Einstellung selbst des Außergewöhnlichen in einen Zusammenhang hat sich auch die Krone der geistigen Typen, der Genietyp, nicht entziehen können. Schon lange haben einsichtige Psychologen gesehen, daß Kants Wort, in der Philosophie gäbe es keine Genies, keineswegs einer sogenannten Bescheidenheit entstammt, und ebensowenig Newtons Wort, er sei zu seinen Entdeckungen dadurch gekommen, daß er unablässig über sie nachgedacht habe. In neuester Zeit sucht man auch dem künstlerischen Genie sich begreifend zu nähern; ich brauche die Leser des Kunstwarts bloß an einige von Spitteler hier vor einiger Zeit ausgesprochene Gedanken zu erinnern. Mit dem Begreifen aber kommt, wenn auch nicht das Nachmachen (wovor uns Gott, namentlich in poetischen Dingen gnädig bewahren wolle) wohl aber das Nutzbarmachen.

Was tun unsre Bildungsanstalten für das Großerziehen des spontanen Auffassens, das eine neu dargebotene Sache fast mehr errät, als erlernt?

Da finde ich für die eigentliche Schulzeit nur ganz außerordentlich wenig, denn, irre ich mich nicht gar sehr, so geht hier die Erziehungstendenz fast überall auf die Abtötung alles Improvisierens und auf die alleinige Stärkung der rezeptiven Gaben. Dies ändert sich erst auf der Universität und beim Militär. Auf der Universität zwingen die Seminare den Studenten, selbständig zwischen verschiedenen, ihm dargebotenen Ansichten zu wählen, sowie sich im Disput gegen Dozenten und seinesgleichen zu behaupten. Immerhin ist dies eine, dem zeitlichen Maß nach sehr begrenzte Schulung, und man muß sich immer fragen, ob denn das Disputieren, dies vornehmste Schulmittel der Antike, durch die modernen Methoden so zureichend ersetzt worden sei, daß es ohne Schaden nahezu völlig vernachlässigt werden kann. Eine andersartige, höchst intensive Schulung der Auffassungsgabe gewährt die militärische Dienstzeit, eine Schulung, die zugleich eine Volksschulung in des Wortes eigentlichstem Verstande ist. Ich schweige ganz von der Schulung, die das Auffassungsvermögen des gemeinen Mannes dadurch erfährt, daß er in so höchst verwickelte Vorrichtungen wie Maschinengewehre oder artilleristische Richtmittel sich hineindenken muß, denn diese Schulung ist nichts spezifisch Militärisches. Spezifisch militärisch dagegen sind die einen beträchtlichen Teil der Ausbildungszeit ausfüllenden Übungen, die auf das spontane Erfassen einer Situation abzwecken. Nehmen wir ein Beispiel! Die Steigerung der Entfernungen, auf die geschossen wird, und die schwere Sichtbarkeit des Feindes veranlassen die moderne Artillerie, häufig nicht den Feind selbst, sondern ein Hilfsziel anzurichten und von

Digitized by Google

diesem aus durch geeignete Vorrichtungen das Feuer an seine eigentliche Adresse abzulenken. Dies Hilfsziel ist irgendein feststehender Punkt am Horizont (eine Baumkrone, eine Lücke im Walde). Es muß nun ein jeder Kanonier der Bedienungsmannschaft imstande sein, ohne sich eine Sekunde zu besinnen, eine genaue Beschreibung dieses oft vollkommen unscheinbaren und in seine Umgebung zerfließenden Punktes zu geben. Da dieses Muß ein militärisches ist, so gilt hier der Schluß vom Müssen aufs Können. Man wird diese, vom gemeinen Mann mit seinen unbeholfenen Sprachmitteln bei einiger Übung glatt erreichte Leistung gebührend einschätzen, wenn man einmal in einer fremden Stadt vergeblich versucht hat, sich nach einer Straße durchzufragen. Ganz gewiß aber ist diese Fähigkeit, mit einem Blick das Entscheidende in einer Sache zu sehen, und über dies Rechenschaft zu geben, die eigentliche im Leben dominierende Fähigkeit (sie war die herrschende Geistesgabe in der Seele Napoleons), und ganz gewiß haben die amerikanischen Nationalökonomen recht, wenn sie einen bedeutenden Teil unsrer Leistungsfähigkeit in der Industrie dieser Schulung unsrer Arbeiterschaft durch den Heeresdienst zuschreiben.

Irre ich mich nicht, so ist heute eine vermehrte Wertschätzung des Könnens gegenüber dem Wissen, der geistigen Präsenz gegenüber dem bloßen geistigen Aufbewahren allerorten im Gange. Diese Ermutigung des spontanen Denkens gegenüber dem katalogisierenden Denken scheint mir wichtig zu sein, denn ein beißendes Wort Schopenhauers: „Wenn jene Herren wenigstens das wüßten, was in ihren eigenen Büchern steht", trifft nicht allein Gelehrte. Von dieser Wertschätzung aus ergibt sich auch eine bestimmte Parteinahme für oder gegen bestimmte Berufe. So ist es zum Beispiel keine Frage, daß das Bauerntum der Schärfung, das Fabrikarbeitertum in den nicht gehobenen Stellen der Abstumpfung des Auffassungsvermögens dient. Der Bauer kann nach keiner Schablone arbeiten, sondern muß jeden Tag im Angesicht unvorhergesehener Ereignisse selbständige Entschlüsse treffen; die Tugend des Fabrikarbeiters dagegen, soweit er nur mechanisch bedient, ist, daß er seiner Maschine so ähnlich wie nur irgend möglich wird. Daher kann die völlige Industrialisierung eines Volkes nicht vor sich gehen ohne schwere Schädigung seiner Geistesfähigkeiten und damit, sub specie aeterni, des Sinnes, den eine Nation in der Geschichte hat.

Was nun die Mittel angeht, durch die eine bessere Schulung des Auffassungsvermögens, als sie uns heute beschieden ist, im Massenbetriebe zu erreichen wäre, so ist es nicht Sache des Philosophen, darüber zu befinden. Immerhin meine ich, gibt es zwei Quellen, die Kenntnis solcher Mittel zu erlangen, die mir noch nicht genügend ausgenutzt zu sein scheinen: das Studium der Lebensgeschichten großer Männer und das Studium der Schulmittel der Vergangenheit.

Was die Lebensgeschichten der großen Männer angeht, so herrscht eine merkwürdige Manie, eine jede Äußerung eines großen Mannes, in der er von sich und seinem Werke wie ein Mensch von dieser Welt redet, als einen Ausdruck übertriebenster

Digitized by Google

Bescheidenheit aufzufassen (das ist als eine Bitte an die Mittelmäßigkeit, man möge ihm verzeihen, daß er ist, was er ist). Darwin hat sich für einen von Natur ganz mittelmäßigen Menschen gehalten, Mill hat geglaubt, aus seinem Dutzendgehirn habe nur die Erziehung seines Vaters das gemacht, was es geworden sei — und man lächelt — gerührt, weil geschmeichelt — zu solcher Selbsteinschätzung. Weshalb? Belächelt man auch die Aussage eines Athleten, nur durch unablässige Willensanspannung habe er seinen von Natur ganz schwachen Körper zu seiner gegenwärtigen Leistungsfähigkeit erzogen? Hat man aber einen tiefen Respekt vor der Macht des Vorsatzes bekommen, der nach festem Plan das Gebäude eines geistigen Seins aufführt, dann wird es Pflicht, sich genauestens um die Methoden derjenigen großen Männer zu bekümmern, die über eine solche Selbstschulung sich geäußert haben, wie zum Beispiel Montaigne, Chesterfield, Kant. — Wen es erstaunt, daß auch die Schulmittel der Vergangenheit hier der Beachtung empfohlen werden, der wolle bedenken, daß die Zustände des Menschengeschlechtes sich wohl relativ, aber nicht absolut verändern. Gewiß haben neue Einrichtungen und Erfindungen der Menschheit gegen früher ein ganz andres Gesicht gegeben; die Verhältnisse von Mensch gegen Mensch aber sind dieselben geblieben, wie sie früher waren. So ist zum Beispiel die Ebene der allgemeinen Bildung in der Gegenwart gegen frühere Jahrhunderte ganz entschieden bedeutend erhöht worden; und doch trennt den Gebildeten vom Ungebildeten heute noch genau dieselbe Kluft, wie zur Zeit der Pharaonen. Darum sind auch die Mittel, durch die der Mensch auf den Menschen wirkt, im Prinzip genau dieselben geblieben — nur daß diese Mittel, in Deutschland wenigstens, keinen Gegenstand des öffentlichen Unterrichts mehr bilden. Ein vornehmstes unter den Bildungszielen der Antike aber war dies: dem Geist die unmittelbarste Präsenz anzugewöhnen, in Gestalt eines Vermögens, willkürlich alle Kräfte seines Seins, alle Kenntnisse und Künste in eins schlagfertig auf den Plan zu stellen. Ebendies rühmt Plato von dem Herrenvolk der Lakedämonier, die aus dieser Fertigkeit heraus ihrem Gegenüber Antworten erteilen könnten, die einschlügen wie ein Lanzenwurf. — Der Umstand, daß es Lakedämonier waren, die diese Versammlung des ganzen Seins in einen Punkt als Kunst lehrten, bereitet zugleich die Antwort auf eine letzte Frage vor: warum denn eine Durchbildung gerade des Auffassungsvermögens von uns gefordert wird. Wir sagen: diese Kultur ist es, die den Typus Mensch als solchen erhöht. Wir sind das, was wir tun, nicht das, was wir leiden; daher sind Gedächtnis, Ordnungssinn usw. zwar vorzügliche Mitgaben für das Leben — aber diese Mitgaben haben nur dienenden Rang. Hat Fichte recht und ist der Sinn des Menschenlebens das Handeln, dann kann der Sinn einer Vorbereitung auf dies Leben nur der sein, uns zum Handeln so brauchbar wie irgend möglich zu machen, und dafür ist eine wesentliche Bedingung die, daß das Vermögen aufzufassen, diese Bedingung des Vermögens sich zu entschließen, die ihm gebührende Kultur erfährt.

Friedrich Kuntze

Digitized by Google

Homer, Voß, Schröder

Man kann es heute allerorten rühmen hören: so sehr auch der bis an die Zähne mit Reformideen bewaffnete Fortschrittmann den griechischen Unterricht bekämpfen mag, dennoch nehmen wir an inniger Kenntnis des Griechentums und klassischen Neigungen nicht ab, sondern erobern mit neuen Taten die alten Hochburgen jährlich neu. Mag das nun für manche Gebiete des Prosaschrifttums, der Kunst oder Geschichte zutreffen, für die Poesie der Alten wird es ein echter Liebhaber der Antike kaum gelten lassen. Was haben wir nicht von Hofmannsthal, Greiner, Vollmöller und andern erdulden müssen an Verseichtung und Entkräftung des Urstarken, Zerlösung des Geballten, Verflachung des Tiefen! Ist die Übersetzung antiker Werke an sich schon nach keineswegs unbegründbarer Meinung kaum ohne gewichtigen Verlust an ästhetischem Gehalt möglich, so fordert man doch mit Fug wenigstens die äußerste Treue und Hingabe, ein feinhöriges Lauschen auf die Worte und Werte eines Denkens und Fühlens, das dem unsern so fremd wie verwandt, so überlegen wie unterlegen, so nahe und fern ist, daß aus jeder Berührung unmittelbar Gewinn und Bereicherung entspringt. Aber selbst im Übersetzen, so scheint es, kommen wir nicht näher und tiefer, sondern mehr und mehr zur Verflachung und Veräußerlichung. Ein ganz kurzer Gang durch die berühmten Eingangzeilen der Odyssee möge das dartun. Wir bieten sie hier in den deutschen Hexametern des vielgeschmähten, „kindlichen", „naiven", „plumpen" J. H. Voß, der freilich unsrer Meinung nach noch immer dem Original am nächsten kommt, und daneben in der neuerdings so weithin hochgerühmten Übersetzung* des Modernen R. A. Schröder, dessen Lyrik die „Kreise der Eingeweihten" seit einigen Jahren in Sensation erhält.

Homer:

Ἄνδρα μοι ἔννεπε, μοῦσα, πολύτροπον, ὃς μάλα πολλὰ
πλάγχθη, ἐπεὶ Τροίης ἱερὸν πτολίεθρον ἔπερσεν,
πολλῶν δ' ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα καὶ νόον ἔγνω·
πολλὰ δ' ὅ γ' ἐν πόντῳ πάθεν ἄλγεα ὃν κατὰ θυμόν,
ἀρνύμενος ἥν τε ψυχὴν καὶ νόστον ἑταίρων.
ἀλλ' οὐδ' ὣς ἑτάρους ἐρρύσατο ἱέμενός περ·
αὐτῶν γὰρ σφετέρῃσιν ἀτασθαλίῃσιν ὄλοντο,
νήπιοι, οἳ κατὰ βοῦς Ὑπερίονος Ἠελίοιο
ἤσθιον· αὐτὰρ ὁ τοῖσιν ἀφείλετο νόστιμον ἦμαρ.
τῶν ἁμόθεν γε, θεὰ θύγατερ Διός, εἰπὲ καὶ ἡμῖν.

Voß:

Sage mir, Muse, die Taten des vielgewanderten Mannes,
Welcher so weit geirrt, nach der heiligen Troja Zerstörung,
Vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat
Und auf dem Meere so viel unnennbare Leiden erduldet,
Seine Seele zu retten und seiner Freunde Zurückkunft.
Aber die Freunde rettet er nicht, wie eifrig er strebte,

* erschienen im Insel-Verlag, Leipzig

Digitized by Google

Denn sie bereiteten selbst durch Missetat ihr Verderben;
Toren! welche die Rinder des hohen Sonnenbeherrschers
Schlachteten; siehe, der Gott nahm ihnen den Tag der Zurückkunft.
Sage hievon auch uns ein weniges, Tochter Kronions.
Alle die andern, so viel dem verderbenden Schicksal entflohen,
Waren jetzo daheim, dem Krieg entflohn und dem Meere;
Ihn allein, der so herzlich zur Heimat und Gattin sich sehnte,
Hielt die unsterbliche Nymphe, die hehre Göttin Kalypso,
In der gewölbeten Grotte und wünschte sich ihn zum Gemahle.

Schröder:

Sag mir den Mann, o Muse, den vielverschlagnen, den Irrsal
Schlug, nachdem er die Burg der heiligen Troja zerbrochen.
Örter der Menschen sah er gar viel; und ihre Gedanken
Wußt er zumal und trug auf der Ferne der hohen Gewässer
Leid um sein eigenes Los und die Heimkehr seiner Gesellen.
Aber auch so vermocht er's nicht, den Freunden zu helfen;
Denn sie selbst verderbeten sich durch eigene Torheit,
Narren, die, frevelnder Gier, des allüberstrahlenden Phoibos
Heilige Rinder verzehrt: drum starben sie ferne der Heimat.
Dies und anderes künd auch uns mit Gunsten, o Göttin!

Siehe, die andern, so viel dem jähen Verderben entrannen,
Waren nun alle daheim, vor Krieg und Wassern geborgen.
Er nur allein blieb fern von Haus, entbehrte der Gattin,
Weil ihn die Nymphe Kalypso, die Göttliche unter den Göttern,
Lang in Geklüft und Höhlen verhielt, auf daß er sie freie.

Und nun müssen wir pedantisch scheinen, denn ohne „schulmeisterlich" alle Einzelheiten darzutun, vermöchten wir in unsrer Sache keinen Beweis zu führen. Vielleicht ergibt sich dabei aber auch für den geduldigen Leser einiges zum tieferen Verständnis des Dichters.

Fragen wir zunächst nicht nach den mehr oder minder glücklichen Beziehungen zwischen Urtext und Übersetzung, sondern nur nach den Eigentümlichkeiten des Deutschen, wie es Schröder schreibt. „Sag mir den Mann" lautet sein erster Satz, unglücklich genug, wie mich dünkt; denn allenfalls vermag die Muse „Taten" zu „sagen", aber einen „Mann" zu „sagen", das geht doch wohl über die Möglichkeiten dieses vielvermögenden Zeitwortes hinaus. Ihn nun, den „Vielverschlagnen", „schlug Irrsal". Ein Irrsal mag eindringen in Gärten heiliger Liebe (Mörike), es mag verwirren, einen Lebensweg kreuzen, aber — schlagen möchte ich es nicht lassen, ohne seinem Sprachwert Gewalt anzutun. Schröder hat eine Vorliebe für quergewendete Transitiva. Odysseus „zerbricht" bei ihm die „Burg" Troja. Mir kommt dabei die Vorstellung einer Art Riesenspielzeuges; warum muß das einfache „zerstört" durch dies nur ungewöhnlichere, nur seltsamere, keineswegs anschaulichere, rhythmisch oder melodisch günstigere „zerbrochen" ersetzt werden? „Örter der Menschen" — „Vieler Menschen Städte" sagt Voß dafür, enger im Anschluß an den griechischen Dichter und

Digitized by Google

um ein beträchtlich Teil deutscher. Das vieldeutige νόον ἔγνω gibt Schröder mit „ihre Gedanken wußt er zumal“ — wieder ein hilfloser, mit dem sinnlosen „zumal“ schlecht geflickter Ausdruck! Ist man einmal gegen das Geschick dieses preziösen Deutsch etwas gereizt, so wird man gegen vermeidbare Apostrophe wie „vermocht er's“ und Notbildungen wie „verderbeten“ auch empfindlich sein. Und die Einfügung „frevelnder Gier“ (mit elidiertem „voll“?, oder wie ist der Genetiv gemeint?) dürften selbst Weitherzige recht schief finden. Für eine Bitte an die Göttin zu Beginn eines gewaltigen Gesanges erscheint die kommerzielle Wendung „Dies und anderes“ ebenfalls recht leichtherzig; das altväterische „mit Gunsten“ will nicht recht in den Ton passen. Zudem: Weder von „und anderem“ noch von „mit Gunsten“ weiß Homer, das ist Flickerei ohne zureichende Unterlage, und ohne Grund. Die „frevelnde Gier“ ist ungeschickt genug aus der vorhergehenden Zeile (ἀτασθαλίῃσιν) herübergenommen und verbreitert, wodurch wieder die unnötige und textfremde Häufung „Torheit — Narren“ notwendig wurde. Des Griechischen Unkundige mögen an Voß' Hexametern sehen, wie die Stelle zugleich wortfolgetreuer und sinnrichtiger übersetzt werden konnte.

Damit kommen wir zur Beurteilung des Verhältnisses zum Urtext. Sogleich zeigt sich, daß es Schröder sehr frei auffaßt. Wenn er einerseits beliebig Erfundenes hinzufügt, läßt er anderseits zahlreiche Wendungen des Urtextes aus. So fehlt in der fünften Zeile das syntaktisch bedeutsame ἀρνύμενος, so daß eine schiefe Knüpfung herauskommt: „trug Leid ... um die Heimkehr seiner Gesellen“. Die folgende Zeile ignoriert das schöne ἱεμένος περ des Urtextes (Voß: „wie eifrig er strebte“), und bringt dafür das übel apostrophierte, urtextfremde „vermocht er's“. Die Verschlechterung „Torheit — Narren“ wurde oben genannt. Zeile neun lautet wörtlich übersetzt: aber dieser (Helios) nahm ihnen den Heimkehrtag. Schröder erlaubt sich hier im Gegensatz zu Voß die entfernt sinnähnliche Wendung: „drum starben sie ferne der Heimat“. Er meint offenbar besser dichten zu können als der Grieche, und über die Plumpheit des unmittelbar kausalen drum setzt sich sein Feingefühl hinweg. Damit die ärmlichen Wendungen „und anderes“ und „mit Gunsten“ in Zeile zehn Raum fänden, mußte Homers liebenswürdig-bescheidnes ἁμόθεν („irgendwo beginnend“) und das episch-starke θύγατερ Διός weichen.

Von rein ästhetischen Feinheiten des Urtextes andrer Art läßt Schröder nicht minder unbedenklich Wichtiges fallen. Das großartige Ἄνδρα, das den Urtext mit dem Hauptwort eröffnet, ist zwar wohl unnachahmlich, aber die direkte, substantivlose Beziehung ὃς μάλα πολλὰ πλάγχθη (der sehr viel umhergetrieben wurde) verliert durch das „schlagende Irrsal“ für mein Gefühl sehr an anschaulicher Kraft. Zeile drei und vier geben im Urtext eine schöne Gliederung:

1. πολλῶν δ' ἀνθρώπων
2. πολλὰ δ' ὅ γ' ἐν πόντῳ.

Viele Städte, also viel auf der Erde, viel dann auf dem Meere gesehen und erlebt ... Dies galt es herauszubringen, worum sich denn auch Voß nicht unglücklich bemüht. Schröder übersieht den Wert völlig und flickt seine Leere mit der Einfügung „Ferne der hohen“.

Noch schlimmere und eigentlich

Digitized by Google

unbegreifliche Abweichungen, die dem Text jede syntaktische Urkraft und die wundervolle Anschaulichkeit nehmen, erlaubt sich Schröder in den folgenden Zeilen. Die Dreizehnte beginnt er mit „Er ... blieb", worin also vom naiven Leser eine freie Entschließung vermutet wird. Erst die folgende Zeile klappt mit einem faden „weil" nach, während Homer das ganze Gefüge unmittelbar und mit tief sinnvoller Verteilung der seelischen Potenzen gibt, wie Voß dies ganz richtig gefühlt hat. Auch willkürliche Einzelheiten wie „in Geklüft und Höhlen", wo Voß die Wendung σπέσσι γλαφυροῖσι mit „gewölbeter Grotte" gut wiedergibt, fallen übel auf. Den peinlichsten Verzicht auf Texttreue und ästhetische Belebung sehe ich aber in dem faden „auf daß er sie freie". Die homerische Sprache bietet hier nach Klang und anthropozentrischer Gestaltung alles auf, um eine leidenschaftliche Wirkung zu sichern: λιλαιομένη πόσιν εἶναι (begehrend, daß er ihr Gemahl sei).

Es wäre endlich noch die Qualität von Schröders Hexametern rein als deutscher Verse zu betrachten, doch würde das hier zu weit führen. Jeder kann sich durch das Lesen von ein paar Hexametern guter Verskünstler, wie vor allem Hölderlins, leicht überzeugen, wie relativ wenig ausgebildet das rhythmische und Sprachwertgefühl in diesen Versen ist; selbst Voß steht hoch über dieser Stolprigkeit. Die herrlichen Verse, die Voß in genügendem Anschluß an den Urtext so wiedergibt:

„Aber Odysseus
Sehnt sich auch nur den Rauch
von Ithakas heimischen Hügeln
Steigen zu sehn und dann zu sterben!"

bringt Schröder mit folgendem „freieren" Gehumpel ins Deutsche:

„hingegen Odysseus
Möchte nur einmal noch den Rauch,
der über der Heimat
Aufgeht, fernher, sterbend schaun. —
(Doch bleibt dir auch jetzund ...)

Braucht es noch vieler Worte, um zu sagen, wie wir es fühlen, daß selbst das Übersetzen unsrer selbstherrlichen „Neuschöpfer", „Umdichter" und „frei"-„nach"-Dichter ihre Flachheit und ihren Mangel an menschlich-künstlerischer Vertiefung offenbar macht? Ich meine, nein. Eine solche Übersetzung also wird als Tat des Nachdichtens gepriesen! Man bedenke, was das für das Verhältnis unsrer neuen Männer zur Antike besagt! Kommen wir ihr näher oder schreiten wir von ihr weg? Eine Frage, deren umfassende Bedeutung hier nicht angedeutet werden kann, für die aber Beispiele wie dieses ganz gewiß nicht belanglos sind.

Ezard Nidden

Max Burckhard †

Mit ihm ist eine repräsentative Persönlichkeit des heutigen Österreichs dahingegangen. Er ist auch Schriftsteller gewesen, ein gescheiter, temperamentvoller, sehr geradsinniger Räsoneur und oft auch ein glücklicher Gestalter, der mitten ins frische Menschenleben griff. Aber merkwürdig: das fällt einem keineswegs zuerst ein, wenn man an ihn denkt. Zuerst ist da sein Beamtentitel: k. k. Hofrat. Damit wird ein ganz besondrer Klang angeschlagen für den, der Österreich genauer kennt. „Hofrat". Das heißt bei so begabten Leuten wie Burckhard: man hat sich unter die äußere Herrschaft eines sehr schwerfälligen, unübersichtlichen, im ganzen höchst unzweckmäßigen Systems begeben, weil das nun einmal immer noch in Österreich die einzige sichere

Digitized by Google

Möglichkeit gewährt, zu wirken und jemand zu sein — aber man behielt sich zugleich vor, dieses System zu „frotzeln“. Es gibt kein besseres Wort dafür als dieses spezifisch österreichische. Das meiste von dem, was Burckhard geschrieben hat, ist ganz durchbeizt von jener Ironie, die es bitter ernst meint, aber nichts davon merken lassen will, die an Galgenhumor streift und die Atmosphäre aller österreichischen Amtsstuben ganz spezifisch würzt. Ein gesunder Grimm ist immer bereit, hervorzuspringen, aber eine in tausend Komödien erprobte Lebenskunst fragt: wozu? und spielt nur mit ihm. Seit Grillparzers im Pult verschlossenen Epigrammen ist man ja weiter gekommen: man hält nicht nur wachen, durch Mißtrauen geschärften Umblick, man ist nicht nur innerlich so unabhängig, daß vielleicht ein königlich preußischer Beamter sich entsetzen müßte — man *sagt* seine Meinung. Freilich beläßt man's auch recht oft dabei, ohne die Konsequenzen zu ziehen, es bleibt beim Ironisieren und Achselzucken, bei einer Art doppelter Buchführung. Das ist die Gefahr derer, die jener andern norddeutschen entronnen sind: in allzu engen „Überzeugungen“ steckenzubleiben, die sich oft unvermerkt zu Standesinteressen verdichten. Burckhard gehörte zu der besonders unter den Richtern häufigen Art österreichischer Beamten, die in der Mitte zwischen einer überzeugungslosen Komödie und einem die Persönlichkeit tötenden Paragraphendienst glücklicher, als dies durchschnittlich im Reich möglich wäre, ihr Lebenschiff hindurchsteuert und unter einer scheinbar spielerischen Resignation viel echte Sittlichkeit verbirgt. Soweit wie er bringen's freilich wenige in der Fähigkeit, mit „dem System“, diesem ungeheuren und ungeheuerlichen Ungetüm zu spielen. In jungen Jahren schon ein Jurist, der bedeutende juristische Werke schreibt und auch als Praktiker die Anerkennung der Autoritäten und eine alle Protektion überholende Karriere erzwingt; dann, nach dieser ziemlich theaterfremden Vorbildung, mitten aus dem Unterrichtsministerium heraus Direktor des damals noch immer ersten deutschen Theaters; einer der besten, die das Burgtheater je hatte, ein kühner Neuerer, der Anzengruber, Ibsen, Hauptmann hoffähig machte, der Kainz und Mitterwurzer nach Wien zog; dann wieder Hofrat im Verwaltungsgerichtshofe; und endlich Hofrat a. D., Frondeur, Schriftsteller, Einsiedler am Wolfgangsee.* Wer das heutige Österreich verstehen will, mit seinen scheinbar unlösbaren Widersprüchen, die dennoch am Ende sich zusammenreimen, und wer zugleich ein Stück Österreich von morgen ahnen will, das nach soviel „Todesstößen“ doch noch immer räsonierend und tätig aus der unerschöpflichen Kraft einer glücklich veranlagten Stammesnatur leben wird, — der darf nicht am Hofrat Burckhard und seinen Büchern, diesen etwas formlosen und immer lebendigen Romanen und Komödien, dem „Simon Thums“, „Rat Schrimpf“, der „Insel der Seligen“ vorübergehen.

Hermann Ullmann

„Herstellungskostenverleger“

In Sachen Pierson & Genossen

Der Kunstwartaufsatz „Zur Dilettanten-Ausbeutung“ hat das amtliche Organ der deutschen Buch-

* Und sogar, soviel kann jetzt ohne Indiskretion verraten werden, im stillen Mitarbeiter am Kunstwart.
K.-L.

Digitized by Google

händler veranlaßt, Aufklärung über diese Sache von der Piersonschen Buchhandlung zu erbitten. Die von Pierson erhaltene Antwort wird dann vom „Börsenblatt des deutschen Buchhandels“ selbst beleuchtet, wie folgt: „Der Verlag macht seine Position dadurch nicht besser, daß er sich hinter seinem Angestellten verschanzt, da es ihm nicht unbekannt sein wird, daß er für dessen Handlungsweise einzutreten hat. Auch gewinnt man den Eindruck, als ob er ihm lediglich den Vorwurf mache, die Mystifikation nicht erkannt zu haben, während er im übrigen mit ihm durchaus der Meinung ist, daß es nicht Sache des Geschäftsmanns sei, »einen Kunden ohne weiteres abzuweisen, selbst wenn das Angebot nicht ganz passend erscheint«. Demgegenüber muß mit aller Entschiedenheit erklärt werden, daß der im Börsenverein organisierte Verlagsbuchhandel sich zu anderen Grundsätzen bekennt als sie von der Firma Pierson vertreten werden, und es, von drei oder vier Ausnahmen, die jedem bekannt sind, abgesehen, keinem seiner Mitglieder einfallen würde, einer so offenkundigen Beschränktheit, wie sie hier markiert worden ist, Gelegenheit zu geben, sich weiteren Kreisen zu offenbaren. An dieser Stellungnahme hat nicht sowohl die Rücksicht auf die Interessen des Publikums als auch die Erkenntnis teil, daß minderwertige Publikationen in gleicher Weise dem Ansehen der Firma wie den von ihr herausgegebenen ernst zu nehmenden Werken schaden. Es ist charakteristisch, daß ein echter, rechter Erfolg noch keinem Dilettantenverleger beschieden gewesen ist, und man kann die 50 000 Mark Buchaußenstände, auf die die Firma Pierson hinweist, fast als eine Art Vergeltung für eine Geschäftspraxis ansehen, die nicht nur mit der Tradition des deutschen Verlagsbuchhandels, sondern auch mit allgemein kaufmännischen Grundsätzen in unvereinbarem Widerspruch steht. Ob und inwieweit den sogenannten Herstellungskostenverlegern Vorschub durch die bereitwillige Aufnahme ihrer Inserate geleistet wird, kommt hier zunächst weit weniger in Betracht, als die Feststellung, daß der Buchhandel sich in der Verurteilung von Fällen der vorstehenden Art einig weiß und durch die kürzlich hier angeregte Frage der Errichtung einer Autoren- und Verlegerkammer hofft, dieser Stellungnahme auch eine praktische Folge geben zu können, zu der ihm die Satzungen des Börsenvereins leider keine Handhabe bieten.“

Dieser Auffassung schließen natürlich auch wir uns ohne Vorbehalt an.

Zum Punkte der sogenannten „Herstellungskostenverleger“ jedoch möchten wir noch einige Worte sagen. Der Verlag Pierson hatte nach dem alten Rezept mit dem „Haltet den Dieb“-Ruf darauf hingewiesen, daß ja der Kunstwart selbst Anzeigen von „Herstellungskostenverlegern“ bringe — ein unter den obwaltenden Umständen nicht ganz sinnvoller Versuch, der, wie die Antwort des Buchhändler-Börsenblattes beweist, auch mißglückte. Es kann Herstellungskostenverleger geben, deren Praxis, sagen wir: „anfechtbar“ ist, wie die unseres k. u. k. Hofbuchhändlers, und solche, gegen die sich nichts sagen läßt. Denn an sich braucht es natürlich kein anfechtbarer Geschäftsbetrieb zu sein, daß man Bücher auf Kosten der Verfasser herstellen läßt und vertreibt. Er wird es erst, wenn einem bewußt ist, daß man damit

Digitized by Google

schlechte oder doch völlig wertlose Ware auf den Markt bringt, und wird es doppelt, wenn man zugleich den Produzenten schädigt.

Diesen subjektiven Dolus nachzuweisen, darin liegt die Schwierigkeit. Sehr viele sind in ihres Herzens Grunde davon überzeugt, daß er in sehr vielen Fällen von „Herstellungskostenverlag" tatsächlich besteht, aber erst ein Fall wie der Piersonsche gibt Vermutungen annähernd das Gewicht der Gewißheit. Wer von irgendeinem der auch im Kunstwart inserierenden Verleger etwas ähnliches nachweisen kann, der teile uns das mit, und wir werden dem betreffenden Herrn seine Insertion sofort kündigen. Auch der Verdacht besteht: daß solche „Herstellungskostenverleger" mitunter unverhältnismäßig hohe Rechnungen aufstellen oder Spesen nehmen. Die bloße Behauptung, daß sie das tun, ist aber im einzelnen Falle rechtlich nichts weiter als eine Beleidigung. Erst der Nachweis gibt zu einem Einschreiten das Recht und die Möglichkeit. Wo auch in dieser Beziehung ein Nachweis erbracht werden kann, da bitten wir gleichfalls darum, wir werden auch dann sofort die Konsequenzen ziehen.

Für wie entbehrlich wir nicht nur die gesamte Dilettantenliteratur, sondern auch noch einen sehr großen Teil der „talentvollen" halten, davon haben wir an leitender Stelle des Kunstwarts eben erst gesprochen. Dennoch wird keiner bestreiten wollen, daß das Erscheinen eines Buchs nicht letzten Endes davon allein abhängig gemacht werden darf, ob sich ein zahlender Verleger dafür findet. Anständige Herstellungskostenverleger werden also bleiben müssen. Warum aber überläßt man diese Tätigkeit den unkontrollierbaren Privatunternehmern? Warum gründet kein Schriftstellerverband einen Genossenschaftsverlag, der unter seiner geschäftlichen Kontrolle und mit dem Beirat auch schriftstellerischer Sachverständigen arbeitet? Er würde durch stillen Beirat das Erscheinen einer Menge „neuer Beiträge zur deutschen Makulatur" verhindern, und schon dadurch den schließlich zum Kommissionsverlag zugelassenen Autoren eine ansehnlichere Umgebung bieten können, als jetzt die Pierson usw. Diesen Zugelassenen könnte er angemessene Preise und Spesen schon deshalb verbürgen, weil er keine „Außenstände" zuließe, so daß die Zahlenden nicht für die Nichtzahlenden mitaufkommen müßten. Und trotzdem könnte solch ein „Genossenschaftsverlag" für den betreffenden Verband eine recht gute Erwerbsquelle werden. A

Neues von Wied, Courteline und Wolff, Arnold

Theater

Berliner Theater

Gustav Wied, der Däne, der Mann des aus Rand und Band geratenen Einmaleins, ist in seinem literarischen Nihilismus nun glücklich so weit, daß er unmittelbar vor den Toren der Stegreifkomödie steht. Seine „Tanzmäuse", natürlich wieder erst aus einem Roman ins Dramatische übersetzt, geben unsern Regisseuren und Schauspielern das, wonach längst schon ihr Gaumen lechzt: völlige Selbstherrlichkeit für die Launen ihrer Phantasie und die Bocksprünge ihres Witzes. Von fester Idee, sich entwickelnder Handlung mit Charakteren und Konsequenzen ist kaum noch die Rede; genug, daß 13, sage und schreibe: dreizehn Momentbilder da sind, die Blicke in den tollen, buntverrückten Wirr-

Digitized by Google

warr dieses Lebens eröffnen und von denen eins immer das andre narrt. Wie die Tanzmäuschen in der Dachkammer des verkannten, aber trotzdem verrückten Dichtergenies immerfort, stundab, stundauf ihre sinnlosen Kapriolen machen, so hüpfen, springen und kreisen die Menschen dieses „Stückes in Stücken“ ohne Aufhören und Atemholen „um Venus und das goldne Kalb“ — nur daß es eigentlich schade ist, die reizenden kleinen Dinger in ihrer unschuldigen Possierlichkeit mit den bei aller Dummheit immer noch ein wenig boshaften Zweifüßlern zu vergleichen. Edmund Melling, der Idealist und Welterlöser, will an diesen Tanzmäusen „das Leben studieren“ — solche Hypothese der Phantasie genügt für einen Kopf wie Wied, um daran sein Dutzend Momentbilder aufzuspießen: die Flucht eines Lyrikers mit einer alten Schachtel, drin es von Moneten klimpert; die Trottelkonferenz von Ministern und das hirnverbrannte Durcheinander einer Volksversammlung; sich blähende Sittenrichter, die selbst voller Laster und Sünden sitzen; eine bis zur Sinnlosigkeit bezechte Dirne mit sentimentalen Gemütsanwandlungen; eine jämmerlich verhagelte Hochzeitsnacht; dazwischen Langfinger, Fälscher, Betrüger, Verschwender und Knauser — man könnte an Brueghel oder Hogarth denken, wenn nur ein klein wenig Sinn und Zusammenhang in dem allen wäre! Auf „Darstellung“ dieses Kauderwelsches ließ sich das Kleine Theater zum Glück nicht ein. Wo alles Fratzen schneidet, nehmen auch Regie, Inszenierung und Spiel ihre Zuflucht zur Grimasse und versuchen es, nach dem Vorgang Reinhardts bei Nestroy, mit der Komik der szenischen Primitivität. Da schaut der Mond mit kugelrundem Gesicht auf zwei Liebende herab und schickt ihnen seine wütend rollenden Blicke nach; da greift ein Dichter, der nach neuen Impressionen sucht, in die Stacheln eines auf die Kulissen gemalten Kaktustopfes und schreit Au; da werden die wechselnden Schauplätze jedesmal durch Kreideschrift auf schwarzer Schiefertafel angezeigt. Im studentischen Leben nennt man so etwas Bierulk und wehe dem, der dahinter nach einem „tieferen Sinn“ oder gar nach einer „höheren Idee“ suchen wollte! Bei Wied hat es auch an solchen „Bierehrlichen“ nicht gefehlt; aber Gott sei Dank, sie haben mit ihrem Suchen nicht mehr Glück gehabt, als der Verfasser Mühe mit seinem Erfinden und Verstecken.

So das am grünen Holz geschieht, was soll am dürren werden? Die Kammerspiele haben ja nachgerade schon ein verbrieftes und bejahrtes Recht auf Nichtigkeiten, Spielereien und Kinkerlitzchen, die der Wirt anderswo allein ihrer materiellen Dürftigkeit wegen nicht auf die Tafel zu setzen wagt. Ein Stück von Courteline, Georges Courteline, dem Verfasser des „Boubouroche“, mit dem Titel „Margot kann mir gestohlen werden“ — der Kenner schnalzt schon mit der Zunge, ehe er noch ein Wort von dem Dialog gehört hat. Aber sobald er merkt, daß Pierre Wolff mit am Kochtopf stand, bleibt ihm der Bissen im Munde stecken. Wie leicht ist doch die feinste Delikatesse durch ein Zuviel von Gewürz zu verderben! Was einem im Grunde den Geschmack verdirbt, ist schwer zu sagen, einfach: die Mischung stimmt nicht mehr. Die alte saftige gallische Lustigkeit, die Courtelines Behaglichkeit so gründlich von allem spezifisch Pariserischen unterscheidet, sie verträgt sich schlecht mit den Prisen

Digitized by Google

pointierten Witzes oder geistreicher Spitzfindigkeiten, die der andere dazu tut, und je eifriger man sich müht, dem echten, unverfälschten Courteline auf den Geschmack zu kommen, desto mehr degoutiert einen der andere ... Ein beinahe Schnitzlersches Thema: eine Geliebte, solange man sie hat und besitzt, wird geringgeachtet und achselzuckend beiseitegeschoben: Margot kann mir gestohlen werden! Kaum aber ist sie's wirklich, kaum hat der Maler sie dem brutalen Eigensüchtling weggenommen, da will er sie partout wieder haben. Er schimpft, droht, flucht, wettert, bittet und bettelt — umsonst, die kleine Margot, die doch eigentlich nur eine gefällige, willenlose Sache ist, die andern gehört, weil sie gar nicht versteht, sich selber zu gehören, sie will nicht zurück: jetzt erst weiß sie ja, wie das „Glück" aussieht. Da zieht der alte verlassene Liebhaber, dem vor seiner Einsamkeit graut, das letzte Register: „Hier meine Hand, nicht als meine Geliebte, als meine Frau sollst du zu mir zurückkehren!" Die Ehe, die legitime Ehe! Ein Zauberwort für diese scheinbar so freien und vorurteillosen Amoureusen. Margot springt vom Tisch herunter dem Legitimen an die Brust. Ein waschechter Pariser würde sich solche „Bürgerlichkeit" nie zuschulden kommen lassen. Dieser Gang wenigstens ist gewiß von Meister Courteline. Aber kaum ist er serviert, so wird auch schon wieder Pfeffer und Anis drübergestreut. Mit allerlei sentimental-melancholischen Weisheitssprüchen im Munde läßt der Maler, der der letzten, süßesten Frucht bei Gott noch gar nicht teilhaftig geworden, die Zurückgestohlene resigniert in die Arme des Ersten gleiten ... Das ganze ein im Blauen vorüberseglendes Wölkchen, an dem das schönste das bißchen zärtliche Bewegung ist, die von ihm ausging.

Eine Pantomime von Viktor Arnold, dem sich immer voller und reifer entwickelnden Komiker des Deutschen Theaters, beschloß den Abend. „Pierrots letztes Abenteuer" besteht darin, daß Pierrots Sohn der armen gekränkten Mutter zuliebe den alten unverbesserlichen Sünder in der verführerischen Gestalt eines losen Dämchens zu Verstand und Verzweiflung bringt. Als Pierrot entdeckt, wer hinter den Spitzenwolken und Gazehüllen steckt, geht er so gründlich in sich, daß er gleich völlig mit sich aufräumt, indem er sich mit dem Brautschleier seiner Frau den Hals zuschnürt. Aber damit nicht genug der kitschigen Kinoeffekte! Schließlich muß auch noch das Töchterchen im Nachtkittel, die Harlekinpuppe im Arm, hereinschlüpfen, um sie dem für ihr kindliches Gemüt nur schlafenden Papa in den einen Arm zu legen und sich selbst warm und traulich in den andern zu betten. Dazu gibt es Schritt für Schritt, Geste für Geste eine Kapellmeister-Musik (von Friedrich Beermann), die zwar die humoristischen Szenen geistreich-witzig persifliert, dafür aber die ernsten um so brutaler und protziger vergröbert.

Friedrich Düsel

Wilhelm Weigands „Psyches Erwachen"

Münchner Theater

Wie wär's, wenn man das Problem der Hebbelschen Rhodope ins modernste Malermilieu verlegte? Das Modellstehen zu einem Aktbild könnte da die entscheidende Voraussetzung mit besonderer Leichtigkeit liefern! So dachte wohl Wilhelm Weigand, und schrieb sein dreiaktiges Schauspiel „Psyches Erwachen", dessen Ur-

Digitized by Google

aufführung der Neue Verein besorgte. Natürlich konnte es sich bei der Modernisierung der Königin nicht um ein gewöhnliches „Modell“ handeln, Weigand setzte daher für sie ein leidenschaftlich fühlendes Mädchen von Charakter und Seelenadel, das wie Sudermanns Magda sich von den Vorurteilen ihrer bürgerlichen Verwandtschaft emanzipierte und in „freier“, aber trotzdem keusch empfindender Liebe sich einem hochbegabten und erfolgreichen Maler ergab. Zu ihrem Unglück ist der Maler nicht der Gott, den sie in ihm verehrt, und dem sie mit Freuden für sein neues Sensationsbild „Psyches Erwachen“ hüllenlos Modell steht; nur sinnlich für sie entbrannt, schätzt er sie außerdem lediglich als Mittel zu seinem Kunstzweck, und als seine Eitelkeit es ihm nahelegt, läßt er auch einen Kollegen die Reize des schönen Modells heimlich bewundern. Aber der Kollege ist idealer veranlagt als er; die Ahnungslose hat auf ihn einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er sich innerlich genötigt fühlt, sie über den Mißbrauch, der mit ihr getrieben wurde, aufzuklären. „Psyche“ erwacht aus ihren schwärmerischen Träumen und sieht sich, wie im Mythus, einem Scheusal verbunden. Verzweifelt weiß sie zunächst nicht, was nun aus ihr werden soll, endlich aber folgt sie einem Anerbieten ihres Aufklärers und wird Pflegerin seiner kranken Mutter, womit das Stück abbricht; natürlich ahnt man dabei Rhodope und Gyges in nicht zu ferner Zukunft als glückliches Pärchen. Als dramatisches Fazit befriedigt dieses Ende nicht. Und als psychologisch folgerichtig dürfte es ebensowenig einleuchten; eine so stolze und leidenschaftliche weibliche Natur, wie die Heldin sie sein soll, könnte eine Lösung ihres seelischen Konflikts schwerlich darin erblicken, daß sie ihre Existenz nun einfach dem anderen Manne ausliefert, der sich immerhin bereitfand, ihre Nacktheit zu belauschen, und dessen ideale Motive ihr nach dem Erlebten kaum unverdächtig erscheinen können. Auch im übrigen kann allerlei in dem Stücke nicht psychologisch überzeugen; zum Beispiel bedeutet es wohl einen inneren Widerspruch, wenn die so strenge und empfindliche Schamhaftigkeit der Heldin daran gar keinen Anstoß nimmt, daß das wohlgetroffene Konterfei ihrer unverhüllten Reize der weitesten Öffentlichkeit preisgegeben werden soll. Neben diesen seinen bedenklichsten Mängeln zeigt das Schauspiel auch bühnentechnische Unbeholfenheiten, namentlich im überflüssigen Kommen und Gehen schon an sich recht überflüssiger Nebenfiguren. Doch bringen just diese Nebenfiguren auch einigen erfrischenden Humor in die Sache, der bei Weigand eine angenehme Neuheit bedeutet. Auch ganz im allgemeinen muß anerkannt werden, daß er in diesem Stücke immerhin lebhaftere und kräftigere menschliche Wirkungen erzielt als in seinen geschichtlich-romantischen Bühnendichtungen.

Hanns von Gumppenberg

Viktor Hardungs „Godiva“

Dresdner Theater

Das erste Drama eines älteren Schweizers, das wohl eine unterste Sprosse auf der absteigenden Stufenleiter darstellt von Beer-Hofmanns achtbarem „Grafen von Charolais“ über Vollmöllers nichtige „Katharina“ und Hardts noch nichtigere Tantris-Gudrun-Reihe.

Digitized by Google

Eine Zeitlang hat man sich bemüht, wenn nicht literarische Wichtigkeiten in diesen Produktionen zu sehen, so doch allerhand Einzelvorzüge darin zu entdecken und sie mit ziemlicher Huldigung an das „ernste Streben" der Autorent herauszuheben. Man schmeichelte sich, mit dem „wundervollen Klang dieser bestrickenden Verse" und der „geistreichen Symbolik" wie nicht minder durch die schwelgende Neuromantik dieser homines novi die alte „undramatische" Realistik überwunden zu haben, die so unleidlich ernste Sachen vorbrachte und mit ihren ungemütlichen sozialen Gedanken doch eigentlich „mehr Wissenschaft als Kunst" war. Möglich, daß Hardung ein allzu gelehriger Schüler dieser Lehren war, die für Kunst und Wissenschaft gleich wenig Verständnis bezeugten, möglich auch, daß er nur Nachahmer ist. Aber selbst der beste Wille wird nun nichts mehr an diesem Nachfahren dritten Grades finden als das Alleräußerlichste von sinnlichen Reizungen: „bestrickende Verse" und schwelgende Neu-Erotik, die anscheinend immer weniger Beachtung verdient je nackter die betreffenden Frauen und je unverhüllter der Drang ist, um jeden Preis möglichst lange von ihnen und von allem, was sich mit ihnen machen läßt, zu perorieren. Von Symbolik werden nur noch Ideologen reden. Vielen Schwärmern vom Beginn dieser Richtung dürften aber die Augen aufgegangen sein — uns sind sie bereits übergegangen. Beim besten Willen kann man nur sagen: es ist wirklich unterste Sprosse. Jetzt kann nur noch das Räuber- und Hexenstück oder die dramatisierte Folterkammer de Sades oder Karl May auf den Brettern folgen. Und der Kampf gegen das Kino ist doch vergeblich auf diesem Wege.

Es wäre kein Wort über die Angelegenheit zu verlieren, wenn nicht aus der an Gewinnen zwar nicht überreichen aber doch auch nicht gehaltlosen Dramenlotterie dieser Jahre gerade das Dresdner Hoftheater diese unzweifelhafte Niete erkiest hätte. Hardung und sein Stück sind morgen vergessen, sind belanglose Angelegenheiten, diese Bühne aber ist ein ernstes Haus und eine Stätte der Kunstkultur. Sie gehörte zu denen, die eine gewisse Unabhängigkeit von Berlin wahrten, und sie konnte es, da sie mit Ausnahme der Regie in den meisten Stücken ersten Ranges war. Allmählich jedoch kam in den Spielplan etwas wie eine Unsicherheit, die gleichzeitig von einer Art „literarischem" Ehrgeiz und von künstlerischer Urteilschwäche zu zeugen schien. Man gab, wie hier berichtet wurde, ein schwaches Stück Paul Ernsts und bald darauf ein noch schwächeres. Man brachte von Gerhart Hauptmann das Unwichtigste, Unfertigste, was zu finden war, „Elga", und über die als Kassenstück (aber auch nur als solches vielleicht) entschuldbare Hardtsche „Gudrun" gelangte man hinab zu dieser „Godiva". Zu solchen Taten kamen nicht minder bedauerliche Unterlassungen. Dresdens Hoftheater ist noch immer eine der wenigen ernsthaften Bühnen Deutschlands und die einzige ernsthafte Bühne Dresdens. Man durfte hier erwarten, neben Flers und Caillavet, neben Bahr und Apel auch das Neue von Gerhart Hauptmann, wie „Pippa" und die „Geisel", das Beste von Carl Hauptmann und Artur Schnitzler zu weg zu Wilhelm von Scholz (nicht zu seiner Groteske!), über den toten Ibsen nach dem lebenden Arno Holz; trotz des Unabhängigkeitwillens hätte man auch neben Berlin noch Tolstois Bekenntnisdrama

Digitized by Google

bringen dürfen, und ein Versuch mit Schönherrs „Königreich“ hätte mehr Verdienst in sich geschlossen als „Elga“. Diese Liste wäre leicht zu verlängern, besonders, wenn man ausländische Autoren heranziehen wollte. Der literarische Ehrgeiz, an sich gewiß der beste Trieb für den Spielplanleiter, erscheint hier jedoch lediglich irregeleitet, eigensinnig fast, keineswegs niedrig gerichtet. Möchten doch die Herren einer nicht böswilligen Kritik glauben, daß ihr papierener, hohler als diese Stücke kaum irgend etwas aus der lebenden Dramatik ans Ohr tönt, und daß ein an ernstes Theater gewöhntes Publikum hier nun allgemach den Boden sichern Fühlens schwinden fühlt.

Und wenn nicht — ist das zu verkennen: daß alles, was die letzten Jahre an Verfeinerung der Spielkunst gebracht hatten, in diesem Klangsumpf von Epigonenversen und Brunstgeschrei gefährdet wird? Auch die beste Bühne kann ohne einiges Kulissenreißertum nicht auskommen, gewiß, aber es gereicht keiner zur Ehre, wenn es (wie unter anderem in der „Godiva“) wieder zu den Orgien eingeladen wird, die man seit zehn Jahren glücklich verbannt glaubte. Nicht den Darstellern allein ist daran Schuld zu geben, denen vielleicht am wenigsten, sondern den Stücken, der Wahl der Stücke, die in sich verpuffende Effekthäufungen sind. Nicht ohne Mitleid gewahrt man feinere Kräfte des Schauspiels mühsam gegen die trüben Wellen dieser Tiraden innerlich ankämpfen, bis sie schließlich nachgeben und mitbrüllen und -zetern. Ich weiß, daß der große Verführer Reinhardt auch solchen Exzessen Vorschub leistet — aber gerade hier täte die Unabhängigkeit von Berlin doppelt not.

Vom Aufführungsrecht ohne Aufführungspflicht

Der Kunstwart, der so scharfe Kritik an unsern Urheberrechtsverhältnissen geübt hat, ist auch der Ort, um einen Übelstand im Musikwesen zu beleuchten, der die Einbürgerung guter neuer Musik vielfach hindert. Ich meine das ausschließliche, an keine Pflichten gebundene Aufführungsrecht, das das Schicksal eines Werkes völlig in die Hand dessen gibt, der dieses Recht zuerst an sich bringt. Ein Theater hat die Oper X gekauft, aber durch allerhand Umstände keinen rechten Erfolg damit gehabt, sei es, daß ihm das rechte Ensemble dazu fehlte, sei es, daß die Zeit dem Werke nicht günstig war oder aus irgendeiner andern Ursache, wie sie das unberechenbare Theaterleben mit sich bringt. Jahre vergehen. Eine zweite Bühne derselben Stadt möchte das Werk bringen, weil es die geeigneten Kräfte dafür zu haben glaubt, oder weil der Name des Komponisten mittlerweile zu Ehren gekommen ist. Aber das Aufführungsrecht ist im Besitze des andern Instituts — das tut zwar für das Werk gar nichts, „sperrt es“ aber der Konkurrenz. Darum enthielten ältere Gesetze die weise Bestimmung, daß das ausschließliche Aufführungsrecht erlischt, wenn es eine Anzahl von Jahren hindurch nicht wirklich ausgeübt wurde. Die Wiedereinführung einer solchen Bestimmung wäre im Geiste einer musikalischen Kultur sehr begrüßenswert. Sie würde vor allem das tatsächliche gänzliche Verschwinden auch guter Werke aus den Spielplänen verhindern. Sie würde den wertvollen, noch nach längerer Zeit hörenswerten zugute kommen, wenigstens an jenen

Digitized by Google

Orten, wo ein gesunder Wettbewerb möglich ist. Noch stehen die Dinge bei uns nicht so schlimm wie in romanischen Ländern, wo es vorkommt, daß ein Verleger das Stück eines gefährlichen Rivalen einfach kauft und liegen läßt, bis der von ihm begünstigte Komponist sich mit seiner Arbeit durchgesetzt hat. Aber allerlei lästige Beengungen haben sich auch bei uns schon oftmals aus dem eben erörterten Mißbrauch des Aufführungsrechtes herausgestellt. Jedenfalls könnte manche leichtmütige Außerkursstellung manches lebenswürdigen Kunstwerkes vermieden und hintangehalten werden. Der Vorteil des Publikums wie jener des Urhebers und das Interesse des im sicheren Besitz der Rechte jetzt immer mehr verödenden Repertoires machen also einen Zusatz zu den bestehenden Gesetzen wünschenswert, wonach das Recht, wenn es ein ausschließliches bleiben soll, auch *ausgeübt* werden muß. *Richard Batka*

Vom „Egoisten" Wagner und seinen Biographen

Im zweiten Oktoberhefte des Kunstwarts hat unter dem Titel „Zur Wagner- und zur Liszt-Literatur" *von der Pfordten* eine Ansicht geäußert, der man unbedingte Zustimmung wohl nicht zuteil werden lassen dürfte, und für deren Berichtigung die Wichtigkeit der Sache das Wort redet. Die neu erschienene Biographie Wagners von *Julius Kapp*, dessen Objektivität seinen vollen Beifall findet, gibt ihm Anlaß, mißbilligend auf ein Werk ähnlichen Inhalts von *Ferdinand Pfohl* hinzuweisen, das, wie die meisten der vorhandenen Biographien, „wiederum auf den Ton unbedingter Verherrlichung gestimmt sei", obwohl es doch „höchste Zeit sei, daß einmal ohne Voreingenommenheit geschildert wird, was bisher fast durchgehends übereinseitig beleuchtet war". Insbesondere wird dem Verfasser vorgeworfen, daß er Wagner ausgeprägten Altruismus zugeschrieben habe, *dem* Wagner, der „doch selbst so rückhaltlos ehrlich seine Forderung ausspricht, die Welt sei ihm schuldig, was er brauche". Deswegen braucht man, meint von der Pfordten, Wagners Egoismus nicht zu schelten; denn wenn er sich selbst durchsetzt, ertrotzt er sein künstlerisches Ideal.

Es liegt mir gänzlich fern, die großen Verdienste, die sich Herr von der Pfordten durch seine erfolgreichen Bemühungen gerade um das allgemeine Verständnis des Bayreuther Meisters erworben hat, irgendwie in Abrede stellen zu wollen. Nur, meine ich, müssen wir etwas vorsichtig zu Werke gehen, wenn wir kurzerhand die Frage stellen und beantworten wollen: War Wagner Altruist oder Egoist? Bei Anwendung solcher festen Begriffe besteht die Gefahr, daß vor ihrer bequemen Handhabung die reine Anschauung zurücktritt, und wir vergessen, daß wir das so weit verzweigte Wunderwerk eines menschlichen Organismus vor uns haben, der, weil er ganz *Natur*, der Widersprüche genugsam in sich birgt. Unter einem *Egoisten* verstehen wir gemeinhin einen Menschen, dem das Wohl der *Person* im Mittelpunkte seiner Interessen steht, dem dieses Wohl den Gegenstand seiner steten Sorge bildet. Und Wagner? Hier stutzen wir — mit Recht! Einem so gearteten bleibt ja gar keine *Zeit*, Großes zu schaffen! Und das Fehlen solcher Alltäglichkeit ist gerade ein Teil dessen, was einen großen Mann

Digitized by Google

über seine Zeitgenossen erhebt. Denn jene kategorische Forderung Wagners, die Welt sei ihm den nötigen Unterhalt schuldig, ist im Grunde nichts anderes als die Äußerung des auf gewaltige Leistungen fest gegründeten Selbstbewußtseins des großen Künstlers, welches auch Beethoven dasselbe verlangen ließ. Und will man diesen Mann des Egoismus zeihen, der in rührender Opferwilligkeit Bruder und Neffen, die es nicht verdienten, die reichste Unterstützung zuteil werden ließ?

Wir müssen notgedrungen den Begriff weiter fassen, indem wir dem Merkmal des Egoisten, der Sorge um die Person, die Sorge um das von ihr Gewollte, um die Verwirklichung ihrer Ideen als zweites Charakteristikum beifügen — obwohl dieser Schritt schon bedenklich ist, da die schon gestalteten Ideen nicht mehr dem Schaffenden ausschließlich angehören, im übrigen aber auch eigentlich dem allgemeinen Sprachgebrauche nicht Genüge geschieht. In diesem Sinne wäre Wagner wirklich ein Egoist zu nennen, denn kaum einer ist jemals, wie von der Pfordten treffend bemerkt, mit solch rücksichtsloser Energie und hinreißendem Temperamente für seine Sache eingetreten. Doch um welche Ideen handelt es sich denn hierbei? Der Gedanke, die Kunst zum elementaren Bestandteil unsres Lebens zu machen, um es auf diese Weise zu veredeln, die Lehre von der Religion des Mitleides, die, das darf nicht vergessen werden, von dem Meister nicht nur theoretisch geübt wurde, — sind sie nicht durchaus altruistischer Natur? Demnach kämen wir zu dem wunderlichen Ergebnis, daß der Egoismus eines Mannes in seiner Bestrebung besteht, den Altruismus zu fördern! Wir sehen, es ist unmöglich, hier zu schematisieren, ohne der lebendigen Persönlichkeit Gewalt anzutun.

Nun noch einige Worte über die Biographie Ferdinand Pfohls. Wenn von der Pfordten die Darstellungsweise Pfohls als kritiklos verwirft und eine wirklich historische Biographie fordert, so scheidet er, glaube ich, nicht scharf genug die Wissenschaft von dem Leben. Für den Historiker ist der Mensch als solcher ohne Belang, ihn interessieren nur seine Leistungen. Will er das Bild eines Mannes zeichnen, so tut er es unter kritischer Würdigung seiner Taten, die er in vergleichende Beziehung zu andern setzt. Soll aber dem Laien das Verständnis der Persönlichkeit eines großen Mannes und seiner Werke erschlossen werden, so ist klar, daß nur in seltenen Fällen eine kritische Behandlungsart des Stoffes von Nutzen sein kann. Die Kritik muß der Laie, auch wenn sie falsch ist, mit gutem Glauben hinnehmen, da er ja seinen Gegenstand noch nicht kennt, und legt sich so durch Beeinflussung seiner Urteilskraft große Hindernisse in den Weg. Viel leichter aber lernt er einen Mann kennen und verstehen, wenn er bemüht ist, sich mit dessen Anschauungsweise und Denkart vertraut zu machen, mit dessen Auge zu sehen, mit dessen Herz zu fühlen. Dann erst, wenn er verstanden hat, kann auch er urteilen. Und was ihm bei dem Bilde, das der Historiker malte, als abstoßende Schwäche erschien, lernt er jetzt als einen natürlichen Gegenpol einer hervorragenden Eigenschaft begreifen. Darum darf man, meine ich, den hohen Wert von Biographien wie der

Digitized by Google

Pfohlschen nicht verkennen. Sie zeigen — ohne die Tatsachen zu entstellen — die Persönlichkeit des Meisters allein von ihrer rein menschlichen Seite und führen so am sichersten den Schüler zu ihr hin. Ganz abgesehen von der immerwährenden Berechtigung solchen Beginnens — spricht für eine „Rehabilitation" des Menschen Wagner nicht auch die Notwendigkeit, auf daß das alte, immer noch mit kaum beschränkter Souveränität herrschende Märchen von seinem „schlechten Charakter" verschwinde? Kurt Dittmar

Die Frage, ob Wagner Egoist war oder nicht, dürfte kaum zu den objektiv lösbaren gehören; je nachdem man mehr diesen oder jenen Eigenschaftenkomplex mit dem Worte meint, diese oder jene moralische Empfindung und diesen oder jenen Nebensinn damit verbindet, endlich je nachdem man das Benehmen Wagners interpretiert, wird die Antwort schwanken. Ich für meinen Teil finde, daß selten ein Fall so günstig gelegen hat, wie der Richard Wagners, um eine Reihe von Merkmalen des Egoismus zu konstatieren; und diese Überzeugung wird von recht Vielen geteilt, die darum Wagners Werk ebensowenig geringschätzen, wie sie ihn deswegen „schelten".

Wer solche Merkmale feststellt, dient, meine ich, der Bildung einer „reinen Anschauung" besser, als wer den „Ton unbedingter Verherrlichung" anschlägt, es ist daher nicht recht begreiflich, wie Dittmar die Notwendigkeit jener reinen Anschauung gegen von der Pfordten usw. ausspielen kann. Daß neben solchen Merkmalen auch theoretische Überzeugungen und gewisse Handlungen in einer Biographie aufzufinden sind, welche keinesfalls als „egoistisch" beurteilt werden können, beweist wohl nichts, als daß der Organismus einer siebzig Jahre alternden Seele nicht formelhaft eindeutig ist. Niemand wird mit Dittmar zu der Behauptung kommen, „daß der Egoismus eines Mannes in seiner Bestrebung besteht, den Altruismus zu fördern", aber neben solchen Bestrebungen kann er recht wohl konstatiert werden. Es ist schließlich eine Art Gesamtanschauung davon möglich, welche Tendenzen in einer Menschennatur überwiegen, und hierin stehen sich von der Pfordten und Pfohl gegenüber.

Diese Gesamtanschauung zu bilden, dazu bedarf es nun allerdings der historisch-kritischen Behandlung des Stoffes. Aber historische Kritik scheint uns nicht, wie Dittmar annimmt, eine irgendwie gefärbte, die Urteilkraft des Lesers bestechende Darstellungart, sondern gerade der Versuch, von Subjektivismen soweit wie möglich loszukommen. Viel würdiger scheint uns für Gebildete, den historischen Stoff, den selbst zu läutern sie außerstande sind, geläutert aufzunehmen als in der subjektiven Beleuchtung irgendeines voreingenommenen Biographen. Dittmar irrt aber, scheint uns, so dort wie hier: sich mit Anschauungweise und Denkart eines Mannes vertraut zu machen, das gelingt überhaupt erst, wenn über diese Anschauungen und diese Denkart etwas annähernd Objektives ausgemacht ist, und dies auszumachen, dazu ist der Historiker, nicht aber der Paneghriker da.

Ein letzter Gegensatz freilich waltet zwischen Dittmar und von der Pfordten. Dittmar glaubt die Wahrheit über Wagner zu kennen, wir andern glauben, daß trotz so vieler Veröffentlichungen (und zum

Digitized by Google

Teil wegen ihrer leichtfertigen Darbietung) diese Wahrheit noch nicht am Tage liegt. Dittmar glaubt, er wisse, daß die Rede vom sogenannten „schlechten Charakter" Wagners ein „Märchen" ist; aber so angenehm und so bequem es wäre, Dittmar von vornherein zustimmen zu können, wir meinen, derartiges muß zunächst geprüft werden, wenn man zu einer Anschauung vom Wesen einer großen Persönlichkeit kommen will. Arbeiten wie die Pfohls helfen hier viel eher zu verschleiern als zu klären.

Etwas ganz anderes ist es aber, ob wir aus dieser Anschauung die Pflicht oder das Recht des Bewertens ziehn, ob wir nun auch den Charakter „verherrlichen" oder „verdammen" und „schelten".

Wunderlich berührt uns endlich die Bemerkung Dittmars, für den Historiker sei der Mensch ohne Belang, nur die Leistung von Interesse. Er braucht nur einen Blick auf die philologisch-historische Arbeit des vergangenen Jahrhunderts zu werfen, um zu sehen, daß genau das Umgekehrte der Fall ist. Immer mehr hat sich das psychologisch-soziologische Forschen und Deuten zum Mittelpunkt der Forschung überhaupt ausgebildet. Geht doch dieser Prozeß so weit, daß sehr beachtenswerte Stimmen heute schon zum Rückzug mahnen mit der Devise: haltet euch mehr an die Werke, weniger an das Persönliche. Und gerade für den Laien hat solche Mahnung doppeltes Gewicht! Wir trauen ihm am wenigsten die Fähigkeit zu, auf dem schwierigen Gebiet der Individualpsychologie sich selbständig zu bewegen, und wollen ihm darum ein von falschen und ablenkenden Assoziationen freies Genießen des Werkes, das für ihn wichtiger ist als die ganze Persönlichkeit mit Egoismus und Altruismus, erhalten. W. Schumann

Es muß geritten werden: es geht nicht anders! Wenn man nämlich ein Gekrönter ist und in Stein oder Erz irgendwohin soll, wo über 50 000 Leute wohnen. Sind's weniger, so mag Nachsicht walten, sind sie aber vollzählig, so haben sie's dazu und also müssen sie der betreffenden Majestät oder Hoheit ein Pferd spendieren, auf daß sie von nun bis in die sogenannte Ewigkeit auf ihrem Postamente Tritt reite. Zwar bekommt das Publikum dadurch an Stelle des Gefeierten als Hauptsache ein stolzes Roß zu sehn, am Rosse, da's „oben" steht, zunächst menschliche Stiefel und Hosen und räumlich sehr als Nebensache erst das Menschenköpflein, je nachdem unter bronzenem Hut oder unter der von Spatzen und Tauben gelieferten helleren Ersatzmütze. Aber daran sind wir gewöhnt, das stört uns nicht mehr. Es ist auch ganz gleich, ob der betreffende Monumentkandidat zu Lebzeiten ein Schlachtenmann war, der übers Getümmel sah, oder ein Sitzmensch, wie Johann der Danteübersetzer — nach dem Tode, nochmals, wird alles Fürstliche beritten . . .

In Karlsruhe ist man jetzt wieder dabei, für das Denkmal des edeln alten Großherzogs das Schema zu heiligen. Eigentlich nicht erst jetzt, das „Reiterdenkmal" war im Preisausschreiben gleich selber mit vorgeschrieben. Immerhin: man könnte jetzt den Widersinn noch hindern, da man damals auf warnende Stimmen nicht gehört hat. Seht ihr denn nicht, daß ihr mit all diesen Denkmälern eigentlich gar keine Fürsten-Denkmäler, sondern vielmehr Pferde-Denkmäler setzt? Pferde sind was Schönes,

Digitized by Google

gewiß, stellt bronzene in unsre Anlagen, soviel gute ihr habt! Wollt ihr aber Bildnisstatuen von Menschen zeigen, so sorgt dafür, daß der Mensch zur Geltung komme, und nicht nach seiner Fähigkeit als Reiter, sondern nach der, wegen welcher ihr Denkmäler setzt! Wenn sonst nichts, müßt ihr doch mindestens das einsehn: daß der Zwang, einen Menschen reiten zu lassen, nach allen Seiten daran hindert, das Wesentliche seines Ichs monumental herauszuarbeiten. Auch wird unsre Bildhauerkunst im rein Formalen wie im Symbolischen auf das Kleinlichste beengt, sie wird geradezu selbst in eine Model gedrückt, wenn man ihr bei allen größeren Aufgaben immer wieder das Kavallerieoffizierschema aufzwingt. A

Zur neuen Schattenriß-Kunst

Die Leser wissen, wir haben jetzt einmal für eine Weile den Schattenriß in besondre „Pflege“ genommen. Weil wir der Überzeugung sind: erstens, daß wir jetzt eine Blütezeit der Silhouettenkunst miterleben, zweitens aber, daß von dieser eigentlichen modernen Kunst des Schattenrisses so gut wie „niemand nichts weiß“, während man auf diesem Gebiet einen süßlichen Dilettantismus ausstellt, auslobt und kauft. Hätten wir mit solch kecker Behauptung recht, das wird man zugeben, so würde dieses nichts geringeres bezeugen, als daß unser Kunsterziehertum, das doch sonst alle möglichen und auch die bescheidensten Gattungen freier und angewandter Kunst mit Fachschulen, Fachblättern und sonstigem Aufwande als wichtige Angelegenheiten hegt, eine der allerfeinsten Kunstübungen in ihren zeitgenössischen Gaben sozusagen — übersehen hat. Übersehen einfach, weil man nicht scharf genug hinsah, um zu bemerken, was hinter der gangbaren schwarzen Konditorware sonst auch noch da war. Unser Beweis ist aber nur durch Publikationen zu führen. Durch Publikationen derjenigen älteren Sachen, die auf die guten Linien weisen, vor allem aber: durch Publikationen der noch unbekannten guten Schneidekunst von heute, auf die wir unsre Meinung von der gegenwärtigen Höhe der Silhouettenkunst begründen. Ist das erst alles heraus, so wird es ergeben: daß geradezu die Gipfelung der gesamten Silhouettenkunst aller Zeiten in das Heute fällt — ohne daß wir's bisher wußten. Eben erst ist eine große, allerdings nicht vorbildliche, Geschichte der Silhouettenkunst in englischer Sprache erschienen: mit Ausnahme einiger Bildnisschnitte wird alles, was sie bringt, durch gegenwärtige deutsche Leistungen übertroffen, von denen natürlich auch sie noch nichts weiß.

Unsre heutige Beilage soll nur ein paar noch unbekannte Schattenrisse zeigen, die wir nicht für unsre Sonderpublikationen bestimmt haben, einzelne Sachen, die aber doch von dem feinen Leben der heutigen Silhouettenkunst zeugen, und Werkchen von Künstlern und Künstlerinnen, von denen wir bisher noch nichts gebracht haben. Alle sind echte Scherenkunst, kein einziges dieser Stücke ist nur ausgetuschte Umrißzeichnung, und alle betonen auch mit bewußter Künstlerschaft den Schnittcharakter im Umriß.

Am meisten im überkommenen Stil der Vasenfiguren sind die beiden Schnitte von Artur Wellmann in Berlin: das lesende Mädchen mit der Katze und der blumengießende Alte, beide genau in Originalgröße reproduziert.

Digitized by Google

Reines Profil, höchste Klarheit, aber nach dem Gegenstand vielleicht ganz unbewußt charakteristisch verschiedene Konturbehandlung: bei dem adretten Fräulein alles, auch Katze und Boden in glattem Flusse, als wär's Porzellan, bei dem alten Herrn alles eckig und gezackt. Wie anders und auch wieder bezeichnend behandelt dagegen Friedrich Schöne aus Ohlau seine Rokokodame von der Seite und von hinten — man beachte hiebei, daß die seitliche stark verkleinert, die in der Rückenansicht originalgroß wiedergegeben ist. Die Landschaftzeichnungen sind von der sehr begabten Antonie Decker in Berlin. Die Landschaftsilhouette ist deshalb besonders interessant, weil bei ihr noch in höherem Maße als bei der figürlichen das Ergänzen durch die Phantasie verlangt wird; geht die Phantasie des Beschauers auf diese Reize ein, so genießt sie also hier in noch höherem Grade der Freude an der eignen Betätigung. Schließlich stellen wir einen neuen Humoristen unter den Schattenschneidern vor, den noch ganz jugendlichen Ernst Penzoldt aus Erlangen. Er schneidet seine Sachen aus derbem Papier wie Gertrud Stamm, von der er auch wohl angeregt ist. „Reif" ist er noch nicht und besser komponiert könnten seine Gruppen mitunter auch sein, es ist aber so viel Lustigkeit, Scharfäugigkeit und auch so viel Stilgefühl in seinen Sachen, daß wir zuverlässig auf ihn hoffen dürfen.

Angewandte Kunst

Banknoten und Münzen

Die Hundertmarkscheine sollen nun doch durch neue ersetzt werden. Die Ablehnung ist so allgemein gewesen, daß die Reichsbankverwaltung nachgegeben hat. Erklärlich ist, daß sie nicht die ästhetischen Mängel zugibt, sondern höchstens die praktischen. Schön finden die Herren die Note immer noch, aber daß sie zu groß ist, das geben sie zu.

Gut so, wären nur auch die fürchterlichen andern Reichsbanknoten zu groß, es kommt uns nicht darauf an, aus welchen Gründen, nur darauf, daß sie aus der Welt kommen. Aber wie wird vorgesorgt, daß die neuen Scheine besser werden als die alten? Für diesen Fall wüßten wir eine einfache Hilfe: man beauftrage das Berliner Kunstgewerbemuseum, gute Entwürfe zu besorgen. In dessen Bibliothek läuft alles Beste zusammen, was von neuer Graphik entsteht, und ihre Verwaltung ist vortrefflich.

Aber der Hundertmarkschein ist nur ein Brüderlein in einer Mißgeburtgeschwisterschar. Als die deutschen Münzen und Banknoten das letztemal im preußischen Abgeordnetenhause zur Sprache kamen, konnte man kaum sagen, sie kamen dort „zur Debatte". Denn über dies Thema debattiert man auch dort nicht mehr, man spricht sich von allen Seiten her in gleichem Sinne darüber aus. Ebenso dürfte die Regierung selbst darüber klar sein, wie's steht, sie hätte sonst nicht, freilich in irrender Weise, mit dem 25-Pfennig-Stück einen ersten Besserungsversuch gemacht. Wie könnten wir nun endlich vorwärts kommen?

Vor einigen Jahren hat der Dürerbund ein Preisausschreiben um Entwürfe zu deutschen Reichsmünzen und Briefmarken veranstaltet. Die Beteiligung ergab Stücke, deren Schönheit weit über den jetzt umlaufenden steht; das ist damals allgemein anerkannt worden, wer's nachprüfen will, findet im 22. Jahrgange des Kunstwarts Proben aus den damals preisgekrönten Münzen gleich im 1. Oktoberheft abgebil-

Digitized by Google

bet. Aber wieviel mehr Möglichkeiten hätten wir gewonnen, hätten wir den Künstlern sagen dürfen: eure Arbeit und die dieses Preisgerichts und die unsrige werden kein Bilden in Schnee sein, das Schönste wird dauern: Eure besten Leistungen geben dem Vaterlande die neuen Münzen. Kann unsre Regierung nicht einmal außerhalb der Amtsgeleise gehen, kann sie nicht sagen: wir beauftragen den Dürerbund, uns Münzenentwürfe zu schaffen, und wir verpflichten uns, die laut Preisspruch der ersten Sachverständigen Deutschlands besten als Reichsmünzen auszuführen, falls sie diesen und jenen technischen Bedingungen entsprechen? Mehr ist nicht nötig: selbst die Kosten des Preisausschreibens würde bei Gewähr der Ausführung der Dürerbund dem Vaterlande schenken, wenn sie aus Amtsmitteln nicht zu beschaffen sind. Es brauchte also nicht einmal ein neuer Posten dafür eingestellt zu werden. Wir wissen, daß wir nur in gemeinsamer Arbeit mit den Künstlern diese Aufgabe erfüllen könnten, aber dann könnten wir's auch, und wir erbieten uns dazu.

Übrigens auch dazu, unter gleichen Bedingungen dem Reich endlich seiner würdige Briefmarken zu verschaffen. A

„Robbenmetzger"?

Zu den Tatsachen, die das Blut jedes Naturfreundes, es ist schwer, nicht zu glauben: jedes fühlenden Menschen in Wallung bringen, gehört neben dem Vernichten herrlicher Vögel für Weiberputz das Vernichten der Robben in unsern nördlichen Meeren, und doppelt und dreifach, wenn es nur „als Sport" oder zum Heimbringen einer Renommiertrophäe geschieht. Da erschien nun, bei Bong, ein „Prachtwerk" „Mit Zeppelin nach Spitzbergen" und in ihm eine jagdliche Abteilung des Kapitänleutnants a. D. Hilmers, den nicht nur Walter Heymel, sondern auch Friedrich von Gagern, der Herausgeber der Hugoschen Jagdzeitung scharf angriff. Gagern fand die „schnoddrige Frivolität" dieses jagdlichen Kapitels „empörend, wenn nicht — beschämend", und rügte, daß hier in „renommierendem Gardestil" wie von „Scheibenschießereien" von „sinn- und zwecklosem Morden" „seltenen, wahrhaft hochedlen Wildes" gesprochen werde. Heymel fand, daß dieser Beitrag, „was Gesinnung und Stil anbelangt, die Grenze unverantwortlicher, unjagdlicher und unmenschlicher Brutalität erreicht, dessen Ton, Takt und Stil an zufällig aufgefangenem, nachmitternächtlichem Gespräche über Liebe und Geschäft in gewissen Berliner Bars erinnern könnte" und daß er „zwischen den schönen Darstellungen der reinen, kühlen polaren Eiswelt wie ein untilgbarer Fettfleck auf weißem Papier wirke." Hilmers verklagte Heymel, und das Gericht (in Bremen) verurteilte diesen zu einer mäßigen Geldstrafe, weil er die Grenzen der zulässigen Kritik überschritten habe. Gegen das Urteil wird sich vielleicht nichts einwenden lassen, wenngleich Heymel höchst erklärlicherweise erregt war. Wer auch unter unsern Lesern behält zum gerechten Wortabmessen kühles Blut, wenn er Stellen, wie die folgenden liest:

Naturschutz

„Da! An Backbord der erste Hund! Nur ein Kopf, der gleich wieder verschwindet. Da noch einer! Oder ist's derselbe? Nun geht's los. — »Pistölchen heizen, meine Herren!« — Beng! — Ja, so

Digitized by Google

leicht ist die Sache nicht. — Beng! Beng! — »Meiner hat gezeichnet!« — »I wo, hat nur gelacht!« — Ha, der liegt aber wirklich! Boot klar! Ro weg! Ja, rubert Kinder. Boot kommt leider zu spät. Hund ist versackt. Allmählich wird's besser. Die Leute in den Booten arbeiten sich ein, wir schießen auch sicherer. »Fönix« fährt weiter. Da! Schon wieder ein lille Hund an Steuerbord! Stop de Maschin! »Ist das Boot klar?« Beng! Ro weg! Liegt! Liegt! Ist im Boot! Hurra! »Ist schon mein vierter.« »Ich habe erst drei. Abwarten.« »Sie! Sie! Sehen Sie nichts?« »Nein, was denn?« »Da das lange, graue Ding auf der Scholle. Das ist eine Storkobbe.« »Jetzt hebt sie den Kopf!« »Liegt er schon im Anschlag?« »Ist ja noch viel zu weit.« Da ertönt der Schuß! Noch einer. Das Boot fliegt jetzt heran. Das Ungetüm wälzt sich mit letzter Kraft von der Scholle ins Wasser. »Jetzt ist es sehr schwer, sie zu kriegen«, bemerkt der Sachverständige. Ja! Da taucht sie wieder auf! Das Boot ganz klar. Svedsen steht klar mit der Harpune. Der Schütze will sie ihm entreißen. »Nein, du schießen, ich Harpune!« befiehlt Svedsen! Und gehorsam kracht der Schuß. Die Harpune sitzt! Die erste Storkobbe ist da! Hurra! Tut, tut, tut macht »Fönix«. Mühsam wird sie längsseit gebracht. Wir haben sie vor Eifer beinahe mit geschossen. Freude und Anteilnahme sind groß. Wir haben noch manchen lille Hund geschossen, auch noch einige Storkobben. Aber nie war's wieder so herrlich."

Bei der Bremer Verhandlung ist nun noch etwas, wie uns scheint, sehr Unerfreuliches geschehn. Nach Gutachten, die für Heymel günstig waren, wurden auch solche von Gesinnungsgenossen des Klägers verlesen, und unter ihnen eines des Prinzen Heinrich. Nach dem Zeitungsbericht hat dieser erklärt, daß nach seiner Auffassung die Hilmersschen Sätze „lediglich eine humorvolle Schilderung der Jagderlebnisse" enthielten. Daß sie so gemeint waren, ist jedem klar, daß sie tatsächlich in Kreisen, zu denen Prinz Heinrich gehört, wie dieser weiter meint, von allen Beteiligten so aufgefaßt und ohne Anstand hingenommen wurden, das möchten wir doch lieber bezweifeln. Aber wir fürchten, viele, die diesen Kreisen nicht wohl wollen, werden sich in Zukunft mit wahrer Wonne auf das Zeugnis des Prinzen Heinrich selber für ihre absprechende Meinung berufen.

Volkswirtschaft

Volkswirtschaftliche Forschung und politische Forderung

Zwei Vorwürfe werden gern gegen die Volkswirtschaftslehre erhoben. Die einen behaupten, die Nationalökonomen seien weltfremde Gelehrte, von denen der Politiker und jeder, der sich für den Fortschritt der Gesellschaftsordnung einsetze, nichts lernen könne. Die Nationalökonomen seien nur damit beschäftigt, das zusammenfassend zu schildern, was längst wirklich geworden sei. Von anderer Seite ertönt dagegen heute lauter und immer lauter der Vorwurf, daß sich die Forschung nicht von politischen Bestrebungen frei halte, Aufgabe der Wissenschaft sei es, sich mit dem „Sein", nicht mit dem „Sollen" zu beschäftigen. Diese Bemühung, die Ehre der Wissenschaft zu wahren, ist durch eine Reihe öffentlicher Erörterungen in Wort und Schrift auch weiteren Kreisen bekannt geworden. Die Wortführer dieser Richtung lieben es, auf die exakten

Digitized by Google

Naturwissenschaften hinzuweisen, welche es auch nur mit dem „Sein", nicht mit dem „Sollen" zu tun hätten. Ihnen habe die Volkswirtschaftslehre nachzueifern, wenn sie den Namen einer wahren Wissenschaft verdienen wolle. Einige meinen damit geradezu, die Volkswirtschaftslehre müsse sich darauf beschränken, festzustellen, wie die Einkommenverhältnisse verschiedener Zeiten beschaffen waren, wie sich die Lebensmittelpreise geändert hätten, wodurch sich das mittelalterliche Handwerk vom heutigen unterscheide, wie die Preise aller Güter auf dem heutigen Markte von der Produktion, der Kaufkraft und anderen Ursachen abhängen — und dergleichen mehr. Hingegen habe es nichts mit Wissenschaft zu tun, wenn einer mit Reformvorschlägen als Weltverbesserer auftrete.

Ist diese abweisende Haltung gegenüber Reformvorschlägen gerechtfertigt? Blicken wir auf die Naturwissenschaften. Kein Physiker wird davor zurückscheuen, die Wirkungsweise einer Maschine zu studieren, die noch nie gebaut wurde, deren Pläne aber ein Erfinder bereits entworfen hat, er wird sogar bereit sein, selbst Maschinen auf dem Papier zu konstruieren, die geeignet wären, bestimmte Wirkungen zu erzielen. Er wird sich nicht durch den Einwand abhalten lassen, wissenschaftlich sei nur, sich mit wirklich vorhandenen Dingen zu beschäftigen, nicht aber mit Ausgeburten der Phantasie. Was der Physiker unter wissenschaftlicher Erfahrung versteht, ist nicht so eng gefaßt, wie uns manche Nationalökonomen glauben machen möchten. Es genügt dem Physiker, daß der Entwurf einer Maschine nur solche *Bestandteile* enthalte, die ihm aus seiner bisherigen Erfahrung bekannt sind und von denen er weiß, wie sie zusammengefügt wirken. Ob er gerade jene Verbindung von Rädern, Hebeln, Schrauben und andern Maschinenteilen schon einmal in der Wirklichkeit gesehen hat, darauf kommt es nicht an. Im Gegenteil, die exakten Naturwissenschaften sind stolz darauf, auf Grund möglichst weniger Einzelerfahrungen durch geschickte Kombination *alle möglichen* Fälle im Geiste herstellen und genau beschreiben zu können. Die moderne Chemie vermag von unzähligen Chemikalien, die noch nie hergestellt wurden, eine Fülle von Eigenschaften zu prophezeien. Im Dienste der Medizin erzeugen die Chemiker Körper, welche bestimmten Anforderungen genügen müssen, die der Arzt stellt. In neuester Zeit verfährt auch die experimentelle Biologie ähnlich, indem sie durch geeignete Vorkehrungen Tiere mit zwei Köpfen und fünf Füßen in methodischer Weise erzeugt. Es handelt sich dabei nicht um zufällige Ergebnisse, vielmehr sind dem Biologen die wesentlichen Resultate seines Experiments im vorhinein klar, er wird sogar die Eigenschaften von Tieren beschreiben können, die noch nie existierten, die vielleicht auch nie existieren werden, wenn sich kein Experimentator findet, der gerade diesen Fällen seine Aufmerksamkeit schenken will.

In gleicher Weise kann auch der Nationalökonom mögliche Wirtschaftsordnungen konstruieren und ihre Eigentümlichkeiten untersuchen. Ein Sozialist, der den Zukunftsstaat schildert, kann allen wissenschaftlichen Anforderungen Genüge leisten. Freilich, Sätze wie: „Die Produktionsmittel *sollen* verstaatlicht werden", sind in einem wissenschaftlichen Werk nicht am Platze, wohl aber steht es jedem Gelehrten frei, die Frage zu untersuchen, in welcher Weise die Produktionsmittel

Digitized by Google

— Bergwerke, Fabriken usw. — verstaatlicht werden könnten, wie diese Verstaatlichung auf die Massenarmut, die Krisen usw. wirken würde und ob sich etwa diese Verstaatlichung als Ergebnis der bisherigen geschichtlichen Entwicklung erwarten lasse. Es wäre aber wohl übertrieben, ein Werk allein deswegen verwerfen zu wollen, weil sich derartige Forderungen darin befinden. Es kommt darauf an, ob nach ihrer Weglassung die übrigbleibenden Ausführungen noch einen wesentlichen wissenschaftlichen Gehalt haben, das heißt über ursächliche Zusammenhänge berichten. Die Aussage: „Durch die Verstaatlichung der Produktion verschwinden die Krisen, und die Lebensverhältnisse der arbeitenden Klasse werden verbessert" ist wissenschaftlich diskutierbar. Man kann sie anerkennen oder bekämpfen, aber ihr nicht mangelnde Wissenschaftlichkeit vorwerfen.

Es gibt nun viele, die einer solchen Aussage nicht volle Wissenschaftlichkeit zugestehen wollen, weil von Reichtum und Armut die Rede sei — das heißt von Begriffen subjektiver Art —, könne doch für den einen Reichtum bedeuten, worauf der andere überhaupt kein Gewicht lege. Man könne also nicht genau angeben, was eigentlich den Reichtum ausmache. Sehen wir zu, ob dieser Einwand stichhaltig ist. Denken wir uns zwei Leute Peter und Paul. Peter sei taub, besitze aber ein Klavier, Paul sei blind, besitze aber ein schönes Bild. Das Klavier bedeutet für Paul, nicht aber für Peter Reichtum, umgekehrt verhält es sich mit dem Bild. Ein Dritter trete nun mit dem Vorschlag auf, die beiden sollten miteinander tauschen und begründe ihn folgendermaßen: Wenn zwei Leute Gegenstände besitzen, mit denen jeder selbst nichts anfangen könne, für die aber der andre Verwendung hat, so werden diese Leute glücklicher, falls sie die Gegenstände tauschen. Diese Begründung des Vorschlages ist wissenschaftlich unanfechtbar, obwohl sie über die Glücksmenge einer Gruppe von Menschen etwas aussagt. Der Dritte, welcher die Aussage über den Gesamtreichtum von Peter und Paul vor und nach dem Tausch machte, braucht selbst gar keine Entscheidung darüber zu fällen, was für ihn mehr Glück bedeute, ein Klavier oder ein Bild. Es wäre zum Beispiel möglich, daß er blind und taub zugleich wäre. Daß ihn dies nicht hindern müßte, seinen Rat zu geben und wie oben zu begründen, ist doch wohl klar. Wir sehen also, daß es durchaus mit den Forderungen der Wissenschaft vereinbar ist, wenn jemand die Volkswirtschaftslehre als Lehre vom Reichtum menschlicher Gruppen auffaßt und die Frage zu lösen versucht, welche Einrichtungen auf den Reichtum einzelner Klassen oder ganzer Völker von Einfluß sind.

Wenn man aber die Reichtumslehre im weitesten Umfang als durchaus wissenschaftlich bezeichnen muß, so darf man andrerseits nicht vergessen, daß Forderungen nie das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung sein können. Die Wissenschaft kann denen, die bestimmte Wünsche bereits haben, die Mittel an die Hand geben, sie zu verwirklichen, es ist aber logisch unmöglich, aus Sätzen von der Form:

„A ist die Ursache von B"
„B ist die Ursache von C"
„C ist die Ursache von D"
. . . . . .

einen Schluß von der Form zu ziehen:

„Folglich sollst du M tun!"

Möglich ist ein solcher Schluß nur

Digitized by Google

dann, wenn mindestens ein Satz bereits eine Forderung enthält — eine Forderung kann aber nie eine wissenschaftliche Aussage sein.

Wir sehen so, daß sich das Verlangen, die Nationalökonomie habe sich auf das „Sein" zu beschränken, eigentlich nur wenig besagt. Der größere Teil des Inhalts nationalökonomischer Schriften besteht aus Schilderungen oder Aussagen über ursächliche Zusammenhänge auf dem Gebiete der Reichtumslehre. Wir sehen kein besonderes Unglück darin, daß ein Autor in seinen wissenschaftlichen Erörterungen über ursächliche Zusammenhänge auch gelegentlich Forderungen aufstellt. Leidet doch auch die Arbeit eines Physiologen nicht wesentlich, wenn im Anschluß an die Beschreibung eines Stoffes, der Typhusbakterien tötet, immer wieder die Forderung aufgestellt wird, man solle doch dieses Mittel gegen Typhus anwenden. Die Hauptsache ist, daß die Aussage wahr ist: „Dieser Stoff tötet Typhusbakterien." So ist es wichtig, von einem Nationalökonomen zu erfahren, daß zum Beispiel das Handwerk in einer bestimmten Gegend zugrunde gehe, daß dies bestimmte Ursachen habe und welche Einflüsse den Untergang beschleunigen, welche ihn verhindern könnten, ohne daß uns die Agitation des Verfassers für die Rettung des Handwerks stören müßte.

Warum wird nun jene Forderung nach strenger Wissenschaftlichkeit an die Nationalökonomen von so vielen hervorragenden Gelehrten und auch von weiteren Kreisen so energisch gestellt? Der Hauptgrund liegt wohl darin, daß in sehr vielen volkswirtschaftlichen Schriften die Schilderung von Tatbeständen und ursächlichen Zusammenhängen, sowie die Darstellung möglicher Gesellschaftsordnungen nicht unabhängig von politischen und sonstigen Forderungen der Autoren ist. Darstellung und politische Stimmungsmacherei gehen oft derart ineinander über, daß das Urteil des Gelehrten getrübt wird. Aus Liebe zu den Unternehmern schildert der eine ihre Lage als äußerst schwierig und spricht von den Arbeitern wie von einer betrunkenen Rotte fauler Gesellen. Ein anderer hingegen, den Arbeitern freundlich, stellt die Unternehmer als ungebildete Schmarotzer und Ausbeuter hin, während die Arbeiter die wahren Kulturträger seien, die ausnahmslos auf einer hohen Kulturstufe stünden, wenn nur ihr Einkommen sich vergrößerte. Derartige Darstellungen sind unwahr und deswegen unwissenschaftlich. Es ist nichts dagegen einzuwenden, daß der eine die Unternehmer, der andere die Arbeiter fördern will, — deswegen könnten die beiden in der Schilderung der Tatbestände sogar wörtlich übereinstimmen. Nicht die Verschiedenheit der Forderungen, sondern die Verschiedenheit der Schilderungen ist das Bedenkliche. Nicht um „Sein" und „Sollen" handelt es sich, sondern um Wahrheit und Entstellung. Dabei brauchen ja unrichtige Schilderungen nicht böser Absicht zu entspringen. Bei volkswirtschaftlichen Fragen ist aber die Gefahr groß: daß Wünsche und Vorurteile das Urteil über Tatbestände trüben. Es hat bekanntlich auch Naturforscher gegeben, die im Mikroskop das zu sehen glaubten, was sie im Interesse ihrer Theorien zu sehen wünschten.

Ein Werk, in dem viele Forderungen aufgestellt werden, in dem aber die tatsächlichen Zusammenhänge richtig geschildert sind, ist

Digitized by Google

wissenschaftlich weit wertvoller als eins, das ängstlich vermeidet, Forderungen aufzustellen, dessen Darstellung aber fehlerhaft ist. Besser wäre es freilich, man würde in wissenschaftlichen Werken möglichst darauf verzichten, auf die Handlungen der Menschen wirken zu wollen, indem man Wissenschaft und Politik scheidet. Die Wissenschaft hat ohne Haß und Liebe alle möglichen Kombinationen der Dinge, wirkliche und mögliche Wirtschaftsordnungen zu untersuchen. Welche davon das Leben verwirklicht, hängt nicht mehr von ihr ab. Karl Wilhelm

Vom Recht

Abiturienten-Kneipzeitung und öffentliches Interesse

Irgendwo — der Ort wird im „Deutschen Philologen-Blatt" „mit Rücksicht auf die beteiligten Personen" verschwiegen — wurden in einer Abiturienten-Kneipzeitung „die Herren des Kollegiums in einem längeren Märchen mit keineswegs geachteten Tieren verglichen, und es wurde ihnen ganz unverhüllt der Vorwurf nicht nur intellektueller, sondern auch moralischer Mängel gemacht". Darauf ersuchte einer — nur einer — der Herren beim Staatsanwalt um Erhebung der Anklage im öffentlichen Interesse, und siehe, der Staatsanwalt erhob sie. Der angeklagte Mulus wurde zu 100 Mark Kosten usw. verurteilt. „Strafschärfend kamen in Betracht die Gröblichkeit und Gemeinheit der Beleidigung und die scharf zu verurteilende Gesinnung des Angeklagten, der für das, was ihm die Schule geboten hat, lediglich mit Beschimpfungen quittiert."

Zu den Tagesereignissen

In alten Zeiten, las ich einmal, hatte da und dort jeder Verurteilte ein Recht, soundso lange auf seine Richter zu schimpfen, ob sich auch die Balken bogen, ohne daß ihm darum ein Härlein gekrümmt werden durfte. Dieses schien mir so weise verfügt, daß ich vermute, dem betreffenden Injurianten habe das ganze Injurieren keinen Spaß mehr gemacht. Was hat der Mensch vom Beleidigen, wenn's keiner ernst nimmt? Nach dem Abiturientenexamen fühlen sich nun einmal sehr viele Schulentronnene, als kämen sie von mißgünstigen Richtern — sollte man sie nicht auch eine Weile straflos schimpfen lassen? Ich fürchte, der neue Brauch hat seine zwei Seiten. Zwar liegt mir nichts ferner, als zu bezweifeln, daß der betreffende Mulus ein Rüpel über Normalgröße ist, während doch schon die Normal-Rüpel-Größe des kneipzeitungschreibenden Mulus ansehnlich zu sein pflegt. Wer nicht weiß, was der Jüngling seinem Lehrer nachgesagt hat, kann auch nicht wissen, ob dieser nicht wirklich gezwungen war, um der Feststellung der Wahrheit willen zu klagen. Aber Klage aus öffentlichem Interesse? Deshalb, weil es einem Lehrer in der Kneipzeitung ein paar losgelassener Abiturienten schlecht geht? Wir wollen nicht fragen, wo der Humor bleibt, aber wir fragen: ward denn dem Staatsanwalte nicht bewußt, welche Wichtigmacherei das bei solch einem Jugendstreiche bedeutet? Zudem: der Jüngling kommt für die hundert Mark, die nicht er, sondern sein Alter Herr bezahlt, doch wirklich zu billig zum Märtyrerruhm; die soundso viel Stunden Karzer früher mußt er wenigstens selber abbrummen. A

Buies & Macoch

Bis vor kurzem kamen wir noch ohne Kenntnis dieser beiden großen Namen aus, aber jetzt bedeuten sie Weltberühmtheiten, denn wie lange haben sie mitsammen nicht

Digitized by Google

nur Spalten, sondern Seiten und Seiten auf Seiten unsrer großen Tageszeitungen gefüllt. Wie, wann, wo und ob überhaupt Herr Buies mit den Seinen beim Jeu gegaunert habe und ob, wie, wann und wo zu dem Czenstochauer Dreck etwas mehr oder weniger hinzugekommen sei. Gerade der ungeheure Abstand zwischen einem etwaigen Spielgauner wie Buies hier und einem sozusagen haarsträubenden Verbrecher wie Macoch dort zeigt, wie weit die Journalistik ihre Arme spannt, um alles Sensationelle zu umschließen. Allein für die Telegrammgebühren, die wegen Buies und Macoch von den deutschen Zeitungsverlegern ausgegeben sind, könnte so etwas wie eine „Kulturtat“ geleistet werden.

Nun kommen wahrscheinlich in denselben Zeitungen wieder soundso viel Klagen über diese widerlichen Berichte von Gerichtsverhandlungen, die sich überall so breitmachen. Sollten wir über solche Inkonsequenzen spotten? Das könnte nur, wer nicht wüßte, daß die anständigeren Zeitungen von ihrer skrupellosen Konkurrenz sich zu dieser Reporterei gezwungen glauben. Wir persönlich möchten zwar auf das „glauben“ einen Ton legen: es fragt sich doch, ob sie wirklich dazu gezwungen sind. Ob nicht ein Blatt ganz gut dabei führe, das erklärte: ich mache die Pöbelfängerei nicht mehr mit. Aber zu solch wagemutigem Versuch gehörten viel Kräfte, viel Unabhängigkeit und auch viel Geld. Er könnte auch nur an einer Stelle wirken.

Der Münchner Polizeipräsident hat kürzlich die dortigen journalistischen Organisationen wegen der sensationellen Gerichtsreferate befragt. Man antwortete ihm, nur eine Vereinbarung über das ganze Reich könne helfen. Der Reichsverband der Presse will das Seinige versuchen, aber nur in Verbindung mit den Zeitungsverlegern kann er was erreichen. Und hier liegt das Elend, wie alle wissen: ein einziger, der das Geschäft mit Mossischer Skrupellosigkeit betreibt, drückt der Konkurrenz wegen den ganzen Stand.

Chinesisches

Vom Ausland

Ku Hung-Ming im ersten seiner unter dem Titel „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen“ von Richard Wilhelm in Tsingtau übersetzten Aufsätze hat dem Gefühl der Verwandtschaft mit der Vernunft der europäischen Moderne monistischer Richtung einen überraschenden Ausdruck gegeben. Er hat nämlich entdeckt, daß diese neu-europäische Vernunftkultur nichts anderes ist als — chinesischer Einfluß auf Europa.

Bekanntlich war man bisher in Europa sich nicht sehr einig über die eigentlichen Wurzeln dieser modernen Kultur. Einige setzten sie auf Rechnung der Selbständigkeitslehre Luthers. Insbesondere die moderne Staatsidee sei erwachsen und entwickelt in jenen reformierten Sekten, die den deutschen Bauernaufstand, die englische Revolution und die nordamerikanischen Freistaaten machten. Von dort sei sie zusammen mit der englischen Aufklärung und der englischen Wiederentdeckung der Natur (Defoes Robinson) nach Frankreich gekommen, um von da aus durch die Revolution und ihre Folgen weiterzuwirken. Andre wollten lieber auf die Wiedererweckung der Antike hinweisen. Andre, wie die um Häckel, Ladenburg, Ostwald, meinten, erst die naturwissenschaftlichen Studien hätten genug Vernunft für die moderne Kultur zuwege gebracht. Nach Werner Som-

Digitized by Google

bart haben die Juden alles allein gemacht. Alle diese haben vorbeigesehen: Die Chinesen waren es.

Die Chinesen, welche die Alleinherrschaft der Vernunft bereits 500 Jahre vor Christus und länger aufgerichtet haben, sie waren es auch, die Europa befreiten:

Die jesuitischen Missionare nämlich, welche seit dem siebzehnten Jahrhundert China zu bekehren suchten, brachten chinesische Bücher und Einrichtungen zurück, Voltaire, Diderot und besonders Montesquieu haben die dann in Europa verbreitet und wirkungskräftig gemacht.

Aber diese Ideen waren doch schon viel älter in Europa?

Ku Hung-Ming ist um eine Antwort nicht verlegen. Schon die Kreuzzüge hätten ganz ähnlich gewirkt wie die spätere jesuitische Mission wirkte, und wie die jetzige Kanonenbootmission wirken werde. Sie hätten die in Europa noch immer nicht ganz überwundene Religion oder Bigotterie gestört und die Reformation Luthers zur Folge gehabt.

Hier verhapert sich der kluge Chinese, und ich fühle mich durch christliche Bigotterie getrieben, ihm zu helfen. Wenn wir nämlich die Reformation den Sarazenen verdanken, so müßte er erst nachweisen, daß diese der konfuzianischen Kultur huldigten, um die Kette seines Beweisgangs zu schließen, was immerhin schwer wäre. Aber Ku Hung-Ming hätte an den italienischen Kaufmann und Gelehrten Marco Polo denken sollen, der um 1350 längere Zeit am chinesischen Hofe lebte und China verhältnismäßig gut kennen lernte. Will man noch weiter zurück Spuren von Vernunft in Europa finden, so möge Ku Hung-Ming daran erinnern, daß schon Mark Aurel eine Gesandtschaft nach China geschickt haben soll, und wenn man an die Aufklärung des Sokrates denkt, so ziehe er sich darauf zurück, daß jedenfalls Kung Futse hundert Jahre vor Sokrates lebte und schon seinerseits nur die Lehren seiner Väter sammeln wollte.

Erst hiermit ist endgültig die europäische Vernunft mit allen ihren Wurzeln ausgegraben und als ein genuin chinesisches Erzeugnis erwiesen.

Indessen ist ein Unterschied auch zwischen der chinesenähnlichsten europäischen Vernunft und der echt chinesischen. Die europäische Vernunft ist kritisch gegen die Vergangenheit, die chinesische war es bisher nicht.

Ku Hung-Ming kommt in seinem zweiten Aufsatz darauf zu sprechen. Wir müßten lernen, sagt er, daß die überlieferte Kultur, die christliche einer-, die konfuzianische andererseits, nicht die absolute Wahrheit sei. Es sei eine „Erweiterung des Gesichtskreises“ nötig. Dieser Gedanke hätte die Völker des modernen Europa mächtig ergriffen, und — „dieser große Gedanke ist nun auch nach China gekommen“. Das klingt freilich recht anders, obwohl es nicht ganz so bescheiden gemeint ist, wie es klingt. Denn Ku Hung-Ming bleibt der Meinung, daß der Gedanke in Europa seit der französischen Revolution spuke, und die, haben wir gesehen, setzt er auf Rechnung Chinas. Immerhin ist es schon etwas, daß er meint, wir hätten auch unserseits eine Gabe zu bieten.

Indessen sein Herz öffnet der Mann erst im dritten Aufsatz, dem eigentlichen Kern des Buches, darin er eine Schilderung der fremdenfeindlichen Bewegung in China gibt. Hier tritt er auch dem Nichthäckelianer sehr nahe.

Digitized by Google

Ich wünschte, daß jeder, der jetzt über chinesische Dinge schreibt, diese Schilderung lesen möchte. Nicht nur, weil sie von einigen der führenden Leute der letzten Vergangenheit sehr präzise Charakterbilder gibt. Von Yüan Schi-Kai zum Beispiel, den er „den Joseph Chamberlain Chinas“ nennt, den Renegaten, den Mann mit dem „Fuchsverstand, geschärft durch Gier“, der „die gemeine und vulgäre Art Li Hung-Changs mit der Gewalttätigkeit und Bosheit eines Kang-Yu Wei vereinigt“, der durch seine „rohe Großtuerei“ den japanischen Krieg verursachte, ähnlich wie Chamberlain den Burenkrieg. Auch von den Mandschu bekommt man ein neues und, wie es scheint, gerechteres Bild, als uns gewöhnlich gezeichnet wird. Aber vor allem werden uns die Motive der fremdenfeindlichen Bewegung in einer überraschenden, doch den Stempel der Wahrheit an sich tragenden Weise nahegebracht, — dieses Aufbäumen einer alten edlen Kultur gegen den häßlichen und gemeinen Materialismus der Kanonenbootkultur und die widerliche rohe Brutalität, mit der die Vertreter dieser neuen Kultur ihre egoistischen Forderungen diktieren.

Ich gebe ein Beispiel: Chang Chi-Tung, des Verfassers schwacher aber edelgearteter Vorgesetzter, hatte die Idee aufgebracht, daß die Reform Chinas mit der Umgestaltung des Erziehungswesens beginnen müßte. „Yüan Schi-Kai, der keine eigenen Ideen hat, ergriff mit seiner rohen und vulgären Fuchsintelligenz diese Idee“ und brachte sie dahin zur Ausführung, daß die ganze Maschinerie des alten Erziehungssystems aufgehoben wurde, noch ehe ein neues auch nur entworfen war. „Das Ergebnis ist nun, daß das ganze chinesische Reich mit einer Bevölkerung von über 400 Millionen heute sozusagen ohne öffentliche Erziehungsanstalten ist, außer einigen kostspieligen und abscheulich gemeinen roten Backsteinbauten europäischer Art in einigen der wichtigsten Städte, wo ein mixtum compositum von schlechtem Englisch und japanischen Bastardausdrücken für modern wissenschaftliche Termini und allerlei -ologien ausgegeben und den Schülern eingepfropft wird, die sich auf diese Weise zu faselnden Idioten entwickeln.“ Wer einmal Renommierbilder beispielsweise von europäischen Bahnhöfen in China gesehen hat, der erwäge, wie diese Roheiten, die doch schon in Europa ein Leiden sind, in einem Lande wirken müssen, in dem sie auch noch ohne jede natürliche Vermittelung dastehen. Wie stark aber die ästhetische Empfindlichkeit gebildeter Chinesen ist, und wie sehr sie sogar die politischen Fragen beeinflußt, das wird einem aus diesem Buch überhaupt befremdend und zugleich — wohltuend klar.

Kurz, man kommt ins Schämen, und das steigert sich noch, wenn man die Schlußmoral liest, die der Chinese aus dem allen zieht. Denn, nachdem er allerlei erwogen hat, was man tun könne, um die Häßlichkeit und innerliche Gemeinheit dieser Sorte von europäischer Kultur, die den Chinesen dort entgegentritt, abzuwehren, schreibt er folgendes Bekenntnis hin: „Ich selbst als Chinese habe erst jetzt den Fehler erkannt, an dem es liegt, daß ich bis heute so wenig für mich selbst und für die Welt zu leisten imstande war, da ich die einzige echte Methode nicht kannte, die zu wahrem Erfolg im Leben führt, nämlich die Methode: seinen eignen Wandel zu ordnen, seine Energie darauf zu konzentrieren,

Digitized by Google

wie Konfuzius sagt, ein Leben von einfacher Wahrheit und Ernsthaftigkeit zu führen.“ Dieser einen echten Macht allein müßten die Chinesen als Nation sich bedienen, um die zerstörenden Kräfte der materialistischen Zivilisation der Völker Europas zu bekämpfen.

Was für ein Hohngeschrei unsrer „Realpolitiker“ müßte diesem Bekenntnis des gelben Mannes folgen, wenn sie es ihrer Überlegenheit angemessen hielten, darauf zu hören. Und doch, wie nahe steht er hier dem, was unsre Besten fühlen!

Ein sonderbares Buch. Den ersten Aufsatz schreibt der Stolz des Vertreters einer Kultur, die herabsieht auf Parvenüs, die sich des Neuerwerbs einer Vernunft brüsten, deren Art seinem Volke seit drei Jahrtausenden vertraut ist. Der zweite erschrickt über die unleugbare Kraft dieser Parvenüs und findet, man könne einiges von ihnen lernen. Der dritte ist der Verzweiflungsschrei eines Überrannten, der alles, was sein Leben reich und edel gemacht hatte, in den Schmutz geworfen sieht. Der erste Aufsatz hat mich lachen gemacht, der zweite machte mich stutzig, der dritte hat mich hingerissen. Und während ich zuerst unsre Häckelianer Arm in Arm mit dem Chinesen sah, reiche ich ihm zuletzt selbst die Hand.

Aber es ist wohl so, daß überall, wo Kultur ist, auch die polaren Kräfte aller Kultur in irgendeiner Weise wirksam werden.

China hat nicht nur den konfuzianischen Rationalismus hervorgebracht, sondern auch die tiefe Mystik des Taoismus. Man lese nicht nur den klugen aber langweiligen und philiströsen Kung Futse, sondern lausche auch dem herrlichen Gesang des Tao Te-King Laotses und den wundervollen Gleichniserzählungen Liä-Dsis. Heilige Wasser, wie wir sie so klingend und aus so großer Tiefe quellend seit langem nicht hörten! Alle diese Bücher sind, wie das Ku Hung-Mings, in sehr guten Übersetzungen jetzt bei Diederichs in Jena erschienen.

An die Mystik Laotses hat ja wohl schon der Buddhismus bei seinem Einfall in China angeknüpft. In ihr sind auch Anknüpfungen für unser deutsches Denken. Die Chinesen kennen meist nur, scheint es, die Engländer. Aber Ku Hung-Ming hat sich unter ihnen gerade Carlyle und Matthew Arnold ausgesucht, zwei ausgesprochene Vermittler deutscher Gedankengänge. Bonus

Mann und Weib

Die Mutter als Tierfreundin*

„Mutter, gelt, heut gehen wir das Frühlingsbübchen suchen?“, betteln die kleinen Geschwister Agnes und Reinhold. „Und wenn wir dem Winterriesen begegnen, jagen wir ihn in die Schneeberge hinauf!“ fügt der achtjährige Gerd säbelschwingend hinzu. Die beiden mythischen Personen, deren Wettstreit sie in ihren Spielen darzustellen pflegen, sind ihnen so vertraut wie Knecht Ruprecht und das Christkind, durch Erzählungen aus der Edda und eigne Erfindung angeregt durch das uralte Frühlingsfest ihrer Heimat, wo man jedes Jahr den Winter feierlich verbrennt. — „Den schickt uns das Sonnenkind!“ jubeln

* Den Müttern, denen ja leider die Mädchenschule meist zu wenig Naturkenntnis mit auf den Weg gibt, seien als reiche Fundgruben empfohlen zum Beispiel Schmeils Lehrbücher der Zoologie und Botanik.

Digitized by Google

die drei, aus dem Hause stürmend dem Schmetterling entgegen, der wie ein gelbes Flämmchen über das Gartenbeet hinflackert. „Soll ich mein Netz holen?“ besinnt sich der Älteste. „Du hast ja schon einen Zitronenfalter in deiner Sammlung“, rät die Mutter: „die andern laß nun sich des Frühlings freuen“. — „Wo sie nur immer so schnell hervorkommen?“ wundert sich Gerd. „Lockt sie denn gleich der allererste Sonnenschein aus der Puppe, wo sie bereitliegen wie die Anemonenknöspleln, die du uns letzten Herbst gezeigt hast?“ „Nein, die Zitronenfalter haben schon als Schmetterlinge überwintert, im welken Laube verborgen.“ — „Was sagt ihr da von den Sommervögelein?“ erkundigt sich das Schwesterchen. „Die hat doch der Frühlingsbub mitgebracht, als er von der Mutter Sonne herunterkam?“ Nun erzählt ihr die Mutter die wundersame Geschichte von der Raupenkindheit und dem Puppengefängnis des Schmetterlings, und so erfährt Klein Agnes, was die seltsamen Dinger sind, die sie oft schon steif und stumm an den Wänden des Gartenhäuschens kleben sah. Welch fröhliche Andacht weckt das Wunder der Auferstehung! Durch die feinen Öffnungen des Panzers saugt das erwachende Geschöpf die Luft in seinen Leib, der sich dehnt und streckt und die Hülle zerreißt. Dann hängt es sich an den Füßen auf, rüttelt und schüttelt seine neuen seltsam geschrumpften Anhängsel, bis sie sich als Flügel entfalten in schillernder Herrlichkeit wie Aschenbrödels Festgewänder aus der Zaubernuß! Die Kinder sollen das selber einmal sehen, eine Raupe (vielleicht die schwarzgrüne des Schwalbenschwanzes vom Rübenbeet) erziehen dürfen, aber nur, wenn sie ihr jeden zweiten Tag das richtige Futter frisch gepflückt zustecken können.

Freuen wir uns einstweilen an denen, die da herumfliegen, alle in lichtes Braun, Gelb, Grau gekleidet, wie's zum blätterlosen Frühlingshain paßt! „Aber weißt du noch, Gerd, im Sommer am Waldrand mit seinen scharfen Schlaglichtern, da trafen wir verschiedene Schmetterlingsarten, sogar eine Libelle, die sahen ganz anders aus?“ — „Ja, mit grellweißen Streifen und Punkten auf dunklem Flügelgrund. Unser alter Professor machte uns darauf aufmerksam, wie das zu ihrem Flugort paßte!“

„Mutter, Mutter, wo mag er denn jetzt auf einmal stecken?“ ruft da Reinholdchen herüber, der einen Kohlweißling verfolgt hatte, und nun, das Käppchen in der Hand, ratlos stehengeblieben ist. „Gerad eben war er noch da!“ bestätigt das Schwesterlein: „Ich sah sein weißes Kleidchen leuchten. Das kann er doch nicht ausgezogen haben?“ „Nein, aber vielleicht *untergezogen*!“ lacht die Mutter. „Dort flattert er ja wieder. Nun gebt einmal alle acht auf ihn!“ „Dort, er hat sich gesetzt — aha, nun sieht er ganz, ganz anders aus!“ Fast senkrecht sind die Flügel aufgestellt, so daß man nur die Unterseite der die vordern fast ganz deckenden Hinterflügel sieht. Die aber sind gelbgrün, wie das Blatt, drauf das Tierchen sitzt, und diese Deckfarbe ist sorgfältigst auch über das Stückchen Vorderflügel noch gebreitet, das einzig hervorguckt. Also darum sind die Vorderflügel in der Ecke oben so oft anders gefärbt, weil nur diese Spitze in der Ruhestellung sichtbar ist und auffallen könnte. Darauf will ich nun doch acht geben, auf diese lustigen Schutzfarbeneinrichtungen, nimmt sich der Älteste vor. „Aber

Digitized by Google

da ist noch allerlei Merkwürdiges", fährt er nachdenklich fort. „Ich griff einmal nach einem ruhig und unscheinbar dasitzenden Schmetterling, den ich noch nicht kannte. Da schüttelt sich der ein bißchen und — schaut mich plötzlich an, mit drohenden Pfauenaugen, daß ich ganz erschrocken zurückfahre." „Gerad das, was der Schmetterling wollte, du Hasenfuß!" neckt ihn die Mutter. „Hat doch unser alter Professor einmal solch ein Abendpfauenauge in das Vogelbauer gesetzt. Wie da die Hänflinge nach ihm zu picken versuchten, wupp! zeigte es seine Vexieraugen. Da zogen sie sich so schnell zurück wie die bösen Buben, wenn der Lehrer die Brille aufsetzt!"

Lachend überschreitet man den kleinen Bach am Ende des Gehölzes. „Still, seid mal ganz still!" befiehlt da Reinhold, das dicke Fingerlein am Munde. „Wißt ihr noch, da haben wir im Herbst das Quäxli ausgesetzt. Vielleicht ist's schon wach und ruft uns jetzt!" Nun wird „Quäxli", ein Laubfrosch, den sie im letzten Sommer beherbergt haben, der Held des Gesprächs. Einmal hatte der die Kinder durch plötzliche Flucht betrübt. „Er ist verdurstet!" klagten sie, als der Ausreißer nach zwei Tagen halb verdorrt in einer Ecke gefunden wurde und wollten ihm Wasser zu trinken geben. Die Mutter aber wickelte ihn bis zum Kopf in ein nasses Tüchlein und siehe da! Er quoll auf, ergrünte und — hupfte wieder, Gott sei Dank! Von da an wußten sie's, daß Lurche bloß mit der Haut trinken und also nur im Feuchten leben können.

Im Herbst wurde Quäxlis Freilassung angeordnet. „Wir haben ihn aber doch so gern!" jammerten die Kinder. „Das könnt ihr jetzt eben beweisen, indem ihr ihn nicht in Gefahr bringt, aus Mangel an lebendiger Nahrung, die einzig Fröschen taugt, zugrunde zu gehen. Zu einem natürlichen Winterschlaf würde er's ja in der Stube kaum bringen." „Aber wir mögen ihn nicht hergeben!" — „Seht," sagte da die Mutter ernst, „das muß nun einmal gelernt sein auf dieser Welt, daß man ein Liebes gehen lassen kann, wenn das zu seinem Besten ist. Lernt das lieber jetzt schon mit dem Frosch, als später mit Menschen. Werd ich dich nicht auch ziehen lassen müssen, Gerd, wenn du mal deine Forschungsreise antreten willst?" „Natürlich, Mutterchen, damit ich dir hernach von all dem Herrlichen erzählen kann." „Erzählt wohl das Quäxli auch, wenn wir's zu seinen Brüdern und Schwestern lassen?" fragt nun Reinhold. „Erzählt's alles, was es bei uns erlebt hat?" Und nun malen sie sich's aus, wie Quäxli heimkommt und über das Leben bei ihnen Bericht erstattet, wobei Gerd einen älteren erfahreneren Froschbruder Quorax vorstellt, Agnes dagegen ein neugieriges schnippisches Froschschwesterchen Quix, das zum Erstaunen aller seine noch recht bescheidenen zoologischen Kenntnisse sofort in die Rolle umzusetzen versteht: „Siehst du, Bruder Quäx, hättst du geschwiegen, wie wir Froschmädelchen tun, so wärst du nicht gefangen worden. Aber du mußtest natürlich laut quäken, prahlen mit deinem Männergesang, bis sie mit der Laterne kamen und dich erwischten!" So hatte schließlich das kleine Spiel über den Schmerz des Abschieds hinweggeholfen, noch mehr aber das Versprechen der Mutter, daß die Kinder im nächsten Frühling ein paar Fröschlein in selber angelegtem Aquarium aufziehen dürften. — Das sollte nun bald ins Werk gesetzt und dafür die

Digitized by Google

allererſten Kaulquäppchen eingefangen werden, die es nur irgend gäbe; denn das müßte ja etwas unerhört Merkwürdiges ſein, aus den dickköpfigen Fiſchchen Fröſche, rechte Fröſche herauswachſen zu ſehn. „Na, gibt's aus Raupen Schmetterlinge, warum dann nicht aus Fiſchen Fröſche?“ ruft Gerd und die Mutter bedeutet ihn, daß zwar Kaulquappen keine Fiſche ſeien, hingegen in Wirklichkeit im Laufe der Erdentwicklung aus Fiſchen die Amphibien ſich entwickelt hätten, ein Werdegang, den jedes einzelne Tier noch ſozuſagen andeutungsweiſe durchläuft. Bevor ſie ihm aber auf ſeine Fragen antworten kann, ruft die Kleine um Hilfe; nicht für ſich, ſondern für eine Schar von Bienchen, die ſie halberſtarrt auf Halmen und Blättern im Bächlein treiben ſieht. Die wollten ſicher Waſſer trinken bei dieſer trockenen Föhnluft und haben ſich dabei zu ſehr abgekühlt. „Kommt, wir fiſchen ſie heraus und legen ſie an die Sonne!“ Mich erinnern ſie daran, daß ich die Kinder dies Jahr mit zum Imker nehmen und ihnen den Bienenſtand erklären laſſen will. „Da gibt's neue Wunder in Hülle und Fülle, drauf ihr euch freuen könnt.“

„Kuckuck, Kuckuck!“ tönt's aus dem Wald herüber. Die Kinder zählen und ahmen den Vogelruf nach. „Der Kuckuck, gelt, Mutter, der hat gewiß goldiges Gefieder wie das Zitronenvögeli?“ „Nein, graues“, berichtigt die Mutter. „Aber ein merkwürdiger Kauz iſt er doch mit ſeltſamen Tugenden. Dafür zwar wollen wir ihm danken, daß er die baumtöteriſchen Raupen von den Fichtenzweigen wegfrißt, unbeſehen mit Haut und Haar, wovor's andern Vögeln grauſt — aber wie findet ihr das: daß Herr und Frau Kuckuck es aus purer Bequemlichkeit von Tag zu Tag hinausſchieben, ein ordentliches Neſt für ſich und die Jungen zu bauen? Das eine Mal hat er eine Ausrede, das andre Mal ſie, bis zuletzt das erſte Eilein eben einfach kommt. Da nimmt's denn Frau Kuckuck und trägt's heimlich zu Finkens ins Neſt, die den gefräßigen Findling mit ihren eigenen Kindern auffüttern. Wenn er dann groß iſt, kommt vielleicht eines Tages Papa oder Mama Kuckuck zu ihm, gibt ſich zu erkennen und ſagt: Mein Sohn, wenn wir dies Jahr die große Reiſe übers Meer antreten, wirſt du wiſſen, wem du zur Seite zu fliegen und nötigenfalls zu helfen haſt! Wenn du nun der junge Kuckuck wärſt, Gerd?“ „Danke ſchön, tät ich da ſagen!“ ruft der Junge empört. „Wer die Müh gehabt hat mit mir, ſoll auch die Hilfe kriegen! Euch helfen wir dann ſchon einmal, wir Kinder, Mütterchen, gelt?“ „Ja, ja, wir helfen dir!“ verſichert nun auch Agnes und hängt ſich an ihr Gewand. „Erſt helf ich nun wohl einmal euch, heimkommen nämlich“, lächelt ſie und faßt Reinholdchen am Arm, der ganz verſunken ſtehengeblieben war. „Jetzt weiß ich, was wir morgen machen zu Vaters Geburtstag!“ verkündigt er ſtrahlend. „Da draußen feiern wir ihn. Du Gerd, ſtellſt den Wald vor mit einem Tannenkranz und deiner Kuckuckspfeife; Agnes im blauen Kleid mit Schnecken und Muſcheln iſt das Bächlein, und ich bin der Frühlingsbub, der alle Blumen und alle Tiere und den Vater hervorgeholt hat. Alles, alles ſoll wach werden und luſtig ſein. So feiern wir einen ganzen großen Frühlingsgeburtstag!“

Hedwig Bleuler-Waſer

Digitized by Google

Körperpflege

Das „Pudertaschentuch"

Wir zitieren. „Für Damen, die es lieben, sich zu pudern, empfiehlt sich ein Pudertaschentuch, das im Theater, auf Spaziergängen usw. jederzeit unauffällig gebraucht werden kann." Mit den Worten: „Ein solches wird, wie folgt, hergestellt: Man nimmt ein kleines Taschentuch von weißer leichter Seide . . ." wird dann eine ausführliche Anweisung eingeleitet, die mit dem hübschen Satze schließt: „Man kann das Tüchelchen in jede Kleider- oder Handtasche stecken und bei Gelegenheit, ohne daß es bemerkt wird, benützen."

Das steht nicht etwa in einem Brevier für Lebedamen, sondern in einem ganz reputierlichen Familienblatt. Nämlich unter der Überschrift „Allerlei Winke für jung und alt" in der „Gartenlaube" (1912, Nr. 10). Wie sagte Hamlet? „Ich habe auch von euren Malereien gehört. Gott hat euch ein Gesicht gegeben, aber ihr macht euch ein anderes." Nur sagte er das vor — einiger Zeit, heute sind wir ja bekanntlich ein paar Jahrhunderte weiter. M

Bildung und Schule

Zum Kapitel: Volksschul- und höhere Lehrer

Die Leser des Kunstwarts haben in den letzten Heften von den Forderungen erfahren, die zur Weiterbildung des Volksschulwesens in Sachsen erhoben werden. Mit einem beachtenswerten Aufwand an sachlicher, gründlicher Arbeit haben sich für sie die Volksschullehrer selbst eingesetzt: sie sind ja die „nächsten dazu". Bei dem Zusammenhang aller Schulfragen mußte aber auffallen, daß die Lehrer an höheren Schulen dazu bis jetzt völlig geschwiegen haben. Nun aber kam eine Eingabe, die, von vier sächsischen Vereinen höherer Lehrer unterzeichnet, sich dagegen wendet, daß die weiter gebildeten Volksschullehrer in die höheren Schulen eindringen. Hier kommt der Stand der Oberlehrer als solcher an sehr vielen Stellen zu Worte, und zwar in bewußtem und scharfem Gegensatz zu den Volksschullehrern. Und was er sagt, scheint uns in manchem bedauerlich.

Selbst wenn wir uns zunächst einmal mit der Tatsache bescheiden, daß es sich hier um zwei getrennte „Stände" handelt, und wenn wir ganz von der eigentlichen Recht- und Anstellungsfrage, um die sich's dabei handelt, absehen: auf jeden Fall wäre doch die Forderung billig, daß sich diese Stände gegenseitig kennen und ihren Lebensbedingungen nach einigermaßen richtig einschätzen, wenn sie einander gegenübertreten. Davon ist in dieser Eingabe herzlich wenig zu merken. Darum möge es einem, der kein Volksschullehrer ist, der vielmehr früher Gymnasialoberlehrer war, verstattet sein, über jene Eingabe als Symptom einiges anzumerken.

Der Zweck der Volksschule, den auf dem Kongreß für Schulreform die besten Sachkenner mit einer hochstehenden Diskussion kaum zu umschreiben vermochten, ist in dieser Eingabe merkwürdig klar. Er besteht, „abgesehen von der erzieherischen Aufgabe", darin, der „Allgemeinheit eine Durchschnittbildung zu geben, die in der Hauptsache abzielt auf Aneignung eines schlicht gediegenen, volkstümlichen Wissens zum Zweck seiner Verwendung im praktischen Leben". Die Eingabe weiß also nichts von den Bestrebungen für die Arbeitschule, nichts von den neuen Aufgaben der Volkerziehung unter den geänderten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen. Daher hat ihr auch das Lehrerseminar nur die Aufgabe,

Digitized by Google

seine Zöglinge „unter höheren Gesichtspunkten“ (welchen?) mit jenen Wissenstoffen vertraut zu machen und „sie in der Technik des Volksschulunterrichtes möglichst zu vervollkommnen“. Im Gegensatz dazu hat die höhere Schule „mit den Grundlagen der Entwicklung und den Zusammenhängen unsrer Kultur vertraut zu machen“. Sie ist übrigens eine „Gelehrtenschule“ und muß „auf das Hochschulstudium vorbereiten“. Daß die höhere Schule schon längst nicht mehr die Auslese-schule darstellt, die sie ursprünglich bedeutete, wissen die am besten, die in ihr tätig sind; davon aber hier ganz abgesehn: erst durch diese Auffassung der höheren Schule wird vollends klar, was die Eingabe unter der Volksschule versteht. Ihre Lehrer haben es nicht nötig, ja sie haben nicht einmal eine legitime Gelegenheit dazu, die Zusammenhänge und Grundlagen unsrer Kultur kennen zu lernen. Entspricht eine solche Anschauung wirklich auch nur den Tatsachen von heute? Ganz zu schweigen von den Forderungen für die Zukunft.

Es ist merkwürdig, wie schwer wir in Deutschland Atem holen müssen zu „Wagnissen“, die anderswo längst Selbstverständlichkeiten sind. In der Schweiz hat jeder Primarlehrer die Möglichkeit, sich zur höheren Schule emporzuarbeiten; er geht mit dem künftigen höheren Lehrer bis zum Abgang an die Universität oder bis nahe daran fast denselben Bildungsweg. Das Ergebnis ist keineswegs, wie die Eingabe auch unter anderm befürchtet, Abneigung gegen den eignen Beruf, ist vielmehr erhöhte Arbeitsfreudigkeit. Außerdem fehlt jene Rivalität zwischen den Lehrerständen, die bei uns die Weiterentwicklung der Schule so schwer hemmt. Von allen an der deutschen Bildung wahrhaft und innerlich Teilnehmenden ward immer wieder Zusammenarbeit aller Lehrer gefordert, so unter anderm auf dem letzten evangelisch-sozialen Kongreß und im Programm des Bundes für Schulreform. Wir kommen unsäglich langsam damit weiter.

Gewiß: wir haben's schwerer in unsern größeren Verhältnissen als die „Kantönli“. Man braucht auch nicht etwa das Universitätstudium der Volksschullehrer (5000 betreiben es schon gegenwärtig in Deutschland!) und ihr Streben nach der höheren Schule unter allen Umständen gut zu heißen. Man wird vielfach den Volksschullehrern denselben Fehler vorwerfen können, den sie an ihren „Gegnern“ rügen: das Überschätzen der „akademischen Bildung“. Man wird vielleicht eher den in der Schweiz gewählten Ausweg billigen: daß der Bildungsgang der Volksschul- dem der höheren Lehrer mehr auf den untern als auf den höchsten Stufen angenähert werde. Die Volksschullehrer selbst würden wohl eine solche Reform ihrer Vorbildung wie eine Erlösung begrüßen. Darauf aber wird jeder, der über die Tages- und Standesfragen hinaus auf die Zukunft der Nation sieht, bestehen müssen: jede so äußerliche und mechanische Trennung zwischen Volk- und höherer Schule, wie sie die Eingabe vor allem in ihren Begründungen feststellen möchte, würde unendlichen Schaden bringen. Übergänge müssen möglich und von beiden Seiten anerkannt sein. Dabei kann die höhere Schule wie die Volksschule nur gewinnen.

Auch wenn ich nicht gelesen hätte, daß der Verein höherer Lehrer in Leipzig sich von der Eingabe ausgeschlossen hat, wüßte ich, aus eigner Erfahrung, daß viele Vollakademiker sie nicht billigen. Man muß

Digitized by Google

bei derlei Standeskundgebungen immer bedenken: das Wort führen hier die, denen an der Vertretung des Standes als solchen am meisten gelegen ist. Zum eigensten Vorteil der höheren Lehrer selbst wäre aber zu wünschen, daß auch die andern sich regten. Wir leben in einer Zeit, welche die Umwertung aller alten Schulwerte, darunter vielleicht auch unersetzlicher, versucht. Mir war es nach der erfrischend allgemeinen sachlichen Arbeit der Volksschullehrer beinahe peinlich, bei der Erörterung solcher Kulturfragen seitens meiner Kollegen Standesinteressen in den Mittelpunkt gestellt zu sehn.

Ludwig Mahr

Etwas von der österreichischen Volksschule

Bei den Arbeiten für die Neugestaltung des Volksschulwesens könnte man sich viel Klärung und Ermutigung aus der Kenntnis von Volksschulgesetzen verwandter Staaten holen. Namentlich sollte doch die Frage allgemeinen Anteils gewiß sein: wie haben die Deutschen außerhalb des Reichs ihre Schulen organisiert? Die Schweiz hat bekanntlich keine einheitliche Staatschule. Desto mehr Gestaltungsmöglichkeiten sind vorhanden; was wir hier lernen können, faßt Rühlmanns „Idee der staatsbürgerlichen Erziehung in der Schweiz“ (Teubner) gut zusammen. Dagegen ist das österreichische Volksschulwesen durch das Reichsvolksschulgesetz von 1869 einheitlich geregelt. Dieses unterscheidet öffentliche und Privatschulen. So sind vor allem alle konfessionellen Schulen Privatschulen. Die öffentlichen sind interkonfessionell und allgemein, ohne Trennung nach Stand und Bekenntnis. Die Schulaufsicht ist (ebenso wie die Rechtsverhältnisse der Lehrer) nach der Gesetzgebung der einzelnen Kronländer geregelt. Sie wird durch Orts-, Bezirks- und Landesschulräte geführt. Allen drei Körperschaften gehören Vertreter der Konfessionen, Abgeordnete des Landesausschusses oder der Gemeinde und Fachmänner im Lehrwesen an (im Bezirks- und Ortschulrat also Volksschullehrer). Die Bezirkschulinspektoren werden zu mehr als der Hälfte den Volksschullehrern entnommen. Nur die Aufsicht über den Religionsunterricht, für den die betreffende Konfession zu sorgen hat, steht der kirchlichen Behörde zu. Auf die fünfklassige Volksschule baut sich in Städten eine dreiklassige Bürgerschule auf. So ist vieles von dem, was jetzt zum Beispiel in Sachsen erstrebt wird, um von außerdeutschen Ländern und von Bayern ganz zu schweigen, nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Österreich schon erprobt.

Automaten gegen Schund

Zu den Dingen, die der Dürerbund im Stillen vorbereitete, gehörten auch Bahnhofautomaten zur Verbreitung guter Literatur — die Sache war bei uns sogar schon so weit gediehen, daß wir auf eine besondre Einrichtung ein Patent genommen hatten, um bei dem zu erwartenden Wettbewerb eine Irreführung des Publikums durch geschäftliche Spekulation vereiteln zu können. Nun beginnt der Reclamsche Verlag Bahnhofautomaten für seine Universalbibliothek einzurichten. Das ist eine gute Sache, und da der Dürerbund Aufgaben und Arbeiten in Überfülle zu erledigen hat, so verzichtet er vorläufig auf die Ausführung seines eigenen Planes sehr gern. Entweder: Reclam treibt es so, daß die Dürerbundautomaten überhaupt entbehrlich werden, oder wir gehen auch an diese Arbeit doch

Digitized by Google

noch, können aber dann von den Erfahrungen Reclams Nutzen ziehn. Nicht alles, was in der Universalbibliothek erscheint, ist einwandfrei guter Lesestoff, aber nichts darin ist „Schund“. Wir dürfen nach dem Geist, der seit lange die Universalbibliothek verwaltet, zu Reclam durchaus das Vertrauen haben, er werde durch eine geschickte Auswahl seiner „Automatenbücher“ auch der guten Sache dienen.

Der Literarische Ratgeber des Dürerbundes

ist nun, nach beinahe einjähriger Arbeit daran, in neuer Auflage erschienen. Er ist wirklich das, was so viele Vorworte von Neuauflagen ein wenig unüberlegt behaupten: beinahe ein neues Buch. Statt 168 hat er jetzt 248 Seiten. Neu eingefügt wurden drei Abteilungen: eine über „Pädagogische Literatur“, die gewiß allgemein als Bedürfnis empfunden wird, nun so zahlreiche Schriften das öffentliche Interesse auf pädagogische Fragen lenken, ferner als Ergänzung zu früheren Abteilungen je eine über „Mathematik“ und über „Philosophie auf naturwissenschaftlicher Grundlage“. Nicht weniger als elf der alten Abteilungen, darunter eine Reihe der wichtigsten wurden ganz neu geschrieben; ergänzt und verbessert wurden alle Abteilungen Zeile für Zeile.

Der Ratgeber ist jetzt ein dickes Buch geworden, ein Buch, dessen Lektüre Ansprüche an die Leser stellt, nicht an ihre Vorbildung, aber an ihr sachliches Interesse. So wie die Lexika von Toussaint-Langenscheidt etwa eine eigne Drucksprache erfinden mußten, um alle Einzelheiten des Lautbildes, der Etymologie usw. wiederzugeben, so haben wir im Ratgebertext und in seinen Listen eine Menge sprachliche und technische, kompositorische und Beziehung-Feinheiten anwenden müssen, um alles Notwendige auf möglichst geringem Raum zu sagen. Und wie man für jene Lexika natürlich die Druckzeichen kennen muß, um alles zu verstehen, so muß man sich in unsern Ratgeber hineinarbeiten, um den Nutzen davon zu haben, den er bringen kann. Dann aber glauben wir auch sagen zu dürfen, daß alle Veränderungen sich für den Kundigen als Besserungen erweisen werden. Und da der „Ratgeber“ noch immer die einzige deutsche Literaturberatung für Laien ist, die alte und neue Bücher wissenschaftlicher und künstlerischer Gebiete gleichmäßig und unparteiisch bespricht, dürfen wir gewiß auch auf die weitere Unterstützung derer rechnen, die uns bisher vertraut haben. Wir bedürfen ihrer auch äußerlich, denn das sehr kostspielige Ratgeberunternehmen ist trotz der großen ausverkauften Auflagen zu gutem Teile ein Geschenk des Dürerbundes an die Gebildeten, ein Unternehmen, das auf rein geschäftlicher Grundlage vollkommen unmöglich wäre, wie es ja ohne jede Rücksicht auf geschäftliche Interessen gestaltet wird. Unser Volk kann den ausgezeichneten Gelehrten und sonstigen Sachkennern, die sich hier zu seiner Beratung verbunden haben, nicht besser danken, als dadurch, daß es den schon in weiten Kreisen anerkannten Einfluß des Ratgebers auf die Verbreitung guter Literatur nach aller Möglichkeit noch fördert.

Der Dürerbund

Zu den Langbehn-Bildnissen,

die wir im 12. Heft veröffentlicht haben, können wir mitteilen, daß die beiden Bildnisse Langbehns von

Unter uns

Digitized by Google

Leibl und Thoma bei der Photographischen Gesellschaft in Berlin demnächst in größerer Reproduktion erscheinen werden.

Lebende Worte

Wohltun

Die allgemeine Wohltätigkeit besteht darin, daß ein jeder von seiner eignen Arbeit und nicht von der Arbeit andrer lebe . . . Die wahre Caritas ist die Hingabe des Werkes eines jeden einzelnen an alle; sie ist die schöne Güte, die harmonische Geste der Seele, die Wohltaten ausgießt. Wir besitzen nichts so eigen als uns selbst, und man gibt nur wahrhaft, wenn man seine Seele, seinen Genius gibt. Diese herrliche Hingabe aber seines ganzen Selbst an alle Menschen bereichert den Geber ebenso sehr wie die Geschenke der Empfangenden.

Anatole France

Unsre Bilder und Noten

Als wir vor Jahren zum ersten Male von Wolfgangmüller sprachen, waren deren noch wenige, die in ihm einen Maler von Bedeutung sahn. Die große Bewegung ums Erweitern der Grenzen, ums Erobern ging vom Impressionismus aus, was man jenseit ihrer anerkannte, waren Einzelpersönlichkeiten im numerus clausus. Wer auf eignen Wegen erst noch berühmt werden sollte, mußte sein Heil entweder mit gartenlaubigem Popularitätmachen durchs stoffliche Interesse versuchen, wie C. W. Allers, oder mit sensationeller Groteske wie Sascha Schneider — zwei Künstlernamen, die man nur zu nennen braucht, um auch den Jüngeren noch aus ihrem eigenen Miterleben die Vergänglichkeit des Tagesruhms zu illustrieren, der heute sinnlos ungerecht emporhebt, um morgen ebenso launisch ungerecht über das Maß hinaus zurückzustoßen. Unter den Stillen im Lande, die mittlerweil aufkamen, war Wolfgangmüller einer der marktfremdesten. Unser farbiger Steindruck zeigt eines derjenigen Bilder von ihm, die mir seine liebsten sind. Was ist denn eigentlich daran? „Daran" ist gar nichts, äußerlich dazu- oder hineingebaut ist nichts, aber gefüllt mit Innenleben ist die tiefe Einfachheit des Bildes bis zum Rand. Wenn wir seine verschiedenen Stellen mit den Augen „besuchen": den braunen Hang links, die feuchte tiefere Stelle mit dem Wässerlein, die dunklen Fichten, den Hintergrund, der ganz schlicht und poselos eine einfache Eisenbahnbrücke zeigt, den tiefdunkeln Waldsaum zum Abschluß links, so finden wir alles einzelne mit liebendem Auge gesehn und mit kunstvollem Fleiße gemalt, aber zu einem Ganzen von besonders starkem Eindruck wächst es noch nicht zusammen. Der Himmel — ja, jetzt auf einmal wird alles zu Einem! Die freudige Seligkeit an der Schönheit des Seins, in diesem Himmel breitet sie sich wie segnend aus. Und so stark der Gegensatz zwischen Wolkenhelle und Erdendunkel, es bezieht sich doch alles aufeinander, wie dieses ruhige Land aus seinem Atem heraus diese Wolken geboren hat.

Allgeyer erzählt ergreifend davon, wie Feuerbach eines Tags in hoher Erregung heimkam: er hatte auf einer Kirchentreppe eine Bäuerin schlafend gesehn und warf sich nun sofort auf den Boden, um, seiner Gewohnheit gemäß, das Geschaute so in großen Zügen festzuhalten. Jetzt

Digitized by Google

keimte in ihm die Pietà. Die wir sein Schaffen kennen, wir wissen, wie weit der Weg von der Konzeption zum fertigen Bilde noch war. Wer das Original in der Schack-Galerie, oder eine gute Nachbildung davon (etwa das Meisterbild Nr. 210) mit der Zeichnung vergleicht, die wir hier verkleinert nach unsrer Feuerbach-Mappe wiedergeben, der wird auch nicht bezweifeln, wo das Vollkommenere erreicht ward, dieses Vollkommenere, nach dem hin ein Geist von der Organisation des Feuerbachischen mit immer neuem Bemühen ringen mußte. Nur bedeutet kein Weg von Entwurf zu Bild nur ein Gewinnen. Schon, daß der Reiz der Skizze verloren gehen muß! „Wie der Reiz der Jugend beim Reifen?“ Doch nicht ganz, denn Jungsein und Erwachsen liegt auf einer Linie, es ist aber nicht für jeden Künstlergeist innerer Zwang, die Skizze zu „überwinden“, der Impressionismus beispielsweis bedeutet ja gerade die Entwickelung der Skizze bis zu ihrer Wirkungshöhe. Die Durchbildung bis zur Klärung jeder Einzelform und jedes einzelnen Formverhältnisses, wie sie Feuerbachs Drange entsprach, bedeutet dagegen das allmähliche Ersetzen des Skizzenreizes durch etwas von andrer Wirkungsart, mag auch die hiermit erstrebte poetische Stimmung kaum merklich oder gar nicht von der Stimmung der Konzeption abweichen. Man vergleiche daraufhin auch hier Entwurf und Bild. Welche Läuterungen, Vollendungen hat allein die Mariengestalt durchgemacht, die doch durch nichts als Haltung und Faltenwurf wirkt. Oder die Christusgestalt bis zu dieser Majestät des Todesausdrucks, während in der Skizze der Christusausdruck ganz anders ist. Auch ohne die drei Frauen fänden wir die Erhabenheit des Unabänderlichen, die Ruhe des vollzogenen Schicksals erst im Bild. Aber wie ursprünglich redet dafür im Entwurf die Leidenschaft eines Geistes, der das Gewaltige in frischem inneren Schauen eben erst wieder erlebt! Was stören uns die Verzeichnungen und Unklarheiten, wo selbst die Striche, die technisch nur das Gröbste der Formen andeuten, Ausdrucksschläge der innern Erregung scheinen! Wie schön in seiner Art das Christusgesicht dazu mit den Haaren, die wie erstorbene Glieder fallen! Und dieser Engel, der dann den Frauen gewichen ist! Und diese Landschaft, die mit einem Fast-Nichts von Aufwand doch nicht minder klar, als die im fertigen Bilde spricht, wie künstlerisch bewußt auch bei dieser alles zurückgedrängt ist, damit sie nur wie ein scharfer Winkel ins Leben schneide! Es hat jedes seinen Wert, das Bild und der Entwurf, — und wir dürfen beide genießen.

Karl Haiders „Melancholie“ kommen wir, wie Haiderschen Werken fast immer, am sichersten von der Landschaft nah, wenn die Gestalt etwa doch nicht unmittelbar zu uns redet. Schönheit, leise, unbewegte, tiefe, das spricht diese Landschaft aus, aber auch ein Gefühl für sie. Man ist versucht, es Heimatliebe zu nennen. Es ist einfach das des innigen Zusammenhanges mit allem hier, denn so überträgt sich auf uns dieses ganz sichere, ganz intime liebende Umfassen, Nachbilden, Aufzeigen jeden Baumes und jeden Strauchs bis weit hinaus. Haben wir nun diese Stimmung aufgenommen, so spricht das Gesicht sofort. Dieser Frauengeist lebt in seiner geistigen Heimat in derselben innigen Vertrautheit mit allem, was in ihr ist. Und sieht nun den kommenden Herbst darin. Das ist alles. Und ist viel. Aber unsre Worte versuchen nur für das Letzte, was in einem Bilde liegt, die Seele, ich möchte sagen: der noch Fremden

Digitized by Google

empfänglicher zu machen. Aussprechen kann dieses Letzte nur das Kunstwerk selbst. —

Zu den Bildern über neue Schattenrißkunst gehört ein kleiner Rundschauaufsatz.

Nicht mit Glockenklang und Chorgesang gedenken wir diesmal „des Osterfestes feierlicher Stunde", sondern mit lerchenfrohen, lieblichen Frühlingsliedern. Sie stammen aus dem Melodienschatze des Jungwieners Friedrich Mayer, aus dem der Kunstwart schon manche frische Gabe dargeboten hat. „Morgens send ich dir die Veilchen" scheint mir eine Weise von Schubertscher Wärme und Süßigkeit, sehr schön gesteigert durch einen gegenläufigen Klavierpart, fest verankert auf Tonika, Dominante und Subdominant, und doch zwischen diesen Grundsäulen voll feiner, zärtlicher, harmonischer und klanglicher Reize. „Will ruhen unter den Bäumen hier" braucht die Rivalität mit Brahmsens bekannter Komposition des Gedichtes wohl nicht zu scheuen. Es ist nicht so sehr das behagliche Glück der Idylle, sondern die unendliche Sehnsucht ins Blaue, ins Grenzenlose, in die sonnige Ferne, was in Mayers Tönen innig zum Ausdruck kommt. Das Ganze ist ein realer zweistimmiger Satz mit Stützharmonien. Die Kantilene des Klaviers darf beileibe nicht etwa passagenhaft heruntergeklimpert werden, sondern muß singend, ausdrucksvoll, im vorgeschriebenen langsamen Zeitmaß, fast möchte man sagen „wie auf der Geige" gebracht werden. Das Zusammenwirken dieser Klavierstimme, die von ihrer hohen Lage oft wie Vogelgezwitscher herabklingt, oft, ansteigend, die ins Weite strebenden süßen Liebesgedanken versinnlicht, mit der Menschenstimme ist dann von einem großen Reiz, der doch gar nichts Berechnetes hat, sondern aus reiner, naiver Intuition sich ergibt. Auch diese beiden, aus früher Zeit des Tondichters stammenden Lieder beweisen, wie mir scheint, daß ihr Schöpfer eines der reichstbegabten lyrischen Talente unter den deutschen Musikern der Gegenwart ist und daß es eine verdienstliche Aufgabe darstellt, zur Verbreitung seiner frohen Kunst durch stets wiederholte Hinweise und Proben beizutragen. Um so mehr, als man ihm gegenüber in seiner Heimat noch immer die Vogel-Strauß-Politik beobachtet, ihn übersehen zu wollen. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Digitized by Google

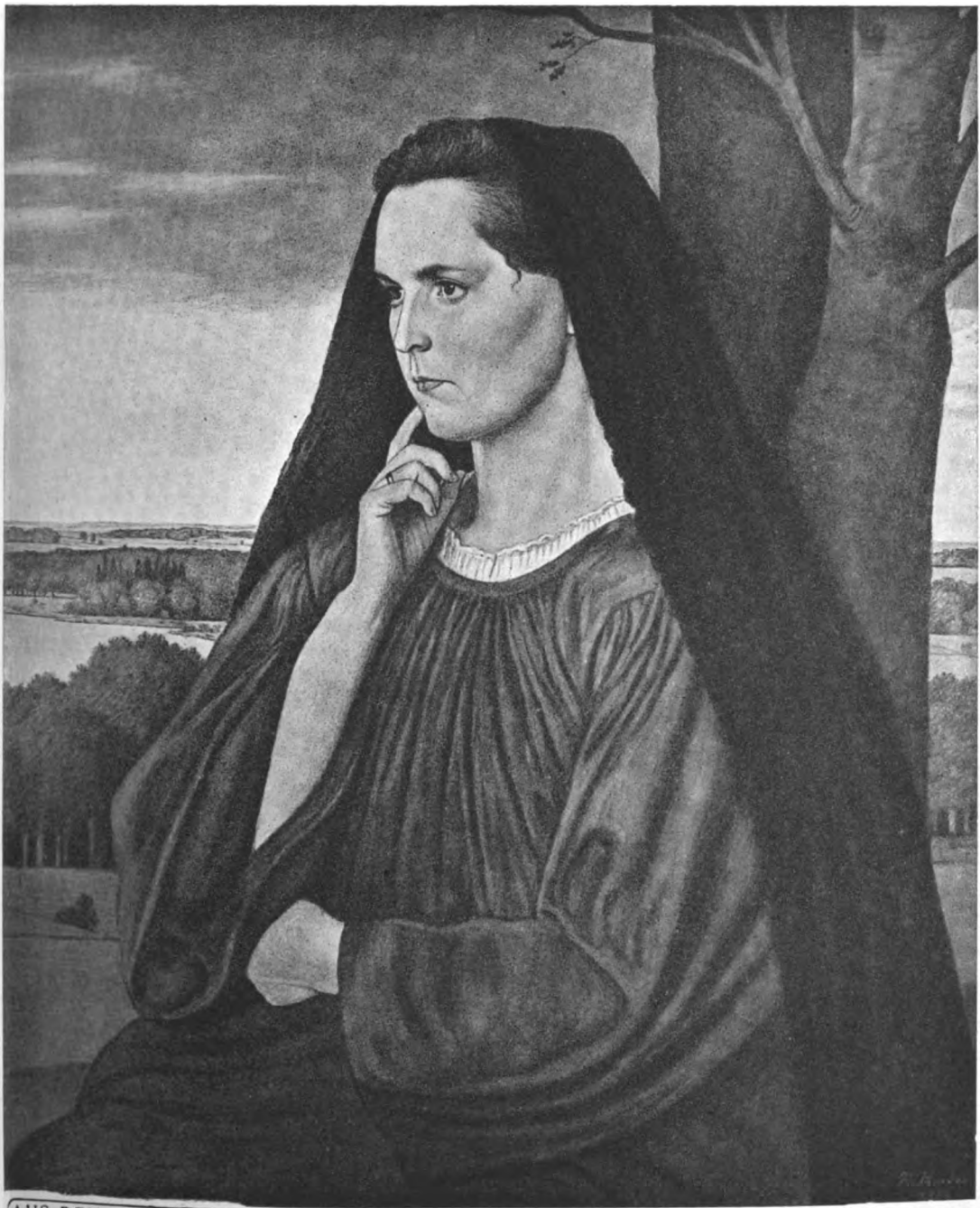
Digitized by Google

(AUS DEM KUNSTWART)

ANSELM FEUERBACH

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

KARL HAIDER

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ARTUR WELLMANN

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ARTUR WELLMANN

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART FRIEDRICH SCHONE

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ANTONIE DECKER

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ANTONIE DECKER

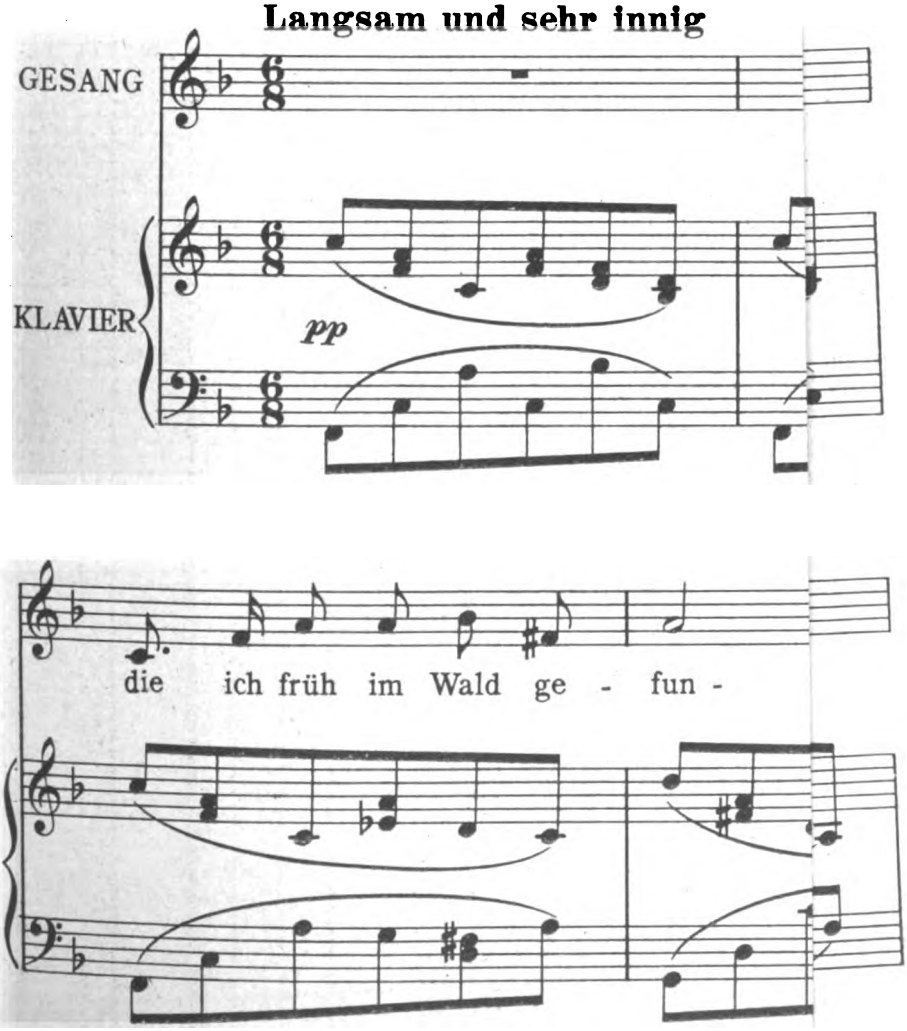
Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

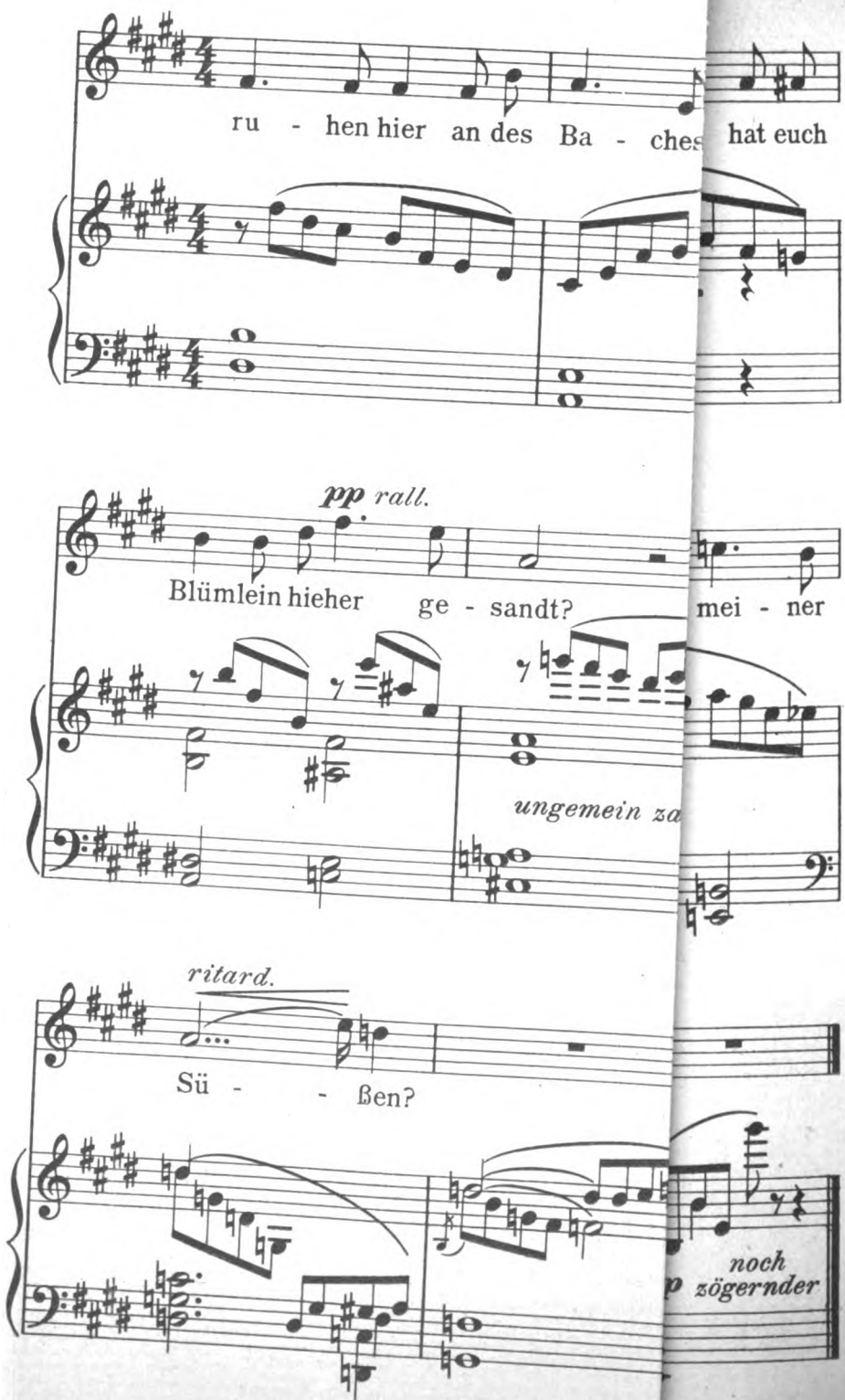
ERNST PENZOLDT

Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART EN



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 25 Erstes Maiheft 1912 Heft 15

Von der Erziehung zu Redensarten

Der deutsche Aufsatz ist augenblicklich der Joseph unter unsern Schulwissenschaften, als zeitweilig jüngster und seinen älteren Brüdern gründlich verhaßter Sproß unsrer Pädagogik. Dieser Haß ist nicht unverdient, denn auch der deutsche Aufsatz beansprucht viel und leistet wenig. Davon ist der Entstehungsgrund dieser: Alle andern schulmäßigen Lehrzweige sind als Disziplinen auf den Universitäten vertreten; der Gegenstand ist ergründet oder es wird wenigstens daran gearbeitet, das in der Schule Gebotene einigermaßen der ernsthaften Wissenschaft anzugleichen, die auf der Universität über den jeweils fraglichen Gegenstand vorgetragen wird. Wo aber findet man den deutschen Aufsatz auch nur als Disziplin an den Universitäten? „Doch in der Germanistik!" Dies kann nur einwerfen, wer nicht weiß, daß Germanistik als Wissenschaft reine Grammatik ist, während die Pachtdomänen, die sie von der Dichtkunst inne hat, teils von der Statistik und Quellenkritik, teils vom persönlichsten Kunstverständnis des einzelnen Dozenten verwesen werden, daher denn die Germanistik mit dem deutschen Aufsatz genau so wenig zu schaffen hat wie die analytische Mechanik. Der junge Oberlehrer soll also eine Sache lehren, die er selbst nicht gelernt hat. Diese welthistorische Verlegenheit ist noch immer die Mutter der ebenso welthistorischen Kunstgattung des Feuilletons geworden. Da nämlich der Lehrer des deutschen Aufsatzes das, was er in seiner germanistischen Ausbildung gelernt hat, in den ihm geläufigen Methoden (Quellenprüfung, statistische Vergleichung usw.) nicht in der Schule vortragen darf, und da er doch anderseits etwas Einschlägiges lehren muß, so verfällt er auf „das Allgemeine". „Das Allgemeine" ist aber immer der dankbare (weil dehnbare) Gegenstand des Feuilletons. Und dehnbar sind die Schulthemata wie Schafleder! Zunächst einmal die Charakterthemata (von Odysseus bis zum Prinzen von Homburg), dann die unmöglichen Vergleichungen von Schicksalen und Charakteren („Odysseus und der Prinz von Homburg"), dann die leeren Analogien („das Leben eine Reise") und dann, der größte Schrecken (aus dem horror vacui) die „philosophischen" Aufsätze („Beharren und Fortschreiten" usw.). Ja, sieht man denn nicht, daß zum Beispiel über Charakterthemata nur ein ganz seltener reifer Mann sollte schreiben dürfen, da ja ungemessene Lebenserfahrung, architektonischer Sinn und seelischer Instinkt dazu gehören, auch nur den einfachsten Charakter aus der Schullektüre nachzuerleben? Der Oberprimaner aber könnte genau so gut seine Herzensmeinung über die Abelschen Integrale zu Papier bringen, wie über den „Koriolan". Wozu also erzieht man ihn? Redensarten zu machen.

So ist also erstens der typische Gegenstand der Schulaufsätze vom Lehrer selbst unverarbeitet und dem Schüler so un-

Digitized by Google

homogen wie nur irgend möglich. Noch schlimmer aber steht es um das Werkzeug, das dem Schüler zur Verarbeitung des Gegenstandes geboten wird, um die Disposition. Die Disposition im strengsten Wortverstande teilt das ungefähre logische Gebiet des Gegenstandes nach disjunktiven Gesichtspunkten ein. Disjunktion nennt man es, wenn einem Ding eine Mehrheit von Prädikaten zukommt, jedoch die Bejahung eines von diesen Prädikaten, die Verneinung der übrigen für den gleichen Zeitpunkt bedingt. So muß jeder Körper fest, flüssig oder dampfförmig sein, er kann jedoch (von den kritischen Temperaturen abgesehen) zu ein und derselben Zeit immer nur entweder fest oder flüssig oder dampfförmig sein. — Das ist ja eine wunderschöne Einteilungsart; nur ist sie erstens leider fast nur in der exakten Wissenschaft anwendbar, da allein hier die Begriffe so durchgebildet sind, daß man wirklich in ihnen Trenngebiete unterscheiden kann. Zweitens ist sie allein da von Nutzen, wo es sich darum handelt, einen bestimmten Gegenstand zu erschöpfen. Zu welchem unerträglichen Bureaukratismus ein solches Verfahren komplexen Begriffen gegenüber führen kann, das sieht man an den verruchten Nutzanwendungen dieser Einteilungsart auf die Charakterthemata. Da wird der Charakter des Macbeth in einen Zettelkatalog von Eigenschaften aufgelöst (1. ehrgeizig, 2. gewissenlos, 3. abergläubisch) und das geistige Band mit einer nachahmenswerten Geschicklichkeit herausoperiert. — Man sollte doch annehmen, daß Irrtümer, die schon seit mehreren hundert Jahren beseitigt sind, nicht mehr im Schulunterricht auftreten dürften. Die Lehre von dem Seelenvermögen hat aber schon Spinoza widerlegt; daher man denn endlich einmal beginnen könnte, Charakterthemata wenigstens nach Methoden anzugreifen, die ein Verstehen der Aufgabe nicht von vornherein verbauen. Man sollte kurzerhand auf zehn Jahre alle Charakterthemata verbieten. — Ich schweige ganz von weiteren grundsätzlichen Schwierigkeiten, die immer dann eintreten, wenn es sich um die Unterordnung von Unterbegriffen unter Oberbegriffe handelt, und schweige von manchem ferneren, denn ich will hier nicht absprechen, sondern es versuchen, zur Besserung Hand anzulegen.

Und da meine ich: will man wissen, wie man zu malen hat, so fragt man die großen Maler; daher, will man wissen, wie man zu schreiben hat, so frage man die großen Schriftsteller. Unter dem Begriff „großer Schriftsteller" will ich aber nicht bloß die Dichter und allenfalls die Philosophen verstanden wissen, sondern alle, die es auf den verschiedensten Gebieten vermocht haben, durch das Werkzeug des Wortes das Verständnis einer einstweilen noch ganz unbestimmt verbleibenden Sache mit Meisterschaft zu erzwingen.

So wird es denn wohl nötig, eine Definition aufzustellen, die rein auf Schriftstellergröße als solche bei unbestimmtem Gegenstand geht. Wohl! Ich stelle die Rechtfertigung für diesmal dahin und sage: ein großer Schriftsteller ist jeder, der ein Maximum an Verständnis mit einem Minimum an Mitteln erzielt, oder, einfacher gesagt: ein großer Schriftsteller ist, wer zum Verständlichmachen einer Sache nur genau so viel Worte braucht, wie nötig. Diese Definition

Digitized by Google

gibt nicht nur K. F. Meyer so gut wie Bismarck, sondern auch Descartes, Robert Mayer und Maxwell ihr Recht.

Fragen wir aber die großen Schriftsteller nach Gegenstand und Disposition, so werden sie für den Gegenstand antworten: ja, ich habe eben über das oder das geschrieben, weil mir das Thema lag und weil mir etwas zu ihm eingefallen war. Hier haben wir den Grund ihrer Größe und den Grund der zahllosen zwecklosen Kümmernisse, die der deutsche Aufsatz gibt: das Thema muß einem liegen und es muß einem was dazu einfallen. Wenn nun aber ein Schüler veranlagt ist, wie jener von Descartes verspottete Mathematiker, der einen großen Dichter gelesen hatte und dann frug: „Was beweist das?“ — ja, was soll denn der Unglückliche über die „Seelenkämpfe des Markgrafen Rüdiger“ zum Beispiel schreiben? Doch höchstens, daß sie unmöglich schlimmer gewesen sein können als seine eigenen. Die Schule aber soll nicht von Eichbäumen Aprikosen ziehen wollen. Ich wäre ganz damit einverstanden, wenn sie auf den Oberstufen alle Fabrikware und sogar alles Mittelgut unter den Schülern durch höchste Anforderungen ausmerzte, damit so die gelehrten Berufe entlastet würden und das gebildete Proletariat verschwände; ein wirkliches Talent aber soll sie nicht zu Fall bringen durch Anforderungen, vor denen es nur darum versagt, weil sie nicht sein spezifisches Können anrufen. Gibt man das zu, so gibt man die Notwendigkeit zu, das Stoffgebiet des deutschen Aufsatzes ganz enorm zu erweitern. Dagegen aber scheint es zwei schwere Bedenken zu geben, erstens: wer soll dann die Aufsätze beurteilen, zweitens: wird damit nicht der Möglichkeit des Betruges Tor und Tür geöffnet? Nun, was das erste angeht, so wird ja wohl ein ausgereifter Mann, wie das der Lehrer des deutschen Aufsatzes ist, den Horizont der ihm anvertrauten Jünglinge einigermaßen überschauen. Und für die Aufsätze, deren Beurteilung besondere technische Kenntnisse verlangt, wie Aufsätze der Mathematik und klassischen Philologie etwa, sind ja die Speziallehrer da. Der zweite Punkt ist ernster. Es steht zu befürchten, daß ganze Sammlungen vergessener Essays ausgeschrieben werden, wenn man die Themawahl so in das schrankenlose Belieben der Schüler stellt. Doch scheint mir auch diese Gefahr vermieden werden zu können durch gewisse, die Themawahl vermittelnde Einrichtungen. Da ein Jüngling von 17 bis 20 Jahren normalerweise wenige oder gar keine eigenen Einfälle haben wird, so ist ja die Themawahl ohnedem meist durch die Eindrücke eines Buches vermittelt. Jede höhere Schule aber hat eine, oft ganz umfangreiche Schülerbibliothek. Wohl, aus dieser Bibliothek soll der Schüler sich ein oder mehrere Bücher auswählen, diese nennen und im Anschluß an sie sein Thema behandeln. Diese Freiheitsbeschränkung, die sich noch vor etwa hundert Jahren die Universitätsprofessoren gefallen lassen mußten, wird keine Perlen aus der Primanerkrone brechen.

Ich komme nun mit Vorschlägen zur Themawahl. Wir müssen damit rechnen, daß der ganze Stil unsres modernen Lebens der Lieblingstochter des höchsten Gottes ungünstig ist: der dichterischen Phantasie. Dennoch aber ist es Phantasie überhaupt, die die

Digitized by Google

Größe macht im Werk von Shakespere wie von Abel, denn man kann auch in Integralen ein Dichter sein. Man sieht aber leicht, daß die Phantasie in dem ungeheuren Zwischenraume, der den englischen Dichter von dem nordischen Mathematiker trennt, unzählige Gestalten haben kann. Wir werden also den Spielarten der Phantasie reichlich Rechnung tragen müssen — ganz im Gegensatz zur augenblicklichen Praxis, bei der der Erfolg im Aufsatzschreiben immer vom Vorhandensein einer gewissen Romanphantasie, oft vom Vorhandensein einer wahren Reporterphantasie abhängt. Warum soll denn aber der angehende Mathematiker nicht die Cliffordsche Darstellung des binomischen Lehrsatzes wiedergeben dürfen, warum soll der künftige Kaufmann nicht ein Kapitel aus Ricardo verarbeiten, warum soll der künftige Kunsthistoriker nicht Nutzanwendungen aus Lionardos Buch über die Malerei machen, warum soll sich der Lehrer vom angehenden Landwirt nicht einiges über Vor- und Nachteile der Kalkdüngung sagen lassen? Man lasse doch Luft in die Schulstube! Der Fluch unsres deutschen Aufsatzes ist die (auf Cicero orientierte) wie eine Seifenblase dahinschwebende Phrase; man wähle daher der Erde nah bleibende, wenig beflügelte Themata. Die Phrase kommt aber auch her von der inneren Freudlosigkeit, mit der der Schüler ans Werk geht. Erzieht der Arbeit freie Bürger, keine Galeerensklaven, und die verlogenen Nachahmungen des römischen Rechtsanwaltes werden verschwinden.

Ich gehe über zur Technik der Darstellung. Fragen wir hier einmal unter den großen Schriftstellern den großen Redakteur nach dem Geheimnis seiner Meisterschaft, so wird er antworten: „Die ruht in zwei Dingen, erstens darin, daß ich unterstreichen, zweitens darin, daß ich ausstreichen kann.“ Suchen wir daraus zu lernen. Was tut der Redakteur? Er modelliert, und zwar mit Licht und Schatten. Das Unterstreichen hebt die logischen Akzente heraus; das Ausstreichen schafft das hinweg, was diese Akzente dämpft. Nun ist der Lehrer in einer weit glücklicheren Lage als der Redakteur. Der Redakteur kann seinem Mitarbeiter den eingesandten Artikel nicht zurückschicken, damit er seiner Arbeit die vermißte Konvergenz auf den Zweck des Gesagten gebe; der Redakteur muß sich mit leichter Retusche begnügen. Der Lehrer aber kann dem Schüler den Aufsatz wiedergeben und sagen: das und das hast du ausdrücken wollen, aber es ist nicht so herausgekommen, und das liegt da und daran. Nun arbeite mir die Sache einmal in diesem Sinne um, laß das weg, füge das zu, setze das da und dahin. Das wird der Schüler — wenn der Lehrer danach ist — bei homogenem Thema gern tun, denn dieses Tun führt den mächtigen Zauber bei sich, der der Arbeit Flügel gibt: die Freude am Gelingen.

Man kann keine Rezepte zum Aufsatzschreiben geben, und man kann vor allem keine geistige Maschine ersinnen, die Dispositionen herstellt. Der ganze Vorgang der Komposition ist nicht wissenschaftlicher, sondern künstlerischer Natur. Und hier kann man mehr vom bildenden Künstler lernen, als man wohl glaubt, denn es kehren genau die formalen Momente, die den Bau des anschaubaren Kunstwerkes bestimmen, in der Schriftstellerei wieder. Der

Digitized by Google

Schriftsteller steht zu seinem Material wie der Maler zur Natur. Der Maler soll sichtbar machen, was da ist, aber doch nicht gesehen wird, und eben das soll der Schriftsteller auch. Wie der Maler mit Licht und Schatten modelliert, so der Schriftsteller: er beleuchtet das Bedeutsame und rückt das Nebensächliche in den Schatten. Die Farbengebung stellt weitere Analogien bei. Darum kann der Schriftsteller seinen Stoff nicht anordnen, wie man eine Bibliothek mit Hilfe eines Zettelkataloges anordnet; er kann nicht eine Disposition austuschen wie ein Junge einen Münchner Bilderbogen, nein, er muß ein, zwei oder drei Dinge zu sagen haben, und alles, was er sonst sagt, soll nur dazu dienen, diese Dinge herauszubringen. Die Subordination und Hierarchie der Wirkungen zu lehren, darauf sei der Ton gelegt. Daher eine weitere Forderung: der Aufsatz sei kurz. Man mache den Aufsatzungeheuern den Garaus, die mit Phrasen gefüllt sind, wie eine gebratene Gans mit Äpfeln. Man mache dem Schüler begreiflich, daß zur Kürze, zur gedrängten Kraft unendlich mehr Genie und Fleiß gehören als zur redseligen Breite. Man nehme Aufsätze von Hume und Adolf Hildebrand, von Robert Mayer und Boltzmann vor und zeige an denen, was das heißt: konzis schreiben. Man weise auch auf die technischen Mittel hin, die der Schriftsteller hat, seinen Gedanken Relief und Konvergenz zu geben, und rede vom Doppelpunkt, vom Sperrdruck, von der Anmerkung, vom Eigennamen für einen Begriff, vom Tempo der Rede, von fortlaufenden numerierten Überschriften, von der Titelwahl, vom Absatz, vom Gedankenstrich, von der direkten Rede, von Nutz und Zweck des Rahmens, von Archaismen, vom Fremdwort — und von solchen Dingen mehr.

Dies bringt mich zum heikelsten Punkt und gleichzeitig zurück zum Ausgang. Ich mache hier Vorschläge, davon ein jeder ein Thema für einen Aufsatz bedeutet — ein Thema, das jeder Schriftsteller, der diesen Namen verdient, ohne weiteres behandeln kann. Woher aber soll der neugebackene Oberlehrer das mit einem Male können, oder, positiv gefragt: wer soll auf den Universitäten die Lehrer die Kunst des Schreibens lehren? Über diese Kunst haben zwar fast alle großen Schriftsteller sich vernehmen lassen (wie Lessing, Lichtenberg, Schopenhauer, Nietzsche) — wer aber will diese disiecta membra sammeln, einträchtig machen und vor allem die „elementare Technik" schreiben? In welcher Form soll diese Kunst gelehrt werden? — Hier kann allein das Experimentieren das Wo und Wie zeigen. Die Universitäten werden sich nicht lange der Pflicht entziehen können, eine formale Kunst zu vermitteln, deren Besitz im Leben sehr viel bedeutet, da schreiben können soviel heißt wie mitteilen können. Vielleicht bedarf es nur einer genauen, von vielen Seiten wiederholten Formelung des eben Geforderten, um Versuche anzuregen.

Friedrich Kuntze

Digitized by Google

Bodenfrage und Städteschönheit

Bodenfrage und Städteschönheit, die soziale und die künstlerische Misere unsres Städtewesens, sie gehören weit mehr zusammen, als man bisher beachtet hat.

Bodenfrage, städtische Bodenfrage — was ist das? Es ist die Frage nach der richtigen Verwendung des städtischen Bodens für seine große Aufgabe, als Unterlage einer möglichst vollkommenen städtischen Ansiedlung zu dienen. Gegenwärtig wird nun bekanntlich bei uns alles Heranziehen und Verwenden des Bodens für städtische Siedlungszwecke maßgebend bestimmt von privaten kapitalistischen Interessen. Die bebauten Grundstücke stehen im allgemeinen in Privateigentum und zwar in einem solchen, das eine starke Verfügungsfreiheit und insbesondere auch eine sehr große Verschuldungsfreiheit der einzelnen Eigentümer erlaubt. Von einem regelnden, mäßigenden, das allgemeine Wohl zum Ziele nehmenden Obereinflusse der Gemeinden oder sonstigen öffentlichen Körperschaften ist nur in mäßigem Grade und vorwiegend gerade da die Rede, wo es am entbehrlichsten ist: durch polizeiliches Dreinreden.

Was aber viel wichtiger ist, das sind die Zustände auf dem Gebiete der Stadterweiterung. Damit die Städte wachsen können, brauchte es draußen auf den Fluren, die dann später bebaut werden, einen langen und schwierigen Vorbereitungsprozeß. Die bisher nach ganz andern, nach landwirtschaftlichen und dergleichen Rücksichten geformten und verteilten einzelnen Feld- und Wiesenstücke müssen in größeren, für die Bebauung geeigneten Blöcken vereinigt, hunderte kleiner Parzellen müssen zusammengekauft, Straßen müssen gebaut, die Versorgungsnetze für Wasser, Gas usw. müssen angelegt werden, und endlich müssen die einzelnen Baustellen an die Bautätigkeit zum Absatz kommen. Dieser ganze große Vorgang der Stadterweiterung nun, der unzählige einzelne wirtschaftliche, rechtliche, verwaltungsmäßige und technische Akte enthält, wird bei uns bisher gleichfalls ganz überwiegend von privaten kapitalistischen Interessen geleitet, vorwärts getrieben und ausgenutzt. Wohl greifen die Behörden durch Bauvorschriften, durch Bestimmungen ein, wie die Straßenlinien verlaufen, wie breit die Straßen sein sollen, wie hoch die Häuser gebaut werden dürfen, wie groß die Höfe mindestens gemacht werden müssen usw. — aber den Kern der ganzen Sache haben doch die privaten Bodenbesitzer in der Hand. Private einzelne Kapitalisten oder Gesellschaften, die bekannten Terraingesellschaften, kaufen das Land von den ursprünglichen Besitzern, den Bauern und Gärtnern, zusammen, formen es um, zerlegen es in einzelne Baustellen, betreiben den Straßenbau, verkaufen an die Baulustigen, bestimmen die Preise und tragen den wirtschaftlichen Gewinn oder Verlust. Es ist hier nicht der Ort, näher auseinanderzusetzen, wie verhängnisvoll dieses überwiegend privatwirtschaftliche und privatrechtliche System unsrer Stadterweiterung wirkt, die, wie wir glauben, nach stärkstem öffentlichen Eingreifen geradezu verlangt.* Hier seien nur zwei große Wirkungen dieses

* Wer sich näher damit beschäftigen will, der sei auf mein umfang-

Digitized by Google

Systems genannt, die gerade für die künstlerische oder vielmehr für die unkünstlerische Gestaltung unsrer Städte von größter Bedeutung sind. Einmal muß nach diesem System natürlich jedes Bestreben auf künstlerische Gestaltung der Städte weitgehend mit der Macht und dem Widerstand der privaten Bodeninteressen rechnen. Zweitens führt dieses System, so wie die Dinge bei uns derzeit liegen, namentlich in etwas größeren Städten, mit Notwendigkeit zu den ungeheuerlichen Preisen der Baustellen an der Peripherie, die wir ja kennen und die in gar keinem Verhältnisse mehr zu den ursprünglichen landwirtschaftlichen Preisen und dem notwendigen Aufwande an Straßenherstellungskosten stehen. Es ist dies die natürliche Folge davon, daß sich, teils auf Grund natürlicher Umstände, teils und namentlich aber auf Grund von Rechts- und Verwaltungseinrichtungen bei uns der nächste schmale Rand noch unaufgeschlossenen Geländes unmittelbar um das bereits bebaute Gebiet herum in einer monopolähnlichen Stellung befindet, wozu dann noch wichtige andre preistreibende Momente treten. Im Gegensatz dazu wäre sehr wohl ein andres, im wesentlichen öffentlich-rechtliches System der Stadterweiterung denkbar, das sowohl den schädlichen Einfluß der privaten Bodenbesitzer wie namentlich die hohen Bodenpreise beseitigen oder doch wenigstens sehr mildern könnte, zunächst an der Peripherie und in der äußeren Umgebung der anwachsenden Städte, mit der Zeit und in Rückwirkung hiervon aber bis zu einem gewissen Grade auch weiter innen. In meinem eben erwähnten Buche finden sich eingehende Vorschläge hierfür.

Was aber hat das alles mit dem Aussehen der Städte und der einzelnen Grundstücke, mit ihrer künstlerischen Gestaltung, kurz mit diesem ganzen wichtigen Stück unsrer äußeren Kultur zu tun?

Unbestreitbar sind zunächst einige Wirkungen auf die Stadtanlage im ganzen. Teurer Boden frißt Zinsen. Deshalb muß er nach Möglichkeit durch Häuser bebaut werden, welche die Zinsen aufbringen. Das Unbebautbleiben größerer Landstrecken, ihre Verwendung zu öffentlichen Parkanlagen, zu Privatgärten, zu großen Plätzen und dergleichen erscheint unter diesen Umständen als ein kostspieliger Luxus, mit dem sehr sparsam umgegangen werden muß. Auf diese Weise wirken die geschilderten Verhältnisse auf dem Gebiete der städtischen Bodenfrage zunächst auf eine gewaltige Zurückdrängung des Grüns, der freien Plätze, der öffentlichen Parkanlagen usw. in dem Stadtbilde hin und damit, wie nicht weiter bewiesen zu werden braucht, auch auf eine schwere ästhetische Verschlechterung. Bis ins kleine läßt sich diese Wirkung oft verfolgen. Wie oft müssen wir zum Beispiel bei neuen großen öffentlichen Bauten darüber klagen, daß das an sich schöne und monumentale Bauwerk nicht recht zur Geltung kommen kann, weil es auf einen viel zu kleinen Platz gestellt und so um seine halbe Wirkung gebracht ist! Was aber ist in soundso vielen Fällen die Ursache dieser kleinen Plätze in unsern neueren Stadtteilen? Einfach die Teuerung

reiches Buch „Die städtische Bodenfrage“ (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 1907, 10 M., gebunden 11.20 M.) verwiesen.

Digitized by Google

des Bodens, die Mißstände unsres Stadterweiterungssystems. Aber es ist nicht allein diese Teuerung, welche die Städteschönheit schädigt, sondern in vielen Fällen auch schon der mit unsern bisherigen Rechtsmitteln nicht genügend zu besiegende Widerstand der Bodenbesitzer. An ihm scheitert zum Beispiel oft genug eine bestimmte, im schönheitlichen Interesse liegende Führung einer Straße oder eines ganzen Viertels.

Schlimmer beinahe noch sind die Wirkungen für die einzelnen Grundstücke in unsern neueren Stadtteilen. Auch hier verschwinden zunächst unter dem Druck der hohen Bodenpreise die breiten, behaglichen Höfe und die schönen Gärten, die wir so vielfach aus der älteren Zeit her kennen — ein unersetzlicher Verlust. Auch die bejammernswerte Verkleinerung und Verringerung unsrer Vorgärten, wie wir sie so massenhaft in unsern Städten antreffen, hängt durch das Mittelglied der hochgetriebenen Bodenpreise mit der städtischen Bodenfrage zusammen. Ein wirklich angemessenes schönheitliches Verhältnis zwischen Haus und Vorgarten entsteht doch nur dann, wenn das Haus seiner Größe entsprechend ein ordentliches Stück in den Garten zurückgerückt ist. Wer aber kann sich das leisten, wenn er jeden einzelnen Quadratmeter Landes mit 20, 50 und 100 Mark bezahlen muß, so daß ihm zum Beispiel bei einer Grundstückslänge von 20 und einer Vorgartentiefe von 12 Metern allein schon der Vorgarten 4800, 12 000 oder gar 24 000 Mark kosten würde? So kommt es dann schließlich zu diesen kümmerlichen Vorgartenstreifen von 3 bis 5 Meter Tiefe vor großen Häusern, die wir ja alle kennen und die weder unter dem Gesichtspunkt der Straße noch unter dem des Gartens irgendwie befriedigen.

Eine weitere künstlerische Schädigung quillt aus unsern Bodenzuständen durch die Zurückdrängung des Bauens für den eignen Bedarf des Bauenden. Daß bei unserm Städtewachstum ein großer Teil der Häuser unternehmungsweise und auf Vorrat gebaut werden muß, ist nicht zu leugnen; aber daß wir derart von dem Bauen für den eignen Bedarf abgekommen sind, daß dieses nur noch eine seltne Ausnahme bildet, das ist erst die Frucht unsrer Bodenzustände. Unter dem System unsrer hohen Bodenpreise ist es im allgemeinen unmöglich, auf den Baustellen kleine Häuser zu errichten, nur das große Haus mit vielen Mietwohnungen wirtschaftet die nötige Verzinsung des Bodens heraus. Hätten wir niedrige Bodenpreise, so würden viele Tausende von Leuten sich kleine eigne Häuser bauen, die jetzt zur Miete wohnen. Damit geht aber unserm Stadtbild ein kostbares Element verloren: das Element derjenigen, die wirklich mit Liebe und die für eigne Bedürfnisse, das heißt also individuell bauen.

Aber aus der Teuerung des Bodens ergeben sich auch für das große Miethaus bedeutende künstlerische Verschlechterungen. Daß der eigentliche Garten wegfällt und der Hof möglichst verkleinert wird, ist schon erwähnt. Damit nicht genug: in jedem einzelnen Stockwerk müssen möglichst viele Wohnungen angelegt werden, um den hohen Bodenzins tragen zu helfen. Das verursacht wiederum die Zerschlagung der Hausfront durch überviele

Digitized by Google

Fenster. Auch in der übertriebenen Ausnutzung des Dachstocks durch Wohnräume, die dann gleichfalls mit ihren Fenstern begierig nach Licht und Luft schnappen, während uns bei so vielen schönen älteren Häusern gerade der ruhevolle, vornehme Abschluß des Hauses nach dem Dache hin entzückt, tritt uns die rücksichtslose Ausnutzung der gegebenen Fläche im Interesse der Aufbringung der Bodenzinsen entgegen.

Eines der schlimmsten Gewächse auf dem ganzen Sumpfe unsrer städtischen Bodenzustände ist bekanntlich der Bauschwindel. Da werden oft Hausbauten durch gänzlich unvermögende und auch mehr oder minder unfähige und unsolide Leute unternommen; brechen diese wirtschaftlich zusammen, so ergeben sich die schwersten Schädigungen der Handwerker. Diese Art Bauunternehmer wird von den Bodenbesitzern, deren Terrains sie verwerten, vorgeschoben. Selbstverständlich ist von solchen Biedermännern in künstlerischer Beziehung nur das Allerübelste zu erwarten — wie man alles möglichst billig bekommt, von der Bauzeichnung an bis zum letzten Dachziegel, das ist ihre oberste Sorge.

Endlich ist auch zu bedenken, daß die massenhaften großen und vielfach durchaus müheloſen Gewinne, welche unter den derzeitigen Verhältnissen von den ursprünglichen Besitzern unsres städtischen Bodens sowohl wie von der Spekulation mit ihm gemacht worden sind, einen erheblichen Beitrag zu dem bei uns so mächtig ins Kraut geschossenen Parvenütum mit seinen verheerenden Wirkungen auf den Geschmack im allgemeinen, wie hier insbesondere auf den Geschmack im Bauen geliefert haben.

Überblicken wir all diese Übelstände zusammen, so können wir uns der Überzeugung nicht mehr entziehen, daß in den Mißständen unsrer städtischen Bodenpolitik oder vielmehr Nichtpolitik eine der stärksten Quellen der Unkultur in der äußeren Erscheinung unsrer Städte, eine der Hauptursachen des Mangels an Städteschönheit bei uns liegt. Wir haben in einem früheren Aufsatz (Kw. XXII, 3) davon gesprochen, daß die Häßlichkeit der Städte unsres Zeitalters kein Zufall sei. So ist es. Der Geist, der in den Menschen eines bestimmten Zeitabschnittes und in ihren Einrichtungen lebt, der Charakter, den die Grundlagen ihres ganzen Daseins tragen, muß sich schließlich auch in den äußeren Werken, welche diese Menschen schaffen, ausprägen. Man kann, um es grob zu sagen, vom Ochsen nicht mehr als Rindfleisch verlangen. Ein Zeitalter des Mammonismus, der grobdrähtigen Verehrung mit den Händen schon greifbarer Nützlichkeit und des wilden Ringens nur erst um die Existenzgrundlagen einer neuen Ordnung der Dinge, — es kann keine schönen Städte bauen.

Aber damit ist nicht gesagt, daß es so bleiben muß. Es regt sich an vielen Enden, gute Anfänge sind da, wir beginnen wieder zu einer höhern und feinern Auffassung des Lebens und seiner Werte durchzudringen und den entsprechenden Ausdruck dafür in unsrer äußeren Kultur zu schaffen. Viel ist schon damit auch für die schönere und bessere Gestaltung unsrer Städte gewonnen. Aber nicht alles. Diese geistige und künstlerische Umwandlung muß einen entsprechenden Niederschlag auch auf sozialem Gebiete finden in einer

Digitized by Google

ganz andern Behandlung der städtischen Bodenfrage. Mittel und Wege hierzu gibt es. Ergreifen wir sie nicht energisch, so werden die Bemühungen um eine echte Schönheit unsrer Städte zum guten Teile nutzlos bleiben. Wenn aber Sozialpolitik und künstlerisches Streben Hand in Hand gehen, so werden sich auch hier Erfolge erreichen lassen, die wir jetzt kaum erst ahnen.

Karl von Mangoldt

Lose Blätter

Aus Ludwig Thomas „Wittiber"

Thoma gehört zu den bekanntesten deutschen Schriftstellern durch seine mit allem Behagen des Überlegenen die Schwäche des Gegners aufstechende Satire, eine Satire, die derb genug ist, um auch auf wenig tief Blickende zu wirken und die doch so treffsicher charakterisiert, daß auch die Ansprüche des geistreichen Lesers erfüllt werden. Was der „Simplizissimus" anfänglich mehr durch die Bildkraft Heines, Thönys, Pauls leistete, das wirkte Thoma später durch das Wort, und so haben er und das gefürchtete Witzblatt sich nicht ohne tieferen Grund gefunden. Begreiflich, daß Thoma in der satirischen Wochentag-Arbeit nicht stets auf der höchsten Ebene bleiben konnte, daß er gelegentlich langatmig und dünnatmig wurde. Um so mehr ist geboten, daß man sein literarisches Bild nicht allein nach den Simplizissimus-Beiträgen zeichnet. Thoma hat ein gutes Recht darauf, als Menschendarsteller mindestens ebenso ernst genommen zu werden, wie als Menschenverspotter. Und es ist erfreulich, daß sein Blick für das Wesentliche durchaus nicht abgestumpft erscheint in dem ganz ernsten, einfachen Bauernroman vom „Wittiber", mit dem er nun wieder an seine gehaltvollste Arbeit, den „Andreas Vöst" anknüpft. Im Gegenteil, keine noch so verlockende Situation verleitet ihn hier zum Spielerischen, zum Spaß oder zur tendenziösen Ausbeutung, alles ist mit unbeirrbarer Sicherheit nur auf das Wesentliche, auf die zutiefst bewegenden Kräfte hin gestaltet. Diese 280 Seiten starke Geschichte erweist nicht nur, daß ein Mann wie Thoma seinen geistigen Kampf mit dem vollen persönlichen Rechte des starken eigenen Erfahrens und Erlebens führt, sondern sie offenbart auch eine echtbürtige poetische Stärke.

Der Stoff ist der einfachste, den man sich erlesen kann. In seinen Fünfzigern stehend verliert ein reicher Bauer sein Weib. Die ehrliche Trauer hindert ihn nicht, noch am Abend des Begräbnistages die robuste Art seiner Magd zu bemerken, ein paar Wochen danach erzwingt er sich im Rausch den Eintritt in deren Kammer. Daraus entsteht Haß und Streit. Auf der einen Seite steht er, zwar ohne jede Liebe für die Magd, doch im empfindlichsten Bewußtsein, sein Herrenrecht gegen alle Eingriffe wahren zu müssen; auf der andern seine Tochter, die die „Schand" nicht mit ansehen mag, und der Sohn, der auf den Hof wartet, den Vater ins Austragstübchen und das „Weibmensch" zum Henker wünscht. Keine differenzierten, aber harte Leidenschaften, die Stunde für Stunde die gleiche Zielvorstellung, die selben Gedankengänge wachhalten und bis

Digitized by Google

zum Überlaufen steigern, solche Gefühle herrschen hier und machen mit wenigen harten Worten und viel kleinen, bösen Handlungen das bißchen Familienleben zur Hölle. Als der Bauer das Mädel über die Kündigung hinaus behält, da sie ein Kind von ihm trägt und er diese Angelegenheit ordnen will, faßt der Sohn das als bitterste Kränkung auf. Auf der Hochzeit der Tochter, die sich der düstern Atmosphäre entzieht, bevor Unglück ausbricht, reizt der Vater im Rausch den Sohn, zeigt seine Überlegenheit, kämpft mit schlechten Waffen den durch keine „Bildung" verfeinerten brutalen Kampf von Alt gegen Jung. Dem stumpfen Sinn des halb und halb Enterbten gilt als Urheberin, Zusammenfassung, Brennpunkt, einziger Träger allen Übels das mehr vergewaltigte als willfährige Mädchen. Die auf die gleiche Stelle des Bewußtseins stets einhämmernden Gedanken überwältigen ihn: der vom Feld heimkehrende, arbeitfrohe Bauer findet die Mutter seines unerwünschten Kindes ermordet, seinen Sohn, den er heimlich doch zum baldigen Erben bestimmt hatte, als Mörder. „Das Anwesen des Sebastian Glas, zum Schormayer in Kollbach, ist im Herbst des selbigen Jahres zertrümmert worden, nachdem sein Sohn Lorenz zur schwersten Zuchthausstrafe verurteilt worden war. Der Vater bewohnt in Dachau ein kleines Haus und ist durch starkes Trinken in seiner Gesundheit sehr zurückgekommen." So endet die Geschichte mit wenigen wuchtigen Tatsachen, nachdem sie ein paar Monate in groben Erregungen, kurzen und harten Unterredungen und einfachen, aber ausdruckstarken Handlungen gespielt hat.

Es ist ein weiter Abstand, der etwa zwischen einem unserer klassischen Romane und diesem liegt; und viele wollen darum nichts davon wissen, daß auch diese Kunst, auch diese Wirklichkeitdarstellung Dichtung sei. Doch ist sie es, weil alles, aber auch jeder kleine Zug in Rede und Erzählung hier dem Aufzeigen des inneren Lebens in diesen Gestalten dient; das tiefste menschliche Interesse, das Interesse am Ewig-Menschlichen bleibt hier dauernd wach. Aber Thomas Werk ist auch „Heimatkunst" im allerbesten Sinne: es zeigt uns einen sehr wichtigen Teil des bayrischen Volkes unsrer Zeit in eindringlichster Spiegelung. Insofern ist es doppelt wertvoll, daß dies Werk dem satirischen Verzerren des Simplizissimus so fern steht und ganz ernst, sogar mit einer kräftigen Liebe geschaffen ist. Ein verwegener Mut könnte fragen: was helfen uns alle geistigen Kulturerrungenschaften, was soll uns Kunst, die letzterreichbare Ekstasen und aus hundert Motiven bewegte Erregungen schildert und Gedanken der größten Abstraktion vermittelt — solange *diese* Schilderung noch wahr ist und wir allen Grund haben, uns bewußt zu halten, daß Millionen Volkgenossen *so* leben, von diesem Kreis von Interessen und Antrieben umschränkt? Sollten wir nicht diese Kunst, deren breiteste Wirkung also zu wünschen ist, nicht sogar jener vorziehen?

Ich glaube, daß solche Fragestellungen keine rein vernünftige Antwort zulassen, daß für ein Ja oder Nein mehr die Sympathie als das Urteil entscheiden wird. Aber es ist nicht unbillig, darauf hinzuweisen, daß Fragen dieser Art des tieferen lebendigen Sinnes nicht entbehren. Und es gehört zu den guten Wirkungen echter und starker Werke wie dieses „Wittibers", daß sie den Leser innerlich auf solche Probleme hindrängen.

Ezard Nidden

Digitized by Google

[Wir bringen im folgenden den Anfang des Werkes, der gleich kräftig mit einer Umweltzeichnung und darauf mit dem eigentlichen „Wittiber"-Thema in die beiden Grundstimmungen des Werks hineinführt. Das zweite Stück ist dem Schluß entnommen: die Hochzeit der Tochter Ursula des „Wittibers" Schormayer. Die schwüle Luft vom Vaterhaus her weht auch hier hinein. Die Weiber wissen in übertriebenem Ton von den Vorfällen dort zu reden, das schlecht gewahrte Andenken an die Bäuerin wird hervorgehoben; der „Austrag", das bittere Zurücktreten des noch nicht Alten zugunsten des mehr als erwachsenen Sohnes wirft seine Schatten, und eine Zeitlang bricht die schwelende Mißgunst aus gegen den Sohn (Lenz), der die Stunde allzu drängend erwartet. Auch das Mißverständnis des Lenz, als ob der Alte die verhaßte Magd Zenzi zur Hausverwalterin (Hauserin) machen wolle, bahnt sich an. Wenige Stunden später geschieht das Verbrechen, das alles furchtbar endet.

Das Buch ist im Verlag Albert Langen in München erschienen.]

„Um d' Kathi is schad; dös behaupt i, weil 's wahr is, und koa besserne Hauserin is weit umadum net g'wes'n," sagte der Zwerger von Arnbach, und Männer und Weiber, die beim Leichentrunk saßen, nickten beistimmend.

„De Ehr' muaß ihr a niada Mensch lass'n, daß ihr d' Arbet guat von da Hand ganga is."

„Han?"

Die Fischerbäuerin von Neurieb redete undeutlich, weil sie ein tüchtiges Stück Wurst kaute; aber wie sie es hinuntergeschluckt hatte, wiederholte sie ihre Worte.

„Daß ihr d' Arbet guat vo da Hand ganga is, sag i."

„Und halt vastanna hat sie 's aa," rief einer über den Tisch hinüber.

„Freili hot sie 's vastanna. Und gar so viel a guate Melcherin is sie g'wesen", sagte die Fischerbäuerin, die als Schwester der Verstorbenen heute ein Aufhebens machen durfte. „Solchene muaß it viel geb'n, und it leicht, daß a mal a Kuah nach ihr ausg'schlag'n hat, und vo drei Strich hat sie so viel Milli ausg'molka, wia'r an anderne aus vieri."

„Und g'rat'n is ihr alssammete," rief die Huberin von Glonn, „sie hat a niab's Kaibi durchbracht; und bal si oans no so g'ring herg'schaugt hat, is ihr it umg'stanna."

„Was mög'st?" fragte der Zwerger, den die Fischerbäuerin anstieß. „Ah so! Geh, theat's d' Würscht no mal her!"

Und er gab der Nachbarin hinaus, die mit Messer und Gabel darüber ging und wehleidig sagte: „Es is schad um sie, weil sie gar so viel a guate Melcherin war."

Der Schormayer von Kollbach hörte die Lobreden oder hörte sie nicht; er schaute verloren an sein Bierglas hin; und wenn er den Deckel aufmachte und eines trank, geschah es auch gedankenlos und ohne Genuß.

„Was hoscht jetzt an Sinn?" fragte ihn der Zwerger.

„Wia?"

„Was d' an Sinn hoscht? Übergibst, oda machst alloa furt?"

„I bin do it alloa."

Digitized by Google

„Ja no, bei Tochta werd aa it ledi bleib'n mög'n; und bal sie heireth, was is nacha?"

„Dös woaß i jetzt aa it."

„Geh, Zwerger, laß guat sei! Wer red't denn von Abageb'n, bal ma d' Muatta erst vor a Stund ei'grab'n hamm?"

Der Schormayer Lenz sagte es, und zeigte sich überhaupt als rechtsinnigen Menschen, der auch im Unglück seine fünf Sinne beisammen hat, indem er acht gab, daß beim Leichenmahl alles mit Ordnung ging und Verwandte und Gefreundete herzhaft zugriffen.

„Ja no," antwortete der Zwerger, „mi red't grad; und wer woaß, wann mi wieda beinand is. Und es is guat g'moant g'wen, Schormayer; des sell derfst g'wiß glaab'n."

„Wia?"

„I sag, daß i dir nix schlecht's moan, und nix für unguat!"

„Na, na!"

„Bal d' Kathi bei'n Leb'n blieb'n waar, kunnt'st freili no a fünf Jahr regier'n, aber a so werd 's dir hart o'kemma."

„Ja, ja."

„Sie is so viel a guate Melcherin g'wen, und in Stall überhaupts hat 's koa besserne gar it geb'n," sagte die Fischerbäuerin, indes sie einen Löffel Rübenkraut zum Schweinfleisch nahm.

„Der Herr gebe ihr die ewige Seligkeit und lasse sie ruhen in Frieden, Amen!" rief am untern Ende eine scharfe Stimme, die zu den frommen Worten nicht recht paßte.

Und sie ging von der Asamin aus, die mit einem kleinen Gütler ein armseliges und streiterfülltes Leben führte.

Sie hatte aber auch mit der Katharina Schormayer eine Schwester begraben und mußte deswegen an diesem traurigen Tage gehört werden.

„Amen!" responsierten die Verwandten und Gefreundeten, und räusperten sich dazu; denn sie gönnten der Asamin nicht, daß sie das Wort führen sollte.

Dann war es still; bloß daß man Gabeln und Messer auf den Tellern kratzen hörte, oder auch einen, der seufzte, oder einen, der sagte: „Ja no! Jetzt is scho amal a so."

Nach einer Weile jedoch brachte der Zwerger die Unterhaltung wieder in Fluß.

„Des muaß mi sag'n, schön hat da Herr Pfarra g'redt, und g'rad sei' hat a sei Sach' fürbracht."

„Er hot überhaupts a guat's Mäuwerk," lobte der Schneiderbauer; „da is er ganz anderst wia der inser in Arnbach. Der sell ko gar nix."

„Dös is wahr, bei dem muaß mi einschlafa, aba an Herrn Metz lob' i. Er hat der Schormayerin ihr Ehr geb'n, daß mi z'frieb'n sei muaß."

„Ein fleißiges Weib ist eine Krone ihres Mannes, hat a g'sagt, und dessell hat er aa g'sagt: durch ein weises Weib wird das Haus erbauet. I hon ma's guat g'mirkt."

Die Asamin ließ sich zu oft hören.

„Mirk d' as no! Du ko'st as guat braucha!" schrie der Schneiderbauer grob und brachte viele zum Lachen.

„Bal's aba da Herr Pfarra g'sagt hat!"

Digitized by Google

„Is ja recht, mirk da 's no g'rad!"

„Von a Predigt ko si a niada was hoam nehma, net grad i alloa."

„Is ja recht."

„Und des sell derf i do sag'n, daß mi de Predigt g'fall'n hat, und überhaupts is sie von mir so guat a Schwesta g'wen als wia vo de andern; und des is amal wahr, daß er dös g'sagt hat. Ein fleißiges Weib, hat er g'sagt, ist die Krone des Mannes."

„Is ja recht, bal's no du aa oane waarst!"

„Nacha kriaget der Asam vielleicht gar was für di," sagte der Zwerger; und wieder lachten Verwandte und Gefreundete.

„Schaug no, daß du was kriagst für de dei'; und des sell muaß i dir no sag'n . . ."

„Sei amal staad!" mahnte Lenz so nachdrücklich, daß die Asamin einhielt.

Und jetzt schob auch seine Schwester Ursula die Fleischplatte vor den alten Schormayer hin.

„Geh, Vata, iß dennersch was!"

„I mog it."

„Dös is jetzt aa nix, bal du a so da hockst; is ja des best' Sach!"

„I mog it, sag' i."

„Wickel's eahm ei!" sagte die Fischerbäuerin. „Dahoam mag er 's na scho."

Der Wittiber trank ein ums andere Mal und schaute mit leeren Augen vor sich hin, daß es den Schneiderbauern erbarmte.

„Wie lang bist jetzt verheireth g'wen?" fragte er den stillen Mann.

„I?"

„Ja, muaß do bald dreiß'g Jahr sei."

„It ganz. Achtazwanzgi san mi beinand g'wen."

„Is a lange Zeit. Da g'wohnt ma si z'samm."

„Da g'wohnt ma si z'samm, ja, ja! Und jetz woaß i gar nix mehr, wo i hi'g'hör', und dahoam is nix, und anderstwo is aa nix."

„Es werd scho wieder, Vata, laß no guat sei!" sagte Lenz.

„Nix werd 's. Dös vastehst du net. Bal mi achtazwanz'g Jahr mitanand g'arbet hat, und is oan Tag g'wen wia den andern, und auf oamal is 's gar, dös is dumm ganga. Dös hätt' 's it braucht."

„No schau, bei dir is no net allssammete aus," tröstete der Zwerger. „Du host a Bargeld und kost zuaschaug'n, wann's d' heut übagibst."

„Ja, bal i d' Arbet nimma hab, was is denn nacha? Und alloa is d' Arbet aa nimma luschti. Dös is amal nix mehr und werd nix mehr."

Er schaute wieder vor sich hin und rührte nichts an von allem, was aufgetragen wurde.

Den andern aber hatte die Trauer den Appetit nicht verschlagen; sie langten herzhaft zu, und über Essen und Trinken wurde es lebhafter.

Von der seligen Schormayerin war nicht mehr so viel die Rede als von der Ernte und von den Viehpreisen; und jeder wußte etwas zu sagen, was seiner Kenntnis Ehre machte.

Und wie sich der Eifer steigerte, wollte auch der Lenz zeigen, daß er gut beschlagen war.

Die Fischerbäuerin wieder nahm sich der Ursula an und erzählte ihr

Digitized by Google

von einigen Bauernsöhnen, die rund herum mit guter Aussicht fürs Leben zu heiraten waren.

Und wenn ihr die Namen ausgingen, wußte gleich eine andere noch einen besseren zu rühmen; und über ein kurzes steckten die Weiber ihre Köpfe zusammen und waren vom Sterben mitten ins Heiraten gekommen.

Die Asamin nicht.

Ihre Meinung hatte in solchen Fragen erst recht keine Geltung, und überdem hielt sie es für richtig, jetzt mit einigen Wünschen an den Schormayer zu gehen.

Ohne daß es die andern viel bemerkten, setzte sie sich hinter den Wittiber und fing erst einmal kräftig zu seufzen an. Da er nicht darauf achtete, zupfte sie ihn am Ärmel und sagte: „Dös is a wahr's Kreuz!"

Der Schormayer wandte sich um. „Was willst?"

„A Kreuz is, sag i, daß d' Kathi hat sterb'n müassn."

„Jetz laß du mi aus!"

„Ja, glaabst, mi bekümmert dös nix? Sie is vo mir aa'r a Schwesta g'wen."

„I woaß scho."

„Und bal i aa g'rad an arme Güatlerin bi, des sell macht da gar nix aus. Vielleicht hon i mehra Derbarma mit dir als an anderne."

„I dank da schö. Ja, is scho recht." Und er drehte ihr den Rücken zu.

Aber die Asamin war darüber nicht traurig, sie schaute links und rechts, ob die Gespräche noch im Fließen waren; und wie sie das mit Befriedigung sah, faßte sie wiederum den Schwager am Ellenbogen.

„Was hoscht denn?"

„Du, hat d' Kathi gor it dergleich'n tho, daß sie ihre Verwandt'n a bissel was zuakemma laßt?"

„Na, gar nix."

„Koan Pfennig it?"

„Na, sag i."

„Sollt'st nacha scho du a wengl was thoa, daß mi liaba bet' dafür."

„Bal's d' net gern bet'st, laßt d' as bleib'n."

„Sei no net glei a so gach. Mi sagt ja grad, weil 's a guat's Werk waar, wann mi an arma Menschen was gab."

„Du hoscht ihra Lebzeit'n gnua kriagt, und hoscht as do bloß vabutzt."

„I?"

„Ja, du! Und jetz laß mi mei Ruah!"

„Jetz da muaß i lacha. Wos hon denn i kriagt von ihr?"

„I red nix mehr."

Der Schormayer war ein weniges aus seiner allertiefsten Trübseligkeit gerissen und zeigte seiner Schwägerin die breite Seite.

„Luaba!" brummte er vor sich hin und trank einmal.

Die Asamin gab viel und doch nicht alles verloren; sie wartete etliche Zeit, bis nach ihrer Meinung die Trauer wieder obenauf schwamm.

Dann kriegte sie den Wittiber nochmal am Ärmel.

„Ja Herrgott . . .!"

„Geh! Muaßt it a so sei! I sag nix mehr von an Geld!"

„Du kriagst scho koans."

„Dös san mi arma Leut g'wohnt. Aba, paß auf, den brauna Rock von ihr und den Spensa kunnt'st ma do scho geb'n."

Digitized by Google

„Wos für an brauna Spensa?“ fragte mit einmal Ursula, und fragte es sehr scharf.

„I ho do mit dir it g'red't.“

„Na, aba an Vata that'st o'betteln und schamst di gor it.“

„Dös is it bettelt, bal mi fragt!“

„Dei Frag'n kenn i scho, und schama thuast di du gor it. Möcht sie 's G'wand vo da Muatta!“

„Was waar's nacha, bal mi an Spensa kriagat? Hoscht du it gnua Sach? Is dös it da Brauch, daß mi an Verwandt'n was gibt? Da möcht i scho von Betteln sag'n und 's Mäu recht aufreißn'n, als wenn sie koan Schwesta net g'wen waar von mi und 's Bet'n net aa braucha kunnt!“

Die Asamin deckte ihren Rückzug tapfer und gut, wie ein jeder sagen mußte, aber sie mußte eben doch zurückweichen und von allen Angriffen abstehen.

Sie saß wieder am untern Ende des Tisches und blieb von den flinken Augen der Ursula bewacht, so daß kein lautes Gespräch mehr für sie eine neue Gelegenheit gab.

„Und jetzt geh i“, sagte der Schormayer bald darauf und stand auf.

„I geh mit dir, Vata“, rief der Lenz.

„Na, du bleibst do, und de andern aa. I find alloa' hoam, und koan Unterhaltung brauch i net. S' Good beinand!“

Er schwankte etwas und hatte in Kümmernis und Nachdenken mehr Bier getrunken, als mancher Fröhliche ertragen könnte; aber die Türe erreichte er doch in einer mäßigen Bogenlinie.

Die Trauerversammlung rief ihm Grüße nach und hielt wieder eine Zeitlang Betrachtungen ab über die Schormayerin und ihr schnelles Sterben und über den Tod im allgemeinen.

„Es is wirkli hart für eahm,“ sagte die Fischerbäuerin, „und bal mi's recht sagt, is er z' alt zu'n nomal Heireth'n und z' jung zu'n Aufhör'n.“

Die Schneiderin rückte näher zu ihr und wisperte leise, daß es die Mannsbilder nicht hören sollten: „Überhaupts sag i dös: bei dem Alter is besser, wann da Mo z'erscht stirbt, weil si inseroans leichter in d' Ruah gibt.“

„Da hoscht amal recht, und des sell is no allemal wahr g'wen, wia ma sagt: bal inser Herrgott an Hanswurst'n hamm will, laßt er oan mit fufz'g Jahr Wittiber wer'n.“

Die Fischerin sah die Schneiderin bedeutsam an, und sie nickten mit den Köpfen und waren sich einig darüber.

Der Schormayer trat tiefe Löcher in die weiche Dorfgasse, wie er jetzt an dem trübseligen Herbstnachmittage heimging, aber er achtete nicht auf den glucksenden Lehm, der ihm an den Stiefeln hängen blieb.

Wenn er vom Wege abkam und beinahe knietief in den Schmutz trat, fluchte er still und lenkte in die Mitte der Straße ein, aber bald zog es ihn wieder links oder rechts an einen Zaun, und er blieb stehen und brummte vor sich hin:

„Nix mehr is; gar nix mehr.“

„Himmelherrgott!“ sagte er, wenn ein Windstoß in die Obstbäume fuhr und ihm kalte Regentropfen ins Gesicht schleuderte.

Digitized by Google

Ein Hund riß an der Kette und bellte ihm heiser nach; beim Finkenzeller öffnete die alte Mariann ein Fenster und rief ihm zu: „Derfst ma 's it übel ham, daß i net bei da Leich' g'wen bi; i hon an Wehdam in die Haxen und kimm it bei da Tür außi. I waar ihr so viel gern ganga, und derfst ma 's g'wiß glaab'n, i bi ganz vokemma, wia'n i bös g'hört hab, und weil sie gar so . . ."

Der Schormayer hörte sie nicht; er bog scharf um die Hausecke und war nun bald, unverständliche Worte murmelnd, an der Einfahrt seines Hofes.

Die Spuren vieler Tritte waren noch sichtbar; sie liefen mitten über den geräumigen Platz bis zur Haustüre, und bei ihrem Anblick raffte der Schormayer seine Gedanken wieder fester zusammen.

„Da hamm s' as raustrag'n. Ah mei! Ah was!"

Er faßte zögernd nach der Türklinke, als vom Kuhstall herüber eine helle Weiberstimme klang.

„Bauer!"

„Was is?"

„Schaugst it eina? D' Schellerin hat a Kaibi kriagt?"

„Was nacha?"

„A Stierkaibi."

Die Stalldirne klapperte auf ihren Holzpantoffeln mit hoch aufgeschlagenen Röcken näher heran.

„Vor a Stund is 's kemma, und hat gar it viel ziahg'n braucha, und i ho mir z'erscht denkt, i schick umi zu'n Wirt, aba nacha is an Tristl sei Knecht da g'wen, und nacha . . ."

„Ja, ja! Is scho recht . . ."

Er trat ins Haus und schlug die Türe hinter sich zu.

Im Flötz stand noch der weißgedeckte Tisch, und darauf ein Kruzifix, auch war ein süßlicher Duft von Weihrauch zu merken, und so blieb der Schormayer nachdenklich stehen und schaute die Stiege hinauf, über die sie vor wenigen Stunden seine Bäuerin heruntergetragen hatten.

Er zog den Mantel nicht aus und hing den Hut nicht an den Nagel; wie er war, ging er mit schmutzigen Stiefeln in die Stube und setzte sich auf die Ofenbank.

Es wurde schon Abend, und die Fenster schauten wie große Augen in die dämmerige Stube herein; eine Uhr tickte laut und aufdringlich, als das einzige Ding, was hier zu vernehmen war, und ihr Schlag und die Stille und dunkle Winkel erinnerten den Schormayer an seine Verlassenheit. Er dachte wohl nicht viel darüber nach und malte sich keine wehmütigen Bilder vor, aber er spürte die Einsamkeit, wie er sich so vornüber beugte und auf den Boden sah.

Da waren einige weiße Flecken; und wie er nachdachte, woher sie kämen, trat ihm lebhaft und deutlich die traurigste Stunde seines Lebens vor Augen.

Das waren Tropfen von Wachskerzen, und da herinnen waren die Weiber versammelt, als der Pfarrer die Leiche aussegnete.

Er hörte die Hammerschläge, die von oben herunter tönten, als sie den Sarg zumachten, und dann schwere Tritte auf der Stiege, und das Schleifen der Totentruhe, und die tiefen Stimmen der betenden Männer und die hellen der Weiber, und dann wieder durch die Stille eine fette

Digitized by Google

Singstimme, der eine andere erwiderte mit fremden Worten, die er oft und oft gehört, aber heute sich erst gemerkt hatte:

„Requiescat in pa-ha-ce! A-ha-men!“

Eine zitternde verschnörkelte Stimme, und dann das Klirren des Weihrauchfasses, und gleich darauf ein weißer beizender Rauch, der viele zum Husten brachte.

Und ein Flüstern unter den Männern, die den Sarg aufhoben, und wieder viele dumpfe Tritte, und schreiende Stimmen durcheinander.

„Vater unsa, der du bischt in dem Himmel, geheiligt werde dein Name . . .“

Der Bauer fuhr zusammen, weil die Stubentüre aufging.

„Wos geit 's?“

„I bin 's“, sagte die Stalldirne, die auf Strumpfsocken hereinkam.

„Was willst?“

„I ho ma denkt, ob 's d' as Kaibi net o'schaugst, weil 's gar so fei' is.“

„Morg'n nacha.“

„Und d' Kuah is aa guat beinand; gar it viel ei'brocha.“

„So?“

„Ganz leicht is ganga; i hätt an Tristl-Knecht schier gar it braucht; aba no, mi woaß net.“

Der Bauer gab keine Antwort.

Zenzi ging ans Fenster und schaute hinaus; gegen die Helligkeit erschien ihre Gestalt so groß und mächtig, daß sie der Schormayer zum erstenmal daraufhin anschauen mußte. Die hatte einen Buckel wie ein starkes Mannsbild und dicke Arme und volle Brüste.

„Soll i dir a Kaffeesuppen kocha?“ fragte sie.

„Na.“

„Aba d' Ursula werd so schnell it kemma, und i ko d' as leicht macha.“

„I mog nix.“

Zenzi trat zur Ofenbank; und wie der Bauer sie nicht wegschickte, setzte sie sich neben ihn.

Ihr Arm streifte den seinen, und eine Wärme ging von ihr aus, die ihm wohltat; den ganzen Tag hatte er das Gefühl gehabt, daß es ihn fröstle beim Alleinsein, und in der Stube hatte es ihn erst recht so überkommen.

Zenzi drehte den Kopf nach ihm zu; ihr sinnlicher, breit gezogener Mund und ihre flackernden Augen versprachen Dinge, die selten einer verschmäht.

Aber der Schormayer schaute sie nicht an.

„Wia lang is sie jetzt krank g'wen?“ fragte Zenzi.

„A schlecht's Blüat hat sie scho lang g'hot,“ erwiderte er, „aba g'leg'n is sie it länger wia 'r a viertl Jahr; dös woaßt ja selm.“

„An da Lungl hat 's ihr g'feit, gel?“

„Ja.“

„A meiniger Vetta, wo i in Deanst gwen bi, hot 's aa'r a so g'habt und is alle Täg weniga worn. Da is g'scheidter, bal oans stirbt.“

„Ja, ja.“

„Dös ko mi net anderst macha, und da waar i jetzt net a so trauri.“

„Dös vastehst du z' weni“, sagte er und streifte sie mit einem Blick.

Digitized by Google

„Moanſt?“

„Wenn ma ſo lang vaheireth is mitanand, da g'hört ma ſo z'ſamm, daß ma ſi dös gar it anderſt ei'bild'n ko.“

„Aba d' Freud ko aa nimmer ſo groß g'wen ſei.“

„Was für a Freud?“

„No, a ſo halt“, ſagte Zenzi und ſtieß ihn mit dem Ellenbogen an.

Er ſchaute ſie wieder an; ihr Mund war zu einem ſinnlichen Lachen verzogen, und ihre Augen wichen nicht aus.

„Ah mei!“ ſagte er. „An ſelle Dummheit'n denkt mi do net.“

„Waar ma ſcho gnua!“ ſagte ſie. „Da denkat i freili dro. Für was is ma denn vaheireth?“

„Geah! Du biſcht halt no jung und dumm. In Ehſtand is ganz anderſt als wia lediger.“

„Warum nacha?“

„Weil mi halt g'ſcheidter werd, und älter aa, und weil mi an was anders z' denka hot.“

„Du biſcht do net z' alt.“

Zenzi rückte näher, und da faßte er mit einer groben Bewegung ihren Arm und drückte ihn feſt.

„Herrgott! Aber Arm hoſcht ſcho her!“ ſagte er.

„Da is was dro, gel?“

„Ja du biſcht ſcho a Mordstrumm Weibsbild!“

Er griff nach ihrer Bruſt.

Sie kicherte.

„Geah du!“

„Was hoſcht denn für an Schatz?“ fragte er.

„I ho koan.“

„Ja, dös wer i dir glaab'n. Vielleicht biſcht gar no bei'n Jungferbund?“

„Da kunnt i leichter dabei ſei als wia anderne. I mag mit die Burſch'n nix z' thoa hamm.“

„So ſchaugſt du aus!“

„Weil nix g'ſcheidt's rauskimmt dabei. Aba du biſcht oana! Hörſt it auf? Hörſt it auf?“

Sie lachte und wehrte ſich gegen ſeine derben Griffe; er legte den Arm um ihre Hüfte und zog ſie keuchend zu ſich heran, und im Ringen fiel ihm der Hut auf den Boden.

Plötzlich machte ſie ſich mit einem Ruck frei und ſprang in die Höhe. „Es kimmt wer!“ ſagte ſie haſtig und ſtreifte ihren Rock zurecht.

Er ſah verſtört und mit blöden Augen nach der Türe und bückte ſich, um ſeinen Hut aufzuheben, als Urſula eintrat. Sie warf einen ſchnellen Blick auf den Vater, der ſeine Verlegenheit verbergen wollte und den Staub vom Hute abblies, und dabei fuhr ſie die Magd an:

„Was hoſcht denn du da herin z' thoa?“

„I hon an Bauern g'ſagt, daß mi a Kaibi kriagt hamm.“

„Na geh no wieda an Stall außi!“

„I geh ſcho.“

Der Schormayer kam ihr zu Hilfe.

„A Stierkaibi is, hoſcht g'ſagt? Gel?“

„Ja.“

Digitized by Google

„Und da Triftlknecht hat da g'holfa?“

„Ja. Da Toni.“

„Is scho recht nacha. Sagst eahm: i zahl eahm a paar Maß.“

„Jetzt mach amal, daß d' weiterkimmst; du hoscht di lang gnua vahalt'n da herin, moan i“, schrie Ursula.

„S' nachstmal sag i halt nix mehr, bal dös aa no net recht is; und so was geht do an Bauern o.“

Zenzi schlug die Türe hinter sich zu, und man hörte sie noch im Flötz schelten, und ein Stück weit über den Hof.

Der Schormayer hatte derweilen seine Fassung gewonnen, und der Ärger stieg in ihm auf.

„Daß du gar a so grob bischt mit ihr?“ fragte er.

„Red liaba it, Vata!“

„Wos? Derfst du mir 's Mäu biat'n? Gang dös scho o? Herr bin i, daß d' as woaßt!“

„Und dös g'hört si amal it, daß des Mensch da herin steht.“

„So? Geaht mi dös nix o, was an Stall draußd g'schiecht? Dös waar mi des neuest! Bin i gar nix mehr, weil d' Muatta nimma do is?“

Jetzt hatte der Schormayer einen Boden unter sich und kam sich in seinem Rechte gekränkt vor. Und da schrie er, daß ihm die Halsadern schwollen.

„Da waar ja i der gar nix mehr auf mein Hof, und 's Mäu laß i mi no lang it biat'n von Enk!“

„Dös hon i it tho.“

„Jo hoscht as tho! Aba probier 's grad nomal, na zoag i dir an Weg!“

„Mögst mi nausschaffa am nämlinga Tag, wo mi d' Muatta eigrab'n hamm?“

„Und i laß mir amal 's Mäu it biat'n!“

Der Lenz stand unter der Türe und schaute verwundert den Vater an, der zornig in der Stube auf und ab ging und die weinende Ursula anschrie.

„Was geit 's denn?“

„Dös is mei Sach!“

„Öhö!“ machte der Lenz.

„Ja, gar nix öhö! Und Herr bin i, dös mirkt's enk all zwoa!“

Der Schormayer ging in die Schlafkammer, die nebenan war, und schmiß die Türe krachend ins Schloß.

„Was hot er denn?“

„I sag d' as scho an andersmal“, sagte Ursula weinerlich und ging hinaus; und droben hörte der Lenz sie murmeln und zwischen hinein sich schneuzen.

Aus den Fenstern des Hirtlbacher Wirtshauses klangen Bombardon und Klarinette, einmal tief hinunter und einmal hoch hinauf, und lockten immer neue Gäste herein zur Hochzeit des Kaspar Prückl.

Aber die Stiege gingen Mädeln mit hochroten Gesichtern und wischten sich die Schweißtropfen ab; Burschen in Hemdärmeln riefen ihnen Späße zu; Teller klirrten, und die Deckel der frisch eingeschenkten Krüge klapperten, und der Bierschlegel schlug dröhnend den Hahn in ein neues Faß.

Digitized by Google

Fröhlichkeit und Lärm verrieten schon in den Vorräumen ein reiches Fest. Im Saale aber schleiften die Paare, tauchten im Lampenlicht auf und verschwanden drehend in dämmerigen Ecken.

Aus einer Wolke von Rauch und Dunst schoben sich allmählich bekannte Gesichter vor.

In der Mitte am Ehrentische das der wohlgezierten Hochzeiterin Ursula Kiening, nunmehrigen Prücklbäuerin; sie saß neben dem hochwürdigen Herrn Pfarrer; daneben war das Elternpaar des Hochzeiters, zwei Leute, denen Sparen und Arbeit anzukennen war.

Da sah man auch die Fischerbäuerin von Neuried und den gewichtigen Schneider von Arnbach und, etwas entfernt von ihnen, am bescheidenen Platze die Asamin, die mit flinken Augen alle Leute beobachtete, alle, die saßen und standen und tanzten, und der gar nichts auskam.

Sie hatte es mit der Grieblerin, einer armen Verwandten des Hochzeiters, getreulich ausgerechnet, was die Sache kosten könne, und alle zwei waren der Meinung, daß es ungeheuer viel sei, und daß diese Verschwendung sich abscheulich unterscheide von der Sparsamkeit gegen Verwandte, die es brauchen könnten.

Und die Asamin war nebenher noch angefüllt mit Schmerz darüber, daß man noch nicht ein halbes Jahr nach dem Tode ihrer Schwester, der Schormayerin, eine Hochzeit abhielt.

„Da ko nix Guat's außakemma," sagte sie, „und mi g'fallt dös amal gar it, daß ma'r an Tot'n so schnell vagißt."

„Hoscht dös it g'sehg'n," fragte die Grieblerin, „daß si d' Hochzeiterin umdraht hot, wie s' in d' Kircha ganga san; wer dös thuat, sagt an alta Spruch, der schaugt si nach an andern Ehstand um."

„Bei de Schormayerisch'n that mi gar nix wundern, dös sag i dir."

„Is it all's richti dabei?"

„O mei! Da mag mi gar it o'fanga. Vom Alt'n sag'n d' Leut allahand."

„Wos denn?" Die Grieblerin rückte näher.

„Der is auf d' Weibaleut aus, daß 's a wahre Schand is. Ganz bocknarrisch is a, sag'n s'."

„Geah? Der Alt?"

„Zu dem is a no it z' alt. Hinta a jed'n Weibakittl is a her."

„Gel? Gel? Ja, wann eahr d' Weiba ster'm, wern s' ganz bärig. Dös hört ma'r oft sag'n."

„Und zuageh' muaß bei eahm! Oiwei Krach und Unfried'n. De Zollbrechtin, sei Nachbarin, hot ma vazählt, daß ma 's oft weitum hört."

„Dös laßt si denga."

„Mi sagt aa, daß a desz'weg'n sei Urschula so g'schwind ausg'heireth hot; und do hot ma freili net wart'n kinna bis auf 'n Hirgst. D' Schwesta wann 's halt no wissat!"

„Good schenk ihr de ewig Ruah!"

„De braucht s'. Chrischtlich's O'denk'n hat s' net viel bei ihre Leut. Wann inseroans it a biam dafür bet'n that, kriaget s' net viel Vaterunsa."

„Da thuast d' freili a guat's Werk."

„Obwoi daß i gar nix kriagt ho von ihran Sach. It an Spensa oda'r an Rock oda sinscht wos. Liaba laßt ma 's in Schrank dafäul'n, als daß mi da Schwesta wos gab."

Digitized by Google

„Selle Leut kinnan koa Glück hamm, Asamin."

„Na, und mi wern 's aa daleb'n. Jessas, is dös a Spektakl!"

Die Klarinettentöne stiegen kreischend in die Höhe, hielten sich gellend oben und kletterten wieder herunter, wo sie ein gumpender Baß auffing im lustigen Takte, daß die Röcke schwenkten.

Die Fischerbäuerin rückte ihren Stuhl etwas näher zum hochwürdigen Herrn Pfarrer Kern und hub mit ihm und der tugendsamen Hochzeiterin ein Gespräch an.

„Dös hot ins scho alle mitanand g'freut, Herr Pfarra, daß S' vo da Urschula ihra Muatta so schön g'red't ham; i ho woana müass'n."

„Das ist recht," sagte der geistliche Herr, ein vergnügter alter Junggeselle; „bei einer Hochzeit soll 's naß hergehen. Regnen soll 's, weil das ein Glück bedeut', weinen sollen die braven Frauenzimmer, weil 's ihnen ja so net hart ankommt; und beim Mahl, da soll 's dann was Ordentlich's zum trinken geb'n. No, das is ja auch vorhand'n." Und er nahm einen braven Schluck.

„D' Muatta hätt 's halt daleb'n soll'n", meinte die Fischerin immer noch wehleidig.

„Ja no, das laßt sich nicht ändern. Sterb'n ist unser aller Los. Der eine früher, der andere später. Wo hat denn übrigens die Wirtin das Kochen gelernt? Das war ja heute ausgezeichnet."

„I glaab, in Dachau", sagte Ursula.

„So? Da war sie in einer guten Schule. Ganz delikat war alles zubereitet!"

„Sie hot si übahaupts a Müah geb'n."

„Und hat sich ausgezeichnet und bewährt als eine gute Regentin in ihrer Küche."

„Sie sollt' halt do bei ins hocka", sagte die Fischerbäuerin.

„Rufen wir sie herauf!"

„Na, i moan ja da Urschula ihra Muatta . . ."

„Ach so! Das laßt sich nun freilich nicht machen. Gönnen wir ihr den Frieden; und überhaupts, net wahr, sitzen wir da bei einer Hochzeit und haben die Hoffnung, daß wieder neues Leben daraus sprießt. Ja."

Und nachdem er eine Prise genommen hatte, legte er die Dose wieder neben das Schnupftuch und sagte mit einem gutmütigen Lachen: „Der Kaspar scheint mir schon der Mann zu sein, auf den man gewisse Erwartungen setzen kann, und auch die Hochzeiterin ist vertrauenerweckend."

Die Nächstsitzenden lachten noch herzhafter, weil der Spaß von ihrem geistlichen Herrn kam; und die Ursula wußte, was geziemend war, und schaute verlegen in den Schoß.

„Da werd nix fei'n," sagte die Fischerin, „mi g'fallt scho dös, daß de Hozet bei zuanehmab'n Mond g'wen is. Dös hot mi gern; denn bei'n abnehmab'n Mond, sagt mi, bleib'n d' Kinda aus. Is it wohr, Herr Pfarra?"

„Jawohl, das ist ein alter Glaube; ob er richtig ist, können wir nicht wissen. Aber es g'hört halt noch was andres dazu als wie der zunehmende Mond."

Er zwinkerte lustig, und alle lachten wie auf Befehl.

„Dös werd' na scho aa vorhand'n sei."

Digitized by Google

„Hoffentlich, Fischerin; mich freut 's, wenn ich Arbeit krieg in dreiviertel Jahr, und wir wollen uns den Taufschmaus gut schmecken lassen."

„Bal amal wos um an Weg is, kimm i zu dir, Urschula," sagte die Schneiderbäuerin, „denn de junga wiss'n it, wia ma si vahalt'n muaß. Daß mi vor da sieb'nt'n Wocha koa Kindswasch ins Freie hänga derf, und daß mi ja nix davo ausleicha sollt, und daß d' Wöchnerin sechs Wocha lang in koan Kella it geh' derf, dös san lauta Sacha, auf de mi guat aufpass'n muaß."

„Z'weg'n wos sollt' oans it in Kella geh?"

„Z'weg'n de Hex'n, Fischerin. Hoscht du dös no nia g'hört?"

„Na, aba dös woaß i, daß a Wöchnerin it von Haus weg geh' soll, so lang s' net in da Kircha war."

„Und daß mi in da Schwangerschaft net über an Pfluag steig'n derf, und üba koa Loata, sinscht gibt 's a harte Geburt."

„Dös hon i aa scho g'hört, und drei Oar soll ma sieb'n und 's Wassa trink'n."

„Oba drei Nüss' ess'n."

„Das sind weise Lehren," sagte der Pfarrer lachend; „und diesmal kommt der gute Rat nicht zu spät."

„Aba Sie müass'n do selm sag'n, Hochwürd'n, daß mi auf de alt'n Bräuch wos halt'n muaß?"

„Freilich, und auf die alten Weiber, denn die wissen mehr wie die Gelehrten. Aber jetzt muß ich mich verabschieden."

„Bleib'n S' wirkli nimma, Herr Pfarra?"

„Es geht leider nicht, Hochzeiterin, und ich wünsch also einen guten Anfang. Gute Nacht beinander!"

Die Ehrengäste begleiteten den geistlichen Herrn zur Türe; und wie alles wieder Platz nahm, setzte sich der Schormayer zum alten Prückl.

„Sitz' ma'r a bissel z'samm!" sagte dieser. „Mi wer'n jetz bald Kamarad'n sei' im Austrag."

„Woaß i no it."

„Wos ko'scht d' macha? De Junga druck'n nach, bal eahna Zeit kemma is."

„Ob 's halt scho so viel g'schlag'n hot?"

„A diam is g'scheidta, ma ruckt d' Uhr füri und hört eh'nder auf. In da letzt'n Viertlstund richt ma nimma viel aus."

„Es is it bei an jed'n gleich, Prückl."

„Freut di halt aa net, gel? Mir is selm it leicht wor'n, vom Sach weg geh' und vo da'r Arbet. Weil mi g'rad zuaschaug'n muaß, geht 's krumm oda g'rad, und bal da d' Händ jucka, kosch d' halt 's Loatsoal nimma nehma."

„Drum muaß ma si 's übaleg'n, vor ma 's hergibt."

„Ao, i ho koan Angst it bei'n Kaschpa; er hot 's Haus'n von jung auf g'lernt."

„Seid's guat ausanand kemma bein Austrag?"

„Mi san handeloans wor'n; g'stritt'n hamm ma freili a weng, aba dös g'hört dazu; wer leicht wos vaspricht, dem is mit 'n Halt'n net ernscht."

„Und bei Urschula hat dös bessa Mäu g'habt," sagte die Prücklin; „dö vahungert it, wo man si mit 'n Reb'n a Geld vodeana ko."

Digitized by Google

„Is ſ' a biſſel a ſcharfe? Gel? Dös hon i dahoam aa g'ſpannt."

„Scharf ſei' ſchad't it. Es braucht 's ſcho bei de Zeit'n und mit de Deanſtbot'n", ſagte die Alte.

„Und da Kaſchpa werd ihr ſcho an Beißkorb o'leg'n."

„So is, und d' Schneid valiert ſi a wengl im Ehſtand. Wos thuaſt jetzt du, weil d' Urſchula weg is?"

„I wer a Hauſerin ei'ſtell'n."

„A junge?"

„Jetzt muaß i do lacha," ſagte der Schormayer, „dös is wirkli de erſcht Frag von a niad'n Weibats. D' Urſchula, d' Schneiderin und du, a jede hot dös gleich g'fragt."

„Mi woaß ſcho, warum?"

„Ja, i woaß 's aa. Is aba koa Grund it vorhand'n, denn ſie is ſcho übaſtandi."

„G'halt ſ' no it z' lang, denn dös derfſt glaab'n, a ſelle hauſt oiwei in ihr'n Sack."

„I muaß ſ' halt g'halt'n, bis amal a Bäurin aufziagt."

„Hoſcht d' ſcho oane für'n Lenz?"

„Na. Mi preſſiert aa nix."

„Moanſt d' nimma in dem Johr?"

„In dem Johr amal g'wiß it, Prücklin."

„I kenn 's," fiel der alte Prückl ein, „i woaß guat, wia dös is. I hätt ma 's aa no a Johr übalegt, bal ſie it a ſo bengſt hätt'."

„Auf mi muaßt d' as it ſchiab'n. Wann di da Schlag net g'ſtroaft hätt', na hätt' i wohl nix g'ſagt."

„Dös ſell muaß aa wieda wohr ſei. Mi hot 's bös g'habt an Ausgang Novemba, Schormoar, und a Wocha a drei hon i gar nix mehr glaabt."

„Biſcht d' it guat aufg'legt?" fragte die alte Prücklin den Schormayer.

„I? Mir feit gar nix."

„Werſt d' halt heut oft an dei Bäurin denga müaſſ'n? Dös ko ma ſich ei'bild'n."

„Ja . . . ja. Aba jetzt wer i mi a biſſel zu'n Burgamoaſchta umi hocka. Pfüad Good dawei!" —

„G'freut di 's Tanz'n gar it?" fragte die Schneiderin den Lenz, der mit finſterem Geſicht ſeinen Stuhl zwiſchen ſie und die Urſula geſchoben hatte.

„Na, zu ſo was bin i net aufg'legt."

„Laß da 's do it gar a ſo o'kenna!" mahnte die Urſula.

„Sei no du z'frieb'n; du hoſcht jetzt dein' Will'n und ziagſt als Bäurin auf. Da ko'ſcht du g'ſcheit reb'n."

„I ſag 's grad, wei da Vata ſcho a paarmal herg'ſchaut hot."

„Laſſ'n herſchaug'n! Muaß i G'ſichta ſchneid'n, wia 's eahm paßt?"

„I vaſteh an Lenz guat", ſagte die Schneiderin.

„Woaßt, d' Urſchula is guat troffa; de helfat jetzt bald zu'n Alt'n."

„I helf gar it zu eahm; bös muaßt d' it ſag'n; aba 's z'kriag'n hot a koan Wert it."

„Du hoſcht recht; und vo Hirtlbach bis auf Kollbach umi braucht ma'r aa net ſtreit'n."

„Pſt!" machte die Schneiderin. „Gebt's auf d' Leut Obacht!"

Digitized by Google

„Und auf meina Hozet werſt d' ma na do koan Krach it macha?"

„I mach da koan; und dös liabſt waar ma, i waar gar it herganga."

„Do hättſt d' überalln an Badruß aufg'hob'n", begütigte die Schneiderin.

„Auf a biſſel mehre geht 's nimma z'ſamm. Und, is wohr aa, i paß gar it her. Zu de Burſch'n mog i net, und zu de Bauern g'hör i net."

„No, Lenz, in dein' Alta müaſſ'n de mehrer'n dahoam an Deanſtbot'n macha."

„Ja, aba ſie ſehg'n an Ehrbarkeit und hamm a G'wißheit, daß ſ' ſcho amal dro kemma."

„Dös hoſcht du aa."

„An Dreck hon i."

„Pſcht! D' Aſamin ſchaugt ſcho oiwei umma!"

„Ah wos! Dös, wos mir hoamli red'n, pfeifan morg'n d' Spatz'n vom Dach."

„Is wos neu's?"

„Na, lauta alt's; bei ins braucht 's nix neu's mehr. Jetzt hot a dös Menſch ſcho als Hauſerin ei'g'ſtellt."

„De Zenzi?"

„Jawoi."

„Dös is it wohr, Lenz," ſagte die Urſula, „dös muaßt d' it ſag'n."

„Net is wohr? Wer is na in da Kuch'l?"

„Sie is grad zu da Aushilf drin."

„So? Woaßt du dös?"

„Ja, dös woaß i. Paß auf, Schneiderin, de G'ſchicht is a ſo: er hot eahm a Hauſerin dunga, de eahm da Wirt zuabracht hot, aba de ſell is krank worn und ko erſcht in a Wocha oda zwee vo Freiſing her kemma. Und weil d' Zenzi a wengl wos vaſteht vom Kocha und ſcho länga do is, muaß ſie dawei' aushelfa, und für d' Stallarbet hot a'r a Taglöhnerin."

Der Lenz lachte höhniſch und ſagte:

„Dös hört ſi ganz unſchuldi o, gel, Schneiderin? Aba ganz ſo dumm bin i net, daß i 's glaab. Dös geht, wia 's de ganze Zeit her ganga is. Da vageht oa Wocha, und zwoa Wocha, und de ſelbige Hauſerin werd oiwei no mehra marodi, und der Schlamp'n bleibt."

Die Schneiderin machte ein ſorgenvolles Geſicht.

„Mi g'fallt aa nix mehr. Hot a denn gar it denkt, wos d' Leut jetza ſcho red'n?"

„Na thuat a 's erſcht recht. Aba'r i ſchaug den Sauſtall it o, i geh nimma an d' Stub'n eini, i iß nimma'r am Tiſch."

„Sagt's ma no grad, wo dös no hi'geht!"

„Dös kon i dir g'nau ſag'n, Baſel. Vor a Johr um is, derfſt d' wieda in a Hozet geh, in a ganz luſchtige, da heireth a ſchlecht's Menſch an alt'n Depp'n."

„Jeſſas na! Es werd 's do ſcho inſa Herrgott it zualaſſ'n!" —

„Höhö! Was macht's denn ös für G'frieß her? So möcht i 's net bei meina Leich'!"

Der Hochzeiter kam von ſeinem Rundgang bei den Gäſten zurück und ſetzte ſich mit lauter Fröhlichkeit neben ſeine junge Bäuerin.

Digitized by Google

„Da, trink amal, Lenz, daß d' a Schneid kriagst! Flankl a weng umanand! San ja sauberne Madl gnua do."

„I reiß mi it um dös."

„Bischt denn du aa'r a Kerl? Wann i net scho o'g'hängt waar, heunt kunnt'st was sehg'n."

„Ja, red' no zua! Du ko'scht di leicht prahl'n."

„Ah! Mach' do koa G'schicht it her! Paß no auf, wia'r i auf deina Hozet amal tanz."

„So is recht, Buam!" schrie er den Burschen zu, die zum Zwiefach mit ihren Mädeln antraten. „Helft's ma mein' Jungherrnstand schö' ei'grab'n. Auf geht 's!"

Und das wirbelte durcheinander, schob links und rechts und drehte sich, die Burschen juchzend und lachend, die Mädeln mit ernsten Gesichtern und niedergeschlagenen Augen.

Der Schormayer, der manchen tiefen Schluck getan hatte, ging ein wenig unsicher an den Tanzenden vorbei zum Ehrentisch und wurde vom Kaspar herzlich begrüßt.

„Jetzt is amal recht, Vata; den ganz'n Tag san ma no it viel z' red'n kemma. Ko'scht ma glei helf'n, daß ma'r an Lenz a weng aufriegeln."

„Laß 'n do trauri sei, den Lapp'n! Mi bekümmert dös ganz weni."

Er schaute seinen Sohn an, und einen Augenblick kreuzten sich ihre Blicke; Zorn und Verachtung blitzten darin auf. Aber während Lenz sich zur Ruhe zwang, überkam den Alten eine wilde Lust, den Sohn zu reizen.

„Wia kimmscht da denn für als junga Baua?" fragte er den Kaspar. „Gel, dös is wos schön's, wann ma d' Arm rühr'n ko, und muaß si nimma ducka und sein hoamlich'n Zorn vastecka und braucht sein Vata nimma schö thoa ins G'sicht?"

„Dös hon i nia tho."

„Net? Na bischt du an Ausnahm. Aba selle gibt 's gnua, de si gar nimma auskenna vor lauta Sucht nach'n Regiment, dene d' Zung außahängt, woaßt, und möcht'n an Alt'n liaba vagift'n, als daß s' 'n o'schaug'n, und derfen 's aba it zoag'n, vastehst? Und müass'n schö thoa und g'rad falsch sei, und kusch macha, kusch! sag i."

„Geh, Vata, wos hoscht 'n?" fiel Ursula ein.

„Nix hon i. I vazähl g'rad dein' Kaschpa, was ma siecht, wann ma länga lebt. Setz eahm no Kinder her, na werd a no öfta an mi denka."

„De ziag i mir scho", sagte der junge Prückl.

„Ziag dir s' no, und schaug, daß du zu'n o'kratz'n kimmscht, vor s' groß san. Na hoscht d' lauta Freud g'habt, und d' Kinda aa."

„Schormoar, jetzt san ma no g'müatli!" rief der Schneiderbauer, der sah, wie der Lenz in verhaltner Wut käsweiß wurde.

„Freili san ma g'müatli! Warum soll'n ma 's denn it sei, so lang ma g'sund san? Und scho so g'sund, daß ma'r auf und auf koa Kranket it g'spüarn und halt scho gar it vareck'n kinnan."

„Gib nach, Vata, es horch'n d' Leut scho!"

„Laß s' horcha, Urschula! Da sehg'n s' amal, daß da Schormoar luschtig is auf deina Hozet. So luschti bin i scho lang nimma g'wen. Geh her, du junga Baua, und stöß amal o! Mi g'freut's, bal i an

Digitized by Google

Junga reigiern siech. Dös is was anders als wia so a Lapp, der bloß möcht und net derf!"

„Vata!"

Lenz war aufgesprungen und beugte sich keuchend vor, und seine Faust preßte sich auf den Tisch.

„Han?" fragte der Schormayer wegwerfend.

„Du . . . du muaßt 's it übatreib'n."

„Red i mit dir?"

„Allssammete geht it, Vata!"

„Kusch! sag i."

„Lenz, b'sinn di, wo's d' bischt!" beruhigte Kaspar den vor Wut Zitternden und faßte ihn beim Arm.

Der schaute wild um sich und sah neugierige Gesichter sich näher schieben und spürte ihre Blicke.

Da drehte er sich schweigend um und ging hinaus.

Der Schormayer patschte sich in die Hände.

„Heunt g'freut mi amal 's Leb'n, und hoam geh' thua i no lang it. Wos steht's denn ös da?" fragte er barsch die jungen Leute, die sich an den Tisch herangedrängt hatten. „Tanz'n sollt's, und it Maulaff'n fei'halt'n! Aufg'spielt! sag' i."

Er warf einen Taler auf den Tisch. „Da gebt's 'n de Musikant'n, und i will an recht an schiaberisch'n Landla hör'n. So, Kaschpa, jetzt trink' i; mir schmeckt 's glei bessa, weil i mi a bissel ausdischkriert ho."

„I misch mi in de Sach it, Schormoar."

„Do hoscht recht, und es hot 's aa it notwendi. I brauch koan Helfa, und dem andern nutzet 's nix."

Er griff nach einem Maßkrug und trank in langen Zügen.

„Hätt' mi schier gar trucka g'red't", sagte er, und wischte sich das Maul ab.

Wie er am Tisch herumschaute, sah er viele erschrockene Gesichter und merkte, daß die Frauenzimmer einander was zuflüsterten.

„Habt's no koane Hoamli'keit'n!" schrie er. „I sag mei Sach aa, wia 'r i mir 's denk, und schneid' it lang um. I ho ma durchaus nix z' ferecht'n, und bal an etla Weibaleut in Kollbach de Köpf' z'sammsteckan, dös macht mir gar nix. I bin da Schormoar."

Der alte Prückl trat hinter ihn und klopfte ihm auf die Schulter. Er wandte sich hastig um.

„Ah! Du bischt aa no do? Hock di her zu mir, alta Austragla, und vazähl ma wos vo dein Zuastand, daß 's ma no bessa grausi davor."

„Wos hoscht denn du?"

„I? Mein ganz Sach' hon i no, und i gib's so schnell it her."

„Hoscht ja recht, bal's d' it mogscht, aba jetz red'n ma vo was andern!"

„Moanst?"

„Freili! Wer werd si denn an Zorn ei'bild'n auf a Hozet?"

„I bi kreuzluschti, und mir feit nix. Aba scho gar nix!"

„Dös is a Wort!"

Der alte Prückl ging mit dem Aufgeregten so vorsichtig um wie mit einem geschürften Ei und fragte ihn viel nach früheren Zeiten, nach Arbeit und Wirtschaft und nach bekannten Leuten.

Und der Schormayer wurde ruhig und betrunken und schläfrig.

Digitized by Google

Die Afamin an der unteren Tischecke hatte alles gehört und jedes Wort richtig gedeutet.

„Hoscht d' as g'sehg'n, Griablerin, wia de anand g'sinnt san, da Jung und da Alt? De hätt'n si liaba o'packt vor de Leut!"

„Mi is scho ganz anderst wor'n."

„I hätt' aa koan Tropf'n Bluat nimma geb'n! Paß auf, da daleb'n ma no wos, und nix schön's it."

„Wia hart daß 'n da Alt' g'red't hot!"

„Der gibt eahm an Hof it; und wer woaß, was da no g'schiecht!"

„Und Aug'n hot da Jung' g'macht!"

„Da siecht ma 's wieda, Griablerin, es is it all's, bal ma'r a Geld hot, und a Religion muaß vorhand'n sei in an Haus, sinscht is koa Glück it dabei."

„Dös is amal wahr."

„Und bal mi a Religion hot, na gibt mi an arma Mensch'n wos, der wo a tote Schwesta in Ehr'n halt und fleißi bet' dafür."

„Sell is g'wiß, Afamin."

Noch manches gute Wort der Frommen wurde übertönt von stampfenden Füßen.

Drei Paar lederne Strümpf,
Und zwao dazua san fünf,
Hot ma mei Vata a Kart'n kafft,
San nix wia lauta Trümpf.

Die rindsledernen Stiefel wurden gar ausgelassen, und die Röcke schlugen an runde Waden bis tief in die Nacht hinein. Am Ehrentisch war es leer geworden; die Brautleute hatte man schon lange mit schmetternder Musik hinausgeblasen, die Eltern des Bräutigams und fast alle Verwandten hatten sich auf den Heimweg gemacht, da legte sich der Schormayer müd in den Tisch hinein und schlief, bis ihn der Wirt aufrüttelte.

„He! Schormoar!"

„Mei Ruah laß ma!"

„Wach auf! Du werst hoam woll'n!"

Der Schormayer schaute mit blinzelnden Augen über die leeren Stühle hin.

„Ja no, fahr ma halt hoam! Da Lenz soll ei'spanna."

„Der is scho lang furt."

„Furt? Ah so! Nacha spannst halt du ei!"

Schläfrig erhob er sich und ging mit unsicheren Schritten über die Stiege hinunter. Neben der Haustüre lehnte er sich an die Wand; der Kopf fiel ihm nach vorne, und die Arme ließ er schlaff herunterhängen, bis ihn der Hausknecht zum Wagen führte und ihn hinaufschob. Er drückte sich in die Ecke und ließ den Bräundl nach seinem Willen gehen, bergauf und bergab, und im langsamsten Schritt.

Ein zorniger Föhnwind heulte hinter dem Wagen her und stürzte sich wütend in die Bäume, die am Wegrande standen; der Schormayer hörte ihn nicht, und der Gaul ging mit flatternder Mähne ruhig fürbaß.

Digitized by Google

Rundschau

Stimmfehler der Führenden

Es gibt eine Unmenge von Stimmfehlern in der Presse; wir kennen sie, wissen aber auch, daß sie in den meisten Fällen unheilbar sind, weil sie nicht aus dem Kehlkopf, sondern von tief innen stammen, von geistigen Mängeln oder Charakterbresten. Daneben glaube ich aber auch solche Stimmfehler zu bemerken, die reine Berufskrankheiten sind, solche, die beim besten Willen und reinsten Streben auch den Befugtesten schleichend bedrohen, wenn er in regelmäßiger Folge wiederholt in der Presse öffentlich redet. Er selber pflegt sie nicht zu hören, der Öffentlichkeit dagegen fallen sie unangenehm auf.

Da ist vor allem der schulmeisterliche Ton. Dieser unangenehmen Tongabe zu entweichen ist für jeden, der durch die Presse „erzieherisch" wirken will, außerordentlich schwer; während anderseits die Lesewelt gerade gegen diesen Ton ganz besonders empfindlich ist. Gibt es doch eine erhebliche Anzahl von Menschen (ich gehöre auch dazu), die es überhaupt wie eine Ungehörigkeit verspüren, daß irgend jemand sich unterfange, erzieherisch auf sie wirken zu wollen. Es gibt Menschen, welche schlechterdings als Männer nicht mehr pädagogisiert werden wollen und gelegentlich auch vergessen, daß keine Zeitung und keine Zeitschrift sich allein an Menschen ihrer Art wenden kann. Daraus folgt der Rat, die erzieherische Absicht niemals gar zu auffällig auf den Hut zu stecken. Belehrung hingegen, die ist jedermann nötig und jedermann willkommen; belehrende Aufsätze oder Zeitschriften werden auch von keinem Vernünftigen als schulmeisterlich verspürt. Die Frage drängt sich also auf: Wo liegt der Unterschied zwischen belehrendem und schulmeisterlichem Ton? Ich habe mir diese Frage oft gestellt und schließlich folgende Antwort gefunden: Schulmeisterlich wirkt die Belehrung, wenn neben der Belehrung der Leser zu dringend ermahnt und zu heftig gescholten wird, oder wenn der Verfasser bei der Belehrung mit unverhältnismäßigem Eifer Nebensächliches mit Gewalt einpauken will, bis der dumme Bub es endlich weiß, oder wenn er eine Privatmarotte hat, auf der er immer und immer wieder herumreitet, wie auf einem Aufsatzthema; und dergleichen mehr. Kurz: schulmeisterlich gegen seinen Willen wirkt derjenige Belehrende, der sich durch seinen achtbaren heiligen Sacheifer hinreißen läßt, seine Mitmenschen wie eine Schulklasse von Unmündigen abzukanzeln, während er doch, höchstens ein primus inter pares, erwachsene Leute vor sich hat. Etwas besser wissen berechtigt ja nicht dazu, den Unwissenden auszuzanken. Dieser zänkische, polternde Belehrungsstil ist, beiläufig gesagt, in andern Sprachen als der deutschen, nicht in solchem Maße gebräuchlich. Als Heilmittel und Vorbeugemittel gegen die Gefahr, in den Schulmeisterton zu verfallen, möchte ich folgenden Spruch der Beherzigung empfehlen: Es gibt keine Sache, die so wichtig ist, daß nicht die Hochachtung vor dem Leser noch wichtiger wäre. Schon weil er nicht „folgt", wenn er sich geringgeschätzt fühlt.

Digitized by Google

Der päpstliche Ton stammt nur zur kleinern Hälfte aus einer fehlerhaften Stimmgabe des Schreibenden, das meiste davon ist Ohrensausen des Publikums, welches den Vorwurf „Literaturpapst", „Kritikpapst" usw. ziemlich freigebig austeilt. Wie kommt ein Kritiker, ein Zeitungsredakteur usw. in den Ruf des Papsttums? Fanatismus, Engherzigkeit, Absprecherei, Bösartigkeit und dergleichen bewirken das nicht; damit wird einer ein widriger verhaßter Despot der Kritik, nicht aber ein Papst der Kritik; die Päpste der Kritik sind im Gegenteil ernste, würdige, milde Herren, die unter anderm auch zu segnen verstehen. Mir scheint, die Sache liegt folgendermaßen: Jeder Mensch, der eine Überzeugung hat und in den Fall gesetzt ist, seine Überzeugung öfters lehrhaft auszusprechen, also ein Kritiker, ein Redakteur, ein Professor erstrebt natürlich möglichste Verbreitung seiner Überzeugung, er will das Publikum, wenn nicht belehren, doch jedenfalls beeinflussen. Mehr begehrt er nicht, falls er kein Streber ist; er predigt seine Überzeugung, will sie aber niemand durch Edikte oder Bullen aufdrängen. Nun kommt aber bei hervorragenden Leistungen eines Kritikers oder sonstigen Literaten oder Professors mit den Jahren ein Zeitpunkt, wo sein Name Autoritätkraft erhält und sein jedesmaliger Ausspruch fortan vom größten Teile der Leser wie ein Richterspruch ungeprüft hingenommen wird; während der kleinere Teil, der nicht mit dem Ausspruch einverstanden ist, nicht gerne mit einer anerkannten Autorität anbindet und lieber schweigt. Mit diesem Augenblick hat derjenige, dessen bloßer Name schon überzeugend wirkt, eine ganz ungeheure Macht über seine Leser, ja sogar weit über seine Leser hinaus: bis in alle Schichten der Nation. Eine solche Übermacht ist nun dem Eigner dieser Macht, falls er wirklich etwas taugt, durchaus unerwünscht. Ja, er weiß meistens nicht einmal, wie gewaltig seine Macht ist, wie denn überhaupt die berühmten Leute der Feder nicht wissen können, wie berühmt sie sind. Und diese gewaltige Macht wird je länger desto mehr zwar nicht vom großen Publikum, das ganz froh ist, einen Leithammel für sein Urteil zu haben, wohl aber von denen, die diese Macht zu fühlen bekommen, als lästig verspürt. Nicht ganz mit Unrecht, denn daß ein Einziger, und immerfort der Nämliche, und wäre er noch so tüchtig, den Leistungen die Note erteile, ist ja eigentlich ein Unfug und ist auch, ich behaupte es nochmals mit Nachdruck, dem Eigner solcher Macht ganz unerwünscht. Der kritischen Autorität wird der Unfehlbarkeitsnimbus von seiner gläubigen Lesergemeinde geradezu aufgedrängt. Da nun die Autorität, einmal erlangt, mit jedem Jahre wächst, so braucht einer bloß in seinem Amt noch älter zu werden, um schließlich der Opposition als „Papst" oder, falls er noch Kameraden der Autorität hat, als „Bonze" zu erscheinen. In demselben Maße wachsen dann auch die Umsturzgelüste der Opposition; die Grollenden, die lange Jahre nur gemurrt haben, fangen an sich zu verständigen, die Urteils-Beschränktheiten der allmächtigen Autorität (und jedes Menschen Urteil hat ja seine Schranken) werden besprochen und bespöttelt, oft im Geheimen, endlich öffentlich; plötzlich eines Morgens, viel früher, als jemand vermuten konnte, liegt der Papst am Boden; indem das

Digitized by Google

Publikum für seine langjährige Unterschätzung sich durch völlige Wegwerfung rächt. Es ist interessant, an der Hand der Geschichte das Schicksal der literarischen Päpste und Bonzen zu studieren; man wird finden, daß immer wirkliche Verdienste da sind, daß diese Verdienste aber überschätzt wurden und daß schließlich das Geld für die Überschätzung mit Zinsen zurückverlangt wird.

Ein anmaßender Unfehlbarkeitston ist viel seltener, als man gewöhnlich glaubt. Es ist eine große Ausnahme, wenn etwa in der Revue des deux mondes ein mittelmäßiger Kritiker einen Flaubert oder einen Guy de Maupassant hoch von oben herab selbstbewußt abkanzelt. Als Beispiel für die Regel kann etwa ein Gottsched für Deutschland, ein Sarcey für Frankreich dienen: hochgebildete, hochverdiente, überzeugungseifrige und wohlmeinende brave Herren, denen aber unbillig und unleidlich viel Autorität zugemessen wurde und die nicht früh genug starben.

Um das Gesagte zusammenzufassen: Wer sich einer überstrahlenden Autorität oder einer hervorragenden Macht erfreut, also solch ein Hauptkritiker oder Hauptredakteur an einer sehr einflußreichen Zeitung oder ein Literaturprofessor an einer großen Universität, hat viel Bescheidenheit nötig, damit man ihm seine Autorität und Macht *verzeihe*. Und neben der Bescheidenheit das Talent der Selbstverjüngung. *Karl Spitteler*

Dilettanten und Poeten

Es sind immer wieder die üblen Freunde, die zu manchem zwingen, was man *gern* unterließe. Albert Träger war ein so tüchtiger, so ehrlicher und so liebenswürdiger junger und alter Herr, daß keiner Neigung haben kann, ihm seine poetischen Schwächen übers Grab vorzuhalten. Wer sich an seinen Versen noch erfreuen kann, der wird sich eben dran erfreuen. Wenn aber in den leider Gottes verbreitetsten Blättern unsrer Presse getan wird, als sei mit ihm ein echter Poet gestorben, so ist das aus später zu berührenden Gründen nichts weniger als unbedenklich. „Gerade der einfache Ausdruck einer kerngesunden Empfindung, der sich in fast allen Gedichten Trägers wiederholt, sagt dem gemütvollen Leser mehr als manches komplizierte Reimgeklingel.“ „Die Zeit und der Geschmack haben in fünfzig Jahren ihren Wandel durchgemacht, und es ist erklärlich, daß ein aufrechter Mann, der in allen Wandlungen sich gleich blieb, nicht jedem Neueren und Neuerer gefallen kann.“ So schreibt zum Beispiel einer im „Berliner Tageblatt“. Träger der Vertreter der Einfachheit gegenüber kompliziertem Reimgeklingel? Träger von den Neueren nicht anerkannt, weil er ein aufrechter Mann war?

Uns scheint vielmehr, die Sache lag so: daß Träger wie Rittershaus, Wolff und viele der andern Modelyriker seiner Zeit typische Vertreter des versgewandten Dilettantismus waren. Man kann dabei ein so heller Kopf sein, wie Träger, kann auch sehr gesunde Gedanken vertreten, deren Verbreitung erfreulich und nützlich ist, wie Träger unzweifelhaft für freiheitliches Empfinden und anderseits für warme Kindesliebe wohlmeinend wacker gearbeitet hat. Was den sogenannten „Poeten“ betrifft: in saubern Versen mit gefeilten Reimen, in wohlgestellten Sätzen und mit allerhand Bilderschmuck. Aber Dichten ist kein gereimtes propagatorisches Schönreden, sondern ein

Digitized by Google

schöpferisches Bilden mit Vorstellungen. Bleibt der Unterschied allen bewußt, so kann bei allerhand Gebrauchsliteratur auch der reimende Dilettantismus sehr wohl am Platze sein, die Gefahr ist aber, daß er nicht bewußt bleibt, weil die äußere Erscheinung dort die nämliche wie die der Poesie ist. Da der reimende Redner beim Publikum keinerlei inneres Nachschaffen benötigt, während der Dichter an die Phantasie der Aufnehmenden hohe Ansprüche stellt, hat der Dilettant immer das größere Publikum, immer, auch in der Kritik, sobald er nur was Eingängliches zu sagen hat und gefällige Reime zu machen versteht. Die Folge davon war zu Trägers Zeit, daß das Publikum, welches den Träger, Rittershaus, Bodenstedt usw. zujubelte und ihre Auflagen aufkaufte, ein Menschenalter hindurch keine Ahnung davon hatte, welche Lyriker mit den Mörike, Keller, Hebbel, Storm, Groth usw. zwischen ihm lebten. Es hat der Anstrengungen einer Generation bedurft, um einen größeren Leserkreis in die Nähe der Tiefen zu führen, in denen die Kristalle des Lebens wachsen.

Aber der zurückgedrängte Dilettantismus in sogenannter „Produktion“ wie in sogenannter „Kritik“ ist noch da und verlangt wieder nach Herrschaft. Wir haben die Leser vor einiger Zeit auf einen typischen Vorstoß eines seiner typischsten Vertreter, Karl Busses (vergl. Kw. XXV, 2) hingewiesen. Der Aufmerksame wird nun auch sonst an einer Menge Stellen den Eindruck haben, daß die Schwachen wieder hinaufwollen, und die Gefahr ist immer da, daß sie auch hinaufkommen, weil sie die Vielen sind und zu den Vielen sprechen. Ihr Sieg würde schlechtweg einen Rückschritt unsrer Kultur bedeuten, der wiederum die Dichter in den Hintergrund, die Dilettanten in die Vorderreihe stellte. Das ist der Grund, weshalb Feierartikel, wie die gelegentlich Trägers, auch von uns beachtet werden sollten, wenn sie von Hunderttausenden gelesen werden. Nicht um alt oder neu, nicht um „Neuere und Neuerer“ handelt sich's bei all dem, sondern um die Gefahr einer neuen Verbildung durch das Durcheinandermengen und Verwirren großer und kleiner Werte. A

Theater

Moritz Heimanns „Feind und Bruder“

Berliner Theater

Zum zweiten Male hat sich jetzt eine Berliner Bühne überwunden, ein Stück von Moritz Heimann aufzuführen. Als das Kleine Theater vor zwei Jahren mit diesem Mut begann, faßte es sich von vornherein in Resignation, indem es die politische Komödie von Joachim Brandt, dem wilden, erst nach hartnäckigem polterndem Widerstand zur Staatsräson bekehrten Individualitätsfanatiker, mit gelassener Treue möglichst so zu spielen suchte, wie sie im Buche gedruckt stand. Anders die Kammerspiele, da sie's mit Heimanns erster Tragödie „Der Feind und der Bruder“ wagten. Sie versuchten — ganz gegen den Sinn ihrer sezessionistischen Gründung und Bestimmung — durch Kürzungen, Zusammenziehungen und Umstellungen „bühnenfähig“ zu machen, was doch, in Abstraktion geboren, auch nur in Abstraktion wieder auferstehen kann. Ich weiß nicht, ob diese Korrekturen eines anders gearteten Regiewillens die geduldige Zustimmung des Dichters hatten; erfreulich war jedenfalls, daß er Geschmack genug besaß, am Abend

Digitized by Google

der Aufführung mit seiner Person nicht vor dieses Stück zu treten. Er hat damit stillschweigend auf die Buchausgabe (Berlin, S. Fischer) als auf das eigentliche und wahre Dokument seiner dichterischen Absichten gewiesen, als fühle er, daß ihm jene Aufführung mehr Feind als Bruder war.

Doch was ist Feind und was ist Bruder? Zwischen beiden Begriffen sucht das kleine unschuldvolle „und" des Titels eine Brücke zu schlagen, die alle Gegensätzlichkeit auslöscht und beider Fremdheit in nachbarliche Vertrautheit wandelt. Dein Feind ist dein Bruder, und dein Bruder ist dein Feind. Auf den Hof der Familie Badoèr, die sich — Mutter, Sohn und Tochter eng aneinander geschmiegt — nach dem Tode des von Venedig rücksichtslos ausgebeuteten Generals, des Familienhauptes, in grollender Untätigkeit von Geselligkeit und Staatsleben grundsätzlich fernhält, reitet als Abgesandter der Republik eisengepanzert Graf Barbaro da Brazza, und als er wieder sattelt, nimmt er den Sohn für den Dienst auf den Staatsschiffen, die Tochter als Ehegemahl mit sich. War er der Feind? Die Badoèrs, zumal die auf ihr schrankenloses Freiheits- und Einsamkeitsgefühl stolze Mutter, glauben es zunächst. Heimann aber sieht in ihm eher den Bruder und Wohltäter; denn sein brutaler Ruf in die Welt ist es, der die Badoèrs aus ihrer weichlichen Selbstverliebtheit aufrüttelt, der ihre faule Ruhe, die nahe daran war, zwischen Bruder und Schwester das Gift der Inzucht auszubrüten, zu leidenschaftlicher Bewegung aufrüttelt.

Doch das Schiff, des hohen Meeres allzulange entwöhnt, zeigt sich dem Sturm und Wetter nicht mehr gewachsen. Stefan, der Sohn, vergeudet seine unerprobten Kräfte in nutzlosen Seefahrten, und wenn er heimkehrt, gibt er Beute und Ehre den gefallsüchtigen Launen einer Dirne preis, von der er nicht mal den Namen weiß. Pallas, die Tochter, krankt auch in den Armen ihres Mannes, der nicht ihre Gefühle, nur ihre hilflose Angst und Nacktheit liebt, weiter an der schwülen Sehnsucht nach dem Bruder und verfällt auf den ersten Blick rettungslos einem ihm ähnlichen, ganz in Musik aufgelösten, weichlich-schwärmerischen Knaben, der — was sie nicht weiß — ihr Halbbruder, der uneheliche Sohn ihres Vaters ist. Mit ihm entflieht sie aus ihres Mannes Gewalt, mit ihm leidet und darbt sie, seinetwegen lügt und mordet sie, um ihm die entsetzliche Wahrheit zu verbergen, wie auch Stefan schon seinetwillen in den Fluten geendet hat, als er Zeuge ihrer verbrecherischen Flucht wurde. Endlich, als das furchtbare Geheimnis ihrer Blutschande dem ahnungslosen Knaben nicht mehr verschwiegen bleiben kann, räumt sie mit ihm auch sich selber hinweg — von der Familie Badoèr steht als letzte einsame Säule nur noch die kinderlose Mutter im Witwenschleier, die eben erst von neuem der Gehorsam und Unterwerfung fordernden Signoria ihre unerschütterte Glückskraft und ihr mutiges Gegenwartsgefühl ins eherne Antlitz geschleudert hat. Doch war dieser Tuzio Tuzi, dieser leibliche Bruder der beiden unglücklichen Opfer, nun wirklich der Bruder? Die nachgelassenen Papiere des Generals belegen es, und Pallas fühlt es sich auch ohne die eisig-tödliche Rachebotschaft ihres Gemahls durch tausend Stimmen des Blutes be-

Digitized by Google

stätigt; Heimann aber versichert uns durch den Mund des Grafen Barbaro des Gegenteils:

Der dort liegt, war ihr Feind,
nicht ich. — Wir haben einen Tag versäumt
an dem Geschäft, zu dem wir auf der Welt sind.
Begrabt sie! Und wir wolln zu Schiffe gehn!

Das soll heißen: nicht der zuerst sie fing und aus ihrer Einsamkeit mit sich riß ins wilde Meer der Welt, sondern der, der sie ihrem Elemente, dem toten Binnensee des staats- und gesellschaftsentfremdeten Selbstgenusses, wiedergab, hat sie entseelt und vernichtet . . .

Wir erkennen das Thema des „Joachim Brandt" wieder: der Einzelne, der sich im Bewußtsein seiner einzelbürtigen Tüchtigkeit gegen den gleichmachenden Gebieterwillen der Gesamtheit auflehnt, er muß am Ende — und das ist der Ausgang jener Komödie — bekehrt und gebessert die Segel streichen, oder er zerschellt und zerbricht wie die jungen Badoèrs, die hinter der Maske des „Feindes", der sie in Bewegung und Unrast versetzenden Macht des Außenwillens, den Freund und Bruder nicht erschauen, ihn, der an gesunderen Menschen Wohltäter und Erlöser hätte werden können.

Man sieht: an Ideen und Gedanken fehlt es diesen vier Akten nicht. Aber das alles bleibt so verstrickt in dialektischer Abstraktheit, daß es eben nur am Faden der Lektüre, einer einsamen, immer wieder aufholenden und nachprüfenden Lektüre möglich ist, sich aus dem Labyrinth der Handlung ins Licht zurückzufinden. Just einem sich gegen die Unfruchtbarkeit selbstgenießlerischer Isoliersucht kehrenden Drama mußte es als ausgesuchter Fluch vorbehalten sein, steif und starr in dem bloß Gedachten und Papiernen steckenzubleiben. Um das sinnlich und körperlich zu gestalten, was in diesem fein kultivierten Kopfe an unausgetragenen Originalitätseinfällen brodelt, reicht Heimanns Bildnergabe im entferntesten nicht aus. Er schnitzelt immer nur an den Zweigen herum, nirgends trifft seine Axt den Stamm des Themas. Und nun gar die Kunst des Bauens, die dramatische Architektur ist ihm ein mit ehernen Riegeln verschlossenes Paradies: jeder Akt, jede Szene, uneingedenk der vorausgegangenen Brüder, fängt beim Fundamente wieder an. Nein, die Bühne stößt diesen mit allen Extrakten der Kultur übersättigten Intellekt aus. Sie will ursprünglichere Geister, die aus den Quellen der Mutter Erde trinken und ihr Ohr näher am Puls des natürlichen Lebens haben. Destillate sind kein Saft, aus dem man Tragödien braut. Friedrich Düsel

Lengyels und Biros „Zarin"

Münchner Theater

Seit Maximilian Dauthendey das treulos-treue Liebesleben der Kaiserin Katharina in loser Bilderfolge über die Bretter unsres Schauspielhauses flackern ließ, spukt die Chronique scandaleuse weiland des russischen Selbstherrscherinnenhofes in unserm guten München. Nachdem wir jetzt kaum im Hoftheater Karl von Kaskels neue Oper „Der Gefangene der Zarin" genossen haben, deren von Rudolf Lothar stammende Textdichtung auch mehr schauspiel- als librettomäßig das Liebesabenteuer der Zarin Elisabeth mit dem edelmütig schwindelnden Repräsentanten eines hochverräterischen Herzogs behandelt, lud uns alsbald das Münchner Lust-

Digitized by Google

spielhaus zur deutschen Uraufführung einer dritten, aus Budapest importierten Zarewnabeschwörung, des dreiaktigen Schauspiels „Die Zarin“ von Melchior Lenghel und Ludwig Biro. Diskreter als seine beiden Vorgänger beutet dieses Stück die galante Russenkaiserin des achtzehnten Jahrhunderts nur als allgemeinen Typ aus, ohne Namennennung und nähere Zeitbezeichnung; doch übertrifft es sie noch an äußerem Effekt auf unser derzeitiges Publikum, indem es die unersättliche Liebesgier der Autokratin noch ungenierter schildert und auch im übrigen mit allen Mitteln der Theaterroutine an den Nerven der Sensationslüsternen reißt. „Die Zarin“ erhebt mit jäher Plötzlichkeit einen adeligen jungen Offizier als Liebesgünstling an ihre Seite, ihn gewaltsam seinem Mädchen und seiner politischen Überzeugung abspenstig machend; als er dann aber aus ihrem eigenen Munde bestätigt hört, daß sie ihn sogleich wieder mit einem Bauernlümmel betrogen hat, stellt er sich an die Spitze einer umstürzlerischen Verschwörung gegen sie, so daß sie ihn kniefällig um ihr Leben anflehen muß. Im letzten Augenblick durch ihren wachsamen Kanzler gerettet, schnellt sie im Nu wieder zur Herrscherinnenallmacht empor und will den Abtrünnigen vernichten, begnadigt ihn aber, weil ein neues Liebesabenteuer mit dem hübschen französischen Gesandten sie milde stimmt. Auch in diesem Stücke buhlt die stark perverse Pikanterie einer „großzügigen“ gekrönten Dirnennatur ohne Skrupel des Geschmacks und der realen Möglichkeit um die Sympathie unserer engeren und weiteren, hungrigen und übersättigten Großstadtbohême: insoferne ist es mit seinem stürmischen Erfolge ganz ebenso bezeichnend für die Zeitstimmung unsrer deutschen Theaterkreise wie vorher der denkwürdige Salomerummel.

Hanns von Gumppenberg

Über die durchgefallene Sternheimsche „Kassette“ brauchen wir nichts zu sagen, weil das Stück früher schon anderswo aufgeführt war. Über die behauptete Intendantenkrise zu reden, liegt aber für uns auch so lange kein Grund vor, als es sich hier rein um Personalfragen handelt. Sollte sich wirklich ergeben, daß Wichtigeres in Frage steht, so kommen wir auf die Sache zurück.

Unter dem Protektorate des Königs,

denn unter dem stehen die Kriegervereine, und auf dem Reklamezettel ist das ausdrücklich betont, werden in der Haupt- und Residenzstadt Dresden — die Werningschen Festspiele aufgeführt! Und in dem „Ehrenausschuß“, der seine Namen unter die Reklame gesetzt hat, die diese Festspiele im Ausruferstil als „einzigschön und sehenswert“ empfiehlt: „jeder wird von dem Gesehenen hochbefriedigt sein“, befinden sich sieben Minister, Präsidenten, der Oberbürgermeister, der Oberhofprediger, kommandierende Generäle usw. Keine nationale Sache kann mit höheren amtlichen Titeln empfohlen werden.

Wie ist das möglich geworden?

Daß man aus den Warnungen keinen Nutzen zog, ist erklärt: heute erst, am Karfreitag, wird bekannt, daß die von den sächsischen Militärvereinen vorbereiteten „Festspielaufführungen“ die Werningschen sind. Bisher ist dieser Name in den Zeitungen nicht genannt worden, und so werden auch die Herren vom

Digitized by Google

Ehrenausschuß nicht gewußt haben, mit wem man es da zu tun hatte. Wie man ihre Namen künftig vorreiten wird, so haben sie sich selber auf andere vorgerittene Namen verlassen, und Herr Werning versteht sich ja aufs Geschäft. Geht aber diese Gefolgschaft so weit, daß *kein einziger der unterzeichneten Herren sich die Mühe genommen hat, das „Festspiel" zu lesen*, bevor er seinen Namen dazu hergab? So liegt die Frage, denn daß ein Mann auch nur von einigem Urteil in solchen Dingen die Mindestwertigkeit dieses sogenannt patriotischen Stückes mit seinem Phrasendreschen, Dunstmachen und Tamtamschlagen durchschauen muß, das ist keine. Zwar hat Werning nach dem Kunstwartaufsatz das Alleralbernste verändert, aber deshalb ist das „Werk" nach Gehalt und Geist doch vollkommen dasselbe geblieben.

„Wir sind alle Bildungsfreunde, daß es eine Freude ist. Wir verachten, vom Kolportageroman nicht erst zu reden, die Nick Carter- und sonstige Schundliteratur, wie sich's gebührt, und »bekämpfen« sie. Aber wir öffnen dem fürchterlichsten Schund mit Gruß und Verbeugung die Tore, sofern er auf seiner Geschäftsreise eine patriotische Fahne trägt. Und bilden uns dann ein, er würde von seinem Besuch als Gastgeschenk *nur* die patriotischen Gefühle zurücklassen, *nicht* auch die Freude am Dunst, *nicht* auch die Eitelkeit, die Narretei und das Billigste vom Billigen: die Selbstanräucherung in Schwärmen und Schwögen. *Arbeit* fürs Ganze brauchen wir, die stellt *Leistungen* hin; eine »Vaterlandsliebe«, die sich von Rauch und Dunst »nähren« läßt, ist selber nichts Besseres und wird durch bengalische Beleuchtung in allen gangbaren Feuerwerkfarben um kein Saatkorn fruchtbarer."

Mit diesen Worten leiteten wir seinerzeit* unsre eingehende und mit reichlichem Material belegte Besprechung des Werningschen „Festspiels" ein. Nun werden die Sozialdemokraten die Dresdner nicht nur auslachen, was zu verschmerzen wäre, sie werden sagen: „seht, so treibt ihr Kultur", und sie *dürfen* sie deshalb verspotten. Wenn auch jeder einzelne Beteiligte durch irgend etwas entschuldigt ist: Wernings Festspiele unter dem Protektorate des Königs und mit einem Ehrenausschuß aus den höchsten Beamten des Landes — *wirken* muß das trotzdem wie eine Entehrung des nationalen Gedankens. A

Musik

Berliner Musik

Das charakteristische Merkzeichen des verflossenen Winters war eine auffallende Musikmüdigkeit. Nicht auf seiten der Künstler — die waren so eifrig wie nur je —, aber auf seiten des Publikums. Wohl noch nie ist so oft vor leeren oder künstlich gefüllten Sälen konzertiert worden, haben selbst berühmte Namen ihre Anziehungskraft versagt, wohl noch nie sind die Geschäfte der Theater so schlecht wie heuer gegangen. Das ist zum Teil die natürliche Folge der jahrelangen Überfütterung mit Musik, zum Teil liegt es in den sozialpolitischen Verhältnissen der Zeit begründet. Was „ziehen" soll, muß, wenn nicht sensationell, doch mindestens spezialistisch sein, muß eine besondere Marke haben.

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß die konzertierenden Künstler nicht sowohl in der Art der Ausführung wie in der Aufstellung der Programme ihr Heil suchen. Geschichtliche Er-

* Im ersten Novemberheft 1910

Digitized by Google

innerungstage kommen dem Bedürfnis nach Aktualität entgegen. Der Winter 1911/12 rief zunächst mit der hundertsten Wiederkehr von Liszts Geburtstag eine wahre Sturmflut von Lisztkonzerten hervor. Kein Pianist, der nicht einen Lisztabend gab, kein Dirigent, der nicht eine Aufführung „dem Andenken Franz Liszts" widmete; die ganze musikalische Welt wurde plötzlich zu einer großen Lisztgemeinde. Wie fein hätte der Meister gelächelt beim Anblick dieser Betriebsamkeit! Indessen ein Gutes hatte diese plötzliche Begeisterung doch. Liszts Schaffen kam einmal so ziemlich in seinem ganzen Umfange zu Gehör, und da wir inzwischen weit genug fortgeschritten sind, um es frei von törichten Vorurteilen zu betrachten, wurde der Menge die Bedeutung Liszts und seine Stellung in der Entwicklungsgeschichte der modernen Musik zu klarerem Bewußtsein gebracht. Die öffentlichen Huldigungen gipfelten in den Lisztvorträgen Ferruccio Busonis, der manches in ganz eigener, neuer Weise beleuchtete und mit seiner ungemein farbigen, man möchte sagen impressionistischen Art sich als der berufenste Interpret dieser Musik bewährte. Mehr und mehr wird man nun auch dahin kommen, Liszt in harmonischer und stilistischer Beziehung nicht sowohl als Epigonen denn als Vorläufer Wagners zu betrachten.

Soweit übrigens Busoni auch seine Fachgenossen als Techniker und origineller Geist überragt, so gehört doch auch er zu der Gruppe reflektierender Pianisten, die heute das Feld beherrscht. Ein Abend, den Eugen d'Albert gab, wirkte deshalb wie ein elementares Ereignis, weil in ihm das naivere, mehr aus dem Instinkt und der Empfindung gestaltende Klavierspiel früherer Zeiten wieder auflebte.

Die Welle der Lisztbewegung wurde im Januar abgelöst durch eine andere schwächere, die Friedrich den Großen auf den Schild hob. Man wird den genialen Preußenkönig nicht feiern können, ohne des tüchtigen und ehrlichen Musikers auf dem Throne zu gedenken. Indessen sein Komponieren war doch insofern Dilettantismus, wenn auch sympathischster Art, als es an Jugendeindrücke gebunden blieb und die eigentliche Entwicklung seiner Zeit nicht mitmachte. Seine Werke heute wieder beleben zu wollen, ist ein fruchtloses Bemühen, und so hatten denn die vielseitig angestellten Versuche auch nur den Wert von Kuriositäten.

Die moderne Musik kann sich nicht beklagen, daß sie nicht zu Wort käme. Zahlreich waren auch in diesem Winter die Aufführungen mit neuen Werken aus allen Gebieten der Literatur, aber kaum eine der vielen Novitäten eröffnete den Ausblick auf neue Ziele, rückte eine neue Persönlichkeit in den Vordergrund. Der junge Erich W. Korngold in Wien ist gewiß ein ungewöhnlich begabter Knabe, der eine fast unheimliche Frühreife zeigt. Er fängt da an, wo Richard Strauß und Reger angelangt sind, und die Kompliziertheit erscheint ihm angeboren. Bei näherem Zusehen merkt man jedoch, wieviel äußerlich Übernommenes und Unverdautes mit unterläuft, und man vermißt in dem jungen Künstler schmerzlich jeden Zug von Naivität und kindlicher Unbefangenheit. Man sieht keine Entwicklungsmöglichkeit und fragt sich besorgt, wo das hinaus soll! Noch unerfreulicher wirkten neue

Digitized by Google

Werke von Arnold Schönberg, der es verstanden hat, in Wien so schnell von sich reden zu machen. Hier haben wir es mit einem reifen Manne zu tun, der mutwillig musikalische Ideenflucht zum Prinzip zu erheben versucht. Die Sucht, sich von dem Absonderlichen ohne Unterschied, ob ihm Bedeutung innewohnt oder nicht, fangen zu lassen, ist jedoch heutzutage so groß, daß auch solche Experimente, die ein gesundes Gefühl zurückweist, ihre blinden Anbeter finden. Wie sehr wir anderseits im rein Technischen unterzugehen drohen, beweisen Werke wie Sigmund v. Hauseggers neue Natur-Symphonie mit Chor und Soli. Ein gewaltiger Apparat ist hier aufgeboten für ein Minimum von Ideen; aber die blendende Technik des Komponisten vermag uns doch über die mangelnde Erfindungskraft nicht hinwegzuhelfen.

Da kehrt der Blick nicht ohne Befriedigung in vergangene Zeiten zurück, selbst wenn sie in Werken zu uns sprechen, denen eine höhere, selbständige Bedeutung nicht beizumessen ist, die wir aber in ihrer natürlichen, formvollen Haltung um verloren gegangene Vorzüge beneiden dürfen. Die Symphonien eines Philipp Rüfer oder Robert Radecke, die man gelegentlich hervorsuchte, sind zwar im letzten Grunde nachempfunden; aber sie haben doch wenigstens mit der Empfindung zu tun und sind nicht lediglich aus dem Intellekt geboren.

Mit besonderer Genugtuung aber darf es erfüllen, daß ein ernster deutscher Meister mit seinem Lebenswerke bei uns zu Ehren gekommen ist. Felix Draeseke hat lange warten müssen, bevor er seinen „Christus“ in die Erscheinung treten sah; nun aber, zwölf Jahre nach der Vollendung, ist ihm der Dank für ein Werk, an das er seine hehrsten Absichten und sein bestes Können gesetzt, in dem er gewissermaßen die Summe seines Schaffens gezogen, nicht versagt geblieben. In dem drei Abende füllenden Mysterium, das sich aus drei Oratorien „Christi Weihe“, „Christus der Prophet“ und „Tod und Sieg des Herrn“ und einem Vorspiel „Die Geburt des Herrn“ zusammensetzt, knüpft Draeseke an die großen Meister religiöser Aufgaben an. Vieles darin ist von geradezu dramatischem Gepräge; der streng polyphone Stil herrscht vor, aber auch der deklamatorische ist ihm mit großer Wirkung gesellt. Unter den Solopartien tritt die des Christus in jeder Hinsicht am bedeutsamsten hervor, während sich in Chor und Orchester das Werk zu seinen Höhepunkten steigert. Draesekes Wesen haftet etwas Aszetisches an. Er macht keine Konzessionen an den Zeitgeschmack und wendet sich mit solchem unzeitgemäßen Schaffen offen gegen die musikalische Moderne. Nicht leicht wird daher der „Christus“ die Hingabe finden, die Stoff und Darstellung erfordern; wer sich aber einmal in ihn vertieft hat, wird sich dem Eindruck dieser hochgesinnten, reinen Kunst nicht entziehen können und vor einer so überzeugungstreuen, idealen Persönlichkeit voll Ehrfurcht stehen. Der anwesende Komponist wurde aufs herzlichste gefeiert und konnte sich von dem Eindruck seines Werkes wie von den Sympathien, die er in der ernstgesinnten Kunstwelt genießt, aus eigner Anschauung überzeugen.

Die Konzertsaison findet nie ein plötzliches, unbestimmtes Ende. Aber die geistlichen Aufführungen der Osterwoche gaben ihr auch diesmal gewissermaßen den offiziellen

Digitized by Google

Abschluß. Daß unter ihnen die Johannispassion sich neben der Matthäuspassion in unserm Musikleben eine ebenbürtige Stellung erobert hat, werden alle Bachverehrer mit Freuden begrüßen.

Leopold Schmidt

Wagneriana

Das Jahr, in dem Richard Wagner „frei" wird, wirft bereits seine Lichter voraus. Die bisherigen Verleger entwickeln, nachdem sie sich „zum löblichen Tun" vernünftigerweise vereinigten, eine große Rührigkeit, um sich beizeiten einen Vorsprung vor der Menge der späteren Mitnutzer zu sichern. Eine neue, monumentale Ausgabe der Wagnerschen Tonwerke ist im Anzug, die Klavierauszüge erscheinen bereits zu volkstümlichen Preisen, von einer neuen, auf zwölf Bände berechneten Volksausgabe der Sämtlichen Schriften des Meisters sind bei Breitkopf & Härtel die ersten Lieferungen da, und derselbe Verlag kündigt auch eine Gesamtausgabe der Wagnerschen Briefe an. Kurzum, das Lebenswerk des Meisters wird seinem Volke in möglichster Vollständigkeit zu sehr ermäßigten Preisen dargeboten, und man darf erwarten, daß das rechte Wissen um Wagner nun häufiger einkehren wird. Sogar die Partituren der „Feen" und des „Liebesverbots" wird der Verlag Breitkopf & Härtel, der bei dem großartigen Unternehmen die Führerrolle inne hat, in erschwinglichen Ausgaben bringen. Fehlt also nur noch eine große kritische Ausgabe der Schriften, welche sich jedoch vollkommen durch einen guten „Revisionsbericht" ersetzen läßt. Eben darin wären auch die kleinen Veränderungen aufzunehmen, die Wagner am musikalischen Wortlaut des „Rings" während der Bayreuther Proben vornahm und dergleichen. Wie ich höre, soll auch die große Autobiographie sich in einer billigen Ausgabe erschließen, dieses merkwürdige Werk, das freilich bei solchen Anstoß erregt, die es als sogenannte objektive Geschichtsquelle betrachten wollen. Ist die beste Ehrung des Genius nicht das lauteste Hurrarufen, sondern das tiefste Eindringen in sein Wesen, so wird es wenigstens nicht mehr an der Unzugänglichkeit der Quellen liegen, wenn es in Deutschland noch über 1913 hinaus eine Wagnerfrage gibt.

B

Bildende Kunst

Greco

Der Ruhm mancher Künstler beschreibt die parabolische Bahn eines Kometen, er leuchtet auf in magischer Pracht, er verschwindet in unerforschlichem Dunkel, und plötzlich wieder strahlt sein Licht in feurigem Glanze am Himmel. Im 17. Jahrhundert war „der Grieche" berühmt, im 19. fast vergessen, und heute zählen ihn viele zu den ganz großen Sternen. Die Ästheten beugen das Knie vor ihm in Anbetung, seine Bilder sind Spekulationsobjekte geworden wie Kali-Aktien, und amerikanische Milliardäre bezeugen eine schwärmerische Begeisterung für seine Kunst.

Untersuchen wir nicht, welchen Anteil an all dem „die Mode", das heißt hier: das Bedürfnis nach Reizwechsel, und auch nicht, welchen daran der Kunsthandel haben mag, versuchen wir, ganz ruhig und sachlich zu bleiben. Die einen stellen den Meister von Toledo jetzt unbedenklich über Velazquez, die andern erklären ihn für einen öden Manieristen. Beides ist nicht gerecht.

Daß der Greco gerade in diesem Augenblick so viele Freunde findet,

Digitized by Google

ist mehr als ein sonderbarer Zufall, denn man kann Verbindungslinien vom Greco zur modernen Kunst ziehn. Modern ist sein Naturalismus, modern seine Neigung zum Dekorativen, modern seine starke, überreizte Nervosität, modern in gewissem Sinne auch das mystische Element, das besonders in seinen späteren Werken zum Ausdruck kommt. In der Entwicklungsgeschichte des Impressionismus spielt er zweifellos eine wichtige Rolle. Muther sagt von ihm: „In der Entmaterialisierung der Farbe ist kein alter Meister weiter gegangen, und die Intensität, mit der er das Zuckende neben dem ornamentalen Rhythmus der Linie fühlt, nimmt alles voraus, das im 19. Jahrhundert van Gogh gemalt hat.“ Zu den Bewunderern des Griechen gehören auch viele Maler, und es scheint mir nicht unwichtig, daß einige, die es sich leisten können, wie Degas, Sargent, Zuloaga, Bilder des Meisters gesammelt haben. Sein Einfluß auf die moderne Malerei ist unbestreitbar. Als er starb, hinterließ der Meister von Toledo keinen eigentlichen Schüler. Denn Luis Tristan, sein Gehilfe, versuchte nicht, seinen Stil weiterzubilden. Aber von Max Oppenheimer, unserm Zeitgenossen, kann man sagen, daß er ein Schüler des Greco ist. Unglücklicherweise scheint ihm gerade der Manierismus des Meisters am meisten zu imponieren.

Denn mögen sich auch beim Greco gewisse Vorahnungen des modernen Malstils zeigen, ebenso unverkennbar tragen alle seine Arbeiten nach andern Seiten hin den Stempel eines haltlosen Epigonentums. Seine Originalitätsucht machte ihn zwar zum Pfadfinder, aber sie steigerte auch seine Schwächen ins Groteske. Es ist allerdings nicht ganz leicht zu entscheiden, was bei ihm wirkliche Schwäche ist. Denn in seiner Jugend hat er so schön und sicher gemalt wie nur irgendein junger Venezianer. Man sagt sogar, daß seine ersten Bilder denen seines Lehrers Tizian zum Verwechseln glichen. Vielleicht muß man also alles das, was uns an seinen späteren Werken befremdet oder geradezu abstößt, als gewollte Effekte, als raffinierte Absicht bezeichnen. Jedenfalls hatte er nicht die Kraft, das Neue, das er wollte, zu einer lebendigen, organischen Einheit durchzubilden und auszugestalten. Seine Menschen sind in den späteren Arbeiten fast alle verzeichnet, sie sind in die Länge gezogen, als wären sie aus Kuchenteig oder Kautschuk. Mit der Beleuchtung erzielt er oft überraschende, wundersame Wirkungen, aber meist ist sie willkürlich, unnatürlich. Und dasselbe gilt von seinen Farben. Ich möchte sagen: mehr als das eigentliche Malen interessiert den Greco die effektvolle Inszenierung, er ist eine Art Regisseur, ein Reinhardt der Malerei, und indem er diesem Zuge seines Geistes folgt, entfernt er sich immer mehr von den künstlerischen Idealen des klassischen Venedig. Er wird zu einem typischen Vertreter des Barocks.

Die neue Idee, die ihn beherrscht, ist stärker als er selbst. Er wird von ihr, wie von einer höheren Macht fortgerissen. Er wird ihr Diener, ihr Sklave, ihr Besessener. Er versucht, sich über sich selbst hinaus zu steigern. Er arbeitet mit immer stärkeren Effekten, und so wird er zum manieristischen Virtuosen.

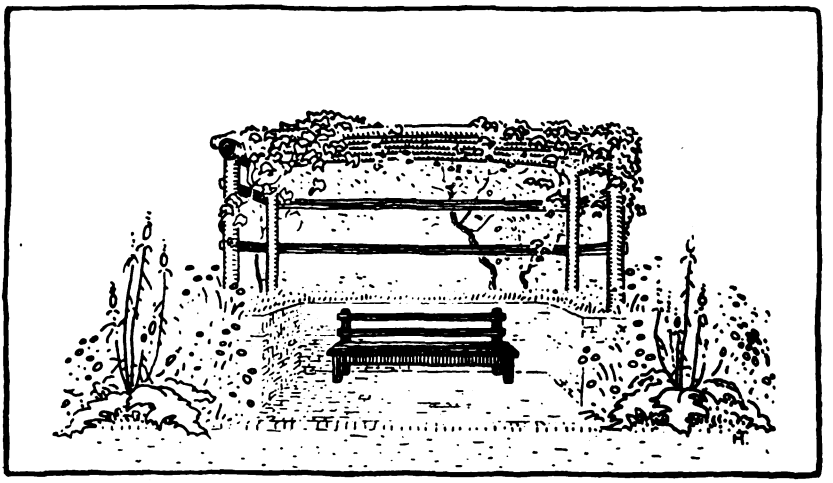
Interessanter noch denn als Künstler erscheint er mir als Mensch. Ein ungeheurer Ehrgeiz muß den jungen Kreter Domenico Theotocopuli erfüllt haben, als er

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

HAUSGARTENEINGANG IN DRESDEN-HELLERAU VON HEINRICH TESSENOW

Digitized by Google



GARTENBANK VON
HEINRICH TESSENOW

Diese kleine Zeichnung und die umstehende geben in Tessenows eigner Handschrift zwei kleine Sachen wieder, die nach seinen Angaben in Hellerau bei Dresden ausgeführt sind. Die zwei Bildchen werden unsre Leser nicht nur als überaus feine Zeichnungen an sich interessieren, sondern vor allem wegen der ausserordentlichen Schlichtheit der trotzdem geschmackvollen und schönen Entwürfe. Einfacher als etwa die Gartenbank kann gewiss keine sein, und doch ist sie in ihrer Natürlichkeit und Zweckmässigkeit schon durch ihre Verhältnisse schön. Und wie einfach und geschmackvoll dazu der Rundholz-Überbau!

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

nach Venedig segelte, um die Malerei zu erlernen. Als er den Boden der Lagunenstadt betrat, tat sich vor seinen staunenden Augen das Märchenreich der voll entfalteten Renaissancekunst auf. Er durfte in der Werkstatt des alten Tizian arbeiten und lernte dort alles, was ein begabter Schüler lernen kann. Auch die Bassani, Veronese und Tintoretto ließ er auf sich wirken. Später in Parma tat das Correggio und in Rom Raffael und Michelangelo. Vollgesogen mit italienischer Kunst, verließ er, etwa dreißig Jahre alt, Italien und zog nach Toledo.

Damals hatte er zwar schon durch einige Bildnisse und religiöse Gemälde einiges Aufsehen erregt. Aber er war schließlich nur ein junger, talentvoller Maler, wie es damals viele gab. In einer schicksalschweren Stunde muß ihm das zum Bewußtsein gekommen sein. Vielleicht wurde er eines Tages von einem sarkastischen Kollegen wegen seines geschickten Eklektizismus verspottet? Oder ihm dämmerte selbst die Erkenntnis auf, daß er weiter nichts war als ein Imitator, ein Epigone. Mit solchem Dutzendschicksal konnte sich sein fiebernder Ehrgeiz nicht zufrieden geben: er wollte um jeden Preis ein Eigener sein, ein Genie, ein Eroberer. In Spanien begann er nun die lange Reihe jener Bilder, die ihm den erträumten Weltruhm sichern sollten. Er wurde in seiner Pinselführung phantastisch, maßlos, gewaltsam. Und er wurde berühmt!

Man muß die Auferstehung Christi, die sich in Toledo befindet, mit jener im Prado zu Madrid vergleichen. Das Toledanerbild ist noch ganz venezianisch, unpersönlich, das im Prado ein typischer Greco. Eine Kluft ohne Brücken scheint zwischen diesen Arbeiten zu gähnen; es ist schwer zu glauben, daß beide von einem Maler stammen. Tatsächlich hat man ja auch früher eine Reihe seiner Jugendarbeiten venezianischen Künstlern zugeschrieben.

Wenn man diese beiden Auferstehungen miteinander vergleicht, kommt einem zum Bewußtsein, daß die Entwicklung von der Hochrenaissance zum Barock, die bei den meisten Naturen sich langsam und stetig vollzog, hier wie ein forcierter, tollkühner Sprung erscheint. Die Gewaltsamkeit seines Wollens wurde dem Künstler zum Verhängnis. Es ist etwas Tragisches in dem Schaffen dieses Mannes, der zwischen zwei Rassen und zwei Zeitaltern steht. Wird der Ruhm, den er heute genießt, von Dauer sein? Wird er nicht, den Gesetzen seiner Kometenbahn folgend, abermals in dem Dunkel der Interesselosigkeit verschwinden, um vielleicht erst einem spätern Geschlecht von Schmeckern mit reizhungrigen Gaumen wieder einmal auf eine Weile zu leuchten?*

Georg Martin Richter

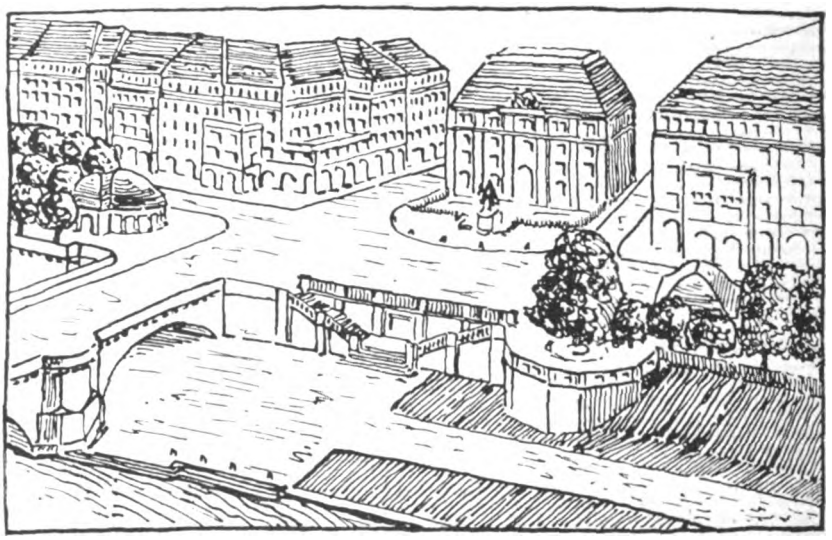
---

* Im Delphin-Verlag in München ist kürzlich eine Monographie über den spanischen Griechen erschienen, die aus der Feder August L. Mayers stammt und mit einem reichen Abbildungsmaterial hübsch ausgestattet ist. Es ist eine sachliche, ruhig abwägende Arbeit, die unbekümmert um Modeströmungen ein lebendiges Bild von dem künstlerischen Wollen des Greco zu entrollen versucht. (Preis des Pappbandes 4 Mark.)

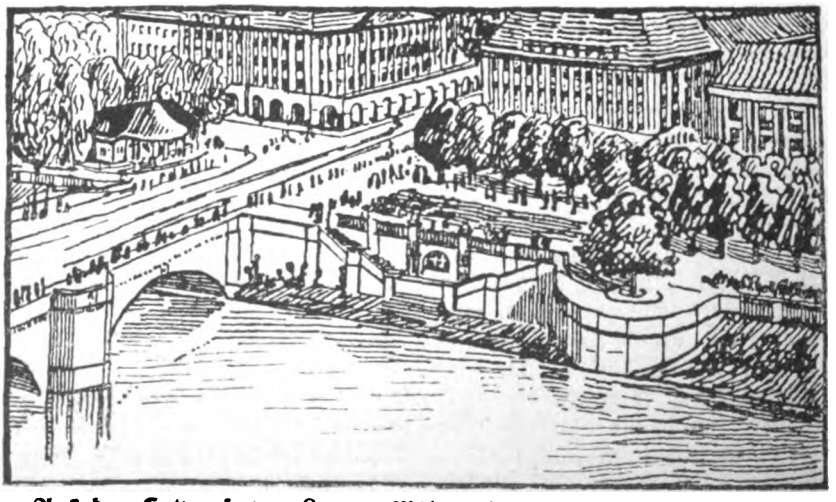
Digitized by Google

Preisgekrönt!

Zwei Bilder, die keinen Kommentar brauchen.



Aus dem Entwurfe von Heinrich Tscharmann-Dresden für die Bebauung des Königsufers in Dresden vom Jahre 1890



Aus dem Entwurfe von Lange-Wilmersdorf und Lörcher-Stuttgart für die Bebauung der Frankfurter Wiesen in Leipzig vom Jahre 1912
Preisgekrönt mit 12500 Mark!

Digitized by Google

Zur Reform der Baugewerkschulen

Auf den Aufsatz von Professor Specht sind uns mehrere Erwiderungen zugegangen; da aber eine Polemik über diese Fragen weit über den Rahmen unsres Blattes hinausführen würde, können wir sie nicht abdrucken. Dagegen dürfte den Lesern die folgende Darstellung der Sachlage als Material willkommen sein. Sie hat Professor Peters zum Verfasser, der der Leiter einer Baugewerkschule ist.

In der alten Lehrmethode mußten die Schüler eine unendliche Masse von Einzelheiten zeichnen, ohne zu wissen, wohin diese gehören und welchen Zweck sie haben. Es wurde den Schülern, wenn ich so sagen darf, ein großer ungeordneter Haufe von Einzelheiten vorgelegt, und diese mußten nun der Reihe nach — ohne genügende und übersichtliche Ordnung — gezeichnet werden.

In der neuen Methode hat vor Beginn des Unterrichts der Lehrer diese Einzelheiten zu ordnen und zu dem Ganzen, dem kleinen Häuschen, zusammenzusetzen. Und nun wird dem Schüler dieses kleine Häuschen vorgesetzt, von dem er alle Einzelheiten zeichnen muß. Er zerlegt hierbei das fertige Gebäude in dieselben Einzelheiten von früher. Also dasselbe Zeichnen wie früher, nur in geordneter und übersichtlicher Weise, vom Ganzen zum Einzelnen gehend. Jetzt weiß der Schüler, was er zeichnet, wohin jede Einzelheit gehört, welchen Zweck sie am Ganzen zu erfüllen hat. Hierbei fällt aber dem scharfsichtigen Lehrer noch ein weiteres Wichtiges auf: bei dieser Art der Lehrmethode zeigt der Schüler viel mehr Lust und Liebe zur Sache! Die Erfolge sind dadurch zweifellos weit größer. Allerdings, der Lehrer hat mehr Arbeit und Mühe als früher!

Diese größeren Erfolge können heute an den fortschrittlichen Baugewerkschulen auch stets beobachtet werden. Die Schüler haben wirklich zeichnen, konstruieren und gestalten gelernt und können besser vorgebildet als früher ins Leben hinaustreten. Die Schülerzeichnungen „täuschen keine technische Sicherheit und kein geschmackliches Können der Schüler vor", wie früher, sie zeigen eine weit größere geistige Vertiefung der Schüler, aber auch eine anerkennenswerte Vereinfachung gegen früher.

Sollte wirklich an einigen wenigen Schulen noch nicht ein größerer Erfolg nach Anwendung der verständigeren, neuen Lehrmethode vorliegen, so kann dies seinen Grund nur in unrichtiger Anwendung der neuen Lehrmethode und in nicht gleichmäßigem Zusammenarbeiten aller Lehrer haben. Wenn alle Lehrkräfte an demselben Strick nach verschiedenen Richtungen ziehen, wird natürlich das gewünschte Vorwärtsschreiten selbst bei gutem Willen ausbleiben.

Nun noch die Erziehung zur Selbständigkeit! Sie wird tatsächlich in bestimmterer Weise als früher erstrebt. Die Schüler müssen entsprechend den erforderlichen Aufklärungen und Vorträgen selbständig an das Aufzeichnen der mit dem fertigen Häuschen gestellten Aufgabe gehn. Erst wenn sie das Geforderte gezeichnet und selbständig aufgetragen haben, tritt der Lehrer zu ihnen und bespricht die von ihnen gefertigte Skizze oder Zeichnung. Die Arbeit für den Lehrer ist allerdings hierbei sehr anstrengend, er muß sich andauernd in neue Gedanken eines Schülers hineinzufinden suchen. Aber der Schüler

Digitized by Google

wird entsprechend seiner Eigenart zur Selbständigkeit erzogen.

Ich kann also an den fortschrittlichen Baugewerkschulen in keiner Weise eine innere Erkrankung bei blühendem Aussehen erkennen, sondern den rechten Betrieb zur Pflege schlichter Sachlichkeit und heimischer Bauweise. L. Peters

Illustrierte Schüleraufsätze

Ansätze zu einem stärkeren, auch dekorativen Mitsprechen des zeichnerischen Könnens, die aus Arbeiten anderer Schulen bekannt geworden waren, führten uns an der Lübecker Realschule dazu, den Schüler einmal nach beiden Richtungen des Zeichnens hin seine Kräfte voll anspannen zu lassen. Gegenstände der Heimatkunde waren es, an denen wir Sekundaner zu dem Versuch veranlaßten, nicht nur schriftlich wiederzugeben und zeichnerisch darzustellen, was sie wußten, sahen und empfinden konnten, sondern auch das Geschriebene und Gezeichnete zu einem Ganzen zusammenzuarbeiten und ihm ein Gewand zu geben, das ihr dekorativer Sinn sich selber schuf.

Kleine Einzelhefte mit farbigem Umschlag, Titel- und Innenschmuck entstanden so und regten zu neuen Versuchen an. Bei Gelegenheit einer geographisch-heimatkundlichen Ausstellung für den deutschen Geographentag 1909 in Lübeck konnten wir einige Stöße dieser Heftchen zum erstenmal zeigen. Weitere Ergebnisse bewußter Arbeit in gleicher Richtung waren in der deutschen Schulabteilung der Brüsseler Weltausstellung ausgestellt und werden voraussichtlich im neuen Deutschen Schulmuseum, dessen Gründung beabsichtigt ist, fernerhin zu sehen sein.

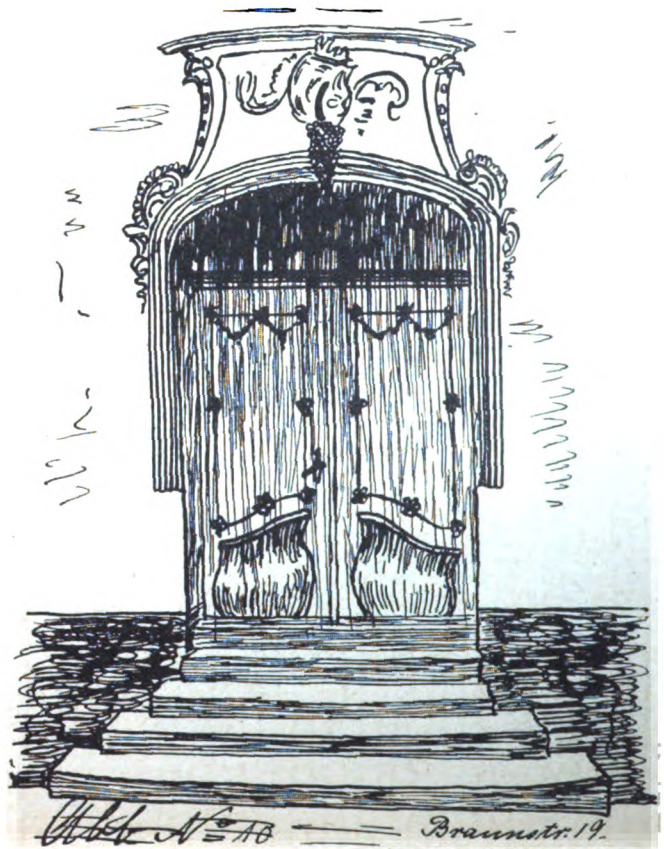
Wir haben bei diesen Arbeiten so viele Möglichkeiten gefunden, anzuregen und zu erziehen, besonders ästhetisch zu erziehen, und anderseits den Sinn für Heimat, Heimatwerte, Heimatschutz zu wecken und zu stärken, daß es wohl berechtigt ist, hier einmal von ihnen zu sprechen.

Der Gang der Arbeit war ungefähr folgender: Zwischen den Lehrern war das Thema verabredet worden. Ein paar Unterrichtsausflüge gaben dem Schüler einen Überblick über den Stoff, eine zusammenfassende, das Thema klarstellende Stunde kennzeichnete die Richtung, in der er zu arbeiten hatte. In zwei bis drei Wochen waren dann die erste häusliche Niederschrift und auf losen Blättern die Zeichnungen nach der Natur oder dem Gegenstand zu liefern. Sie wurden durchgesehen und dann vom Schüler, wenn nötig, ergänzt oder verbessert. In der Zeichenstunde war unterdessen der Entwurf eines Umschlags begonnen worden. Einheitliches Format, farbiges, festeres Papier, Name und Thema in einfach-dekorativer Anordnung und Schrift waren das, was vom Schüler gefordert wurde, und der Lehrer wirkte darauf hin, daß jeder möglichst etwas Eigenes brachte. Dann ging es an die Herstellung der Reinschrift, in die die losen Zeichnungen eingefügt und eingeklebt wurden, andere aber als dekorativer Buchschmuck auch hineingezeichnet werden konnten. Zum Schluß wurde das Ganze vom Schüler selbst geheftet. Eine Zensur und Korrektur nahmen wir an den fertigen Arbeiten nicht mehr vor. Das war bei der ersten Niederschrift geschehen. Die Freude an dem sauberen fertigen Ganzen sollte ungetrübt bleiben.

Vom Standpunkt des Lehrers, der an der allgemein bildenden

Digitized by Google

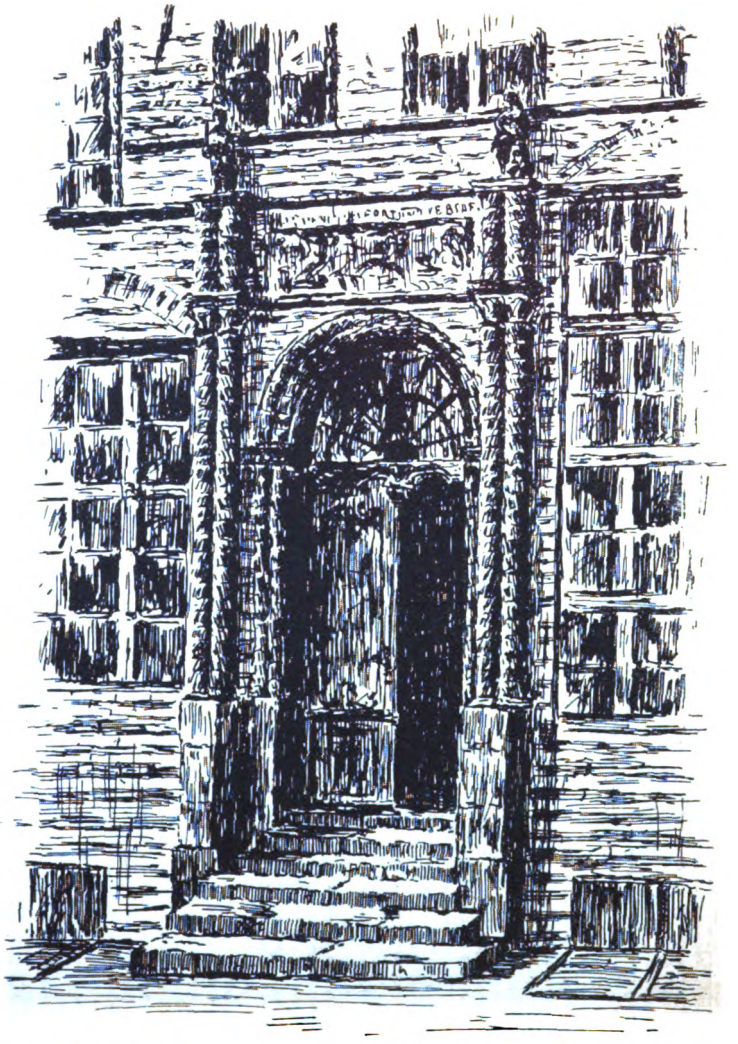
AUS DEM KUNSTWART



SCHÜLERZEICHNUNGEN VON PORTALEN AUS LÜBECK

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART



SCHÜLERZEICHNUNGEN VON PORTALEN AUS LÜBECK

Digitized by Google

Schule mit an der Erziehung des Sinnes für die sichtbare Form und damit an der Erziehung des Formgefühls und der Formausdrucksfähigkeiten überhaupt arbeitet, sehe ich zunächst allgemein-erzieherische Möglichkeiten, durch solche Aufsatzarbeiten zu wirken. Es kommt einmal eine Abwechslung in das Einerlei der Aufsatzreihe, die Arbeit bedeutet von vornherein etwas Besonderes, denn der Schüler sieht sich vor die Aufgabe gestellt, Selbstgesehenes und Selbstdargestelltes einmal zu einem Ganzen zusammenzuarbeiten, aus einem Aufsatz, den er selbst geschrieben, aus Zeichnungen, die seiner Hand entstammen, aus Inhalt und Gewand einmal ein richtiges Buch, etwas Ganzes, nur ihm Eigenes zu schaffen. Ein sichtbares Ganzes aus Eigenem! Wo und wann hat ihm die Schule schon einmal eine solche Aufgabe gestellt?

Sobald er in den Stoff eingeführt ist und ihm die Aufgabe klar, beginnt die Arbeit aus Eigenem für ihn. Unsere Schüler mußten untersuchen, unterscheiden und sich entscheiden lernen, welche Gegenstände, welche besonderen Seiten der Dinge, die sie darzustellen hatten, denn überhaupt in Betracht kommen konnten. Sie hatten also dem Stofflichen gegenüber eine gewisse Selbständigkeit zu üben. Das Bild des Ganzen vor Augen, mochte es auch noch so unklar im Anfang sein, hatten sie zu lernen, ihre Mittel richtig zu verwenden, hatten abzuwägen, was nur zu schreiben, was nur zu zeichnen war, hatten sich klar zu werden, was nur summarisch, was eingehend behandelt zu werden verdiente, und demgemäß die Freiheit, sich zu beschränken oder so ausführlich zu werden, als sie die Lust an der Sache — besonders auch zeichnerisch — trieb. Auch im Formalen waren sie selbständig, nur das Format des Ganzen wurde ihnen gegeben, sonst waren sie im Rahmen der Forderungen, die für solch ein selbstgeschriebenes und -gezeichnetes Heft notwendig werden, eigene Herren. Jeder achtete, wie zu bemerken war, viel mehr als sonst auf das, was er selbst und was andere taten. Seine Arbeit wurde ihm zum erstenmal eine ernsthafte Sache. Und mehr als einer setzte seinen Ehrgeiz darein, besonders eigen zu arbeiten. Daß dabei einer auch einmal bis tief in die Nacht hinein gesessen hat, was macht das aus? Solch gestaltendes Schaffen zeitigt Liebe zur Sache, Arbeitfreude und Selbstvertrauen, wie es zur Selbständigkeit, zu durchhaltender Energie erziehen hilft; es hilft — im kleinen — Charakter bilden.

Die Möglichkeit, sachlich tiefer zu wirken, tritt hinzu. Es können praktische, technische, wissenschaftliche Kenntnisse in einer Weise vermittelt werden, die für ein festes Haften in Gedächtnis und Anschauung wohl bürgt. Um Stoffe braucht der Lehrer nicht verlegen zu sein. Denn die ganze sichtbare Formenwelt aus Natur und Kultur steht zur Verfügung. Das Gebiet der Heimatkunde wäre es vor allen Dingen, dem hier einmal rechte Pflege zuteil werden könnte, auch in den höheren Klassen der höheren Schulen, die diesen Gegenstand kaum kennen und ihm doch erst das rechte Verständnis entgegenzubringen vermögen. Ein Gegengewicht mehr gegen das Überhandnehmen der Literaturthemen im deutschen Aufsatz würde geschaffen, und daß die Wissenschaft, die intellektuelle und sprachliche Schulung, all das, weshalb man Aufsätze schreiben läßt, durch das Hinzutreten zeichnerischer Tätigkeit nicht beeinträchtigt, sondern nur gefördert werden kann,

Digitized by Google

lehrt wohl folgendes: die beiden darstellerischen Leistungen geschehen örtlich und zeitlich getrennt. Es ist nicht zu fürchten, daß der Schüler bei einer der beiden Tätigkeiten, besonders nicht bei der Niederschrift seiner Gedanken und Eindrücke, oberflächlicher arbeiten wird als sonst. Im Gegenteil! Denn wenn ich einen Gegenstand zeichne, bin ich gezwungen, ihn mir genau und genauer anzusehen und einzuprägen. Ich kann also wohl sagen: Ich sehe mehr, wenn ich zeichne! und zumal, wenn ich dann auch noch schriftlich über den Gegenstand Rechenschaft geben soll! Ich beschäftige mich also intensiver mit meinem Stoff als sonst vielleicht, und das kommt meinen Kenntnissen, meinem Denken, meinen sprachlichen wie graphischen Ausdrucksfähigkeiten nur zugute.

Endlich ist noch wichtig die ästhetische Schulung. Denn vor allem alles ästhetisch Wertvolle der Natur- und Kulturwelt könnte hier seine Pflege finden. Zumal was die Heimat an natürlichen und Kulturwerten bietet, was sie Besonderes, Eigenes und darum Schönes hat, was wir erst schätzen lernen, wenn wir's uns selber erarbeitet haben — das könnte man den Schüler durch solche Arbeiten sich zu eigen machen lassen, ganz anders, als es jetzt noch geschieht. Schreibend und zeichnend übe ich meine Fähigkeiten an einem und demselben Gegenstand. Ich dürfte durch diese Doppeltätigkeit nicht nur rein stofflich mehr wahrnehmen von dem, was wahrzunehmen ist, ich werde auch mehr fühlen, — für formale und innere Werte mehr Gefühl bekommen und infolgedessen mehr aus mir herausgehen. Ich bilde also nicht nur mein Auge, vermehre nicht nur mein Formgedächtnis und Formgefühl, die Ausdrucksfähigkeit meiner Mittel, und zwar der sprachlichen sowohl wie der graphischen, sondern ich bereichere mich durch all das auch intellektuell und seelisch allgemein. Was unsre Schüler, besonders die intelligenteren unter ihnen, in Wort und Bild bei diesen Aufsätzen uns gebracht haben, war das Beste, was wir von ihnen bisher überhaupt bekommen hatten.

Unsre Schüler kommen im heutigen Unterrichtsbetrieb zu wenig dazu, etwas Ganzes, Sichtbares, Eignes zu schaffen. Sie müssen immer noch zu einseitig nur zergliedern, Einzelheiten auffassen und Einzelheiten wiedergeben. Gerade im Aufsatzbetrieb sind „Disposition" und „Gliederung" typische Worte. Gerade aber das Aufbauen zu lehren: bedeutet das nicht vielleicht die wichtigste, freilich auch die schwierigste Aufgabe der Schule?

August Völker

Naturschutz

Märtyrer-Pflanzen

Kaum haben die ersten Lenzesboten, die Weiden, sich mit den feinen weißen Kätzchen geschmückt, so säbelt man die Weidenkätzchenzweige ab, die den Bienen die erste Nahrung bieten. In ganzen Bündeln werden sie in die Städte geschafft und verhandelt. Die Weide hat Leidensgenossen. Kaum öffnet das schöne Leberblümchen seine dunkelblauen Augensterne, und schon werden die Blüten abgerupft, ja, werden die Pflanzen mit den Wurzeln ausgerissen, denn „Waldleberblümchen" sind im Handel. In ganzen Gegenden ist die Hepatica schon selten geworden — von Jahr zu Jahr wird der deutsche Wald ärmer.

Wenn später im Jahre die schlanke Wasserlilie aus dem See schaut, dann geht's auch ihr geradeso. Wir treffen die weiße Seerose, die Seelilie in den Auslagen der Gärtner als Schmuck der Toten-

Digitized by Google

kränze. Eine Pflanze, die stetig ihrer Blüten beraubt wird, also zur Hauptsache auf vegetative Fortpflanzung angewiesen ist, muß verkümmern. Traurig wie das Schicksal dieser armen Märtyrer ist auch das Los des stolzen Königsfarns. Osmunda regalis wird mit dem Wurzelballen ausgehoben und in den Garten verpflanzt, wo er jedoch nicht entfernt die Lebensbedingungen seines natürlichen Standorts findet, ein Kümmerling wird und meist bald eingeht.

Soll ich an das Los der herrlichen Stranddistel erinnern, der „Dünen-Mannstreu", die in ihrer ganzen Herrlichkeit nur Ältere von uns überhaupt noch gesehen haben? Bald wird sie vielleicht in den Floren einen Totenschädel bekommen und die Bemerkung: „ausgestorben". Besser hieße es: „ausgerottet durch die kindischen Triebe der Badegäste". Wir „Verwalter des Heute" haben die Verpflichtung, den späteren Geschlechtern das Landschaftsbild so zu überliefern, wie wir es vorfanden, nicht ausgeräubert, und ausgepowert, sondern eher reicher als ärmer. Soll Wandel geschaffen werden, so muß die Schule, die Kirche, die Presse mehr als bisher gegen den Unfug mobil gemacht werden. Ign.

Arbeitslosen-Versicherung

Gibt es ein Recht auf Arbeit? Gewiß, aber nur auf solche Arbeit, die die Arbeit anderer nicht beeinträchtigt. Wenn in einem gegebenen Augenblick das Angebot an Nahrungs- und Unterhaltsmitteln derart ist, daß die Gesamtsumme der den beschäftigten Arbeitern gezahlten Löhne gerade ausreicht, ihre notwendigen Lebensbedürfnisse zu befriedigen, so wird sich dies sofort ändern, wenn 1000 Beschäftigungslose in irgendeinem Produktionszweig Arbeit finden, der nicht der Erzeugung notwendiger Nahrungs- oder Unterhaltsmittel dient; denn in diesem Falle wächst die Zahl zahlungsfähiger Konsumenten, aber nicht die Menge der Lebensmittel. Deren Preise steigen folglich, so daß sich alle einschränken müssen, damit jene 1000 früher Unbeschäftigten nicht Hungers zu sterben brauchen. Eine Gesellschaft kann aber nicht dauernd bestehen, ohne dem Einzelnen das Recht zu geben, in erster Linie für die eigene Existenz zu sorgen. Ein Recht auf solche Arbeit, die bei andern Mangel bedingt, die parasitisch von fremden Kräften zehrt, kann es also nicht geben. Werden aber jene 1000 Beschäftigung heischenden Arbeiter in Produktionszweigen verwandt, die notwendige Lebensbedürfnisse befriedigen, so ist die Wirkung ganz anders. Ist der Wert ihres Arbeitsergebnisses nicht größer als der Wert dessen, was sie für ihren eigenen Unterhalt verbrauchen, so haben sie wenigstens aufgehört, schmarotzerhaft von der Wohltätigkeit der Gesellschaft oder von ihren frühern Arbeitsergebnissen zu zehren; auch dann ist die Menge der auf den Markt gelangenden Unterhaltsmittel schon um so viel größer geworden, als sie früher davon entnahmen, ohne es durch Arbeit wieder zu ersetzen. In der Regel werden sie aber mehr erzeugen als sie verbrauchen, so daß das Angebot an Unterhaltsmitteln um weiteres zunimmt. Natürlich sinken nun die Preise für allgemeine Verbrauchsartikel, die Kaufkraft der Löhne wird gesteigert, die Lebenshaltung der arbeitenden Klasse hebt sich.

Handel und Gewerbe

Auf diese Weise erklärt es sich, warum unter Umständen erfolgreiche Streiks schlecht gelohnter Arbeiter die Produktion im ganzen

Digitized by Google

verbilligen können; denn die Nachfrage nach Arbeitskräften für die Befriedigung von Luxusbedürfnissen wird sinken, weil der Unternehmer höhere Löhne bezahlen muß, wofür er naturgemäß in erster Linie auf das Entbehrlichste verzichtet; die Nachfrage nach Arbeitskräften für die Erzeugung notwendiger Unterhaltsmittel hingegen wird steigen, da der Arbeiter für den höheren Lohn, den er empfängt, in erster Linie besser essen, sich kleiden und wohnen will. Und je mehr Unterhaltsmittel, je weniger Luxusartikel die tätigen Arbeitskräfte herstellen, desto billiger läßt sich leben. Es leuchtet ohne weiteres ein, eine wie wichtige Rolle bei dieser Frage die Volksbildung spielt. Je besser es um diese bestellt ist, um so geringer ist die Gefahr, daß einzelne Arbeiter die erzielte Lohnerhöhung einer bloßen Vergnügungssucht opfern. Jeder Arbeiter ist nur des Lohnes wert, den er vernünftig zu verbrauchen weiß. Auf der andern Seite ist nicht jeder Luxus besitzender Klassen zu verdammen; denn mancher gehört zu den notwendigen Reizmitteln des Unternehmungsgeistes. Gewiß aber geht das Recht auf Arbeit vor jedes Recht auf Luxus. Daher hatte der Reichstagsabgeordnete Giesberts aus München-Gladbach ganz recht, als er auf dem vorjährigen deutschen Städtetage erklärte: die Städte, die Millionenaufwände für Parke, Theater und andere Kulturbedürfnisse der Bessergestellten machten, sollten auch Mittel für die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit hergeben.

Die Regierungen und Gemeindeverwaltungen suchen sich bei uns gegenseitig die Aufgabe zuzuschieben, eine Arbeitslosenversicherung zu schaffen, statt daß, wie es sein sollte, beide Parteien wetteiferten, das meiste dafür zu leisten. Es ist wirklich eine Schmach für unsre Kultur, daß man zu allerletzt daran denkt, den Versicherungsgedanken auf die menschliche Arbeitskraft anzuwenden, obgleich sie doch die Quelle aller Güter ist. Und immer noch halten es die meisten für unendlich wichtiger, daß jedes Sacheigentum vor Verderb bewahrt und der Besitzer gegen seine Beschädigung oder seinen Verlust versichert, als daß die Arbeitskraft dessen, der das Sacheigentum schuf, einer solchen Sorgfalt gewürdigt werde. Allerdings gilt für die Arbeitslosenversicherung dasselbe wie für das Recht auf Arbeit: sie darf die Produktion nicht hemmen; sie muß sie fördern. In England haben viele Gewerkvereine ihre Kassen durch Arbeitslosenversicherungen erschöpft, ohne doch zu verhindern, daß der Umfang des Arbeitslosenleids von Jahr zu Jahr zunahm. Die Löhne sind in England in den letzten zehn Jahren im ganzen etwas gesunken, während die Preise für die Unterhaltsmittel um 30 bis 40 vom Hundert gestiegen sind. 45 Hundertstel der englischen Lohnarbeiter ringen, auch soweit sie beschäftigt sind, Tag um Tag um die Möglichkeit, die allerdringendsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Unter solchen Umständen hätten die Gewerkschaften sich nützlicher als Kampfverbände denn als Wohltätigkeitsvereine betätigt. Die Riesenstreiks, die in letzter Zeit das ganze soziale Leben Englands erschütterten, wären dann vermieden worden. Mit Arbeitslosenunterstützungen oder Versicherungen muß die Schaffung neuer Arbeitsgelegenheiten Hand in Hand gehen, und zwar solcher Arbeitsgelegenheiten, die die Produktion allgemeiner Verbrauchsgegenstände verbilligt. Am besten eignet sich hier-

Digitized by Google

für naturgemäß die „Innere Kolonisation“. Otto Corbach

Gefangene Kinder

Wie an eine Gefangenschaft denke ich an die Zeit zurück, da ich als achtjähriger Knabe in der Sexta meines Gymnasiums saß. Der Raum drückte mich mit dem Schrecken einer Katakombe. Die Nordwand, oben mit der Decke zu einem Gewölbe zusammenwachsend, war ein feuchter Kalksteinfelsen. Eine Tür in dieser Wand öffnete sich zu einer Höhle, in welcher eine Treppe sich zum Friedhof hinaufwand. Auf diesem Wege kamen die Kapläne, welche in der Sexta unterrichteten, — treffliche Lehrer übrigens —, von ihren Amtshandlungen als Begräbnisleiter zurück, und beklemmend lastete die Stimmung der Grabesnähe auf den dem Tode abgewandten Kinderherzen. In diesem Raume begrub ich die Träume meiner Kinderzeit, und es blieb nichts als eine heiße, unstillbare Sehnsucht nach Freiheit, Sonne, Wald, die man alle nur wenige Minuten jenseits des Tales auf dem stolzen Gebirgszuge drüben wußte. — — —

Ein paar Jahre später. Ich saß in Untertertia einer anderen, sehr schlechten Schule, bei der es nichts verschlug, ob ich einige Male fehlte. Da flog oft schon in ganz frühen Stunden der Schulranzen unter ein Sofa und die aufgehende Sonne sah mich im nahen Walde. Die Schönheit dieser Tage litt nicht darunter, daß sie gestohlen war. Die Tiere waren meine Freunde; ich kannte sie alle und belauschte alle. Mit den Förstern war ich nicht minder befreundet. In einem aber haßte ich ihre Tätigkeit. Und das war der Dohnenstieg. Wenn ich einen Fangplatz entdeckte, fuhr ich mit einem Stock durch die feinen Roßhaarschlingen, daß sie zerrissen. Manchmal natürlich kam ich zu spät. Dann hingen sie kläglich erdrosselt an ihren kleinen Galgen, die unschuldigen Beerendiebe: bunte und schwarze Amseln, aber auch Buchfinken und allerlei sonstige Vöglein, die der Deutsche sonst nicht zu verspeisen pflegt. Ein niederträchtig erhängtes Vöglein ist ein so naturwidriger Anblick, daß den nichts derart vermutenden Beobachter ein Schauder ergreift.

Genau so weh muß es uns werden, wenn wir Kinder in den Schlingen des Gesetzes kläglich gefangen sehen und empfinden lernen, wie ihre Seele in der Haft erlischt, gleich den Kindheitsträumen in unserm düsteren Klassenraum. Noch immer kommen Kinder ins Gefängnis. Trotz Jugendgericht, trotz Strafaufschub mit Aussicht auf Begnadigung. Schweden hat das Strafbarkeitsalter auf 15 Jahre hinausgeschoben. In Deutschland steht es immer noch inmitten der Kindheit bei zwölf Jahren. Seit Jahren sehen alle maßgebenden Deutschen ein, daß man das Strafbarkeitsalter von zwölf auf mindestens vierzehn Jahre hinaufrücken muß. Und immer noch liegt kein Gesetz vor mit diesem einen einfachen Paragraphen. Sind wir denn ein so greisenhaftes, absterbendes Volk, daß wir nicht mehr verstehen, unsere einfachsten, unzweideutigsten Gefühle in die Praxis zu übersetzen?! Fast scheint es so. Denn die Gefühle sind da. Die Regierungen schlagen durch die Verfügungen über den Strafvollzug an Jugendlichen den Strafgesetzen ein Schnippchen. Beim Volke erkennt man den gleichen Wunsch aus der Befriedigung, mit der die öffentliche Meinung jeden Fortschritt der Jugendgerichtsbewegung begrüßt. Statt aber daraus die Folgerung

Digitized by Google

zu ziehen, und das Gesetz diesem gemeinsamen Wunsche entsprechend zu ändern, streiten im Reichstage Regierung und Parteien darüber, ob in der Berufungsinstanz Schöffen sitzen sollen, ob zwei oder drei Schöffen die bessere Zahl ist, und lassen, weil sie sich über diese in Wirklichkeit völlig gleichgültige Frage nicht einigen können, die ganze Jugendrechtreform in der Versenkung verschwinden. So bleiben die Kinder nach wie vor im Gefängnisse. Vor allem zahlreich sind annoch Kinder im Untersuchungsgefängnisse. Und uns Besuchern oder Verwaltern solcher Gefängnisse ist es ganz klar, daß die Gefangenen der großen modern eingerichteten Strafanstalten bei weitem besser daran sind, als die Gefangenen der Untersuchungshaft. Dazu kommt als dritte Kerkerstelle ein Anbau an den modernen Fürsorgeerziehunganstalten. In diesem Anbau befindet sich eine Einrichtung, die sich in nichts von einem Gefängnis unterscheidet: ein langer öder Korridor; zu beiden Seiten eiserne Türen mit Gucklöchern; dahinter winzige Zellen mit vergitterten undurchsichtigen Fenstern, getünchten Wänden, öde, kahl, wohlpräparierte Seelengräber.

Nun wünsche ich, daß unter den Lesern M ü t t e r seien, Mütter heranwachsender Knaben von zwölf bis fünfzehn Jahren, und daß eine solche Mutter mir im Geiste in das Untersuchungsgefängnis folge. Ich will sie dort führen. Es ist ganz neu, das kleine Bauwerk, erst vier Jahre im Betrieb, von der Romantik alter Verließe ist nichts zu bemerken. An der Tür steht der Oberaufseher in Uniform stramm vor uns und erwartet unser Begehren. Drei Zellen des ganz aus Stein und Eisen bestehenden Baues wünschen wir zu sehen. In der ersten sitzt ein sechzig Jahre alter Landstreicher, fünfundvierzigmal allein wegen Bettelei vorbestraft. Er friert, obwohl der Raum warm ist und biegt stumpf vor sich hinbrütend die Messingkrampen um, die ihm zur Bearbeitung übergeben sind. Als er die Tür gehen hört, erhebt er sich schwerfällig und sieht uns mit scheuen, halb verirrten Augen teilnahmlos an. „Was sind Sie von Beruf?“ „Gelegenheitsarbeiter, Herr Richter!“ „Haben Sie kein Handwerk gelernt?“ „Nein, bloß im Gefängnis, wo ich zuerst war, etwas Schneiderei.“ „War denn Ihr Vater kein Handwerksmann?“ „Der war Schmied, aber er war von meiner Mutter fortgegangen, wie ich erst ein paar Monate alt war.“ „Wann sind Sie zuerst ins Gefängnis gekommen?“ „Da war ich gerade zwölf Jahre alt gewesen.“ „Na, da haben Sie aber früh angefangen.“ „Es war aber gar nicht der Anfang.“ „Anfang von was?“ „Ach, ich hatte auch früher schon immer Holz geholt, ich meine, gestohlen.“ „Das wußten Sie also gar nicht anders?“ „Nein, meine Mutter *tat* es, und die andern alle. Nur m i c h haben sie eingesperrt.“ „Und wie Sie wieder herauskamen?“ „Ja, da mußte ich erst recht stehlen. Ich war ja einmal im Gefängnis gewesen, und die anderen sagten immer, i c h hätte es getan, weil ich d o c h schon mal vorbestraft war.“ — Ein Unheilbarer, dessen Seelenkrankheit begann, ehe er sein Selbst erkannte.

Zur zweiten Zelle! — Zuerst sehen wir durch das Guckloch in der Tür. Drinnen kniet ein weinender Knabe vor dem durch Umstülpen in einen Tisch verwandelten Bett. Ganz versunken in sein Leid läßt er nichts von seinem Gesichte sehen. Nun nimmt er plötzlich Haltung an. Ein paar trotzige Augen starren aus

Digitized by Google

bleichem Antlitz gegen die Tür, da er den Schlüssel knarren gehört hat. Wenn du jetzt da wärest, Mutter! oder auch fremde Mutter! Dein Wort könnte ihn fassen. Dein Wort könnte ihm die Kraft geben, über alles hinauszukommen, Plan und Stolz der Guten zu gewinnen, den falschen Stolz des Anfängers im Verbrechen niederzuzwingen. Den Trotz gegen die feindliche Staatsmacht und ihre Strafmittel. „Ein Gesetzesverletzer bin ich schon; dann will ich wenigstens der geriebenste, gefürchtetste, stärkste werden!“ — — „Wie alt bist Du?“ — „Dreizehn Jahre.“ — „Warum bist du hier?“ — „Ich bin unschuldig!“ — „Was wirft man dir denn vor?“ — „Man sagt, ich hätte Kohlen genommen.“ — „Wegen so etwas kommt aber doch so ein Junge gewöhnlich nicht in Untersuchungshaft?!“ — „Wir ziehen herum und verkaufen Körbe; da sagen sie, ich würde sonst entfliehen.“ — In der Tat war es mit dem Diebstahl so: Die Mutter ging mit den Körben vom Lagerplatz aus über Land. Die Kinder blieben beim Wanderwagen zurück und froren. Da entwendete dieser Knabe im Hofe einer nahen Bierbrauerei Holz und Kohlen und heizte den Wohnwagen damit. Die Mutter war nun mit den anderen weitergezogen. Wie sollte der Knabe sie wieder finden?! — Nun zur dritten Zelle. Der zwölfjährige Insasse starrt mit einem völlig verlorenen Gesichtsausdrucke nach der Tür, obwohl er nicht bemerkt, daß wir durchs Guckloch sehen. In dem Blicke liegt der Kampf der Kindlichkeit mit einem Lebensschicksale, der Ausdruck wechselt von dem ungetrübter Naivität bis zu dem eines greisenhaften Verfalls herüber und hinüber. Kein Wunder: auf diesem Knaben lastet Blutschuld. Er hält sich für einen Mörder. Der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter halten ihn auch dafür. Ebenso seine Mutter. Seine Geschichte ist bekannt. Sie ist durch die Zeitungen gegangen. Er hatte Zeitschriften ausgetragen, war unterwegs von Kindern gehänselt worden und hatte sie deshalb geschlagen. Das Dienstmädchen dieser Kinder, gleichfalls erst fünfzehn Jahre alt, lauerte ihm auf und schlug ihn. Als dies zum drittenmal geschah, hatte der Junge unglücklicherweise zufällig ein Messer bei sich, bedrohte das Mädchen und stach es, als es ihn wider Erwarten doch schlug, in den Hals. Der Stich traf die Hauptader und das Mädchen war sofort tot. Der Junge wurde verhaftet und befand sich nun bereits seit drei Monaten in Untersuchungshaft. Wir treten ein und reden mit ihm. Doch ist er äußerst wortkarg. Die Überzeugung der Schuld und das bevorstehende Verfahren halten ihn natürlich geistig so umspannt, daß ihm trotz der langen Haft jede Besinnung über andere Dinge fehlt. Seine Gesundheit ist durch diesen Zustand und den Bewegungsmangel so zerrüttet, daß der Gefängnisarzt die Entlassung vorschlug, da er sonst für nichts einstehen könne. Doch war man der Ansicht, ein Junge, der Blut vergossen, dürfe nicht entlassen werden. Er blieb gefangen. Man behandelte ihn ganz so, als hätte man das getötete Mädchen zu rächen. Wenn er an der Untersuchung zugrunde ging, so hatte ihn eben die Nemesis erreicht. Aber — reden wir mit ihm:

„Was willst du einmal werden, mein Junge?“ Wortlos starrt er den Fragenden an. Gibt es denn jenseits dieser unendlichen Not noch eine Zeit für ihn? Nie hat er das gedacht. „Was willst du werden, wenn du einmal wieder aus dem

Digitized by Google

Gefängnis kommst?“ „Ich muß arbeiten, wenn ich aus der Schule bin, daß ich den Eltern helfe für die kleinen Brüderchen.“ „Ja, aber was willst du arbeiten? Willst du Schreiner werden?“ „Nein!“ „Nun was denn? Soldat, Unteroffizier? In den Krieg ziehen?“ „Nein! Nein!“ „Warum denn nicht?“ „Da muß ich auf die Leute schießen — — und das ist so schrecklich — — wenn man das getan hat!“ Das ist der Mörder! „Nun, aber irgendwas mußt du doch lernen und arbeiten? Wir können dir vielleicht später helfen.“ „Ich möchte Seemann werden.“ „Weißt du was vom Seemannsleben?“ „Ein Onkel von mir ist Steuermann gewesen; der ist mit einem Schiff untergegangen!“ „Du sagst das so sonderbar. Meinst du, es wäre angenehm, unterzugehen?“ Statt der Antwort bricht der Junge in ein Schluchzen aus und nickt ein vielsagendes Ja. „Du meinst, weil damit deinem Leid ein Ende gesetzt wäre, hättest du dann alles hinter dir! Auch meinst du, dann wäre alles gesühnt? Nein, so kann man nichts sühnen! Es gibt aber einen besseren Weg. Den Menschen, die deine Zuneigung wollen, sollst du zuliebe leben, alles ihnen zuliebe tun; in langer fleißiger Arbeit für diese Lieben allein kannst du deinen Frieden wieder erwerben. Werde immerhin Seemann! Aber nicht um zu sterben, sondern um ein tüchtiger Mann zu werden, der das Glück der Seinen erhält und mehrt. An diesem Vorhaben wird dich keine Erinnerung hindern. Wir werden dir helfen, daß du in den Seemannsberuf kommst, sobald du alt genug bist. Und nun nimm mutig auf dich, was dir das Gesetz auferlegt! Gehe hindurch mit dem Glauben: starke Hände werden mich leiten und ich kann durch Freundlichkeit und Liebe wenigstens einen Teil dessen wieder gutmachen, was da geschehen ist.“

Wir verlassen still das ernste Gebäude. Schwer schmettert die eiserne Tür hinter uns ins Schloß. Und nun frage ich dich wieder, Leserin, die du Mutter bist oder wie eine Mutter handeln möchtest: wolltest du wohl zu den gefangenen Kindern gehen und mit ihnen reden, wie ich dir eben schilderte? Es ist nicht schwer; wenn du nur wie eine Mutter fühlst, so kommen die Worte von selbst und du lenkst die Gedanken des Kindes, ohne es zu ahnen. Und wenn du das tust, so hilfst du sühnen mit dem alleinigen Heilmittel menschlicher Schuld: mit menschlicher Liebe.

Die Hilfeleistung der Frauen auch bei dieser Arbeit des Jugendgerichts ist für die hierzu Bereiten ganz leicht zu erreichen. In den Strafanstalten arbeiten Pfleger mit, die mit den Gefangenen schon in der Anstalt Fühlung nehmen und Bekanntschaft pflegen, um sie später ins Leben zu geleiten und ihnen auf ehrliche Wege zu helfen. Für Frauen ist diese Arbeit an erwachsenen Männern meist ungeeignet. Anders bei Kindern und Knaben. Wenn sich Frauen an die Gefängnisdirektionen wenden, wird man ihnen voraussichtlich gern die Pflegschaften überweisen. Wegen der Untersuchungsgefangenen geht man am besten an die Staatsanwaltschaft und an den Amtsrichter, wo ein Jugendgericht ist, an den Jugendrichter. Dieser wird die Hilfsbereiten dann gern weiter führen, auch zu den nicht „gefangenen“, aber doch tatsächlich oft der Selbstbestimmung ganz beraubten Anstaltszöglingen, deren Seelen auch manchesmal nach einer guten, gütigen Mutter schmachten.

Könnte der große Strom Frauenbewegung doch einen frischen Zweig-

Digitized by Google

fluß hinlenken zu den gefangenen Kindern! Dann wäre ein Segen gestiftet, ein Glück ohne Maß, ein stilles, kleines Glück, ein geräuschloser Segen, aber tief gefühlt von der Mutter und vom Kinde!

Landsberg-Lennep

Das Jugendgericht

behandelt ein Buch unsres Mitarbeiters J. F. Landsberg, das soeben als Teil der Sammlung „Einführung in das lebende Recht", herausgegeben von Alfred Bozi, bei der Helwingschen Verlagsbuchhandlung in Hannover erschienen ist. Wer die von Landsberg hier eben behandelten Fragen näher kennen lernen will, sei darauf verwiesen.

Zu Karl Mays Tode

Späteren Jahren werden Mays Erfolge zum mindesten so interessant erscheinen, wie uns Heutigen etwa die Cagliostros oder Casanovas, und wer weiß, ob nicht auch über ihn eine Literatur entstehen wird. Der Fall May ist ja aber viel bedeutsamer als der eines jener wesentlich feineren Abenteurer, weil er von viel größerer Kulturwirkung war.

Ein entlassener Lehrer wird Schwindler, Dieb, Einbrecher, Straßenräuber, nach schweren Gefängnisstrafen verfällt er aber darauf, daß sich für einen Menschen von Gescheitheit, Skrupellosigkeit und Talent mit der Feder gefahrloser Geld machen lasse, als mit Dietrich und Brecheisen. Er schreibt, was das meiste verspricht: Reiseschilderungen aus eigenen Erlebnissen, die er nicht gehabt hat, Übersetzungen aus Sprachen, die er nicht kennt, fromme Madonnengeschichten, er, der Protestant, erbauliche Sittenromane, er, der Verfasser von Kolportageschund. All das vertreibt er mit einer in ihrer Art großartigen Reklame, bei der er nicht nur unter anderm Namen sein eigener Apologet ist, bei der er sogar, ein neuer Trick, seinen eigenen Konkurrenten spielt, um ihn dann scheinbar zu besiegen. Er unternimmt währenddem sehr bedenkliche Handlungen gegen seine Frau, auch sie gelingen. Er wagt bei Aufklärungsversuchen die keckſten Beleidigungsprozesse, wo er nicht, wie beim Kunstwart, ganz sicheres Material in den Händen der Angreifer weiß. Er gibt sich als Ehrendoktor aus — einer Universität, die nicht existiert. Er leugnet vor der Öffentlichkeit entrüstet seine Autorschaft an Kolportageromanen — und prozessiert, erfolgreich, um Honorar aus eben diesen. Alles mit verblüffender Waghalsigkeit. Aber auch mit rastloser Arbeitskraft und erstaunlicher Energie. Mitunter scheint es fast, als wäre bei diesem dauernden va banque-Spiel etwas Pathologisches gewesen, das ihm half, wie dem Mondsüchtigen auf dem Dach. Vielleicht beurteilt ihn ganz falsch, wer ihn überhaupt moralisch wertet. Jedenfalls liegt es uns fern, ihn nach dem Tode moralisch richten zu wollen — das mag versuchen, wer sich sicher fühlt, in Mays Fall die Grenzen der Verantwortungsfähigkeit zu ziehn.

Zu den Tagesereignissen

Uns geht vor allem die Wirkung dieses Mannes an, denn sie ist zur Beurteilung der Ausdruckskultur unsrer Tage von der höchsten Bedeutung. Zu derselben Zeit noch, da der Dresdner Polizeipräsident aus Kenntnis der Akten heraus May als „literarischen Hochstapler und gemeingefährlichen Verbrecher" bezeichnete, sprach dieser May durch tausende von Volk- und Schulbüchereien zu Hunderttausenden, ward er mit Liebe auch von sonst Gebildeten aus allen Kreisen gelesen, ward er empfohlen von hohen katholischen und protestantischen Geistlichen, stand er in freundschaft-

Digitized by Google

Körperpflege

lichem Verkehr mit Prinzen und Prinzessinnen. Ja, man pries „May als Erzieher“, und man fragte, ob denn nicht Mays Einfluß auf sein Volk größer und segensreicher sei, als der Shakespeares auf das englische. In der Tat gingen auch *seine* Schriften weit über unser Volk hinaus: kein andrer lebender Deutscher hat so zur „Weltliteratur“ gehört, wie er. Allein die nüchterne Ziffer sagt wohl genug, daß May als Literat etwa sechs Millionen verdient hat.

Und das alles, obgleich nicht etwa nur wir vom Kunstwart, sondern ebensolange schon Männer der verschiedensten Richtungen mit höchstem Ernste vor ihm warnten. Wohl: warum taten *sie* das eines Sinnes, wie verschieden sie sonst dachten, und ohne daß sie damals von May dem Menschen irgend etwas wußten? Weil sie befähigt waren, beim Lesen, durch kein Vormachen verwirrt, das Sein aus dem Schein herauszufühlen. Die Natur hat in gesunden Geistern, Gott sei Dank, Selbstreinigung, wie bei Flüssen, wir dürfen hoffen, daß nicht alles, was aus Mayschen Schriften zwischen den Zeilen in die Köpfe und Herzen geflossen ist, unausgeschieden blieb. Aber über ein Maß hinaus versagt die Selbstreinigung, auch wieder wie beim Fluß. Wieviel Mayschen Innenwesens ist mit den Hunderttausenden seiner Bände in unser Volk, in andre Völker geflossen, weil all diese Leser, vor allem: weil all diese Propagatoren seines Ruhms nicht bemerkten, was doch die anfangs kleine Zahl seiner Bekämpfer sofort beim Lesen sah?

Vielleicht zeugt keine einzige Erscheinung des ganzen vorigen Jahrhunderts eindringlicher davon: wie bitter not uns eine *ästhetische* Kultur aus *ethischen* Gründen tut! A

Der kompendiöse Unterleib

Oder die Preisfrage: wo habe ich meine Eingeweide untergebracht?

Bildung und Schule

Schülerselbstmorde

Die Zeitungen berichten jetzt nicht nur von dem oder jenem Fall. Die Tatsachen häufen sich. Es scheint fast wie ein Bund junger Geister, der auf diese entsetzliche Weise Protest einlegen will. Mindestens merkt man, wie ansteckend solche Ereignisse wirken. Die seelischen Kräfte befinden sich oft in einem solchen Zustand innerer Erregung, daß ein kleiner Anstoß genügt, sie zur vollen Verwirrung zu führen. Wenn wir heute ein Wort dazu sagen, schalten wir selbstverständlich jede persönliche Beziehung aus. Darüber soll man nicht *sprechen*; das muß durchlebt sein.

Aber ein ernstes Wort müssen wir sagen. Wir finden in dieser Zahl zunehmender Schülerselbstmorde keine berechtigte Anklage gegen die Schule. Auch wir wissen, daß ein Lehrer oft Seele und Leib eines Schülers auf dem Gewissen hat. Es gibt Lehrer an allen Schulen, welche das vollständig vergessen und in persönlicher Reizbarkeit einem Jungen nicht nur die Schule

Digitized by Google

verekeln, sondern das Leben knicken. Solche offenen Gräber, wie sie jetzt für junge Menschenleben gegraben worden sind, sollen unserer Lehrerwelt etwas Aufrüttelndes sagen. Alle heimliche oder offene Rache am Schüler, der in der Klasse der Macht des Lehrers preisgegeben ist, ist gemein.

Weil wir das so stark ausdrücken, wie wir es innerlich müssen, sind wir aber ebenso gedrungen, dem wehleidigen Zug unsrer Zeit unbarmherzig ins Gesicht zu leuchten. Es ist ein seltsames und doch wieder verständliches Zusammentreffen, daß unsere Tage die herbsten Kraftanstrengungen, ja oft eine unsinnige Zeitvergeudung gutheißen, wenn es sich um den Sport handelt; gleichzeitig wird die geistige Anstrengung möglichst eingeschränkt, und wer darauf das Hauptgewicht legt, gilt als veraltete Erscheinung. Wir danken unsern Schulen, daß sie nicht mit sich markten lassen und den Maßstab der Leistungen und des Könnens nicht herabsetzen. Es klingt volksfreundlich, wenn man möglichst milde Anwendung der festgesetzten Forderungen verlangt. Wer es jedoch mit dem Volk im ganzen wohl meint, wird nie dareinwilligen. Denn was wäre die Folge? Daß das Begünstigungswesen wächst und die persönlichen Rücksichtnahmen überhandnehmen, die meist abhängen von der öffentlichen Stellung, die die Eltern einnehmen. Geld, Rang, Stand wirken dann von selbst. Gerade jede ehrliche Demokratie muß daran festhalten, daß auch die Jugend danach geschätzt werde, was sie kann, was sie leistet, und daß dieser Maßstab eher verschärft, als gemildert werde. Ein steigendes Volk steigt in seinen geistigen Ansprüchen. Ein verfallendes Volk weint sentimentale Tränen.

Mit alledem verteidigen wir keinen einzelnen bestimmten Entwicklungsgang einer Schule. Wir wissen, wie vieles anders gemacht werden könnte, wenn man nur wollte. Es gibt viel verkalkte Existenzen, die der Jugend treibende Kraft nicht verstehen, oder nicht verstehen wollen. Es gibt noch mehr törichten Elternhochmut, der sein Kind nur auf die „höhere Schule“ zwingen will, statt ihm Lebenslust und Arbeitskraft in freien unternehmenden Kreisen zu schaffen. Wir meinen nur, daß unsere Lehrer heute Mut zeigen müssen, um sich nicht durch irregeleitete Hirne und krank gewordene Herzen von der obersten Forderung eines Volkes, das etwas auf seine Ehre gibt, abzwingen zu lassen: der Maßstab für Können und Leistung muß ein hoher und ein ernsthafter bleiben, nicht zu Ehren der Schule oder einer gewissen alten oder neuen Bildung, sondern zu Ehren des gesamten Volks, das einer Auslese seiner tüchtigen Kräfte würdig und fähig bleiben will. Von da aus regelt sich auch der Ehrbegriff des einzelnen. Es ist keine Schande, ohne höhere Schulberechtigung seinem Volk zu dienen. Wohl aber wäre der Zug eine Schande, sein Leben wegzuwerfen, ehe man es mit starkem Willen in die Hand genommen hat. Ich fürchte, daß unsre Jugend auf die Lehrer einen Zwang ausüben will zu einer Zeit, wo sie noch gar keinen Überblick über die Fülle von Möglichkeiten hat, dem Volk zu dienen und sich einen Wirkungskreis zu schaffen. Das ist die einzige Ehre eines jungen Mannes, ein brauchbares Glied des Ganzen zu sein; eine andere Ehre kenne ich nicht.

Das alles ist nicht aus philisterhaftem Herzen gesprochen. Es ist noch weniger bestellte Arbeit für unsre Schulen. Nur ernst soll es reden über ernste Dinge und die Maßstäbe nicht vertauschen. Jugend

Digitized by Google

bleibt wachsende Jugend und nicht fertige. Sobald sie das vergißt, hat sie ihr Recht verloren. Traub

Eine Rektorsrede für politische Erziehung

hielt Heinrich Rauchberg in Prag. Er kam dabei zu dem Ergebnis, daß unsre Hochschulen (auch die technischen) ihre Hörer politisch bilden müssen, „nicht nur um der harmonischen Geistesbildung willen, nein, vor allem, um den Bedürfnissen des Staates zu entsprechen". Ein politisches Volksbildungsprogramm, wie er es aufstellt, „kann nur allmählich und nur von oben nach unten durchgeführt werden. Um politisch erziehen zu können, müssen die Lehrer selbst politisch erzogen werden. Zu der allgemeinen Bildungsaufgabe der Universität kommt daher noch die besondre Aufgabe, alle diejenigen, die sich dem Lehrberufe zuwenden, geschickt zu machen zur politischen Erziehung der Jugend." Denn die höhere Schule muß die reichen politischen Bildungsmöglichkeiten ausnützen, die sich nicht nur in der Geschichte und Bürgerkunde erschließen. Ebenso bedürfen die Volksschullehrer einer gründlichen staatsbürgerlichen Durchbildung: in der Volksschule bedarf es ja einer besondern Stoffbeherrschung, sollen die unscheinbaren Gelegenheiten ausgenützt werden, die sich hier zur politischen Erziehung bieten. So wird auch am besten dem entgegengearbeitet, daß die Lehrer aller Arten ihre Standesinteressen vor die des Staates, des Volkstums, der Gesellschaft setzen. Neben dem Lehrer aber muß auch der Ingenieur, der Arzt, der Seelsorger zu seiner sozialen Führerrolle politisch vorgebildet werden. Diese Forderungen Rauchbergs erhalten nicht nur dadurch einen besonderen Wert, daß ein Hochschullehrer von wissenschaftlicher Bedeutung sie aufstellt *, sondern auch ein Pädagoge, der die Grenzen der Schule und ihrer Wirksamkeit keineswegs zu weit zieht: „Freilich gilt von der politischen Erziehung doppelt, was von jeder andern gesagt werden muß: erst das Leben wird sie vollenden."

Unter uns

Dürerbund und Geschäft

Der Geschäftsmann nützt jede Konjunktur. Die Gründung einiger Kulturbünde ist geglückt. Warum soll der Geschäftsmann nicht auch „Bünde" gründen können? Wenn früher jemand eine Zeitschrift oder eine Reihe von Büchern verlegen wollte, nun, dann verlegte er sie eben als Geschäftsmann nach den üblichen Verlegerregeln. Das ist aber heute dem Mann, der es vor allem rasch zu etwas bringen will, gar zu simpel. Gediegenheit ist nichts, Reklame alles. Um sich den Absatz zu sichern, muß man heutzutage das nüchterne Geschäft mit Flittergold und Purpur umkleiden — er braucht nicht lichtecht zu sein.

Der Dürerbund hat Erfolg gehabt. Erfolg will auch der Verleger. Also sucht er die Methode zu imitieren. Mit einigem Bemühen läßt sich schon irgendeine „Gemeinnützigkeit" des geplanten Unternehmens konstruieren. Dann wird mit Schreib- und Redeeifer eine Bewegung inszeniert, die „das deutsche Volk durchflutet", und es dauert nicht mehr lange, so springt der neue „Bund" aus dem bereit-

* Seine soeben erschienene „Österreichische Bürgerkunde" (Wien 1911, F. Tempsky) bedeutet eine wirkliche Bürgerkunde für Gebildete, weit über den Schulbuchdurchschnitt hinausragend, der auf dem augenblicklich sehr fleißig bearbeiteten Gebiete herrscht, und nicht nur für den Österreicher von Bedeutung.

Digitized by Google

gehaltenen Kasten. Der Abonnent der Zeitschrift oder der Käufer einer Reihe von Büchern ist nun nicht mehr bloß „Abonnent“ oder „Käufer“, sondern „Förderer eines gemeinnützigen Unternehmens“ und Mitglied eines „Bundes“.

Was wollen Sie, meint der Geschäftsmann, der Dürerbund macht's auch so! Sein Erfolg hat uns ja erst zu diesem Brimborium veranlaßt. In der Tat, eine merkwürdige Ironie des Geschehens: just der Dürerbund, der stets darauf drängt, daß alle Lebensformen klar und deutlich die treibenden Kräfte so ausdrücken, wie sie wirklich sind, muß den Vorwand für die Verschleierung eines Geschäftes liefern. Geschäfte machen ist an sich nicht nur eine unvermeidliche, es ist auch eine gute Sache: wir wünschen jedem ordentlichen Unternehmer ein einträgliches Geschäft. Er soll sich dann aber auch ehrlich als Geschäftsmann gebärden und nicht mit den Mienen und Gesten eines Kulturarbeiters rein um der Kultur willen daherkommen. Gegen die falsche Auftakelung eines an sich vielleicht recht guten und nützlichen Unternehmens müssen wir protestieren.

Wir müssen es doppelt, wenn man sich dabei, „gestützt“ auf höchst oberflächliche Kenntnis, auf die literarischen Unternehmungen des Dürerbundes beruft. Diese sind ihrem ganzen Wesen nach grundsätzlich verschieden von allen reinen Geschäftsunternehmungen.

Erstens: die Veröffentlichungen des Dürerbundes tragen nicht ihren Zweck in sich, sondern sie bilden nur einen Teil der viel umfassenderen Tätigkeit des Bundes. Allerdings einen besonders wichtigen Teil, denn ohne literarische Tätigkeit können sich Kulturinteressen nun einmal nicht durchsetzen. Unsere Schriften dienen nicht irgendeiner Nützlichkeit, sondern ganz bestimmten programmatischen Zwecken. Machen wir uns das recht klar: die für die Gestaltung der Unternehmungen ausschlaggebenden Zwecke liegen für uns nicht in der Absicht, ein Geschäft zu machen, sondern im Nutzen anderer. Natürlich kann der Verleger eines guten Buches sagen, er „nütze“ durch seine Tätigkeit der Menschheit. Er tut das wie jeder Handwerker, jeder Beamte, jeder Arbeiter auch. Darum kann er aber diese seine Arbeit noch längst nicht als „gemeinnützig“ im engeren Sinne des Wortes hinstellen. Er arbeitet, um zu verdienen. Der Dürerbund arbeitet nicht, um zu verdienen, sondern um diese oder jene bestimmte Kulturangelegenheit zu fördern, welche durch das natürliche und an sich einwandfreie Geschäftsgetriebe nicht zur Geltung kommt, ja wohl gar völlig unterdrückt wird. Denken wir an die Schundliteratur, an die Hausgreuel, an Heimatschutz, an Urheberrecht und dergleichen. Es muß eine Instanz da sein, die alle diese Fragen ohne die geringste Geschäftsrücksicht rein um der Sache willen behandelt und die Werte zu verteidigen sucht, die nicht geschäftliche Werte sind. Eine solche Instanz ist der Dürerbund. Und hieraus folgt nun der zweite wesentliche Unterschied:

Wenn der Dürerbund ein literarisches Unternehmen oder den Versuch zu einem solchen für notwendig erkannt hat, so kalkuliert er nicht auf Gewinn, sondern geht an die Ausführung mit dem klaren Bewußtsein, unter Umständen Opfer zu bringen. Das kann und darf ein Geschäftsmann nicht, er muß gewinnen wollen. Der Dürerbund darf es. Er ruht im eigentlichen Sinne nicht auf kapitalistischer, sondern auf echt ge-

Digitized by Google

meinnütziger Grundlage. Er stützt sich auf Mitgliederbeiträge und Stiftungen, die satzunggemäß nicht auf die Erzielung von Reingewinn hin angelegt werden, sondern die zur Förderung der Ausdruckskultur verwandt werden sollen so wie es die Sache selbst verlangt. Darum kann ein gut Teil unserer Arbeit jedem, der darnach begehrt, umsonst zufließen. Unsere Ausstellungen verleihen wir — im Gegensatz zu anderen — umsonst. Unsere Zeitungkorrespondenz, unsere Romanliste geht an Hunderte von Zeitungen umsonst. Unsere Auskunftstelle leistet eine Arbeit, die in gar keinem Verhältnis zu den Mitgliederbeiträgen steht.

Gewiß, wir lassen einen Teil unserer Veröffentlichungen auch bezahlen! Beispielsweis den Kalender „Gesundbrunnen", der in hohen Auflagen vertrieben wird. Wir liefern ihn einfach deshalb nicht umsonst, weil unsere Mitgliederbeiträge und Stiftungen dazu nicht reichen würden. Aber wir können auf Grund der Geschäftsbücher nachweisen, daß wir an dem Gesundbrunnen keinen Pfennig verdient, daß wir vielmehr aus unserer Kasse ein Beträchtliches zugeschossen haben, um nur die Herstellungs- und Vertriebskosten zu decken. Wir dürfen das, weil die Mitgliederbeiträge für die Zwecke, die durch den Gesundbrunnen propagiert werden, da sind. Weiter: unsere Flugschriften. Viele Mitglieder wundern sich über den Preisunterschied einzelner Schriften. Nun, für einige müssen wir höheres, für andere geringeres Honorar an die Autoren zahlen, wieder andere, namentlich solche, die von Mitgliedern des Gesamtvorstandes verfaßt sind, dürfen wir ohne Honorar drucken. Seit die Flugschriften mindestens — ja wieviel? ganze 15 Pfennige kosten, setzen wir an ihnen nichts mehr zu, sie tragen sich. Wir mußten der Belastung unserer Kasse durch die Flugschriften ein Ende machen, da wir das Geld für weitere wichtige Unternehmungen frei haben, da wir die Tätigkeit des Dürerbundes ausdehnen wollen. Die Preiserhöhung schien uns in diesem Falle angängig, weil die Flugschriften auch jetzt noch so billig sind, daß sie sich durchaus für die Massenpropaganda eignen.

Ein andrer Punkt: setzen wir einmal, was nicht der Fall ist, unsere Unternehmungen trügen sich alle miteinander allein. Wären sie dann nicht einfache Geschäftsunternehmungen? Auch dann nicht. Denn kein Geschäftsmann kann so billig arbeiten wie der Dürerbund. Sein Vorsitzender bekommt für seine Arbeit nicht einen Pfennig Entgelt. Auch die übrigen Mitglieder des engeren und weiteren Vorstands beanspruchen entweder gar keinen oder nur einen geringen Ersatz für ihre Zeit. Sie arbeiten ja nicht in erster Linie, um zu verdienen, sondern als Volkserzieher, die ihren Lohn in der Hauptsache in dem Erfolg der Sache sehen. Somit können sie schlechterdings nicht als „gute Geschäftsleute" gewertet werden.

Aber nun die Hauptsache — was heißt denn das überhaupt: „Der Dürerbund »verdiente« soundso viel?" Wenn ein Geschäftsmann Geld „verdient", so steckt er's in seine Kasse, es wird sein Privatbesitz. Wenn aber der Dürerbund einmal Geld verdient, so bekommt davon weder der Geschäftsführer noch der Vorsitzende, noch einer der Schriftführer, noch ein „Aktionär" oder sonst irgendein „beteiligter Geldmann" oder irgendwer sonst als Privateigentum auch nur einen Pfennig: jede verdiente Mark wird restlos wieder zu gemeinnützigen Unternehmungen verwandt.

Digitized by Google

Restlos, nicht einmal, daß irgendwelches Kapital davon verzinst würde!

Wir haben es einigermaßen satt, daß sich rein geschäftliche Unternehmungen bei ihren „Vereins"- und „Bundes"gründungen auf die Unternehmungen des Dürerbundes als auf ihre Vorbilder berufen. Wer das tut, der erbringe den Nachweis, daß wie beim Dürerbund von den Einnahmen nichts in Privateigentum übergeht. Andernfalls wird er erlauben müssen, daß wir in Zukunft derartige Behauptungen klar unter Namennennung als das bezeichnen, was sie sind: Schwindel. Der Dürerbund

i. A.: W. St.

„Kandidaten-Prosa"

Ein Mensch wählt sich ein Thema, beleuchtet es mit seinem Lichtchen, so gut er's hat, und schreibt alsdann in einem gewissen erträglichen Modestil seine Alltagsbemerkungen, dergleichen jeder Sekundaner auch hätte machen, aber nicht so faßlich hätte ausdrücken können. Für diese Art zu schreiben, welches die Lieblingsart der mittelmäßigen und untermittelmäßigen Köpfe ist, wovon es in allen Ländern wimmelt, habe ich kein besseres Wort als Kandidaten-Prosa finden können. Es wird höchstens das ausgeführt, was die Vernünftigen schon bei dem bloßen Wort gedacht haben. Lichtenberg

Unsre Bilder und Noten

In den Bergen liegt der Schnee noch tief herab, man trifft wohl auch noch zu dieser Jahreszeit in den Alpen Bilder, wie das vom Postschlitten auf unsrer schönen Gravüre nach Ed. Gabelsberger. Wollte man aber drüber schreiben, so käme man vielleicht auf irgendein literarisches Stimmungsbildchen oder gar auf ein Geschichtchen und damit schön weitab vom Bildnerischen, auf welches es hier doch ankommt. Es bleibt nichts übrig, als wiederum freundlich einzuladen: zu sehn, und noch einmal: zu sehn. Wie der Schnee nicht grell ist und doch lauter Licht, will man: ausruhendes, schlummerndes Licht, wie der Himmel dunkel ist, und doch lebendig, wie auch in den Schatten alles noch zum mindesten träumt. Man vergleiche dieses Bild mit Photographien nach der Natur. Es gibt jetzt deren besonders von winterlichen Landschaften ja außerordentlich schöne, trotzdem wird man vor einem Bilde wie diesem ganz unmittelbar empfinden, daß sich gewisse Werte auch im rein Augenscheinlichen nie photographieren, nur malen lassen. Wer den Föhn im Herbst oder Frühling in den Bergen beobachtet hat, der kennt die hier geschilderte Stimmung.

Zu den drei Bildern nach dem del Greco gehört Richters Aufsatz über diesen jetzt ganz à la mode und Sensation gewordenen alten Herrn. Wir wollen ausdrücklich bemerken, daß wir seine gegenwärtigen „Notierungen" an der Kunstbörse für künstlich hochgeschraubt halten. Ein Thema, über das vielleicht noch zu sprechen sein wird.

Zu den schönen Gartenstücken von Heinrich Tessenow findet man Bemerkungen auf dem Blatte selbst.

Die Illustrationen werden im Text besprochen. A

Seit kurzem macht der Name Richard Mandls in den deutschen Konzerten von sich reden. Dieser in Mähren geborene, in Paris gereifte, jetzt in Wien lebende Komponist, durch jahrelanges körperliches Leiden von der Berührung mit der Öffentlichkeit ferngehalten, erregt jetzt berechtigtes Aufsehen, nicht nur durch die meisterliche Technik, von der

Digitized by Google

seine Arbeiten zeugen, sondern auch durch eine bemerkenswerte Farbigkeit und Frische seiner tonkünstlerischen Phantasie. Namentlich ist es seine symphonische Dichtung „Griselidis“, die Beachtung verdient, wie verschieden man über die Gattungbezeichnung auch denken mag. Wie Mahlers Symphonie ist nämlich auch Mandls symphonische Dichtung eine unorganische Zusammenstellung von Spielmusik, Lied und Chorgesang. Nur daß sich die einzelnen Sätze in diesem Fall offen zu einem Programm bekennen, in diesem ihren Einigungspunkt finden. Sie illustrieren gleichsam die Hauptmomente einer Dichtung von Armand Silvestre. Wir geben hier als Probe des fesselnden Werkes das süße Troubadourlied, das den zweiten Satz einleitet. Der erste schildert den Auszug der Kreuzfahrer, der dritte die Versuchungen, womit der Teufel an den Gemahl der Griselidis herantritt (ein originelles Scherzo), der letzte dann die Leiden und die Apotheose der heiligen Dulderin. Ein Klavierauszug des bei F. C. Leuckart in Leipzig verlegten Werkes liegt noch nicht vor. Das hier mitgeteilte Bruchstück hat der Komponist selbst für den Kunstwart eingerichtet. — Zur Ergänzung des Blattes bringen wir ein Lautenlied von dem Münchner Ludwig Weber aus dem Manuskript. Es entstammt einer ganzen Sammlung solcher Gesänge, in denen der Verfasser Arno Holz bekanntlich die poetische Manier des 17. Jahrhunderts nachbildet. Da die Literatur an guten Originalliedern zur Laute noch recht arm ist, möge diese Probe auch dazu dienen, den sehr hübsch pointierten volkstümlichen Melodien Webers den Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen. Für unsre Lautensänger seien hier noch die drei übrigen Strophen des Textes angeführt:

2. Grisillgen, weistu waß?
Itzt wünscht ich diß und daß.
Sih, wie sich meine Zihgen
Umb deine Schäffgens schmihgen.
Zwischen Unendel, über Queckken
Tasten dort verbuhlte Schnekken.
Ach, nun ist die göldne Zeit —
Horch blohß, wie der Gukguk schreyt!

3. Grisillgen, weistu waß?
„Nein, nicht doch, Dafnis, laß!
For so ein Bihnen-Kröpfgen,
Ist nicht mein Honig-Döpfgen.
Müßt ich nicht durch solch Benähmen
Mich for meinen Schäffgens schähmen?
Drükk mir nicht mein Daffet-Kleid,
Horch doch, wie der Gukguk schreyt!“

4. Grisillgen, waß ist daß?
Dein Hütgen glüzzt gantz naß?
„Lind träuffelt seinen Segen
Ein lihber Sonnen-Regen!“
Flink in jehnes Rohsen-Läubgen!
Ich der Täuber, du das Täubgen!
Ach, nun ist die göldne Zeit —
Nein, wie blohß der Gukguk schreyt!

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google

Digitized by Google

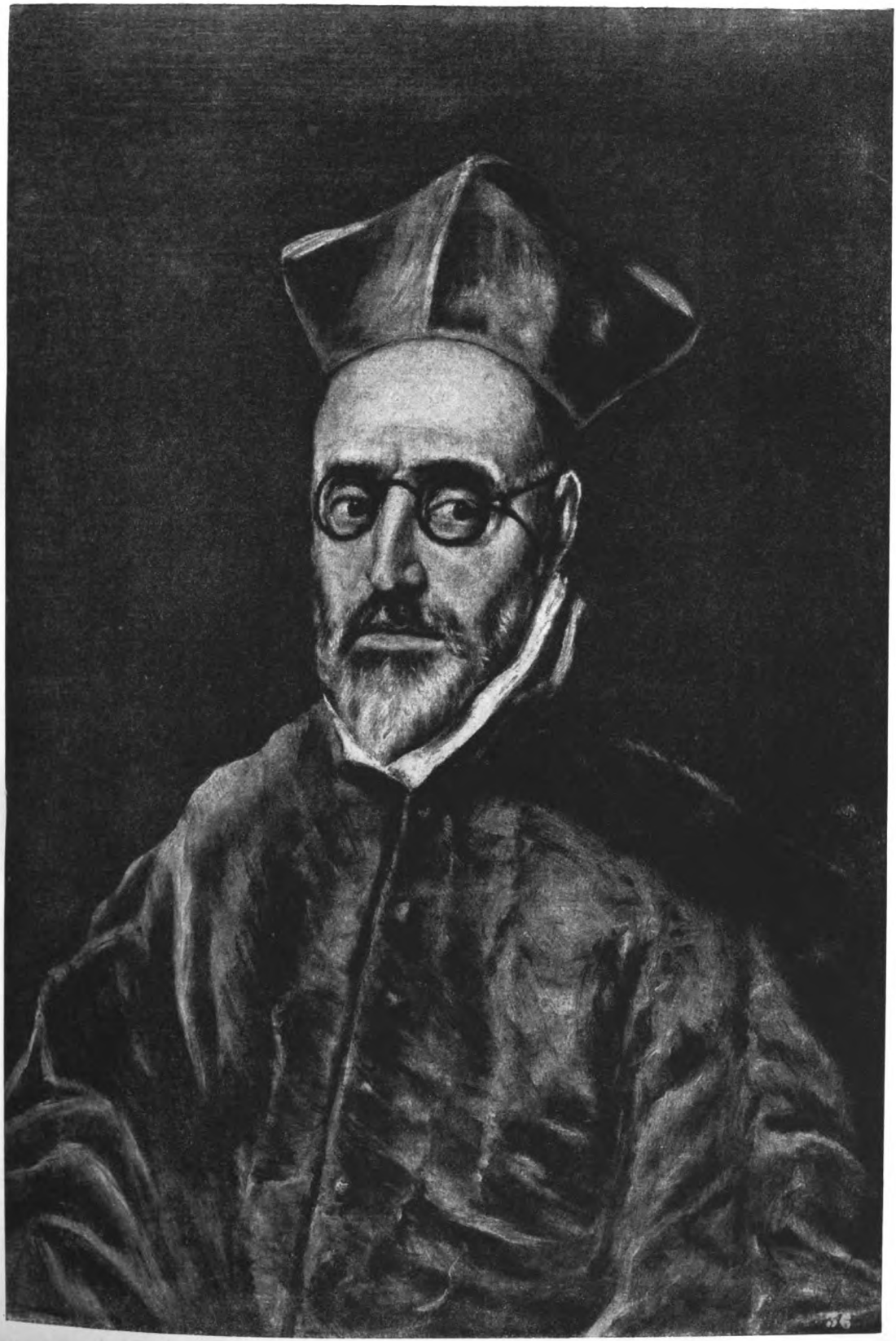
Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

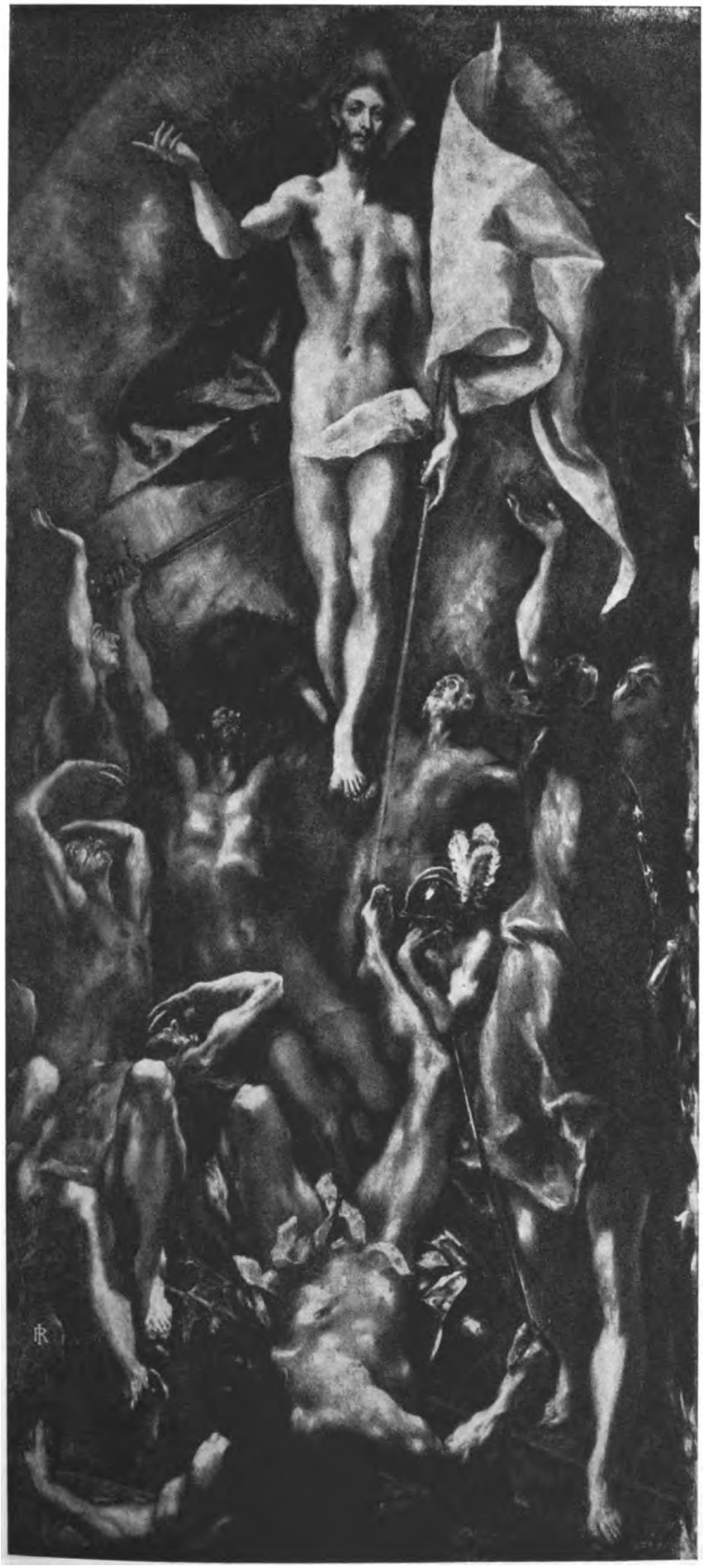
GRECO

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

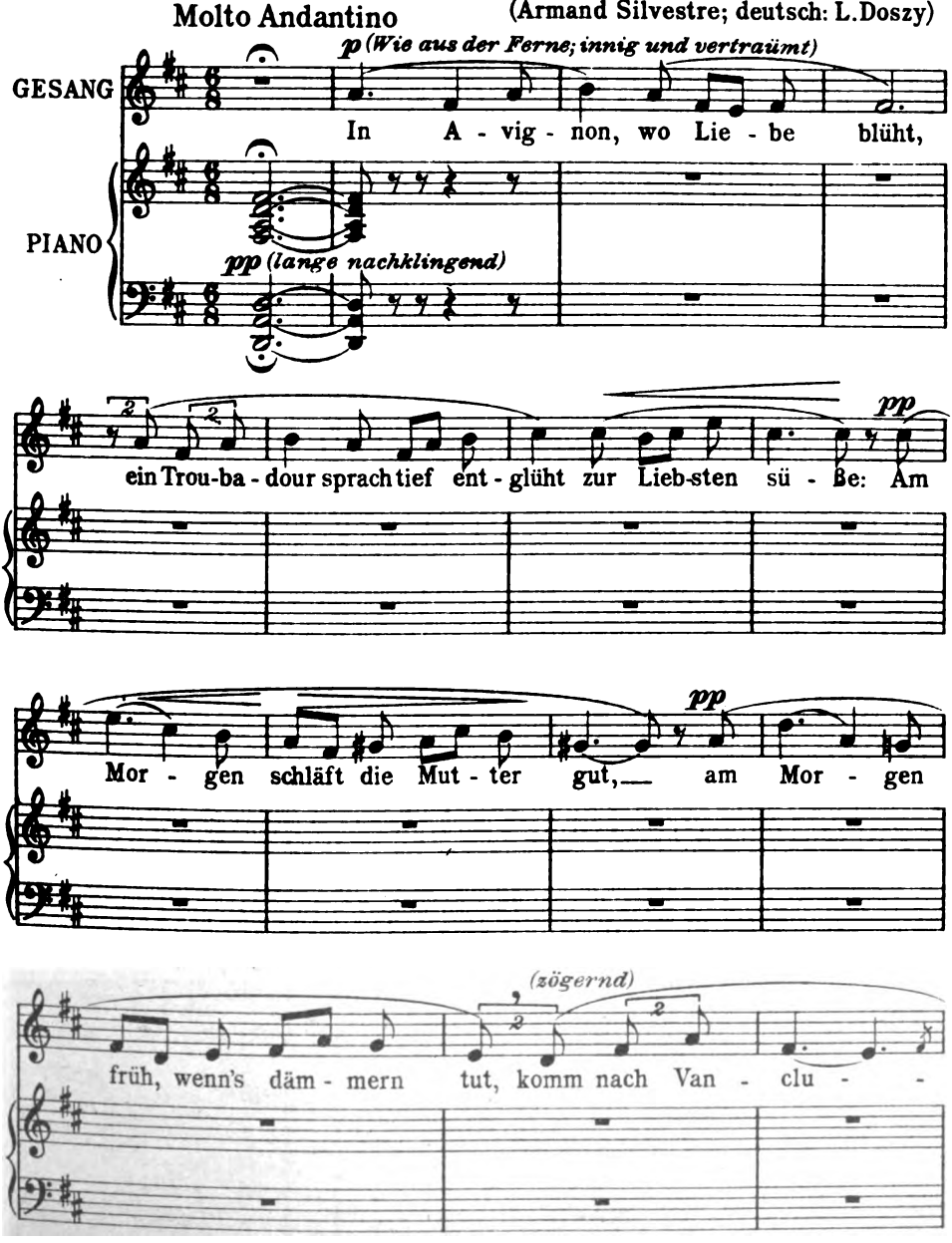


Digitized by Google

Digitized by Google

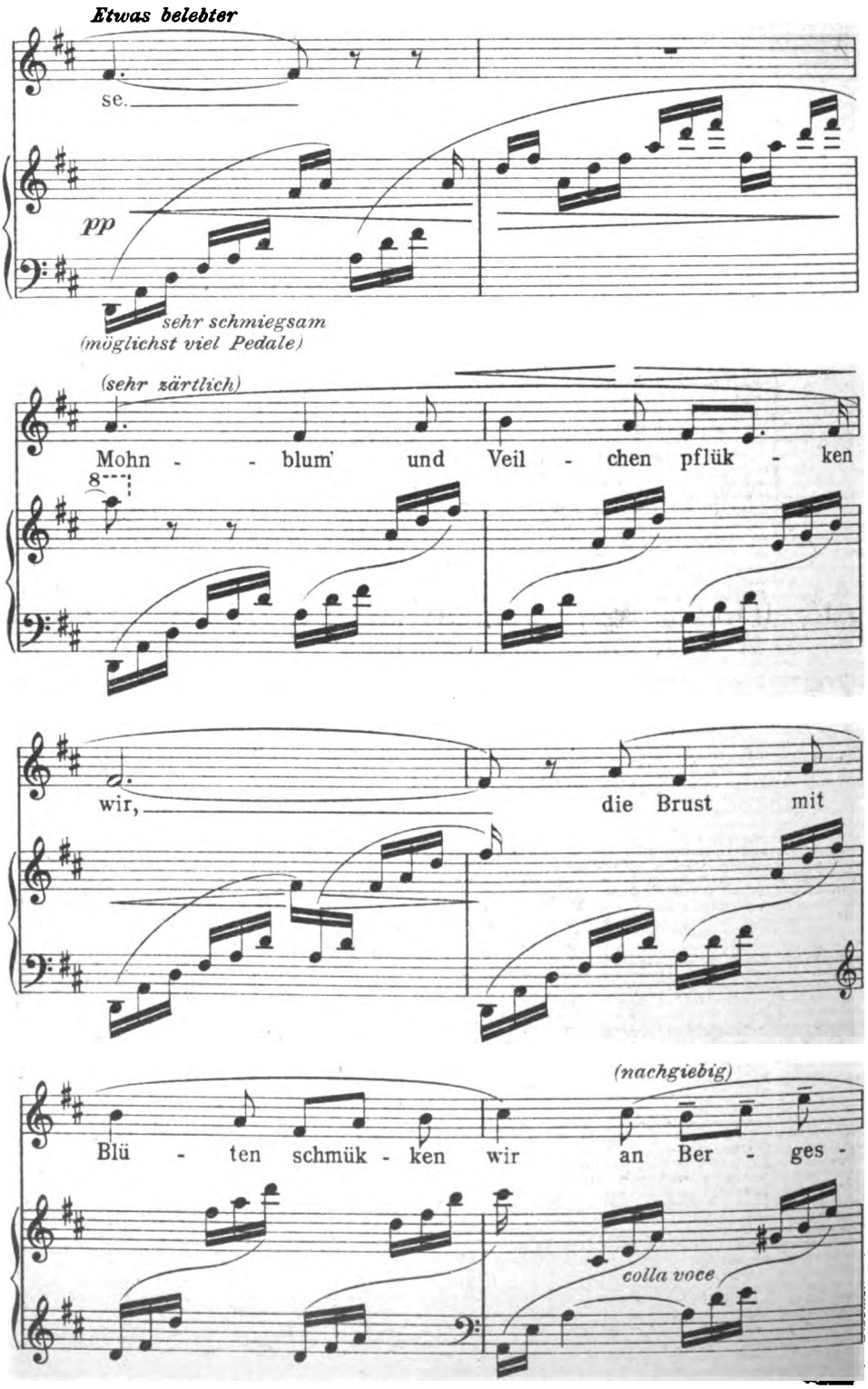
RICHARD MANDL

Altprovencalisches Liebeslied
aus der symphonischen Dichtung
„Griselidis"
(Armand Silvestre; deutsch: L. Doszy)

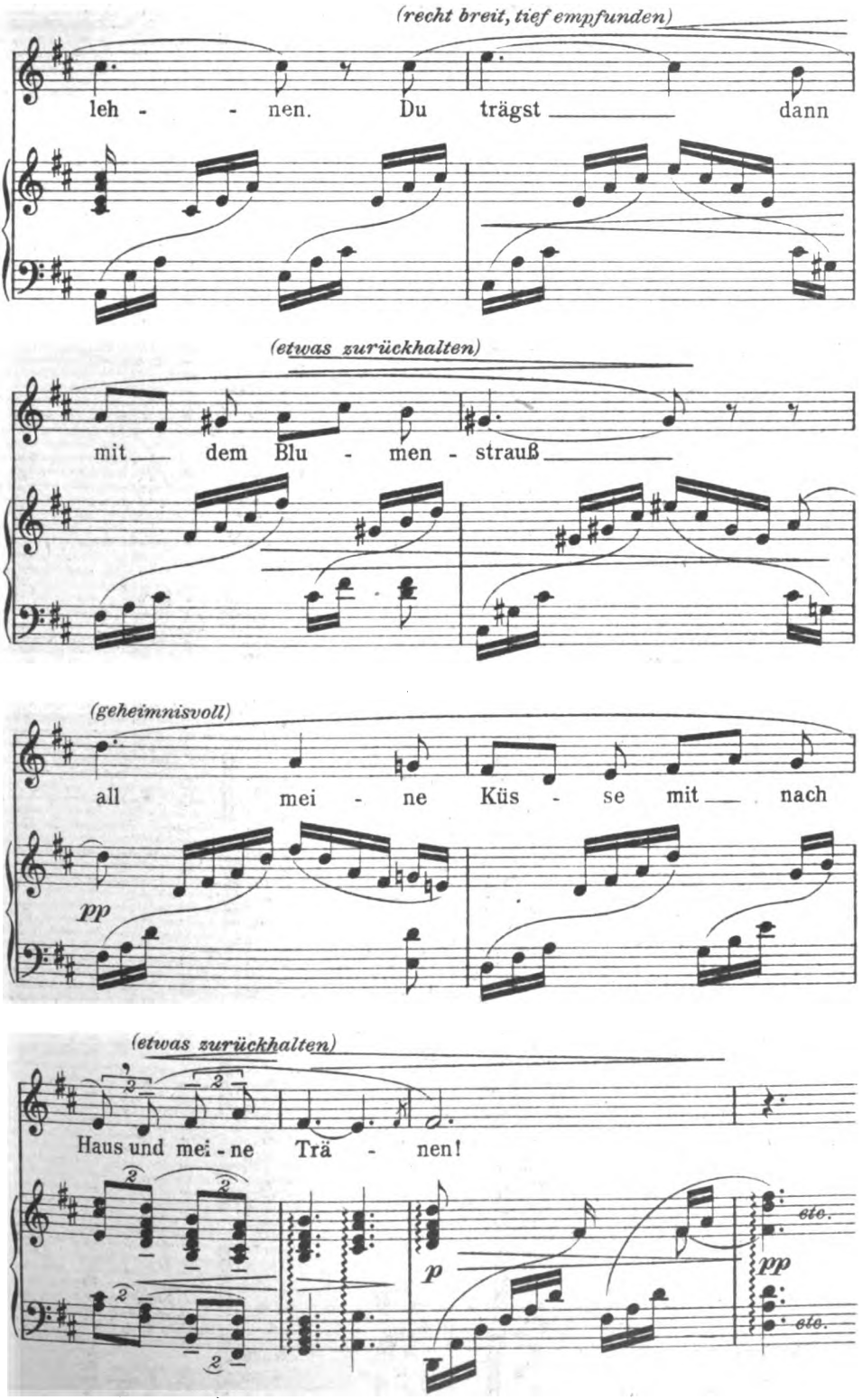


Mit besonderer Bewilligung des Verlags F. E. C. Leuckart, Leipzig

Digitized by Google



Digitized by Google

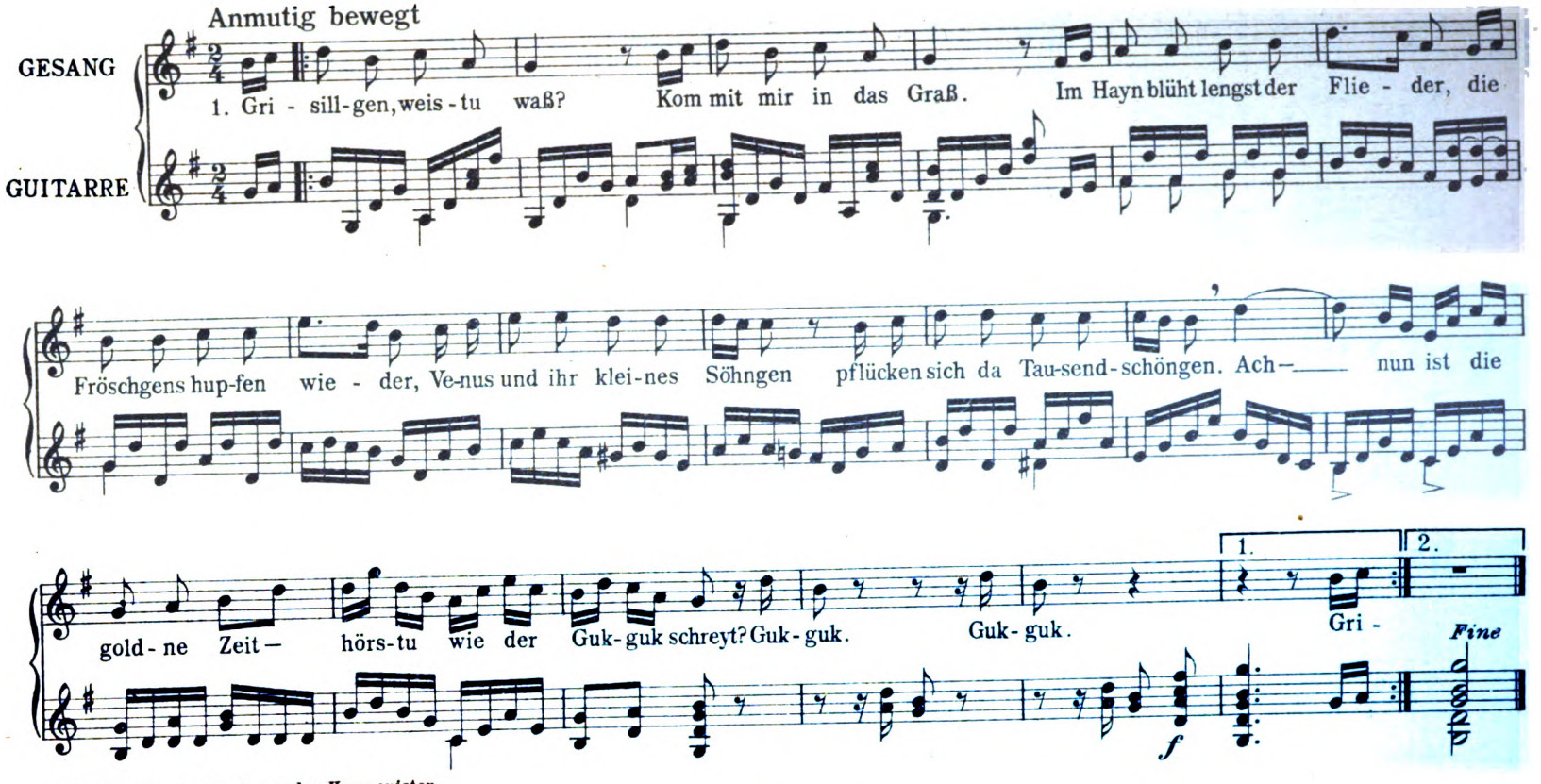


Digitized by Google

ER HÖRT MIT IHR DEN GUKGUK SCHREYN

(Arno Holz)

Ludwig Weber

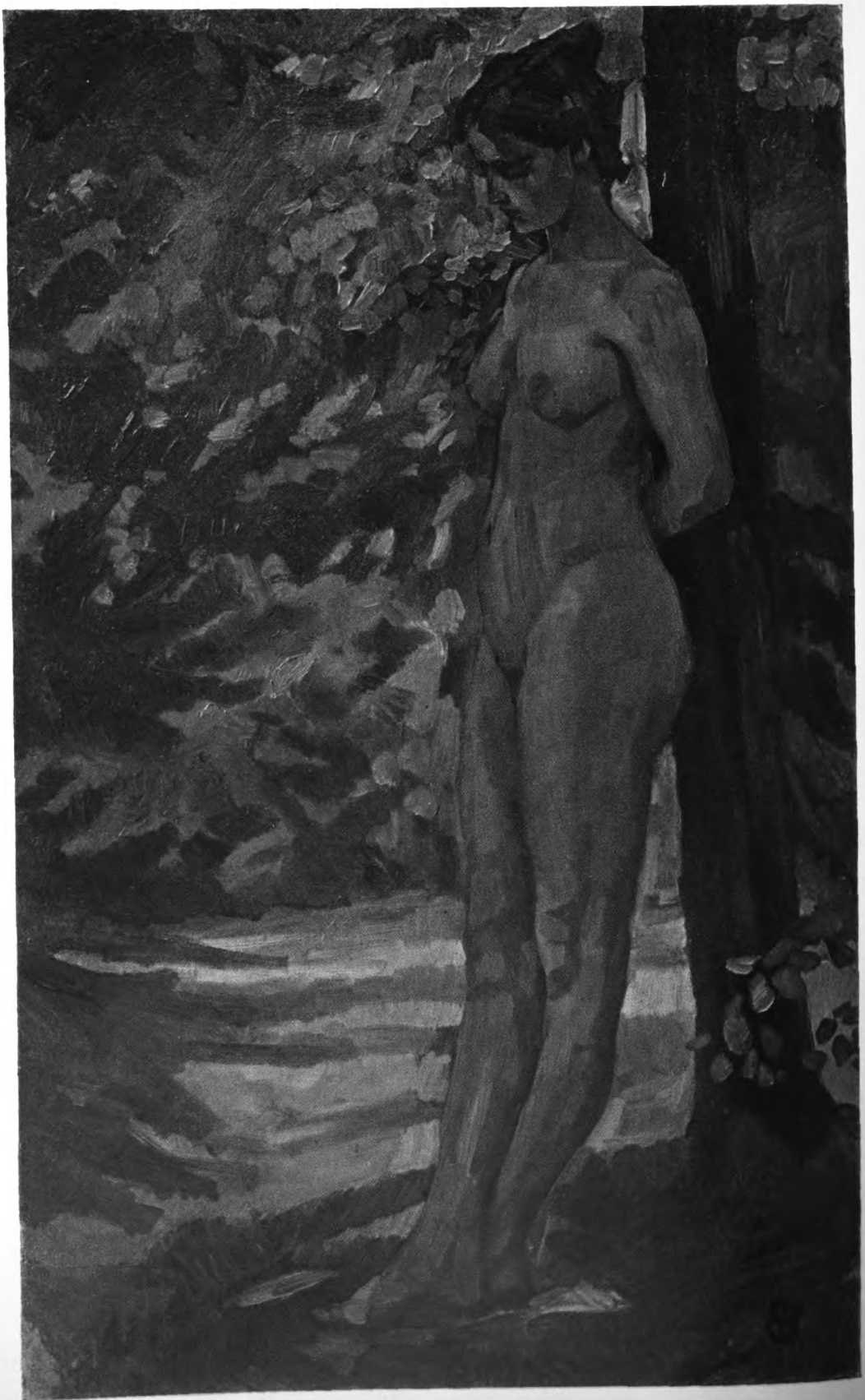


Mit besonderer Genehmigung des Komponisten

Stichu. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



WILHELM TRÜBNER

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 25 Zweites Maiheft 1912 Heft 16

Politische Außenseiter und die Herrschaft der Besten

„Los von der Parteischablone!“ Immer häufiger hört man diesen Ruf; immer peinlicher empfinden viele das Mißverhältnis zwischen ihren politischen und ihren Kulturidealen und der offiziellen Parteipolitik. Aber der Zweifel richtet sich nicht nur gegen die Taktik oder die Persönlichkeit der Führer, nicht nur gegen die Art, wie die theoretischen Überzeugungen in die Praxis umgesetzt werden, sondern gegen mehr oder minder grundlegende Bestandteile der Programme selbst. Bilden denn alle die Forderungen und Grundsätze, aus denen ein konventionelles politisches Programm besteht, eine untrennbare Einheit, sind sie notwendig miteinander verknüpft? Oder wäre es nicht an der Zeit, eine Neu- und Umgruppierung dieser Forderungen vorzunehmen? In allen Parteien regen sich solche Neuerer. Der englische Sozialist Ramsay Mac-Donald, dessen langes Gespräch mit dem deutschen Kaiser im vergangenen Jahre viel besprochen wurde, hat soeben ein Werk über „Sozialismus und Regierung“ herausgegeben, in dem er (wie ein Geleitwort in der „Zukunft“ ausführt) zu beweisen sucht, „daß manche Einrichtung und Maßregel, die für im besten Sinn demokratisch gilt, die vernünftige Funktion der Volksregierung gefährdet, manche andere, die mit der Demokratie unvereinbar schien, ihr unentbehrlich ist.“ In der streng konservativen „Deutschen Tageszeitung“ gipfelt ein sehr vorurteilsfrei geschriebener Aufsatz eines Grafen Bernstorff über Fürstenerziehung in der Forderung der „Verschmelzung einer aristokratischen Kultur mit dem demokratischen Geist der neueren Zeit“. Und dieser schon oft ausgesprochene Gedanke von der „Paarung konservativer und liberaler Ideen“ kommt auch in jener neuesten politischen Gründung eines „Kulturkonservativismus“ zum Ausdruck, für den Dr. Grabowski jüngst (vgl. Kw. XXV, 6) zu werben versucht hat.

Es ist nicht leicht, über Bestrebungen dieser Art ein Urteil zu fällen. Die Grenzlinie zwischen originalen und produktiven Köpfen auf der einen Seite und Eigenbrödlern und Schwarmgeistern auf der andern ist niemals mit Sicherheit zu ziehen. Wer heute eine sehr abfällige Kritik an den Parteiprogrammen übt und alle politischen Forderungen in ganz neuer Weise mischen möchte, kann vielleicht ein angehender Reformator sein, der das Hemmende und Kulturwidrige überlebter Formen klar durchschaut und der die Kraft in sich trägt, Millionen in ganz neue Bahnen des Denkens und Wertens zu zwingen. Wahrscheinlicher ist's aber doch, daß er unter die Vertreter jenes falschen Individualismus gehört, die über nebensächlichen Differenzen die Hauptsache, das gemeinsame Ziel, vergessen, die immer das Trennende, niemals das Verbindende sehen — kurz jener „Individualisten“, die in Deutschland die Bildung einer großen liberalen Partei verhindert haben. Man redet so gern von „Doktrinarismus“, jener Denkweise, die abstrakten Spekulationen zuliebe die Realitäten des Lebens, vor allem die Weisheit des lebendig Gewachsenen, organisch Entstandenen

Digitized by Google

verkennt. Aber ein solcher Doktrinarismus findet sich überall, nicht zum wenigsten bei jenen, die über den Doktrinarismus der anderen schreien. Er findet sich ebenso unter denen, die alle Verhältnisse nur durch die konventionelle Parteibrille sehen wie unter denen, die überlegen und selbstgerecht an den alten Parteien herummäkeln, ohne zu bedenken, daß auch diese aus praktischen Bedürfnissen herausgewachsen, daß auch diese organische Gebilde sind, denen trotz aller Mängel vielleicht eine größere innere Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit eignet, als den rationalen Konstruktionen eines geistreichen Kritikers.

Unter den vielen, die sich mit der offiziellen Politik unserer Parteien nicht befreunden können, kann man im wesentlichen vier Gruppen unterscheiden, zwischen denen natürlich auch mancherlei Übergangsstufen bestehen. Da sind zunächst alle, die resigniert oder verdrossen ganz beiseitestehen, die mit Marquis Posa glauben, „das Jahrhundert sei ihrem Ideal nicht reif" und die es deshalb für zwecklos halten, an den politischen Bestrebungen und Kämpfen der Gegenwart teilzunehmen. — Zur zweiten Gruppe gehören sodann jene „Außenseiter", die ungehemmt durch Parteidoktrin und Parteidisziplin auf eigene Hand für ihre Ideen zu wirken suchen; wie dies etwa Maximilian Harden oder Karl Jentsch in der „Zukunft" oder einige der „Wilden" im Reichstag tun. Es gibt unter ihnen gewiß vorzügliche und auch politisch produktive Köpfe, die — von ihrem Standpunkt aus gesprochen — als Aufklärer, Erzieher oder Pioniere der Zukunft nützliche Arbeit leisten. Sie denken kaum daran, für ihre Richtung einen besonderen Namen zu prägen oder gar eine eigene Partei zu gründen; sei es, weil sie an ihrer praktisch politischen Befähigung zweifeln, sei es, weil sie die vorläufige Aussichtslosigkeit eines solchen Unternehmens durchschauen. Sie begnügen sich damit, die Zustimmung von Tausenden, im besten Falle von Hunderttausenden im Reiche zerstreuter Gesinnungsgenossen zu gewinnen, hie und da einen mittelbaren Einfluß auszuüben, im übrigen aber auf ein allmähliches Durchdringen ihrer Ideen zu hoffen.

Die dritte Gruppe bilden alle diejenigen, die den starken Drang in sich spüren, praktische Gegenwartspolitik zu treiben, die aber meinen, dies nur in einer neuen politischen Organisation im Gegensatz und im Kampfe gegen die alten tun zu können. Es gehört sehr viel Unternehmungsgeist und Hoffnungsfreudigkeit dazu, sich dieser Gruppe anzuschließen. Man denke an das Schicksal der Christlichsozialen in Deutschland, an die Nationalsozialen, an die Demokratische Vereinigung, die in der letzten Reichstagswahl nur eine ganz lächerliche kleine Stimmenzahl aufzubringen vermochte. Es ist begreiflich, daß die Mehrzahl aller solcher Parteigründer zu den Utopisten und Schwarmgeistern gehört. Aber man darf nicht vergessen, daß die augenblickliche Undurchführbarkeit politischer Ziele an sich noch kein Einwand gegen deren Berechtigung ist, und daß fehlende Erfolge allein noch nicht den Mangel an allen realpolitischen Fähigkeiten beweisen. Es ist gewiß sehr wohlfeil, wenn Anhänger der nationalsozialen Bewegung ihr Scheitern immer nur auf die Stumpfheit und politische Einsichtslosigkeit der Menge zurückführen. Aber ebenso wohlfeil ist es, nach den

Digitized by Google

Mißerfolgen Naumanns weise zu konstatieren, er sei kein Realpolitiker, weil er einmal die Volksstimmung falsch beurteilt und die Werbekraft seiner Ideen überschätzt habe. Es gibt immer Fälle, wo selbst dem politischen Genie ebenso wie dem Manne der Wissenschaft schließlich nur das Experiment übrig bleibt; wo ein wagemutiger Versuch geboten und also auch ehrenvoller ist als bedenkliche Zurückhaltung. — Im übrigen hat Naumann ja sehr bald und mit großer Entschlossenheit die Konsequenzen aus seinen Erfahrungen gezogen. Während er als Führer der Nationalsozialen das Verhalten der dritten Gruppe veranschaulichte, kann er als freisinniger Abgeordneter als Typus der vierten Gruppe gelten. Die Vertreter dieser letzten Gruppe halten die Bildung einer eigenen Partei vorläufig für undurchführbar. Da sie sich aber mit einer mehr theoretischen Wirksamkeit nicht begnügen können, ihre Veranlagung sie vielmehr zu einer direkten Beteiligung am politischen Leben der Gegenwart drängt: so bleibt ihnen schließlich nur übrig, sich trotz ihrer vielfach abweichenden Überzeugung derjenigen politischen Partei anzugliedern, der sie relativ am nächsten stehen. Eine solche Stellungnahme verlangt natürlich viel Entsagung und das Zurückstellen oft der besten Pläne. Immerhin bleibt jedem die Hoffnung, innerhalb seiner Organisation Einfluß zu gewinnen und an der allmählichen Umbildung der Partei mitzuwirken. Die „Revisionisten" in der sozialdemokratischen Partei können hier als Beispiel dienen. —

Ich weiß nicht, zu welcher der drei letzten Gruppen (die erste schaltet ja aus) sich Dr. Grabowski zählen mag, nachdem er die Fahne eines „Kulturkonservatismus" entrollt hat. Hofft er einmal eine große Partei um sich zu scharen? Dagegen spricht, daß er die große Zahl verachtet und daß er sich nur an die Gebildeten wendet. Oder gedenkt er vielleicht innerhalb der konservativen Partei einen „revisionistischen" Flügel zu begründen? Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß gerade jene Gebildeten, die heute „in demokratischen Rinnsalen schwimmen" sich dazu verlocken lassen, zunächst einmal dem offiziellen Konservativismus Vorspanndienste zu leisten, jener Partei, der Grabowski „reaktionäres Wesen", „ostelbische Engherzigkeit" und „pfäffisches Muckertum" vorwirft; alles doch wohl in der Hoffnung, die Partei würde sich unter seinem Einfluß mit einem neuen Geiste erfüllen können. Oder will Grabowski vorläufig ganz auf praktische Politik verzichten und zunächst nur versuchen, die Gesinnung jener Gebildeten zu ändern, die zur Demokratie halten? Das ist gewiß sein gutes Recht. Nur wäre dann zu wünschen, daß er seine Ideen etwas ausführlicher und weniger allgemein und verschwommen entwickelte als er dies in seinem werbenden Aufsatz getan hat.

Wie unklar sind schon die Voraussetzungen, von denen er ausgeht! Wäre es wahr, daß „die Intelligenz" im Grunde „die" Demokratie verabscheut, daß sie aber trotzdem bei ihr bleibt, „weil der offizielle Konservativismus es nicht verstanden hat, sich auf den Boden der heutigen Kultur zu stellen", dann wäre doch zu folgern, diese Intelligenz verabscheue den offiziellen Konservativismus immer noch um einen Grad mehr als den offiziellen Demokratismus, und es läge für sie viel näher, eine geläuterte oder eine „Kulturdemokratie" zu erstreben an-

Digitized by Google

statt einen „Kulturkonservativismus“. Ganz unerfindlich wäre aber bei solchen Voraussetzungen, warum die heimlich der Demokratie Abgeneigten nicht schon längst ins liberale Lager abgeschwenkt sind. Betont doch Grabowski, daß die Begriffe liberal und demokratisch Gegensätze bildeten, „weil der Liberale als Individualist den stärksten Widerwillen gegen die Masse als Masse empfindet“; während „konservativ und liberal nicht Feinde, sondern Geschwister“ seien, „weil kein Liberaler ohne konservative und kein Konservativer ohne liberale Tendenzen gedacht werden könne“. Eine wunderliche „Intelligenz“ muß es aber sein, die nicht mit der „reaktionären“ und „kulturfeindlichen“ konservativen Partei gehen will, die aber nun nicht etwa liberal, sagen wir zum Beispiel rechtsnationalliberal wird, sondern die sich der im Herzen tief verabscheuten Demokratie in die Arme wirft. Ich erlaube mir anzunehmen, daß diese Intelligenz, deren Verhalten Herrn Dr. Grabowski zum Ausgangsproblem wurde, nirgendwo sonst als in seinem Kopfe ihr Dasein hat. —

Was aber soll ferner ein ernsthaft nach Einsicht strebender Mensch mit so allgemeinen Sentenzen anfangen, wie: „Konservativ sein heißt den Besten folgen“? Als ich diesen Satz las, mußte ich unwillkürlich der Zeiten holder Jugend gedenken, da wir als Gymnasiasten über die beste Staatsform stritten und nach halb oder gar nicht verdauter Lektüre Montesquieus mit monumentalen Sätzen um uns warfen. „Das Prinzip der Monarchie ist die Ehre“ erklärte stolz der eine; „das Prinzip der Republik ist die Tugend“ erwiderte der andere; „der Tempel der Demokratie ist die Halle der Vernunft“ verkündete der dritte. Wie prächtig klang das doch! Steht der Satz: „Konservativ sein heißt den Besten folgen“ nicht ganz auf der Höhe des anderen: „Demokratisch sein heißt tugendhaft sein“?

Eine Lieblingsidee Grabowskis scheint es zu sein, die Herrschaft der Besten zu proklamieren. Gleich in der Einleitung heißt es:

> „Ich bin von dem Problem ausgegangen, das jedem, der sich das politische Getriebe in Deutschland etwas genauer anschaut, unbedingt auffallen muß: auf der einen Seite sehen wir heute eine wachsende Abneigung der Intelligenz gegen die Gleichmacherei und Verflachung der Demokratie, gegen das Auf-der-Erde-Liegen vor der Majestät der Masse, gegen die rohe Vergötterung der großen Zahl. Demgegenüber greift die Erkenntnis durch, daß es heute auf nichts mehr ankommt als darauf, den Glauben zu bewahren an die Führerschaft der Besten, an die Herrschaft einer wirklichen Aristokratie“ . . .

Vielleicht greift auch einmal die Erkenntnis durch, daß es eines Gebildeten nicht mehr würdig sei, bei der Bekämpfung der Demokratie — die natürlich auch geistvoll geführt werden kann — immer wieder die abgestandenen Schlagworte zu benutzen; und daß es uns nicht einen Schritt vorwärts bringt, inhaltsleere Gemeinplätze zu wiederholen. „Die Besten sollen führen“, „die Besten sollen herrschen!“ Das ist ebenso selbstverständlich wie daß die Gerechtesten Richter sein und die größten Künstler die wichtigsten Staatsaufträge erhalten „sollen“. Nicht darüber wird gestritten, sondern über Fragen wie diese: Wer sind die Besten? Wie soll man sie ausfindig machen? Wie

Digitized by Google

bewirkt man, daß sie ans Ruder kommen? Inwiefern sollen sie führen, inwiefern herrschen? Ist es denkbar, eine neue, oder, wie Grabowski sagt, eine „wirkliche" Aristokratie zu züchten?

Es gibt wohl keine Partei, die die These von der Führerschaft der Besten in ihrer abstrakten Fassung bestreitet. Welcher Sozialdemokrat wünscht denn *nicht*, daß die Besten seiner Gesinnungsgenossen die Partei leiten sollen? Selbst an dem Wort „herrschen" werden höchstens Anarchisten Anstoß nehmen oder solche Anhänger der Demokratie, die naiv genug sind, in der wörtlichen Übersetzung: „Massenherrschaft" (welch ein Widerspruch in sich!) eine Begriffsdefinition zu sehen. Was hat also jene These mit Kulturkonservativismus zu schaffen? Viel nützlicher als ihre gedankenlose Wiederholung scheint mir's zu sein, einmal zu betonen, inwiefern jene These unbestimmt und nichtssagend, inwiefern sie nur bedingt richtig und durchführbar ist. —

Es ist noch gar nicht lange her, daß die „Herrschaft der Besten" ein Schlagwort der bürgerlichen Demokratie war, das seine Spitze gegen erbliche Monarchie und Aristokratie richtete. „Die Besten", das hieß die durch geistige und moralische Tüchtigkeit Hervorragenden, *im Gegensatz* zu den durch die Geburt Privilegierten. Auch heute wird kein Verständiger von einem Durchschnittsmonarchen mehr als eine Durchschnittsbegabung erwarten. Aber gerade deshalb wird der aufrechte Monarchist, der nicht Byzantiner sein will, die Frage nach der Begabung des Monarchen möglichst ausschalten. Gilt es doch in seinen Kreisen als selbstverständlicher Grundsatz, daß ein angestammter, allein durch die Geburt Thronberechtigter und durch die Tradition getragener Herrscher seinem Volke unendlich viel mehr zum Segen gereicht als ein genialer Usurpator. Man darf wohl annehmen, daß auch Dr. Grabowski als Konservativer diese Anschauung teilt; und so wird er wohl gerade hinsichtlich der Fürsten, also der *Herrschenden* im eigentlichen Wortsinn, — eine Ausnahme von seiner These zulassen wollen.

Im übrigen wird man bei der unendlichen Verschiedenartigkeit der Begabungen und Talente den Begriff der „Besten" sehr einzuschränken haben und auch die verschiedenen Bedeutungen der Wörter „führen", „leiten", „regieren", „herrschen" auseinanderhalten müssen. Man denke an die geistige „Führerschaft" Goethes — die auch eine „*Macht*" war — und an seine Regierungstätigkeit als Weimarischer Minister.

Man erzählt, daß in den Tagen der Reichsgründung Richard Wagner sich in einem offiziellen Schreiben an Bismarck zum preußischen Kultusminister angeboten habe. Diese Geschichte klingt nicht sehr glaubhaft. Wäre sie aber wahr, dann würden wohl auch die größten Wagnerschwärmer lächeln dürfen. Seine unzweifelhafte Zugehörigkeit zu den besten Deutschen machte ihn noch lange nicht zu einem brauchbaren Regierungsbeamten. Aber freilich, er war Künstler, Musiker und nur nebenbei und als Dilettant Kulturphilosoph. Denken wir lieber an Persönlichkeiten, deren Leben den großen Kulturproblemen — auch politischen — geweiht war; denken wir an Männer wie Tolstoi oder seinen Antipoden Nietzsche. Sie gelten vielen als Erneuerer unserer Kultur. Sie „*sollen*" nicht nur geistige Führer sein, — sie *sind* es tatsächlich für Tausende. Und doch, wer von ihnen wollte

Digitized by Google

diese „Besten“ auf dem Posten eines Reichskanzlers oder in der Rolle eines allmächtigen Parteiführers sehen? Sie wären weder für den politischen Tageskampf noch für die normalen Regierungsgeschäfte brauchbar gewesen, vielleicht auch nicht für Regierungsgeschäfte größten Stils. Plato hat einmal gefordert, die Könige sollten Philosophen und die Philosophen Könige sein. Es wirkte einigermaßen komisch, wollte man diesen Ausspruch wörtlich, noch dazu im heutigen Wortsinn nehmen und sich vorstellen, Kant oder Fichte, Hegel oder Schopenhauer hätten einen Thron besteigen sollen. Vielleicht wäre weder ihnen noch dem Volk damit gedient gewesen. Aber es heißt gewiß nicht, die Bedeutung der großen Theoretiker, der Dichter und Denker herabsetzen oder ihren gewaltigen Einfluß verkennen, wenn man ihnen — natürlich nur im allgemeinen — die besondere Berufenheit zum eigentlichen Herrschaftsgewerbe abspricht. Rousseau hat als freier Schriftsteller auch für die praktische Pädagogik mehr getan, als wenn er als Gymnasialdirektor oder als Dezernent des Unterrichtswesens in einem großen Staat gewirkt hätte. In diesem Sinne hat man ein Recht zu sagen: die „Besten“ sollen wohl führen, aber nicht herrschen — sie sind zu gut dazu. Ihr Wirken gehört mehr der Zukunft als der Gegenwart; sie dienen der Menschheit mehr als ihrem zeitgenössischen Volke.

Natürlich ist aber dieser Satz insofern eine Einseitigkeit als zu den „Besten“ unzweifelhaft auch alle staatsmännischen Genies zu zählen sind, jene gewaltigen Willens- und Tatenmenschen, die wir als „geborene Herrscher“ bezeichnen. An ihrer Eignung für den Herrscherberuf ist gewiß nicht zu zweifeln. Immerhin braucht man nicht zu den Neidischen zu zählen, die alles Große und Überragende in den Staub zerren möchten, um ernstlich zu fragen, ob denn unter allen Umständen ein Volk solche Herrschergenies herbeisehnen solle. Zuzeiten mag ja einem Staatswesen kein größeres Heil widerfahren, als wenn ein politisches Genie sich seiner erbarmt. Auch werden die zu einem unbedingten Heroenkultus neigen, die in der überwiegenden Mehrzahl aller Menschen einen ewig unmündigen Pöbel sehn und die überdies ein Klasseninteresse daran haben, diese Menge im Zustande der Unreife zu erhalten. Wer aber an das allmähliche Reifen, an die politische Entwicklungsfähigkeit eines Volkes glaubt, wer ferner nicht nur in augenblicklichen, diplomatischen und militärischen Erfolgen die höchste Blüte eines großen Gemeinwesens erblickt, der wird zugeben, daß eine lange Regierungszeit überragender Genies auch die Wirkung haben kann: zu verwöhnen, zu entmündigen, zu erdrücken. Sicherlich ist nicht das Volk das tüchtigste, dessen Staatsmaschine nur dann gut funktioniert, wenn ein genialer Staatslenker immer wieder in das Räderwerk eingreift; sondern das Volk, das auch dann blüht und gedeiht, wenn nur gut, aber normal veranlagte Staatsmänner in leitenden Stellungen stehen; Männer, wie sie ein begabtes Volk immer in genügender Menge hervorbringen kann. Wie kläglich wirkt es, wenn gewisse Kreise in Deutschland immer wieder nach dem „starken Mann“ rufen, der den verfahrenen Reichskarren aufs rechte Geleis ziehen solle! Wie unsagbar bescheiden ist es, immer wieder an das Wort Bismarcks zu erinnern: Deutschland müsse nur in den Sattel

Digitized by Google

gehoben werden, reiten werde es schon können! Ob wohl ein Engländer sich an dem Gedanken berauschen würde, England sei nicht fähig gewesen, *selbst* in den Sattel zu steigen? Es wäre nicht sehr erhebend zu glauben, Deutschland könne auch heute noch nicht — wenn auch nur anfängermäßig reiten, sondern ein „starker Mann" müsse als ersehnter Helfer kommen, um das Reichspferd am Zügel zu führen, weil Frau Germania sonst herunterfällt.

Aber sieht man von ganz großen und genialen Staatsmännern ab, auf deren regelmäßiges Erscheinen ja niemals zu rechnen ist, und an die wohl auch Grabowski nicht in erster Linie gedacht hat, dann ist es nicht schwer, sich *in abstracto* darüber zu einigen, wer zu jenen Besten zu zählen ist, die da führen und herrschen sollen. Man wird als Kennzeichen für diese Personen hervorragende, wenn auch nicht ganz abnorme geistige Fähigkeiten nennen, und zwar nicht nur eine tüchtige *allgemeine* Begabung und Bildung, sondern ganz spezifisch staatsmännische Befähigung, weiten politischen Horizont, einen klaren Blick für das augenblicklich Mögliche und Erreichbare, ungewöhnliche Tatkraft, Organisationstalent und dergleichen. Das ist gewiß selbstverständlich; nur wäre es eine Illusion zu meinen, das Vorhandensein solcher Eigenschaften bestimme auch *eindeutig* die Ziele und die Richtung der Politik. „Beste" der genannten Art finden sich in *allen* Parteien. Lassalle war gewiß nicht geistig minderwertiger als die Mehrzahl der preußischen Minister, deren Namen doch sicherlich man kaum mehr kennt; und Männer wie Bebel oder Bernstein sind nicht unbegabter oder weniger kenntnisreich als Herr von Heydebrand und der Lasa oder General von Liebert. Aber sittliche Qualitäten vollends und Charaktereigenschaften sollte man nur sehr vorsichtig urteilen. Wer seine ethischen Werturteile nicht zu bloßen Kampfmitteln herabwürdigt, wird sich nicht das Recht anmaßen, an der Ehrenhaftigkeit und Lauterkeit der Gesinnung Vollmars, Bassermanns, Haußmanns oder Friedrich Naumanns zu zweifeln, weil er sie bekämpft. Politische Leidenschaft läßt freilich Gerechtigkeit schwer aufkommen; gilt es doch schon als „Objektivität", wenn einer den Gegner nicht schlechthin als Dummkopf und Schurken brandmarkt, sondern die Methode der halb ehrenvollen Geringschätzung, der bedingt achtungsvollen Entwertung anwendet. Noch heute kann man von leidlich Gebildeten hören, die Führer der Sozialdemokraten, soweit sie anständig seien, müßten für politische Kinder ohne Augenmaß für das Mögliche, für unpraktische Idealisten, für schwärmerische Utopisten angesehen werden. Ist es nicht einigermaßen einfältig, so über Männer zu urteilen, die es fertig gebracht haben, vier Millionen Deutsche um sich zu scharen und unter schwierigen Verhältnissen eine ganz bewundernswerte Organisation zu schaffen — Leistungen, die doch jedenfalls eine hervorragende, spezifisch *realpolitische* Befähigung voraussetzen? *

* Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie widerspruchsvoll die Methoden in der Bekämpfung der meist gehaßten politischen Gegner sind. Auf der einen Seite will man sie so tief wie möglich entwerten, und dann kann man natürlich die Verachtung und Geringschätzung nicht

Digitized by Google

Es ist nicht leicht, im politischen Kampf dem Gegner uneingeschränkte Anerkennung, zumal auf geistigem Gebiet, zu zollen. Dazu bedarf es der Einsicht, daß vieles, vielleicht das Beste in unseren politischen Überzeugungen (ebenso wie in unseren Weltanschauungen überhaupt) nicht zu beweisen noch zu widerlegen ist; daß unsere letzten Kulturideale jenseits von falsch und richtig liegen, daß die begeisterte Zugehörigkeit zu einer Partei nicht von guter oder schlechter Einsicht, sondern von ganz anderen, „irrationalen", viel tiefer in der Persönlichkeit wurzelnden Faktoren abhängt. Eine solche Auffassung — die natürlich einen sehr scharfen Kampf gegen Andersdenkende nicht ausschließt — wird freilich niemals allgemeine Anerkennung finden. Der große Haufen unter den Konservativen wird in jedem Sozialdemokraten immer den niederträchtigen Vaterlandsverräter oder kindischen Utopisten erblicken; der große Haufen unter den Sozialdemokraten in jedem Konservativen den degenerierten Junker oder Junkerfreund und den blutsaugenden Ausbeuter. Vielleicht halten

---

weit genug treiben. Anderseits erscheint es aber doch notwendig, diese Gegner als sehr gefährlich hinzustellen, und da geht es wieder ohne ungewollte oder widerwillige Anerkennung nicht ab. Man lese zum Beispiel das nachfolgende sehr ernste und aufrichtige Urteil der „Kreuzzeitung" über die Arbeit der sozialdemokratischen Partei:

„Sehr ernst sehen wir das Anwachsen der Sozialdemokratie an, das durch die recht weit in derselben Richtung gehende Agitation der Liberalen mitverschuldet ist. Hier bildet sich ein vollkommen organisierter Staat im Staate, der die Jugenderziehung in seinen Kreisen beherrscht, Steuern einzieht, ein Beamtenheer unterhält, Ehrenämter in großer Zahl zwangsweise besetzt, Truppen auf der Straße einexerziert, Gelehrte, Künstler, Dichter, Publizisten in seinen Dienst nimmt und einen Gemeinsinn pflegt, vor dem sich unsre vielgerühmten Bürgertugenden allmählich verstecken können. Welch eine Kraftleistung war die sozialdemokratische Agitation bei dieser Wahl! Jeder von uns wird davon erzählen können. In den Großstädten war meist das erste Flugblatt, das man mit Stimmzettel, Angabe des Wahllokals und der Listennummer erhielt, sozialdemokratisch. Weit hinkte die Fortschrittspartei nach, und spät erst kam die konservative Partei hinterher, die vor vielen Wahllokalen nicht einmal Stimmzettel verteilen ließ. Auf dem Lande fehlte es fast nirgends an sozialdemokratischen Flugblatt- und Zettelverteilern. Viele von diesen Sendlingen der Revolutionspartei arbeiteten im Ehrenamt und ließen sich nur die baren Auslagen ersetzen. Soweit unser Überblick reicht, hat sich die sozialdemokratische Agitation im allgemeinen durch bessere Manieren von der fortschrittlichen und linksnationalliberalen vorteilhaft unterschieden. Hier der künstlich aufgestachelte Kriegseifer gegen eine Partei, mit der man vor fünf Jahren noch gemeinsame Sache gemacht hatte, viel bezahltes Wehgeheul über konservative Gewaltherrschaft und agrarische Ausbeutung, an das niemand glaubte, dort die ernste, stille Entschlossenheit, den letzten Mann an die Urne zu holen und die Stimmen des sozialistisch geeinigten Proletariats zu einem einzigen gewaltigen Proteste gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung zu sammeln."

Digitized by Google

selbst die Überlegenen und Vorurteilslosen in den Parteien die Vorurteile der Menge im Interesse der Kampfesfreudigkeit für nützliche Illusionen; genau so, wie die deutschen Heerführer in den Franzosenkriegen es nicht ungern gesehen haben, wenn unsere braven Soldaten die derbsten und — objektiv gesprochen — albernsten Schmähllieder gegen die roten Hosen und Napoleon sangen. Über die Berechtigung gegnerischer Anschauungen denkt der Wollende und Kämpfende am besten überhaupt nicht nach. Aber wer sich auf den Standpunkt des Erkennenden und theoretisch Interessierten begibt, der darf sich in stillen Stunden schon eingestehen, daß die Besten, das heißt die zur Führerschaft Fähigen sich nicht nur in der eigenen Partei finden.

Wer diese Anschauung nicht zu teilen vermag, wer der Meinung ist, daß, wenn einmal erst „die Besten" führen, diese Führung sich nur in einer ganz bestimmten Richtung bewegen könne, dem bleibt schließlich nur übrig, den Begriff der Besten noch enger zu fassen, und unter ihnen nicht die allgemein und politisch Befähigtsten schlechthin, sondern nur diejenigen zu verstehen, die auch die „richtigen" Ziele, die „wahren" Kulturideale haben. Ob es wirklich solche absolute Ziele und Ideale gibt, darüber zu streiten ist aussichtslos. Angesichts der jahrtausendlangen Kämpfe über Fragen der Religion, Politik und der Weltanschauung im allgemeinen darf der Kritische bezweifeln, ob auch nur die Gebildeten eines Volkes sich in absehbarer Zeit über ihre politischen Ziele werden einigen können. Aber da die meisten naive Dogmatiker sind, kommen sie über alle solche Bedenken mit Leichtigkeit hinweg: sie setzen als selbstverständlich voraus, daß die richtigen Ziele, die absoluten Kulturideale mit den eigenen Zielen und Idealen zusammenfallen.

Vielleicht nimmt auch Dr. Grabowski bei seiner Forderung: „Die Besten sollen herrschen" stillschweigend als selbstverständlich an: diese „Besten" müßten schon als solche konservativ oder vielmehr kulturkonservativ sein. Dann gewinnt auch sein zunächst etwas auffälliger Satz: „Konservativ sein heißt den Besten folgen" eine unanfechtbare Bedeutung. Er besagt dann: echt konservativ sein heißt den besten Konservativen folgen — eine Tautologie, die wohl jeder mit Vergnügen unterschreiben wird. Karl O. Erdmann

Lose Blätter

Dichtungen eines Vergessenen

Siegfried Lipiner

[Wer kennt die nachstehenden Gedichte, und wer den Dichter?

Er ist vor kurzem gestorben. Das pflegt der Augenblick zu sein, in dem man auch des Vergessenen sich noch einmal erinnert und sich sagt: Ach, das war ja der ... Aber von dem Dasein Siegfried Lipiners scheint fast niemand mehr etwas gewußt zu haben. Keine Zeitung verzeichnete auch nur mit einer trockenen Notiz das Ereignis seines Todes; in keiner Literaturgeschichte, keiner Anthologie findet man ihn; kein „Wer

Digitized by Google

ist's?", ja: kein Literaturkalender (seit zwanzig Jahren und länger) führt unter den Tausenden oft unbedeutender Namen den seinen auf.

Und doch schien eben dieser, als ganz junger Mann, mit drei rasch aufeinander folgenden Dichtwerken die Welt im Sturm zu erobern; er war im Bayreuther, im Baseler Kreis als Ebenbürtiger aufgenommen; er hat mit seiner freien, tapferen Weltanschauung unter Philosophen, mit seiner neuen tiefen Deutung der Christusgestalt unter Theologen, mit seinem idealen Sozialismus unter führenden Politikern Anerkennung, ja begeisterte Liebe gefunden. Allein der Markt verschloß sich ihm. Lipiner fragte keinem Publikum, keiner Kritik nach — und so auch sie ihm nicht. Denn der Dichter hat bekanntlich sie zu suchen, nicht umgekehrt.

War etwa die allzufrüh aufs höchste gesteigerte Produktion um so bälder erschlafft, die allzu stark angespannte Nervenkraft zu rasch verbraucht? Man könnte es denken. Aber was von Nichtveröffentlichtem auch aus seiner letzten Zeit vorhanden, gibt kein Nachlassen der schöpferischen Kraft zu erkennen. Selbst die Qualen der zerstörendsten Krankheit hatten darüber keine Gewalt. Sondern die Wahrheit ist: daß seine von Anfang an überstrenge Selbstkritik zu früh den Punkt erreichte, wo auch seine höchsten Leistungen ihm selbst nicht mehr genügen wollten. Er vermochte, nach dem titanischen Ansturm seiner Jünglingsjahre, keine anderen mehr als die höchsten Ziele sich zu stecken; hatte er aber dann seine beste Kraft darangesetzt, war das gewollte Ziel erreicht — sogleich erschien jenseits seiner das noch höhere, vor dem dann das Erreichte ihm ganz wieder verblaßte.

Was nun auch der Grund seines mehr als dreißigjährigen Schweigens gewesen sein mag: das, was vorliegt, darf nicht vergessen bleiben, denn das würde einen Raub am geistigen Gemeingut der deutschredenden Welt, und vielleicht der Menschheit bedeuten. Davon muß, denken wir, selbst die geringe nachstehende Auswahl bloß aus den kleineren Gedichten den Leser überzeugen. Die Auswahl ist getroffen, nicht nach der Rücksicht, das Eigenste, sondern, das allgemein Zugänglichste und von diesem gerade so viel zu geben, als sich im engen Raum zusammenfassen ließ. Lipiners Eigenstes ist um so viel esoterischer wie, unsres Erachtens, höher; es ist nicht in Bruchstücken, sondern nur im Ganzen zu erfassen; es bringt gewaltige Rhapsodien, lyrisch-epische Visionen, die an die Kräfte der Phantasie und des Gedankens die höchsten Forderungen stellen. Es ist vergleichbar allenfalls mit einigem vom Besten Nietzsches, obgleich es älter ist als der Nietzsche, der allein hier in Vergleichung kommen kann, und übrigens auch ferner von allem sprunghaft Aphoristischen oder chaotisch Wühlenden. In stets reiner und klarer Formung, vollendet einheitlich, geschlossen in Gedanken und Anschauung, ringt es sich aus unnennbaren Erschütterungen und Schmerzen zu erhabener innerer Ruhe durch, so wie über das früh schon kampfdurchfurchte edle Antlitz das strahlende Auge, voll Liebe und Zuversicht des Ewigen, auch bis zuletzt, unter den unsäglichen Qualen einer langsam tötenden Krankheit triumphierte.

Und nun eine Auswahl, es sei nochmals betont, aus Lipiners kleineren und leichteren Versen. Die großen Dichtungen „Der entfesselte Prometheus" und „Renatus" und das „Buch der Freude" sind ihrerzeit bei Breitkopf & Härtel erschienen. Paul Natorp]

Digitized by Google

Beruhigung

Meine Seele, nicht ungeduldig!
Erwarten mußt du's, bis es kommt;
Ist dir ja nichts der Himmel schuldig,
Und sieh: er gibt doch, was dir frommt.

Meine Seele, sei du kein Zecher,
Der fordernd sich zur Schenke drängt —
Meine Seele, sei du ein Becher,
Der still des Himmels Wein empfängt.

Denn also ist's dem Dichter gegeben:
Zu trinken nicht, den Göttern gleich —
Zu fassen, zu bergen das göttliche Leben
Zum Trank für alles Menschenreich.

Und, meine Seele, du sollst schweigen
Und sollst es dulden froh und still,
Wenn dich ein Gott zu Boden neigen,
Wenn er dich ganz berauben will.

Denn sieh: dann tränket er die Erde
Zur rechten Zeit, nach rechter Art,
Auf daß es ihr zur Labung werde,
Was ungenossen du bewahrt.

Und will er dich am Stein zerschmettern:
Laß du gewähren ihn in Ruh;
Nicht rechten darfst du mit den Göttern —
Er fand sich Bessre wohl, als du.

Nachtlied

Wie ist die Welt so leicht, so leicht,
Die erst so schwer gelastet;
Wie nun so sacht der Atem schleicht,
Der erst so bang gehastet.

Es hat des Mondes stiller Glanz
Durchtränkt die träge Erde,
Auf daß sie, aufgelöset, ganz
Zu leichtem Lichte werde.

Wohl ziemt uns nach des Tages Tun,
Dem stolzen, überkühnen,
In Demut vor der Nacht zu ruhn,
Den törgen Stolz zu sühnen.

Nun, da genug der Busen schwoll
Von fliegenden Entwürfen,

Digitized by Google

O süß ist's jetzt und wonnevoll,
Das seufzende Bedürfen!

Es hält ein treuer Arm mich fest
Auf diesem Strahlenmeere;
Und wenn er mich versinken läßt:
Wer bin ich, daß ich's wehre?

Und doch, wie ist nun ganz besiegt
Die Tagesangst, die grause!
Wie sich das Herz so schmiegt und wiegt —
Und weiß: es ist zu Hause.

Kein Auge späht — kein Windhauch weht —
Kein Ton im weiten Schweigen:
Natur, Geliebte, im Gebet
Laß nun mein Haupt dir neigen —

Gleichwie der Baum den Wipfel senkt,
Von Früchten überladen —
O du hast mir so viel geschenkt
In deines Herzens Gnaden!

O die du warst in Ewigkeit,
Noch eh du mich geboren,
Die du wirst sein in aller Zeit,
Wenn längst mein Staub verloren:

Wie hast du deinem nichtgen Teil
Dein ganzes All gegeben —
Und hast in eine flüchtge Weil
Gedrängt dein ewig Leben!

Und hast sein ewig Glück vertraut
Dem Sinn, dem todesbangen —
Und hast mich, gleichwie eine Braut,
Du Königin, umfangen!

Nun scheinst du still — und webest ja
Und wirkest so geschäftig;
Und endlos treibt es, fern und nah,
Und strömet frisch und kräftig —

Allspendende, und in mir auch
Zeugt deines Schoßes Fülle,
Und ich — ich fühle keinen Hauch
In meines Herzens Stille.

Digitized by Google

Und ungesucht und ungehofft
Find ich es wohl am Morgen,
Und werde fragen, wie so oft:
Wo war es doch verborgen?

Ach, die du schenkest still und schlicht,
Und schenkest ohne Schranken:
Was gabst du mir dies Eine nicht:
Nicht Worte, dir zu danken?

Beseligen willst du allein,
Du willst nicht Dank, du Große:
So kann ich nichts, als selig sein
In deinem heilgen Schoße.

Was tut's?

O laß mich die trunkenen Blicke erheben
Zur Sonne hinan: was tut's?
Zu schauen ward mir das Auge gegeben —
Und stirbt es daran: was tut's?

O laß mich am ewgen Gewebe weben
Als wie ein Mann: was tut's?
Zu wirken ward mir der Arm gegeben —
Und stirbt er daran: was tut's?

O laß mich jauchzen und klagen und beben
In Frauenbann: was tut's?
Zu lieben ward mir das Herz gegeben —
Und stirbt es daran: was tut's?

O laß mich wie ein Lebendiger leben,
So stark ich kann: was tut's?
Zu leben ward mir das Leben gegeben —
Und stirbt es daran: was tut's?

Sonette

I

Ein Augenblick — nichts weiter ist's gewesen:
Ein Blick des Augs: was magst du Kürzres nennen?
Ich sage dir: nichts Größres magst du kennen,
Als ich in diesem kurzen Blick gelesen.
Sieh, ewig, ewig fragt ein ringend Wesen:
Du Schicksal, wirst du mir Genesung gönnen?
Ein Blick des Augs — und in dem Blicke brennen
Zwei Lettern: „Ja!“ — und schon ist es genesen.
Was du verlangst: ich will mich's unterfangen!
Nicht, ob der Himmel wäre zu erstreiten,
Nur, ob er sei, das fragt ich voller Bangen.

Digitized by Google

Er ist — er ist! und wär's in fernsten Weiten!
Siehst du es aus den blauen Tiefen prangen?
Nun will ich wieder durch die Hölle schreiten.

2

Leibeigen bin ich dir und seeleneigen,
Der ich doch allen Fesseln mich entwunden;
Mit freien Armen hab ich mich gebunden,
Und will die freie Stirne vor dir neigen.
Und ob von dir nicht viele Worte zeugen:
Es spricht mit dir mein Herz zu allen Stunden;
An dir zu rühmen hab ich nichts gefunden,
Dich aber rühmet Lieben nur und Schweigen.
Auffliegt der Tag von Berg zu Bergen blinkend,
Daß jauchzend er der Erde sich vermähle:
Der Wandrer steht, den Glanz mit Blicken trinkend;
Nicht Worte tönen laut aus seiner Kehle:
Er blickt und blickt — und, tief in sich versinkend,
Hält er das ganze All in seiner Seele.

Aus dem Purgatorio

Wie bin ich doch so jäh erwacht!
Was gab es nur in dieser Nacht?
Es fasset Schrecken mich und Graus
Vor meines Herzens wüstem Haus.

Ich hab geschlafen gar zu tief;
Dämonen kamen, da ich schlief,
Und tanzten einen wilden Tanz
Und haben mich verwüstet ganz.

Ach, gestern, da es Abend war,
Wähnt ich doch alles still und klar!
Was schlief ich doch die ganze Nacht
Und hielt nicht unablässig Wacht!

In Trümmern liegt nun alles da —
Ich weiß nicht, wann und wie's geschah —
Selbst in den tiefgeheimsten Schrein
Brach mir die arge Horde ein.

Und alles zerrten sie heraus
Und nahmen doch nichts aus dem Haus —
Da liegt es offen, was ich barg
Erst gestern in dem schwarzen Sarg.

Entsetzlich! Weh, du wildes Heer,
Soll ich denn niemals schlafen mehr?

Digitized by Google

Trifft mich im waffenlosen Schlaf
Noch öfter, was mich heute traf?

Nun bin ich fremd im eignen Haus,
Nun muß ich ziehn hinaus, hinaus!
Wo ist es doch — wer sagt mir's an —
Das Herz, darin ich schlummern kann?

Du hast in mir die Liebe hingeschlachtet,
Und hast mir nicht gegeben, dich zu hassen;
Ach, nun erst hat mich alles Glück verlassen,
Nun, da so tief mein Wesen dich verachtet.

Das Einzige, woran ich ewig glaubte,
Der Lieb Unsterblichkeit, hast du genommen;
Was mögen mir die Leichenkränze frommen,
Da mir das Grab das hehrste Leben raubte?

O tröstet mich mit dem nicht, was ich habe!
Ihr guten Toren, was wollt ihr ersetzen?
Wertlos ist alles, was euch mag ergetzen,
Und aller Wert liegt nur in einem Grabe!

O tröstet nicht! Nein, sagt mir nur das Eine:
Daß trostlos ich — sagt wieder es und wieder!
Daß doch erschauern die erstarrten Glieder,
Daß doch vielleicht das heiße Auge weine.

Es zagt ja, wie auch tief das Leben quäle,
Es zagt ja vor dem Tode alles Leben:
So sagt mir, wollt ihr noch zum Licht mich heben:
Daß bis zum Tod verwundet meine Seele.

Sagt, daß ein jeglich Fühlen ewig daure,
Ob auch kein Staub von Sonn und Sternen bliebe —
Sagt, daß nicht ganz gestorben meine Liebe,
Da ich um sie noch traure, trostlos traure.

„Sprich nicht von Tod, sprich nicht von Grab —
Zum Leben bist du geboren!" —
O wißt ihr, was ich verloren hab,
Da ich sie hab verloren?

„Dort pranget der Lenz! Nun, greife zum Stab,
Und hinaus zu den offenen Toren!"
O wißt ihr, was ich verloren hab,
Da ich sie hab verloren?

Digitized by Google

„Es jauchzen die Lerchen vom Äther herab —
Nun tröste dich, sei beschworen!“ —
O wißt ihr, was ich verloren hab,
Da ich sie hab verloren?

„Viel! Viel! Doch was das Schicksal gab,
Dem Schicksal war es erkoren!“ —
Ihr wißt nicht, was ich verloren hab,
Da ich sie hab verloren!

O schweigt und lasset vom Trösten ab!
O schonet mein, ihr Toren!
Denn wißt: da ich sie verloren hab,
Hab ich nicht viel verloren!

Das also wär's! Es soll die Zeit mich heilen,
Die große Ärztin, der ja nichts mißlingt!
Sie soll es stückweis mir vom Herzen feilen,
Was mir das ganze, ganze Herz durchdringt!

Ja, stückweis, staubweis! Bis nach allen Winden
Zerflogen auch der letzten Stäubchen Heer:
Da wird kein Sucher meine Liebe finden —
Er findet Stäubchen, als wie andre mehr.

O sicher heilst du, heilst für ewge Dauer!
O tiefe Weisheit, die das Werk vollbringt:
Zerstiebt das Herz, zerstiebt auch seine Trauer —
O große Ärztin, der ja nichts mißlingt!

So treibst du ein, was wir dem Tode schuldig,
Das Leben, das wir — ach, wozu? — entliehn;
Ein Dränger ist er, hart und ungeduldig,
Und Tag um Tag nimmt er sein Eigen hin!

Genug! Genug! Nein, so soll's nimmer werden!
Ich spotte dein, in Wonnen und in Pein,
Ich spotte dein im Himmel und auf Erden,
Heut und in Ewigkeit — ich spotte dein!

Nein, große Ärztin, mich sollst du nicht heilen!
Sollst nichts mir rauben, große Räuberin!
In Tode sollst du mir den Tod nicht teilen;
Doch willst du jetzt mich töten, nimm mich hin!

Es soll kein Schmerz in meinem Busen sterben,
Es soll kein Seufzer meiner Brust verwehn;
Die Stunden all, die süßen wie die herben,
Sie sollen Stund um Stunde auferstehn!

Digitized by Google

Es soll mein Herz sich ohne Schranke dehnen,
Des Lebens Stimmen alle, wild und weich,
Sie sollen all zugleich im Herzen tönen,
Des Lebens Flammen glühen all zugleich!

Mich dünkt, es werden wohl die Flammen alle
Zu einem selgen Lichte sein gesellt,
Mich dünkt, zu eines Liedes selgem Schalle
Wird, was da tönet, tönen durch die Welt!

Mich dünkt, der wahrhaft mag zum Leben heilen,
Der Heiland zieht mir in das Herz hinein —
Doch sei's, wie's sei: du sollst mich nicht zerteilen,
Und was gewesen, das soll ewig sein!

Was sagen die Weisen?

Was sagen die Weisen nah und fern
Und lehren auf allen Gassen:
Es sei des Lebens innerster Kern
Von keinem Wesen zu fassen?

Ich faß ihn ja im Herzen ein
Und fühl ihn in mir beben;
Sollt mir das Leben verborgen sein?
Ich leb es ja, dies Leben!

Es quält mich ja und zehrt mit Macht
Und will mich schier verbrennen —
Und will nun selbst den Schlaf der Nacht
Mir nicht mehr, nicht mehr gönnen.

Ich faß es, doch ich nenn es nicht,
Wie ich nach Namen jage;
Bald heiß ich's Nacht, bald heiß ich's Licht,
Was ich im Busen trage.

Ich nannt es süßen Frühlingshauch
Und nannt es sommerlich Glühen —
Und Winterschauer nannt ich's auch:
Es war vergebenes Mühen.

Es ist ja die ganze unendliche Welt:
Wie sollt ein Name da langen?
Die Welt, die mich umfangen hält,
Und die ich halt umfangen.

Ich hieß es gern das tiefste Leid,
Wär's nicht so lustgetränket —
Ich hieß es höchste Seligkeit,
Wär's nicht in Trauer versenket.

Digitized by Google

Nein! Nein! Ich nenn es Seligkeit,
Und süß ist's, wie's auch quäle:
Ich fühle so heiß, so voll, so weit —
Ich fühle meine Seele!

Geduld!

Ich will ihn nochmals aufwärts wälzen,
Den Block — noch einmal, noch einmal!
Vielleicht wird doch vor meiner Qual
Der harte Grimm der Götter schmelzen!

Ich will's, und will es ohne Klagen —
Es endet einmal doch dies Los! —
O unglückselger Sisyphos,
Das rufst du nun seit ewgen Tagen!

Vielleicht, vielleicht, du Fels der Schmerzen,
Stehst auf der Höh du dennoch fest,
Wenn dich mein Leib zu Boden preßt,
Wenn ich dich decke mit dem Herzen!

Vielleicht wird's doch auf dir noch liegen,
In Frieden liegen, dieses Haupt! —
O wie's mir Sinn und Atem raubt!
O wär der Gipfel schon erstiegen!

Ob ihr euch ewig droben wieget,
Ihr Himmlischen? Ach, euch verrinnt
Des Lebens Atem sacht und lind —
Ob er nicht endlich doch versieget?

O sehet meine Brust sich heben!
Der so ich atme Tag um Tag
Und nimmer doch veratmen mag:
Ich fühle wohl unsterblich Leben!

Hinan, mein Fels! Schon ist's erklommen!
Weh mir! er rollt — rollt ohne Rast —
Hinab, hinab — — Unselge Last!
Hier mag nicht Mut, nicht Hoffen frommen!

Doch, doch! Ich will ihn nochmals wälzen,
Den Block! Noch einmal — noch einmal!
Vielleicht wird doch vor meiner Qual
Der harte Grimm der Götter schmelzen!

Digitized by Google

Frei!

Frei! frei! so frei! — und sah doch keine Ketten!
Frei wie der Sturmgott auf den Feuerschwingen!
Dies reine Licht! Ja, hoch und höher dringen
Empor aus Gräbern und aus Schädelstätten!
Soll ich für dich in Feuersglut mich betten?
Soll ich mit hundertarmigen Riesen ringen?
Ich will es — und ich werde sie bezwingen,
Und wenn sie hunderttausend Arme hätten!
O wie so heiß in diesem Augenblicke
Voll Opferlust all meine Fibern beben:
Wer gäbe Namen solchem heilgen Glücke?
Freiheit! Dein Name nur sei ihm gegeben:
Die Fessel der Gemeinheit brach in Stücke,
Und todbereit leb ich das höchste Leben!

Gedichte von Hermann Conradi

[In drei stattlichen Bänden sind jetzt bei Georg Müller in München Hermann Conradis „Gesammelte Werke" erschienen, mit einem Bildnis vom Totenbett (dem einzigen, das man von Conradi besitzt) sowie einer ganz ungewöhnlich guten „Lebensbeschreibung" aus Paul Scheerbarts Feder. „Und manche liebe Schatten steigen auf." Lieb sind sie einem schon — denn wie rumorig es im jüngsten Deutschland gemenschelt hat, daß sein Pegasus oft mehr ausschlug und bockte als flog — an echtem Menschenfeuer übertrafen seine jungen Bereiter ganz sicher manche wesentlich gesitteteren und geschniegelteren Literaturjünglings-Jahrgänge von später. Wie anders als durch die natürliche Wärme dieser ehrlichen „Wollungen" wäre die Wirkung zu erklären, die sie doch tatsächlich ausgeübt haben? Die ganze Bewegung bedeutete im tiefsten Grunde trotz all der ästhetischen Aufsätze und Broschüren ihrer Angehörigen gar keine ästhetische Reaktion, sondern eine sozial-ethische. Von dem eigentlichen starken und edeln poetischen Leben der damals noch jungen Vergangenheit und der damaligen Gegenwart wußten auch ihre Vertreter nicht viel. Die ärgerten sich an dem, was beliebt war, was „ging", wovon „man sprach", und dieses war in der Tat meist importierte Amüsierliteratur, gebildete Langeweile oder stelzendes Epigonentum, das ohne jede tiefere Beziehung zu den Kämpfen der Zeit im Wachstumsalter des sozialen Gedankens fremd, hochnäsig und wirklich einigermaßen dumm dastand. In den jungen Köpfen und Herzen erstand die Reaktion der Wahrhaftigkeit auf Verkalkungserscheinungen der Gesellschaft. Die war ihnen allen gemeinsam, im übrigen wollte so ziemlich jeder was andres, jenes echte und starke Eine aber gab ihnen auch die werbende Kraft selbst dort, wo es an denkerischer und künstlerischer noch so sehr gebrach.

Die Denker- und die Künstlerkraft war auch in Conradi nicht groß. Oder hätte er noch eine Entwicklung vor sich gehabt? Da wir bei keinem wissen, wann sein Philistertum heimlichen Geburtstag hat, können wir das nicht sagen, mir persönlich scheint es nach dem Hinterlassenen nicht sehr wahrscheinlich. Er war immerhin bald achtundzwanzig Jahr

Digitized by Google

alt, als er starb, und ich wenigstens bin nicht imstande, unter all seinen Schriften auch nur ein Stück zu finden, mit dem für mein Auge aus ursprünglichen Tiefen ein Leben als Wort ans Licht stiege. Er war kein Gestalter, aber auch kein Erschauer, er war ein Sucher von lechzender Sehnsucht, aber kein Ergraber und kein Erbauer, er war Anreger und Vorläufer, und hat das selbst klar gefühlt. Wär er nicht früh gestorben, wer weiß, ob man sich heute noch viel um ihn kümmern würde. Und doch ist diese Gesamtausgabe von allen zu begrüßen, die sie mit Sinn lesen wollen, insbesondere von allen, die jene Zeit als junge Strebende selbst mit erlebt haben. Denn eben sie, die Zeit, steigt vor diesen Bänden wie vor Beschwörungsworten herauf.

Wir geben ein paar von Conradis Gedichten als Selbstzeugnisse seines Wesens wieder. Es ist schon Ergreifendes darin.]

Nur ein Mensch

Ich stand auf sturmbestrichnem, granitnem Bergeshaupt,
Umbrüllt vom Eisorkane, von stechendem Schnee umstaubt —
Tief unter mir, umschlungen vom Nebelgewande der Nacht,
Lag Wahn und Menschenschicksal, lag Elend und Kronenpracht . . .

Lag all das wirre Suchen: die Pilgerfahrt zum Licht —
Lag all das ewige Irren: ein wüstes Höllengedicht!
Lag gleißender Glanz und Entsagung — Gethsemane und Rom:
Dort wurmt sich ein armer Schwärmer — hier schwillt der Lüste Strom!

Lag all die blöde Verblendung, die vor den Götzen kniet —
Lag all die feige Knechtschaft, die sich im Staube müht,
Faulende Früchte zu sammeln, lohender Brünste voll —
Lag all die jähe Verzweiflung — der heilige Rächergroll! . . .

Die Sklavenkette klirrte — ihr schneidender Ton verklang;
Die Schellenkappe tönte — ihr lockend Geläut versank —
Von bleichen Märtyrerlippen verwehte der letzte Schwur —
Im Schweigen der Bergeswüste verstummt die Kreatur . . .

Die einst mit flammenden Schwertern über den Erdball gebraust,
Die Babel-Dome gefestet mit blutger Despotenfaust —
Die ihre Cäsarenspuren mit ehernem Meißel gehauen,
Hier an den Felsenbrüsten zerfällt das irdische Grauen,

Das sie heraufbeschworen im bangenden Menschenhirn —
Ihre Kronenzepter zersplittern an der steinernen Bergesstirn —
Und ihrer Allmacht Male zerbröckeln wie mürbe Spreu:
Das Schweigen der Felsenöde verschlingt den Siegerschrei . . .

Im Schweigen der Bergeswüste verstummt die Kreatur —
Hier lebt und atmet nur eines: die unbefleckte Natur . . .
Und mich durchdrang die Wollust, an dieser Felsenbrust
Mein Sünderhaupt zu zerschmettern — all meine Erdenlust —

Digitized by Google

All meine Erdenduldung, von dieser Größe zerdrückt —
All meine Gramverschuldung, wiedergeburtsbeglückt —
Wiedergeboren und enden: zum erstenmal ein Held!
Ausatmen in diese Wildnis meine kleine, dürftige Welt!

Da kroch es heran, das Entsetzen, belastete mich wie Erz —
Und hämmern spürt ich mein armes, todbangendes Menschenherz:
Gemach kehrt ich zu Tal mich, nach Menschenspur hinab —
Bei Alltagsmühen zu suchen nach meinem Alltagsgrab.

Verlassen!

Im Morgengrauen schritt ich fort —
Nebel lag in den Gassen ...
In Qualen war mir das Herz verdorrt —
Die Lippe sprach kein Abschiedswort —
Sie stöhnte nur leise: Verlassen!

Verlassen! Kennst du das Marterwort?
Das frißt wie verruchte Schande!
In Qualen war mir das Herz verdorrt —
Im Morgengrauen ging ich fort —
Hinaus in die dämmernden Lande!

Entgegen dem jungen Maientag:
Das war ein seltsam Passen!
Mählich wurde die Welt nun wach —
Was war mir der prangende Frühlingstag —
Ich stöhnte nur leise: Verlassen! ...

Sohn der Zeit

Schon floh die Mitternacht. — Noch aber pocht's
Durch meine Brust wie ein titanisch Wollen,
Das nach der Tat wie nach Erlösung dürstet —
Das vor der Tat wie vor der Hölle schaudert ...

Ich fühle meine Schultern atlasstark,
Es blitzt mein Blick — es blüht mein junges Mark —
Wie ein Gigant möcht aus den Angeln heben
Ich diese morsche, pestzerfreßne Welt
Und einer neuen neues Leben geben,
Drin sich das Ewge makellos behält ...

Nun lastet's auf mir wie Myriaden Sünden,
Die mich zerschnüren und zerstampfen,
Wie Wahnsinnsfratzen mir das Hirn umdampfen,
Wie Hurenatem meine Seele schinden ...

So such ich, schwärmend in des Weltalls Weiten,
Vergangenheit und künftge Ewigkeiten

Digitized by Google

Durchfühlend auf sekundenkurzer Spur,
Vor mir zu fliehn in göttergroßem Wagen,
In männlich starkem, freiem Weltentsagen — — —
Und nie entrinnst du dir, o Kreatur! . . .

Es ekelt mich der Menschheit Würmerbrut —
Nun wächst mein Herz in der Begeistrung Glut —
Sie gleitet hin wie kraftlos flüchtge Wellen,
Die aufwärts steigen, wieder zu zerstäuben —
Sich einen Augenblick
In namenlosem Glück
Als Weltenspiegel zu betäuben . . .

Das macht: ich bin — o grenzenloser Hohn! —
Ich bin der Zeit getreuer, echter Sohn!

Ich muß die Wunden fühlen, die ihr Leib
Wie ein zerschändet, ehrenloses Weib
Mit sich herumschleppt, prunkend bald —
Bald schamgekrümmt — — ich muß — ich muß
Sie fühlen, wie der Dichter nur sie fühlt,
Dem nichts den Feuerfraß der Schmerzen kühlt,
Den die Dämonen kreuzgen mit dem Kuß . . .
— — — — — —
Wie Christus, Dante, Michelangelo,
Die Riesen, unbegreiflich vor mir ragen,
Ragt auch in diesen dunklen Zweiflertagen
Vor mir der Zeit tiefinnerstes Geheimnis . . .

Ich kann es fühlen — und doch nicht begreifen,
Sein Wesen spür ich durch die Seele zittern,
Doch find ich nicht die Lösung, die es tilgt . . .
Es schürt in mir — sein Atem sät Verderben,
Die Brandung schreit — und Stürme, sie erschüttern,
Entwurzeln mich — doch ob die Brust auch brüllt,
Nach Wahrheit, wie der Leu nach Freiheit brüllt,
Den sie gefangen hinter Eisengittern:
Die Sehnsucht meiner Seele wird doch nie gestillt . . .
Der Zeit Geschwüre kann ich nicht verwinden —
Es lasten auf mir ihre harten Sünden —
Ich bin der Sohn der Zeit — doch ach! ihr Götter!
Ich bin ihr Sohn — doch nicht ihr Retter! . . .

Sonnenaufgang

Heim komm ich taumelnd vom Geschwelg —
Es ist ums Morgendämmern —
Bei des Weines blutrot blitzendem Kelch
Hab ich geschlemmt mit Schlemmern . . .

Digitized by Google

Hab ich geschlemmt die lange Nacht,
Bis der Tag verträumt hob die Lider, —
Bis das Frührot purpurne Garben warf
Auf der Erde steinerne Glieder . . .

Mein Haupt ist wüst — meine Stirne brennt —
Da pocht's an das Tor meiner Seele:
Ein Fuder Dreck! Ich mache auf . . .
Nun Schätzchen? . . . „Ich heiße Adele . . ."

Du wohnst? . . . Da trifft mein verwachtes Gesicht
Der Morgensonne Erblitzen —
Und meine Seele fliegt ihr zu
Aus irdischen Sündenpfützen . . .

Die müde schon verglühte . . .

Die müde schon verglühte,
Die leise schon verklang,
Jach ist sie wieder aufgeflammt
In jauchzendem Gesang!
Wie Zimbelton, wie Lautenschlag
Ward meine Liebe wieder wach,
Die müde schon verglühte,
Die leise schon verklang . . .

Und heller tönt ihr Rauschen,
Wie junger Frühlingswind,
Wenn er in heißem Schöpferdrang
Die Welt dem Licht gewinnt
Und das Prophetenwort erläßt,
Daß nun der Menschheit Osterfest —
Ja! heller tönt ihr Rauschen,
Wie junger Frühlingswind!

Und wie durch Nebelschleier
Die Sonne siegreich bricht,
Der jungen Flur ein goldnes Band
Ums Lockenantlitz flicht:
So überglänzt mit Purpurschein
Die Liebe nun mein ganzes Sein,
Gießt goldne Feuer nieder
Und wirbt um neue Lieder . . .

Und nah und ferne quellen
Blitzende Welten empor
An meinem Lebenshorizont
Aus Dunst und Wolkenflor!
Gedanken, die mir nie genaht,
Und Pfade, die ich nie betrat,

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

Entsteigen verborgenen Gründen,
Heilige Kraft zu entzünden!

Die leise schon verklungen,
Die müde schon verglüht:
Wild ist sie wieder aufgeflammt,
Im Lenzsturm stark erblüht!
Und lag ich wieder staubbedeckt,
So hab ich mich nun aufgereckt,
Und die Gedanken schweifen
In großem Weltbegreifen!

Vollbracht

Durch webenden Nebel ging ich zur Nacht.
Da kam mir, Christus, dein Wort in den Sinn —
Dein Wort am Kreuze: Es ist vollbracht! —
Und seine Tiefe nahm mich hin . . .

Ich riß dich zu mir! — Scharf klang mein Schritt —
Ich riß dich zu mir — ein gläubiges Kind! —
Und was ich in Lebensängsten litt:
Hinstarb es wie flüsternder Abendwind . . .

Bunt kreuzte der Nebel phantastischer Kreis.
Ich ging durch die stille, die atmende Nacht —
Da kam es von meinen Lippen leis:
Es ist vollbracht!

Ich weiß — ich weiß . . .

Ich weiß — ich weiß: Nur wie ein Meteor,
Der flammend kam, jach sich in Nacht verlor,
Werd ich durch unsre Dichtung streifen!
Die Laute rauscht. Es jauchzt wie Sturmgesang, —
Wie Südwind kost — es gellt wie Trommelklang
Mein Lied und wird in alle Herzen greifen . . .

Dann bebt's jäh aus in schriller Dissonanz . . .
Die Blüten sind verdorrt, versprüht der Glanz —
Es streicht der Abendwind durch die Zypressen . . .
Nur wenge weinen . . . Sie verstummen bald.
Was ich geträumt: sie geben ihm Gestalt —
Ich aber werde bald vergessen . . .

Digitized by Google

Rundschau

Titanic

Jonas Lie schildert einmal einen Wintersturm, der in eine friedliche Hafenstadt fegt. Keiner der gewerbstätigen Einwohner dort wird sich recht bewußt, warum — aber selbst auf den nüchternsten Alltagsmenschen wirkt das ganz seltsam erregend ein: wie ein Besuch der alten verjagten Natur bei der Zivilisation. Den Bürger schaudert und grauset es, wie das rast und tobt, dennoch — er gesteht es sich nicht, aber spürt es: es ist ein Lebensodem in dem, was kam, ein Hauch vom Starken, vom Großen her, der zwischen all dem Erschreckenden die Brust tiefer atmen, das Herz stärker schlagen und das Auge funkelnder in die Welt blicken macht.

Wir können uns nicht mehr in die Zeiten versetzen, da jenseit des unendlichen Meeres im Westen nur ein Geheimnis lag. In die Entdeckerzeit nicht mehr, in die Erobererzeit nicht mehr, nicht mehr in die Zeit der Segelschiffreisen, aber auch kaum noch in die, da man überhaupt noch nach Abschied von Weib und Kind mit einem ernsten Gottbefohlen aufs Schiff stieg, um die Reise über den Ozean zu wagen. Es ist keine „Reise“ mehr, ist nur noch eine Überfahrt über den großen Bach. Ein paar Tage schwimmendes Hotel, auf dem wir uns mit all den Nichtigkeiten des Amüsierens noch künstlich die so kurze Zeit vertreiben können, die wir im Gefühl der einsamen Unendlichkeit rings verbringen dürften. Den Luxus, den Tand, das Geschwätz, das Nichts, wir schleppen es überall mit uns, denn das ist die Zivilisation. Ist denn das Starke außer uns auch noch da? Die Kontinente rücken wir zusammen, mit alljährlich neuen Rekorden beschneiden wir die Zeit, und die Tiefen sind uns beim Drüberfahren nur noch interessant, wenn wir mit Fangbeuteln die Geschöpfe aus der Nacht zum Begucken und Belachen bei unsrer Zigarre heraufholen, die der Mensch von einst wie Wunderwesen ahnte. Es ist alles Behagen, Vergnügung, Schwatz, die Luxusstadt schwimmt ja so „sinksicher“ im Meer, wie der Planet im Blau. Plötzlich — was war das? Nur eine Eisfläche, aber die hatte lebende Kraft, und unser Titanischer, ja der hatte auch welche. Er ritzt sich ein bißchen am Eise. Bei den Menschlein Todesangst und Mut. Ein unsichtbares hilfloses Gefinger der Apparate gespenstet nun nach allen Seiten ins Leere. Der Koloß selber wiegt, bäumt und biegt sich. Dann sinkt er, daß die Welle ruhig drübergeht. Sinkt unterm Wasser weiter. Sinkt weiter, während es droben tagt, sinkt langsamer in ein tieferes Dämmern, sinkt immer langsamer, lautlos, sinkt wochenlang tiefer, schwebt heute noch langsam tiefer in die ewige stumme Nacht.

Wahrhaftig: die Natur braucht nicht, wie im Sturm, zu toben, mit doch nicht gar so großem Erfolg im Verhältnis zum Lärm. Sie begnügt sich zuzeiten mit den kleinsten Mitteln. Sechzehnhundert Menschen tot, unmeßliche Schätze verloren, der Ruhm des Rekords gebrochen — durch ein Anritzen mit Eis. Man kann die Aufgabe nicht „eleganter“ lösen. Und nicht spöttischer.

Aber niederdrücken kann uns

Digitized by Google

der Gedanke daran doch nicht. Es hat auch an Pöbelmenschen auf der Titanic nicht gefehlt, denen das Leben der Güter höchstes war. Was war es aber, daß nicht nur wackere Schiffsleute den Frauen und Kindern den Weg zu den Booten freischaffen hieß, also auf eigne Lebensgefahr denen, die sich selber nicht helfen konnten, nein, das auch unter den Luxussöhnen der Fahrgäste immerhin viele im Drohen des Todes zwischen dem Kruppzeug rings so stolz handeln ließ, wie sie's taten? Schopenhauers „Wille zum Leben" war es nicht. Nehmen wir ruhig an, daß die bis zum heutigen Tage vorliegenden Berichte zu günstig sind, daß sie hier prahlen, dort vertuschen. Es ist schon was, wenn auch nur ein stattlicher Satz vom Hundert der Menschen dann, wenn alles Vormachen aufhört, ohne Heldenpose sein Leben zurückstellt. Beneidenswert, die es taten, nicht wegen des „Nachruhms", sondern wegen des Gefühls ihrer letzten Stunde! Hier müssen im Sterben unsagbar große Augenblicke gelebt sein, von den Frauen beispielsweise, die zu ihren Männern getreten waren, um mit ihnen unterzugehn.

Aber nicht nur beim Titanic, nein, bei keiner Schiffskatastrophe der letzten Zeit hat es an Zügen wahrhaft stolzer Menschlichkeit gefehlt. Auch diese größte von allen aller Zeiten bestätigt wieder, was wir ohne solch furchtbare Ereignisse niemals wissen könnten: es ist in der Menschheit der Gegenwart nicht nur Zivilisation, es ist auch Kultur in ihr, das heißt: Natur, die sich veredelt hat. Und diese Gewißheit spricht aller bangen Menschheitfrage: „Herr, siegen wir?" das schlechthin beseligende Ja! A

Wiedergeburt des Idealismus?

Immer, wenn ich das Wort Wiedergeburt höre, fällt mir die Episode aus der Musikgeschichte von anno 1600 ein, da italienische Aristokraten, Künstler und Musiker das antike Drama neu zu beleben dachten. Sie gingen hin und komponierten monodisch, im Gegensatz zur üblichen Polyphonie der damaligen Musik, was so entstand, war aber nicht etwa eine erneuerte Antike, denn von deren Wesen wußte man damals nicht viel, sondern es waren die ersten jung-kräftigen Anfänge der heutigen Oper. So geschehen in einer Zeit stärkster Schöpferlust und unbekümmerter Gegenwartfreude. Recht im Gegensatz dazu erleben wir heute eine Wiedergeburt, die anscheinend nicht nur eine Episode will, die aber vor allem auch nicht etwas Eignes und unsrer Zeit Angemessenes hervorbringt, sondern einer der eignen Zukunft unfrohen Flucht und lebenfremden homunkuloiden Scheinerzeugung ähnlich scheint. Sie findet auf philosophischem Gebiete statt, wenigstens nach der Behauptung ihrer öffentlichen Vertreter, und wird als „Erneuerung des Idealismus" auch sonst vielerorts beobachtet. Nun wird die Wiedergeburt auf religiösem, politischem, literarischem Gebiet zwar heute überhaupt Mode, aber so peinlich das Schlagwort dem einzelnen da auch schon in den Ohren liegen mag, sie bleibt doch auf verhältnismäßig enge Kreise beschränkt. Nicht so auf dem Felde der Philosophie.

Da werden denn sogleich diejenigen von einem Mißbrauch des Wortes philosophisch sprechen, die unter Philosophie nicht mehr verstehen wollen als begrifflich-kritische Erfassung des empirischen

Digitized by Google

Weltganzen; in der Tat, innerhalb solchen Rahmens kann von Wiedergeburt nicht die Rede sein. Ich meinerseits möchte aber getrost auch jenen das „allgemeine Ehrenzeichen“ der Philosophie vergönnen, die sich auf andrer Grundlage um allgemeinere Erkenntnisse bemühen: die Kundigen werden ja ganz von selbst die „wissenschaftliche“ von der „nichtwissenschaftlichen“ Geistesarbeit scheiden, und was kann der Wissenschaft an den Unkundigen gelegen sein? Gehört aber eine Auseinandersetzung mit dem neuesten Produkt unsrer allgemeinen Wiedergeburtwehen überhaupt in den Kunstwart? Ich meine, zum mindesten insoweit, als sich der Strom dieser Arbeit bereits, verdünnt und temperiert, wohl auch ein wenig für die Nase der Allgemeinheit parfümiert, über breitere Schichten der Öffentlichkeit ergießt.

Nachdem nämlich die Philosophie, oder was man so nannte, ein paar Jahrzehnte hindurch sich der Öffentlichkeit ziemlich ferngehalten hat, berufen sich die neuen Wiedergebärer nicht nur auf das aus einigen Tausenden von Vorreden bekannte dringende Bedürfnis weiter Kreise, sondern ganz unmittelbar auf ein allgemeines Sehnen unsres deutschen Volkes, auf einen angeblich aus den Tiefen der Volksseele dringenden Schrei nach dem Idealen; ernstlich sei unser Volk doch noch nicht dem Materialismus, dem Skeptizismus, Relativismus oder Amerikanismus verfallen, wie uns Böswillige glauben machen wollten, sondern im Herzen sei es das alte ehrwürdige Volk der „Denker und Dichter“.

In diesem Gedankengang äußert sich nun meines Erachtens entweder ein Irrtum oder ein Wortmißverständnis. Ich für mein Teil glaube nämlich nicht an den „Schrei“ unsres Volkes nach einem idealistischen Denken in der Philosophie. Mir scheint vielmehr, man bemerkt ein tieferes Interesse für Philosophie heute überhaupt nicht stärker als vor fünf Jahren. Wer den Christusmythenstreit und die Monismustrompetenmusik auch ins Bereich der Philosophie rechnet, der könnte davon etwas mehr feststellen, aber die Philosophen aller Richtungen werden diese Form öffentlicher Teilnahme doch wohl ablehnen. Den Ruf nach Idealismus vernimmt man hingegen recht häufig aus den Kreisen jüngerer Studenten und Literaten, besonders wenn sie des kritischen Resignierens müde und etwa zu naturwissenschaftlicher Arbeit nicht veranlagt sind, vor allem aber, wenn ihnen Bildungarbeit nicht gegeben wird und sie sich doch irgendwie geistig betätigen müssen. Solche Enttäuschte, an deren Enttäuschung die Professoren der Philosophie und die schlechte Organisation der Volkbildung nicht immer schuldlos sind, erheben dann gern in ihrem Drange das Geschrei nach etwas, das neben dem Kopf auch das Gemüt befriedige. Und es ist recht gut erklärlich, daß sie ihres Herzens Meinung sogleich im „Volke“ wiederzufinden vermeinen. Denn — und dies verschuldet die Vielsinnigkeit des Wortes Idealismus — man findet natürlich in Deutschlands Gauen noch sehr viel Idealismus der *Gesinnung*, was ja bekanntlich etwas recht anderes darstellt als Idealismus der philosophischen Meinung. An diesem Punkte wird, scheint mir, nicht immer genügend scharf beachtet, daß der Ausdruck das Wesen unmißverständlich wiederspiegele. Steht es jedoch so, wie ich meine, so beruft man sich im Begriff philosophischen Idealismus wieder zu erzeugen mit Unrecht, ja

Digitized by Google

nicht ohne Anschein des Truges, auf „das Volk“. Vor siebzig Jahren waren die Gedankenwerke der Philosophie weit mehr als heute Gemeingut der Gebildeten und Halbgebildeten, die damals wohl als „das Volk“ gelten konnten. Diese Zeit ist aber mit der ungeheuren Mehrung der Volkszahl, mit der Wendung zum Industrialismus und der gewaltigen Aufgabe, die Zivilisation zur Kultur umzuschaffen, vorübergegangen, und es besteht schlechterdings kein tatsächlicher Grund zu glauben, daß sie heute zurückkehre. Man verbiete einigen Unzufriedenen den Mund und man wird sehen, daß auch hier das Prinzip in Anwendung kam: die Bedürfnisse sind da, sie müssen nur geweckt werden. Das mag ein Prinzip für ein Warenhaus sein, wer aber als wissenschaftlicher Arbeiter gelten will, sollte sich nicht darauf berufen können. Es sollte unter der Würde derer sein, die als geistige Führer gelten wollen.

Sieht man sich nun aber das Geschenk näher an, das also der bedürftigen Volksseele dargeboten wird, so erweist es sich in mehr als einem Punkte als Danaergeschenk. Insofern nämlich, als der philosophische Idealismus, wie er nach Kant bis zum „Zusammenbruch der Philosophie“ gelehrt wurde, keineswegs dem Bedürfnis irgendeines Nichtfachmannes — Nichtfachmannes, also selbst eines durchaus Gebildeten nicht — Genüge leisten kann. Und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil er ihn nicht versteht. Und eine große Gefahr scheint mir besonders darin zu liegen, daß man mit dem ganzen Wust von „idealistischen“ Begriffen und Auffassungen — der „Begriffsdichtung“ — den mühsam erworbenen und noch nicht hinreichend gefestigten Tatsachensinn unter der Flagge der „Erhebung über das Gemeine“ und mit Appell an das Gemüt geradezu vernichten kann. Denn dieser Meinung bin ich allerdings, daß es nicht nur um die allmählich so hoffnungvoll beginnende Volkbildung, sondern um jede und damit auch um die höhere Bildung geschehen ist, wenn dafür nicht mindestens ein breiter Unterbau auf empirisch kritischer Grundlage allerseits erstrebt wird. Man wolle mich hierin nicht mißverstehen: nicht vom Wahrheitwert der idealistischen Philosophie ist die Rede, sondern von einer Frage praktischer Bildung. Wollen wir Menschen erziehen, die dem Leben wie es heute ist und an dem keine Philosophie etwas ändert, gewachsen sind, die darin froh werden können und nicht zu fernen Idealgebilden blicken, ehe sie die Wunder dieses realen „Jammertales“ überhaupt begreifen gelernt haben, so dürfen wir ihnen nicht fix und fertig eine transzendente Idealität liefern mit dem Anspruch auf höheren Wert als die Realität und auf praktische Geltung in dieser. Das mag unter ein paar Schwarmgeistern eine Begeisterungwelle erzeugen, auf die freilich der „Zusammenbruch“ auch einmal folgen muß, für größere Kreise wird es die Zerrissenheit des geistigen Lebens nur mehren. Doppelt mehren, da ihnen allzeit die einfachsten Bedingungen des Verständnisses dafür abgehen werden.

Der Heidelberger Professor Wilhelm Windelband hat in einer Akademierede vor einiger Zeit die moderne „Erneuerung des Hegelianismus“ als eine feststehende Tatsache hinzustellen und dieser Tatsache ein historisches und philosophisches Recht zu substituieren gesucht. Man mag über diese „Tatsache“

Digitized by Google

denken wie man will, mag etwa sogar mit dem Verfasser dieser Zeilen hoffen, daß mit Hilfe sich in letzter Stunde doch noch aufraffender kritischer Geister dieser Kelch beschworen werde — eins sei aber aus Windelbands Rede* hier doch noch hervorgehoben. Gerade er, der dieser „Erneuerung" doch mit Sympathie zuzusehen scheint, erblickt in dem Mangel an Wirklichkeitsinn der modernen idealistischen Philosophie eine schwere Gefahr und ermahnt eindringlich zur Arbeit an der Wirklichkeit, als welche mindestens neben der idealistischen Systembildung hergehen müsse. Die Gefahr liegt aber nicht auf dem Gebiet wissenschaftlicher Diskussion, wo man sich der Schwätzer denn doch leichter erwehrt, sondern auf dem der allgemeinen Bildung. Dort mag die „Erneuerung" sogar für ihre Gegner den Wert haben, daß sie schlummernde Kräfte wach und in den Kampf ruft, hier bedeutet sie eine Art Keimvergiftung, die sich rächen könnte.

Hans Herter

Kunstprosa und Prosakunst

Daß es eine Kunst ist, gute Prosa zu schreiben, das soll hier nicht in Betracht kommen. Es gibt eine moderne Prosa, die das Bemühen um künstlerisches Formen so stark unterstreicht, daß der Gehalt an natürlichem Leben dagegen nicht aufkommen kann, das Künstlerische also dem Künstlichen sich nähert. Solchen Stil wird man mit besonderem Recht Kunstprosa nennen.

Sie kann sich mittelbar und unmittelbar künstlich-kunstvoll geben, diese Prosa. Sie kann neue Wortbildungen und -zusammensetzungen unternehmen, in schwerem Prunk von auserlesenen Eigenschaftwörtern einherschreiten, musikalische und malerische Effekte häufen. Oder aber — dies ist die mittelbare und demnach noch kunstvollere oder künstlichere Art — sie befleißigt sich einer täuschenden Schlichtheit.

Ein fesselndes und lehrreiches Beispiel der zweiten Richtung scheint mir die Erzählung „Das Lächeln Mariae" von Hermann Wagner (Verlag Axel Juncker, Berlin-Charlottenburg) zu bedeuten. Schon der Titel mit seiner milden Frömmigkeit zeugt von kunstvoller Schlichtheit; der Inhalt erweist es unzweifelhaft, daß nicht naiver Madonnenglaube der Ursprung war und das Marienbild nur zu mehrerer dekorativen Wirkung hereingezogen ward. Das Novalis-Motto: „Ich sehe dich in tausend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt . . ." kann an diesem Eindruck nichts ändern. „Eine stille Geschichte vom Sommer": das ist nicht nur der Untertitel, sondern allem Anschein nach auch der Keimgedanke des Buches. Im Anfang war die Stimmung. Und kunstvolle Schlichtheit verhalf ihr zum dichterischen Körper.

Eine lungenleidende junge Dame aus Berlin wird von ihrem Vater und ihrem Bräutigam in eine stille österreichische Sommerfrische gebracht. Der Bräutigam, ein totenernster, nordischer Pflichtmensch, reist sogleich wieder zurück, zu seiner Arbeit. Der Vater, ein Rechtsanwalt, der schon seine Frau an derselben schleichenden Krankheit verlor und heimlich um die Tochter bangt, aber sein Gefühl zu verbergen gewohnt ist, bleibt da. In dem menschenleeren Waldwinkel vergeht der ganze Sommer den beiden fast ereignislos — nur daß zwischen dem Fräulein und dem einzigen andern Gast des

* Sie ist bei C. Winter in Heidelberg erschienen.

Digitized by Google

Forsthauses, einem gleichfalls bruſtkranken halbjüdiſchen Doktor aus Böhmen, eine Neigung entſteht. Die Neigung führt zu guter Letzt zu einem Leidenſchaftausbruch. Danach trennen ſich die beiden jungen Menſchen. Außer der wohlbewahrten Erinnerung bleibt ihnen nichts von ihrem kurzen Glück. Und doch iſt die Stimmung nicht unglücklich zu nennen, in der ſie ohne Widerſtreben auseinandergehen, jeder ſeinem nicht mehr fernen Schickſal entgegen. Eine ſtille Geſchichte vom Sommer . . .

Hermann Wagner iſt ohne Zweifel ein Proſakünſtler. Das ſpürt man ſchon, wenn er die Namen ſeiner Perſonen, beſonders der Nebenperſonen nennt. Der kühle Norddeutſche heißt Sörrenſen; wiewohl bei der unbedeutenden Rolle, die er in der Ökonomie des Ganzen ſpielt, der Name Schulze auch genügte. Der täppiſche öſterreichiſche Stationsaſſiſtent und Reſerveleutnant führt den Namen Eckl. Neben Sörrenſen klingt Doktor Launer, wie der Vater ſich nennt, recht bezeichnend ſachlich und ausgeglichen und doch (Laune!) nicht ganz unverdächtig ruhevoll. Daß die Heldin Agnes und der durchgeiſtigte Liebhaber Doktor Eliſcher geheißen iſt, beweiſt natürlich nicht viel; und doch könnte man auch hieraus ſchon beinah den bewußt formenden Künſtler erkennen. Entſchieden kann man's aus dem ganzen Äußeren der Erzählung. Sie umfaßt knapp 300 Seiten, iſt aber in ſechs Teile zerlegt, von denen jeder eine hübſche Anzahl kurzer Kapitel hat. Und jedes Kapitelchen beſteht aus vielen winzigen Abſätzen. Und jedes Abſätzchen aus lauter möglichſt einfachen Sätzchen. Da geht die Schlichtheit ſchon merklich in „Simplizität“ über.

Keines dieſer kleinen Kunſtmittel kann verpönt werden; doch ſind ſie in ihrer Geſamtheit geeignet, unverſehens vom Künſtleriſchen zum Künſtlichen hinüberzuführen. Die ängſtliche Scheu vor ausgiebigeren Sätzen hat ſchließlich nicht mehr die gewünſchte Suggeſtion, ſondern im Gegenteil Ernüchterung zur Folge. Mit den mehr innerlichen Mitteln geht es ähnlich. Die unverbrüchliche Objektivität, womit der Erzähler ſich ſelbſt aus dem Spiel läßt und ſeine Menſchen nur durch ihre eigenen Worte und Handlungen oder durch ſparſame Reflexwirkung (zum Beiſpiel den Reiz des Mädchens durch den Eindruck auf den Bahnmenſchen) charakteriſiert, iſt eines echten Künſtlers würdig. Die überſtrenge Selbſtbeſchränkung auf kurzatmige Beobachtungen im allernächſten Bereich des Seeliſchen und der Umwelt gibt dagegen gewiß eine Anzahl pſychologiſcher und ſonſtiger ſchätzbarer Einzelwerte, läßt aber am Ende eine gezwungene Zurückhaltung durchſpüren, eine willkürliche Verleugnung differenzierteren, beweglicheren Empfindens.

Es entſpricht ein wenig zu genau der Ankündigung einer „ſtillen Geſchichte vom Sommer“, wenn der Kern der Begebenheiten gleichwie der Sinn des Erlebens trotz ſehr ausführlichem Berichten — oder gerade deſſentwegen — nicht ſehr klar und einprägſam zum Vorſchein kommt. Und es liegt kein Erſatz darin, daß Nebenfiguren, wie Herr Eckl oder noch belangloſere, und Nebenſachen auf ziemlich künſtliche Weiſe ein bißchen in Beziehung zu den Hauptperſonen gebracht werden.

All dieſe Nörgelei zieht Hermann Wagner ſich im Grunde nur deshalb zu, weil er ein außerordentlich begabter Proſakünſtler

Digitized by Google

ist. Gerade an einem Talent lassen die Gefahren des modernen Prosastils, wie er von einer ganzen Reihe jüngerer Erzähler geliebt und geübt wird, sich ersprießlich demonstrieren. Es kommt bei Wagner, auch im „Lächeln Mariae", selten zum schlankweg Künstlichen, nie zu groben Mißgriffen. Es verbleibt — ungerechnet die Einzelbeobachtungen — eine zarte, im Grund aufrichtig unpathetische Stimmung und der reizvolle Widerspruch einer überaus objektiven Form zu einer überaus subjektiven Lebensdarstellung. Für Hermann Wagners Zukunft wäre wärmstens zu wünschen, daß er die Gefahr der Verkünstlichung ängstlich scheuen und das ungeschminkte Leben herzhafter umfassen lerne. Er hätte das Zeug, scheint's, von der Kunstprosa (wieder?) zur Prosakunst erfreulichen Stils zu gelangen. Willy Rath

Schauspielerstücke

Berliner Theater

Darin ist die deutsche Sprache gefällig: sie erlaubt Substantivzusammensetzungen zur Bezeichnung der Herkunft wie der Bestimmung, sie spricht von „Hundetreue", aber auch von „Hundekuchen". Leider kommt die Klarheit bei solcher Gefälligkeit nicht immer zu ihrem Recht. Wenn ich „Schauspielerstücke" sage, meine ich da Stücke, die von Schauspielern, kundigen und tätigen Männern der Bühne geschrieben worden sind, Wappen und Ehrenschild ihrer Zunft, oder meine ich Stücke, die für Schauspieler gemacht worden sind, zugeschnitten und zurechtgeschneidert für ein bestimmtes Exemplar der Gilde, für eine besondere Virtuosität oder eine vermeintliche Ausnahmebegabung? . . . Ich bin so höflich, das in jedem der beiden Fälle, die sich hier zusammengefunden haben, den Leser selbst entscheiden zu lassen.

Aus Schweden hat man den „Turm des Schweigens" importiert, wie man von dort Granitblöcke und Holzbalken einführt; bin ich recht unterrichtet, war der Verfasser dieses dreiaktigen Schauspiels aus dem vorhistorischen Assyrien, Gustav Collijn, bis vor kurzem Leiter des „Künstlerischen Theaters" in Stockholm und hat sich dort allerlei Gefälligkeitsverdienste um die internationale Berühmtheit deutscher Dramatiker erworben, die man daheim kaum der Ehre einer zweiten und dritten Aufführung würdigen mochte. Dafür dankt ihm nun das Zeitalter der internationalen Höflichkeit, indem es eine Antiquität ins Deutsche übersetzen, inszenieren und einstudieren läßt, um die in Deutschland, handelte es sich um ein einheimisches Erzeugnis, kein Hahn krähen würde. Oder sollte dieser ganze wutfauchende Macht- und Willenskonflikt zwischen der Königin Semiramis und ihrem Hohenpriester nur symbolisch gemeint sein? Ein Rangstreit zwischen Staat und Kirche? Ein Ringkampf zwischen irdisch-weiblicher Liebesgier und göttlich-priesterlicher Askese? Gymnastisch genug geht es zu, wenn die entzückten Verehrer, die speichelleckerischen Kreaturen oder die neidisch-eifersüchtigen Widersacher der rabiaten Asiatenkönigin die steilen Stufen ihres Palastbaues hinauf- und hinabrutschen und dann endlich gar Stabrobates, der allmächtige Beherrscher Indiens und Besieger der unüberwindlichen Königin, an zarten Liebesbanden von ihr die halsbrecherische Scala profana emporgezogen wird. Man dankt ihrem Schöpfer, wenn sie endlich dort oben heil angelangt sind, um in dem geheimnisvollen Taubenschlag, der

Digitized by Google

sich da als Palastpforte öffnet, ihrer Liebe zu genießen, bis Samas, der „große Ritter Himmels und der Erden", mit seinem Goldgespann wieder am Horizont erscheint. Er erscheint, und nun muß der arme Stabrobates all die jähen Stufen wieder hinunter, diesmal geschleift und gezerrt von der drohenden Wut der Priester, die den Erbfeind als Opfer für ihren „Turm des Schweigens" fordern. Was soll er tun? Er ist mal unten, und er liebt doch die Semiramis abgöttisch, und die furchtbaren Streiter der Göttin Istar mit ihren Drommetentönen geben ja doch keine Ruhe früher — also schlüpft er schon in ihren Bau und läßt die Königin allein auf der Treppe zurück, wo sie nun für ihre knirschenden, fauchenden, zischenden, schnaubenden Exaltationen keinen Rivalen mehr hat. Denn eigentlich ist und soll dies Ganze doch nichts andres sein als das Monodrama einer Schauspielerin, die den Beruf in sich fühlt, Königin und Katze, Raubtier und Weibchen in jener asiatisch-sadistischen Mischung darzustellen, die gewissen Leuten Schauer unerhörter Modernität über den Rücken jagt. Das ist ein „gefundenes Fressen" für eine so in die Geste berückender Bestialität verliebte Schauspielerin wie Tilla Durieux, und sie war es denn auch zweifellos, die dem Neuen Schauspielhaus am Nollendorfplatz Stück und Rolle oder Rolle und Stück für ihr Gastspiel oder Engagement — man weiß bei dem ewigen Schauspieleraustausch nicht mehr, wie man sagen soll — als Mitgift dargebracht hat.

Als Ludwig XIV. im Sommer 1668 mit einem prunkstrotzenden Gartenfest zu Versailles den Aachener Frieden feierte, wurde zur Unterhaltung der glänzenden Gäste auch Jean Baptiste Poquelin aufgeboten. Sein immer bereiter Witz nahm eine seiner älteren Possen her, um sie flugs zu dem „George Dandin" oder dem „Beschämten Ehemann" zuzustutzen und aufzuputzen, einer Komödie, die mit ihrer dreimaligen Düpierung des bäuerlichen Ehemanns, der unvorsichtig genug gewesen, in eine adlige Familie zu heiraten, so recht nach dem Gefallen der aristokratischen Zuschauer sein mußte. Zwar waren es düstere Jahre damals für den armen, selber von seiner Eheliebsten schmählich betrogenen Poquelin, und am Ende wäre es nicht zu verwundern gewesen, wenn von dieser seiner persönlichen Bitternis auch etwas in das Stück geflossen wäre. Aber die Herren Literarhistoriker machen es wahrscheinlich, daß ein französischer Komödiant und Hofdichter hundert Jahre vor der Revolution so viel Entsagung oder Selbstdisziplin besaß, daß er allein dem Willen und Vergnügen seines hohen Brotherrn gehorsamte und seine eignen Schmerzen hübsch draußen ließ. Würde er es sonst, meinen sie, über sich gebracht haben, die Komödie des genarrten und geprügelten Ehemannes mit all den schäkerhaft-spielerischen Ballettzutaten auszustaffieren, von denen uns ein Hofmann der Zeit ausführlich zu erzählen weiß und die sich wenigstens in einigen Brocken bis auf heute erhalten haben? So plausibel das klingt, es hat immer wieder Leute gegeben, die in dem George Dandin das zuckenden Mundes an den Pranger gestellte Ebenbild Molières gesucht haben, die in den Striemen und Beulen, die er unter dem Gelächter der gespreizten Aristokraten davonträgt, die Wundmale eines bittern Narren, eines unter heimlichen Tränen lachenden Bajazzo haben erkennen wollen. Sie haben dann einfach,

Digitized by Google

wie es ja längst auch unsre Molière-Ausgaben machen, die Ballettsprünge und girrenden Schäfermelodien weggelassen und unter der komischen Maske desto beweglicher die Tragik des Mesalliierten hervorscheinen lassen. Entweder mit Gesang und Tanz ein lustiges, dem Augenblick dienendes Unterhaltungspiel, oder ohne die Balletteinlagen eine menschlich erschütternde Komitragödie. Reinhardt, der geborne Verneiner der Tradition, war der erste, der dies Entweder-Oder nicht respektierte. Er las für seine Aufführung im Deutschen Theater sorgsam alles zusammen, was vom Schäferspiel und vom Ballett auf uns gekommen ist, und baute es kraft eigner Phantasie in einer Weise aus, daß ein „Stück im Stücke" entstand, dem mehr Raum und Zeit, vor allem weit mehr vom szenischen Apparat vergönnt war als dem eigentlichen Dandin-Drama. Ich brauche gewiß nicht erst zu schildern, wie sein Regiewitz in den Liebesschäkereien zwischen Thyrsis und Climene, Chloris und Philen schwelgte, mit wieviel Bändern, Schleifen und Rosetten er die Zwischenspiele garnierte. Aber daneben, nun erst recht, wurde George Dandin vollends zu dem schmerzzerrissenen Narren, dem armen frierenden Thoms gestempelt, der als fremder Gast aus Plebejerland zwischen den lachenden Herren und Damen der eleganten Gesellschaft steht, einsam und verlassen, geschlagen und verstoßen, enterbt und verhöhnt. Viktor Arnold spielte ihn mit kreideweiß geschminktem Pierrotantlitz, zuckenden Mundes und tränenfeuchten Auges. Des Dankes dafür durfte eine solche Regie sicher sein, wenigstens bei einem großstädtisch-snobistischen Publikum, das sich niemals mehr geschmeichelt fühlt, als wenn man ihm hinter historisch-archaistischer Maske, hinter galantem Spiel und Tand das wunde Weh einer getretenen Kreatur zu erraten gibt. Man darf sich dann aus der wohlbewußten Höhe seiner Überlegenheit so wohlig in den Geist vermeintlich dürftigerer Zeiten herablassen und zugleich mit weise verstehender Miene die liebe geistige Verwandtschaft grüßen. Doch waren wohl auch ein paar andere da, die sich befremdet und angekältet fühlten, wenn Climene und Chloris den vergrämten Dandin in seinem ins Proszenium gerückten Großvaterstuhl umgirrten, oder wenn Thyrsis und Philen sich vor Liebesgram in den Karpfenteich stürzten, in dem sich zu ersäufen dem „beschämten Ehemann" der Mut fehlt, oder wenn — ein hier bis zur Ermüdung wiederholtes Motiv — George Dandin, „der nackte Mensch in einer Welt von Larven", wie der neue Übersetzer Vollmoeller ihn nennt, sich mit den ihm angehängten Extempores in verstimmender Vertraulichkeit immer wieder an das Publikum wendet, das doch nun mal das von 1912, nicht das von 1668 ist. O ja, man hätte schon mehr auf die unmittelbare menschlich ergreifende Wirksamkeit dieses „Schauspielerstückes" vertrauen dürfen, wenn man es aus der Bouffonerie, als die es sich gibt, in die Tragödie zurückversetzen wollte, die es sein soll oder meinetwegen ist.

Friedrich Düsel

Albert Bassermann

Gehen wir geradeswegs auf die angeblich ärgste Schwäche dieser Darstellerpersönlichkeit zu und sagen wir: er hat keine Stimme! So sagen die Skeptischen, die im Parkett sitzen, sehr gesättigt, sowohl physisch wie geistig. Sie erwarten sich — nicht

Digitized by Google

ein „Ballett“, schöne Leiber und Stimmen, solche Gäste sieht das Lessingtheater nur versehentlich einmal — aber immerhin ein rundes abgeklärtes Ganzes, eine schöne Innerlichkeit, die sich bis in jede Attitüde hinein als das zu erkennen gebe, was sie ist. Einen Sturm der Erschütterung, der aus vollem und voll geöffnetem Herzen komme und ein Herz mit sanfter Gewalt sich erschließe, es in Schwingung versetze gleich der Liebe, die sie lieben, gleich der Freude, die sie am Alpensee oder am Meerufer empfinden. Und Bassermanns Eigenbrödelei spricht nicht deutlich genug, nicht in allgemeingültigem Ton, er gibt Ungewohntes, gibt kein Ganzes, dem man sich beruhigt anvertrauen könnte. Er hat keine Stimme, denn was da ächzt und krächzt, gurgelt und quietscht, wohl auch einmal menschlich redet, aber nie vom Zauberhauch des Wohlklangs umwittert wird, ist Surrogat, ist künstlich ausgenutzte Verlegenheit.

Dagegen erhebt sich der dritte Rang, die „Ermäßigten“ und Studentenbillettler, das Publikum des Münchner Volkstheaters, der Wiener Gastspiele und die im Banne Ibsens groß wurden. Wie? Dieser Klang, der uns als Klang schon zittern macht, diese Ausdruckskraft von intensester Fülle — keine Stimme? Aber Freunde und Kenner flüstern sich zu: er sagt es ja selber, daß er an nichts so leide wie an seinem Stimmmangel, er klagt über diesen Fehl wie nur je ein flügellahmer Vogel klagen konnte. Und dieses Zeugnis dürfte unreife Begeisterung schwerlich seines Gewichts entkleiden. Oder? Wir müssen näher zusehn.

Meine deutlichste Erinnerung an ihn stammt aus dem Deutschen Theater, dem er erst seit kurzem angehört. Man gab ein etwas wüstes erotisches Intrigenstück. Girren und Seufzen in brünstiger Sehnsucht, wimmernde Phantastik triebgepeinigter Knaben, heimliche Briefe und plötzliche Ausbrüche fiebernder Feindseligkeit. In den Vorzimmern schleichende Selbstsucht, Späherblicke und Maskenspiele. Dem Wortsinn nach die Verknotungstelle weltbewegender Staatsaktionen, dem Wortlaut nach die Brutstätte süchtiger Gier. Auf dem Theaterzettel las man: „Don Carlos“ von Schiller.

In diesen Brodem trat er hinein, Bassermann als König Philipp. Es gab zwei Möglichkeiten, das Ganze sich zur Folie werden zu lassen. Entweder: nichts davon wissen, in gekrampfter Hand das Weltenschicksal halten und dem Ameisenhaufen ringsum keinen Blick schenken, die Gestalten schieben wie tote Steine auf dem Brett und zuletzt ausgleiten, beinahe fallen ... es wäre wirkungsvoll gewesen: der König wankt — die Welt erbebt in ihren Angeln!

Aber Bassermann liebt es nicht, für sich zu spielen. Er will im Fluidum der Gemeinschaft seine Einzelgestalt erleben. Er wußte alles, kannte das Herz des Knaben, der Königin, den Bärensinn Albas, die niedrige Rolle Domingos. Kannte und nützte sie für die Zwecke, die er als König und Mann als die höchsten erkannt hatte. Auf diesem Weg, so will es Schiller, kommt nicht den König ein Wanken an, sondern der Mensch Philipp schaut erschüttert das nie Erschaute, die Sterne wanken ihm, die er für unverrückbar gehalten. Der Mann, der

Digitized by Google

Elisabeth liebte, an dessen Höhe der Wechsel der Jahre unbemerkt vorüberflog, erlebt in wenigen Stunden das Altern. Ein ernster Pflichtmensch begann das Spiel, ein zerwühlter Greis sagte bebend die Worte: „Es ist dein letzter! Kardinal, ich habe das Meinige getan. Tun Sie das Ihrige!“ Sagt es mit tieferem Bezug als der Wortlaut will: das grauenhafte Ende des mit Volk und Menschheit zerfallenen Greises liegt darin vorgeahnt. Den Leidensweg dieses einzigen Mannes am Hofe Philipps II. schuf Bassermann und gab den ungeschmälerten Reichtum eines großen, dieses Leidens fähigen Herzens, die Verzweiflung eines auf Irrwegen sich entdeckenden bedeutenden Kopfes. Wußte er, daß wir vom historischen Philipp briefliche Zeugnisse eines zarten und wohlbedachten Sinnes besitzen? Jedenfalls: sein Philipp liebte Elisabeth. Nicht stürmisch wie der weichmütige Carlos, sondern ernst und reif. Er blickte mißtrauisch, dann staunend, dann gerührt auf Posa, ein Menschenkenner, der hier Edelmetall leuchten sah. Die geduldig und ernst geübte steife Etikette verletzend, sagte er: der Marquis wird künftig ungemeldet vorgelassen! In den Silben „meldet“ bricht ihm der Strom der Empfindung alle Schranken der Selbstzucht; der erste heiße Herzenston aber erlöst tausend verdrängte, versteinerte Empfindungen. Die ganze gekerkerte Seele ist nun entbunden und ergießt sich in wildem Klagen, taumelndem Erkennen der fürchterlichen Wirklichkeit. Bassermann entfesselt Orgien der Zerbrochenheit eines Charakters und ganz langsam, von Enttäuschung zu Enttäuschung schreitend, findet dieser arme Mensch wieder nichtigen Halt im Gebäude der Räson, des ungern anerkannten Muß.

„Ich liebe nicht Schiller durch Ibsen korrigiert zu sehen“, sagte ein Wohlgewitzter. Unzweifelhaft wird Bassermanns Schiller ebensolange stillos wirken, wie man tönende Jamben für Schillerstil hält. Aber wohl ebensolange wird Schiller „uns“ fernbleiben, uns, die wir ihn in unserm Geiste erobern oder ihn nicht erobern, will sagen: ihm fremd bleiben werden. Man hat so gesagt: Schiller ist Klassiker, durch eine Welt von uns getrennt, sein Reich ist nicht von dieser Welt, versuchen wir nicht, es auf sie herabzuzerren. Man kann aber auch sagen: er ist viel mehr von dieser Welt als der „Schillerstil“ mit obligaten Anführungzeichen es uns glauben machen wollte. Den „echten“ Schiller haben wir nicht — suchen wir uns einen für uns lebendigen! „Schiller deklamieren und seine Verse schön sprechen kann jedes Kind. (Von kritischer Seite wird oft behauptet, daß die nach einer neuen Ausdruckform heiß ringenden Schauspieler es nicht können. Kann das „jedes Kind“, warum nicht sie, da sie doch auch einmal Kinder waren?) Schiller auf der Bühne spielen, das heißt seine Figuren erleben und sie einheitlich durchführen, so daß der Zuschauer im Parkett das Theater vergißt, das ist — meine ich — für uns die herrlichste, aber auch schwierigste Aufgabe, die bis jetzt bedingungslos noch von keinem gelöst worden ist. Die definitive Lösung dieses Problems bedeutet mir den Gipfel der Schauspielkunst.“ Ich versuchte vorhin das Beispiel zu skizzieren, Bassermann gibt in diesen seinen Worten die „Theorie“. Beiden zusammen werden wir etwa

Digitized by Google

dies zu glauben haben: daß der spielfrohe Komödiant Bassermann im Ernst allzeit ein Erlebnis geben will, das Leben einer irgendwie einheitlichen Persönlichkeit, und daß er diese Aufgabe auf dem Dornenweg der Realistik durchzuführen sucht; das will heißen, er formt nichts aus freigestaltender Phantasie, ohne seine Erfahrung selbst im Einzelnen um Rat zu fragen; er bindet gestaltend das Bild des Dichters mit der Ausdruckkraft seiner eignen Persönlichkeit zu einer neuen Größe. Weil jede Beziehung zu Mitspielern die Möglichkeit gibt, realistische Einzelheiten zu spielen, faßt Bassermann instinktiv den Philipp nicht als Einsamling sondern als Alleskenner. Weil in dem „aufgeschlossenen" Philipp der Wirklichkeit alles gären mußte, durfte Bassermann kein Taumeln, kein Achzen und Schreien sparen. Wirkliches und Bühnenspielleben sind in seiner Gestaltung fast zur Deckung gebracht. Fast! Die Illusion ist nicht die irgendeiner Phantasieschönheit, sondern die der grausamsten Schönheit, der des wirklichen Lebens. Zwar die Wirklichkeit des Tages ist überall nur Ausgangspunkt. Es geschieht ja nicht das Alltägliche auf der Bühne, sondern der Dichter gibt — sogar als „Naturalist" — nur eine schnellbahinfließende „Auswahl" aus dem langsam sich abspielenden Zusammenhang der Wirklichkeit. Nur in ganz kleinen Teilen sieht sie so aus wie die Wirklichkeit. „Bedeckt Euch, meine Granden!" sagt Philipp, und Bassermann spricht die Worte formell, wie wohl ein wirklicher Philipp sie gesprochen und gemeint haben könnte. Nun aber kommen Worte, die mehr sagen, als ein Mensch in Wirklichkeit so schnell erleben und auch schon aussprechen könnte: hier versagt anscheinend die „Realistik". Tatsächlich, Bassermann muß entweder stilisieren, wie etwa Kainz, oder er muß das Wort als nur ein Ventil eines gewaltig angespannten inneren, nicht durch Worte ausgedrückten Erlebnisses gebrauchen, eines Erlebnisses, das er auf andere Weise vor uns erstehen lassen muß. Durch Laute, durch Gebärde, durch Tempo der Bewegung, Tonhöhe, Blick, innere Beziehung zu den Mitspielern. Ein solches Leben leben wir heute in Wirklichkeit nicht oder nur in seltnen Momenten. Aber wir könnten es. Und an diese Möglichkeit hält sich Bassermann. Er gibt es so wie wir's in Wirklichkeit bei äußerster Hochspannung aller Kräfte erleben könnten. Potenzierteste, in ungeheuere Spannungen komprimierte Wirklichkeit! Vergleichsweise: ich sage in jeder Sekunde eine Zahl der Zahlenreihe: eins, zwei, drei . . . bis 2112 geht's gut, dann schlecht, zweitausendeinhunderteinundzwanzig kann nur der Zungenfertige noch in einer Sekunde aussprechen, wird die Zahl höher so gehört besondere Sprechequilibristik dazu. So spielt Bassermann: niemals einen Buchstaben verschleifend. Ohne Gleichnis: niemals unterhalb der Linie stärksten inneren Erlebens, das die Worte nur irgend dahinter zu vermuten erlauben, aber immer als derselbe Mensch, der das einfache Wort „Bedeckt Euch!" sprach.

Daß er aber seine Natur — Natur! — in diese heroische Höhe steigern kann, das eben ist seine schauspielerische Potenz. Das ist, was er heute allein kann, was seinen Bernick, seinen Stockmann, seinen Biegler, seinen Crampton,

Digitized by Google

seinen Brendel und vor allen andern Gestalten seinen Rubek zu unvergeßlichen Erlebnissen machte. Was wir von dieser Natur wissen, ist wenig. Denn wir sahen sie allzeit im Feuer künstlerischer Arbeit, also allzeit außerhalb des Wirklichkeitzusammenhangs. Er scheint eine Vorliebe für den Mann zu haben, dessen Interesse das Weib nur in geringerem Maße fesselt. „Er kann nicht lieben." Vielleicht kann er nicht wie ein Sinnenmensch unbedacht dem Trieb folgen, sondern nur lieben wie ein bedeutender, überlegener Geist, in welchem der Liebe Raum beschränkt ist. Dann allerdings zart und tief und voll eigensten Ausdrucks: darum ward durch ihn selbst der irrlichtige Liebhaber Griseldens eine körperhafte Gestalt.

Doch stehen wir ab von dem Versuch, diese Persönlichkeit als in der Wirklichkeit seiende zu erforschen, die uns nur als gestaltende angeht. Der Künstler Bassermann, dem diese Worte gelten, wird nie „erschöpft", denn mit jeder Rolle, ja mit jedem Spielabend erscheint er neu. Schauspielen heißt Erlebnissen Ausdruck suchen (und finden), die man nicht im Wirklichkeitzusammenhang, mindestens nicht in voller Stärke erlebt hat, oft, — die in diesem Zusammenhang überhaupt nicht erlebt werden. Man wird gut tun, Bassermann als einen zu empfinden, der sich bisher jedem Erlebnis gewachsen gezeigt hat, auch wenn man auf den ersten Blick nicht begreift, wie er dies Erleben „gemeint" hat.

Aber hat er denn nun eine Stimme? Oder hat er wirklich keine, wie er selbst klagt? Der echte Künstler ist noch nicht geboren, dem seine Mittel genügt hätten, um alles zu geben, was er geben wollte, der nie geklagt hätte: ich habe „keine Stimme". Aber es wurde noch keinem ehrlichen Künstler geglaubt, daß sie ihm fehle, von denen geglaubt, meine ich, die ihn hörten, die seine Seele hörten. Sollen wir's Bassermann glauben? Oder hören wir — wie Seele auf Seele wirkt — hier einen tief Erlebenden dieses Erleben mächtig gestalten? Auf dieses Oder kommt es an.

Wolfgang Schumann

Neue Opern

Musik

Am Ende der Saison, also zu einer Zeit, wo sonst nur schwächliche Werke, von denen man sich nichts verspricht, oder die nur irgendeiner Verpflichtung halber gegeben werden, zur Aufführung kommen, hat Berlin zwei unerwartete Opernerfolge zu verzeichnen. Das Opernhaus ließ in dem phantastischen Dreiakter „Der Traum" von Josef G. Mraczek einen neuen Mann zu Worte kommen, und die Kurfürsten-Oper zog mit dem gleichfalls dreiaktigen „Oberst Chabert" von Hermann Wolfgang v. Waltershausen, wie es scheint, einen Treffer.

Mraczeks „Traum" ist eine musikalische Dramatisierung des Grillparzerschen „Der Traum ein Leben". Die etwas verblaßte Romantik des Stoffes konnte den Komponisten, einen durchaus modern empfindenden Musiker, kaum reizen; wohl aber die Gegenüberstellung von Traum und Wirklichkeit. Mraczek ist Kolorist und verlegt den Schwerpunkt ins Orchester. Seine Phantasie ist stark genug, um nicht nur das orientalische Milieu zu schildern, sondern auch die einzelnen Gestalten glaubhaft zu charakterisieren. Besonders die

Digitized by Google

liebliche Màra, die symbolische Gestalt des „Mannes vom Felsen“ sind ihm gelungen. Den beabsichtigten Gegensatz aber von Erlebtem und Erträumtem hat er nicht überzeugend genug herausgebracht. Noch einer andern Gefahr ist er nicht entgangen. Das Unzusammenhängende der Traumbilder, das Grillparzer dichterisch so natürlich nachgebildet hat, ist an sich undramatisch und schwächt, auf die Dauer wenigstens, die Außenwirkung ab. Im gesprochenen Drama hat die Darstellungskunst großer Schauspieler darüber hinwegtäuschen können; von Opernleuten gespielt, kann das Stück diesen Mangel an echter Dramatik nicht verbergen. Trotzdem ist das Werk eine beachtenswerte Erscheinung. Mraczek hat Bühnentemperament, eine sehr lebendige Phantasie, eine sicher gestaltende Hand. Er ist im besondern ein Meister der instrumentalen Technik und sucht mit alledem seinen eigenen Weg zu gehen. Wenn nicht alles täuscht, darf man sich noch Gutes von ihm versprechen.

„Oberst Chabert“ ist bereits in Frankfurt a. M. mit durchschlagendem Erfolge gegeben worden. Der noch sehr jugendliche Verfasser hat zuerst in Dresden mit einer komischen Oper („Else Klapperzeh“) debütiert. Ein Epigone Wagners und zugleich ein gelehriger Schüler Richard Straußens, dessen „Salome“-Stil auf ihn gewirkt hat, sucht auch er selbständig vorzugehen, und wie sein österreichischer Kollege ist auch er ein starkes Bühnentemperament. Herrscht bei Mraczek der Hang zum Phantastischen vor, so ist Waltershausen mehr Realist von dramatischer Schlagkraft. Schon die Wahl des Stoffes — Balzacs „Comtesse à deux mari“ kennzeichnet ihn. Im Gegensatz zu andern hat er aber sehr geschickt operiert, als er aus einem Roman sich das Textbuch selber zurechtmachte. Die Dramatisierung der spannenden Erzählung ist ihm überraschend gelungen. Oberst Chabert, der Napoleons Sieg bei Eylau entschieden hat, ist in heldenhaftem Kampfe schwer verwundet und, scheinbar tot, mit den übrigen Gefallenen lebendig beerdigt worden. Es gelingt ihm durch ein Wunder, sich aus seinem grauenvollen Gefängnis zu befreien, aber das Leben schleudert den Totgesagten zurück in die Gruft. In Rußland hält man ihn, als er sich nennt, für wahnsinnig, in Frankreich für einen Betrüger. Nach dieser Vorgeschichte setzt die Handlung ein und macht uns zu Zeugen der nun folgenden erschütternden Vorgänge in der Heimat. Chaberts junge Gattin Rosina ist eine zweite Ehe eingegangen mit dem Grafen Ferraud. Am Morgen der Hochzeit erhält sie das erste Lebenszeichen ihres totgeglaubten Mannes, bringt es aber nicht übers Herz, ihrem Bräutigam die Wahrheit zu gestehen. Sie liebt den Grafen leidenschaftlich, sie kämpft für ihr Glück und ihre beiden aus dieser Ehe entsprossenen Kinder. Den heimgekehrten Chabert verleugnet sie hartnäckig, selbst seine helle Verzweiflung rührt sie nicht. Allein durch ihren Advokaten, der hinter das Geheimnis gekommen und einen alten Korporal, der seinen Oberst erkennt, gezwungen, muß sie ihre verbrecherische Täuschung eingestehen. Ihr erster Gemahl ist bereit, ihr zu verzeihen, und, da der Graf freiwillig verzichtet, die einstige Gemeinschaft wieder aufzunehmen. Da schleudert ihm die Gräfin ins Gesicht: „Ich habe dich nie geliebt!“ Vernichtet in der letzten Hoffnung, die ihn in allen Schrecknissen seines Lebens aufrechterhalten hat, steht Chabert da. Er geht in den

Digitized by Google

Park und erschießt sich. Zu spät von Reue ergriffen, nimmt die Doppeltvermählte an seiner Leiche Gift.

Diese Vorgänge folgen sich auf der Szene Schlag auf Schlag und halten den Zuschauer in atemloser Spannung. Knapp wie ihre Fassung ist auch der Ausdruck des Komponisten. Er versteht sich auf den Effekt, und ist seine Musik auch streckenweise theatralisch, so tauchen doch auch viele Stellen auf, die nicht nur frappieren, sondern ein tiefes Interesse wecken, Gebilde einer Phantasie, die den Stoff wirklich von innen heraus belebt hat. Besonders sind Waltershausen die lyrischen Szenen gelungen und die Ausmalung unheimlicher Stimmungen. In den dramatischen Höhepunkten hat er sich nicht immer genugsam im Zügel, um ganz über der Situation zu stehen und mit seinen Ausdrucksmitteln ökonomisch hauszuhalten. Besonders hervorzuheben ist die Handhabung des Orchesters, in dem die moderne Technik in äußerst charakteristischer Weise verwendet wird. Nur zuweilen erscheinen auch hier die Farben den Singstimmen gegenüber allzu dick aufgetragen. Alles in allem ist „Oberst Chabert" der Versuch eines sehr beachtenswerten Talentes, der seinen Eindruck auf das Publikum nirgends verfehlen wird.

Ganz anders geartet war eine Premiere in Hamburg. Dort führte Ferruccio Busoni seine Oper „Die Brautwahl" auf, und die Stellung und Persönlichkeit des Komponisten brachten es mit sich, daß die ganze musikalische Welt seinem ersten theatralischen Versuch lebhaftestes Interesse bezeigte. Das Ereignis war aber sozusagen mehr literarischer Natur, denn die Bühnenwirkung verhieß dem Werke kein dauerndes Leben. Die Fachgenossen fühlten sich gefesselt, das große Publikum blieb trotz lauter Beifallsbezeigungen der Busonigemeinde kühl. Es versteht sich, daß Busoni der Sezessionist etwas anderes als die landläufige Oper angestrebt und es sorgsam vermieden hat, etwa in die Fußtapfen Wagners oder Richard Straußens zu treten. Zunächst suchte er das Ungewöhnliche im Stoffe. Im Gefühl einer Art Geistesverwandtschaft griff er zu den Novellen E. Th. A. Hoffmanns, dessen Romantizismus in gewissen Künstlerkreisen heute wieder auflebt. Sein Idealismus glaubte wohl, sich an der von Hoffmann beliebten Verquickung und Gegenüberstellung von banaler Wirklichkeit und symbolischer Phantastik bekunden zu können. Busoni übersah aber dabei, daß die Musik den Kontrast durch den hauptsächlich der Dichter seine Wirkungen erreicht, einigermaßen verwischt, weil sie das prosaische Element nur unvollkommen charakterisieren kann und es unwillkürlich in die gleiche Sphäre mit dem poetischen rückt. Die „Brautwahl", eine der Novellen aus den „Serapionsbrüdern", erhält überdies ihren Reiz von der Kunst des Erzählers; ihre Fabel ist ziemlich mager und nichts weniger als dramatisch. Was beim Lesen die Phantasie erregt, wird auf der Bühne zu szenischen Effekten, zu schlechtem Theater, das allen romantischen Nimbusses entkleidet ist. Die Szenen biedermaierischer Alltäglichkeit wiederum erscheinen durch die Musik über Gebühr belastet und in die Länge gezogen. Indem der Komponist nun gar die Geschichte unverkürzt und zumeist mit Hoffmanns eigenen Worten vorträgt, hat er sich noch unnötig Steine in den Weg gelegt und die dramatische Wirkung auf ein Minimum reduziert. Es ist aber anzuerkennen, daß er eine durchweg in-

Digitized by Google

teressante, zuweilen sehr charakteristische Musik geschaffen hat, die nicht nur in der feinen, oft witzigen Instrumentation, sondern auch in der Vornehmheit des Ausdrucks ihre ganz persönlichen Werte birgt. Was man vermißt, ist das Anschlagen eines besonderen Tones, den gerade diese Aufgabe erfordert hätte, die Umsetzung spezifisch Hoffmannscher Stimmungen ins Musikalische und endlich die starke und originelle Erfindung, die nun einmal im Theater einzig auf die Massen wirkt. Ist mithin das Problem, das dem Tondichter vorschwebte, nicht völlig gelöst, so wird man einem solchen Werke doch ganz andere Sympathien entgegenbringen müssen, als den bequemen Nachahmungen bewährter Vorbilder oder den auf schlechte Instinkte gerichteten Spekulationen effektsüchtiger Opernfabrikanten.

Leopold Schmidt

Musikalische Volksbüchereien

Eines der kräftigsten Hilfsmittel im Kampfe gegen die Schundmusik bilden die musikalischen Volksbibliotheken, wie sie jetzt dank der unermüdlichen Anregungs- und Werbearbeit Paul Marsops in vielen deutschen Städten begründet werden. Damit sind nicht etwa wissenschaftliche Studienbibliotheken gemeint, wie sie etwa Leipzig in der Petersschen Schöpfung besitzt oder wie sie in Berlin, Wien, München als besondere Abteilungen der Hof- und Staatsbibliotheken bestehen, sondern Musikalien-Leihanstalten, die gegen eine ganz geringe Gebühr Noten und Musikbücher verborgen. Mehr noch: die den Musikfreund aus dem Volke durch ihre Beamten unentgeltlich beraten, ihm bei der Auswahl des Musikstoffes behilflich sind. So geleitet, können diese Büchereien wirklich Pflanzstätten der musikalischen Kultur werden, und man muß ihre Begründung daher mit aller Wärme befürworten.

Marsop legt aus praktischen Gründen Wert darauf, daß diese Anstalten nicht etwa an die bestehenden Volksbibliotheken angeschlossen, sondern womöglich selbständig oder doch möglichst unabhängig geführt werden. Ich möchte noch einen idealen Grund anführen, der für diese Trennung spricht. Es fehlt in den meisten Kreisen noch an der richtigen Einsicht in die kulturelle Bedeutung der Tonkunst. Man hält sie vielfach für bloßes Spiel, für einen Luxus und hübschen Zierat des Lebens, dessen Pflege man am besten der privaten Obsorge überläßt, an dem es kein wichtiges öffentliches Lebensinteresse wahrzunehmen gilt. Dieser Anschauung muß nachdrücklichst entgegengetreten werden. Sie entspricht ja gerade dem falschen Begriff, den unsre Zustände dem „Unbeteiligten“ über die Musik beibringen. Gewiß, die Bierkonzerte der Stadtkapelle, das Repertoire der höheren Tochter, die sich am Klavier hören läßt — das ist allerdings keine Sache von Wichtigkeit. Anders stellt sich's schon dar, wenn religiöse, politische, nationale Gedanken und Überzeugungen durch die Musik geweckt, verbreitet oder bekannt werden. Aber nur eine begrenzte Schar von Eingeweihten ist sich dessen bewußt, daß in den Schöpfungen unsrer Meister der ganze Reichtum menschlichen Empfindens bis in die feinsten Abschattungen hinein niedergelegt und in Klängen zum Ausdruck gelangt ist. Diese Tatsache immer wieder zu betonen und bei den maßgebenden Stellen zur Geltung zu bringen, dazu gibt die Begründung

Digitized by Google

solcher Volksmusikbüchereien eine stets willkommene Gelegenheit.

Die Hauptsache ist, daß solche Büchereien nicht etwa bloß in den Großstädten errichtet werden, wo man sich auch den Bildungsstoff verhältnismäßig leichter beschaffen kann, sondern daß gerade die kleineren Städte nicht ausgeschlossen bleiben. Zwar halten wir daran fest, daß nicht die geliehenen, sondern die besessenen Noten erst den vollen Segen spenden. Aber es sind doch wohl erst die Anfänger und die oberflächlichen Leute, die sich stets mit dem Ausleihen begnügen, und es liegt in der menschlichen Natur, daß er das, was er wirklich liebgewonnen hat, zu eigen haben möchte. Und so werden aus den Entlehnern mit der Zeit in vielen Fällen Käufer. Unsre Sortimenter wissen es längst, daß ihnen die Volksbibliotheken nicht Kunden entziehen, sondern Kunden zuführen, und bald wird es auch der zurzeit noch jammernde, immer ein bißchen rückständige Musikalienhandel merken.

Den Wert der Volksmusikbücherei erblicke ich aber nicht bloß darin, daß sie den nicht oder noch nicht Besitzenden den Zugang zu den erlesenen Klangschätzen der Menschheit öffnet, sondern noch in einem anderen Punkte. Der physikalische Grundsatz, daß, wo ein Körper sich befindet, nicht zugleich ein zweiter sein kann, findet seine Nutzanwendung auch im Geistesleben. Je mehr gute Musik man in Umsatz bringt, desto weniger Platz erübrigt für die schlechte. Man kann den Schund nicht wirksamer bekämpfen als durch eine möglichst tatkräftige Verbreitung des Guten. Erst in zweiter Reihe kommt dann die Verbesserung des Geschmacks in Betracht, da jemand, der an den Genuß des Köstlichen gewöhnt wurde, einen unwillkürlichen Abscheu vor dem Schalen und Abschmeckenden gewinnt.

Auf die richtige Auslese kommt nun sehr viel an. Und sie sollte nicht dem Zufall überlassen bleiben, ob an dem jeweiligen Ort ein Mann von Urteil an die Spitze tritt. Mir würde es als das Richtigste erscheinen, daß die Spezialisten auf dem Wege von Preisausschreiben gewonnen werden, denn nur so kann man zu wohl erwogenen und durchdachten Listen gelangen. Natürlich wird jeder musikalische Fachmann aus dem Stegreif ohne weiteres eine Anzahl „guter“ Werke namhaft machen können. Aber vom Guten das Beste wählen, das bedarf sorgfältiger, gewissenhaft prüfender Arbeit, die wohl irgendwie entlohnt werden muß. Um Einseitigkeit zu vermeiden, bedarf es mehrerer, unabhängig voneinander aufgestellter Listen, doch tritt hier durch die mannigfaltigen Schenkungen von selbst ein gewisser Ausgleich ein.

Eine wichtige Rolle spielt nun auch die Person des Bücherwarts, der sehr richtig nicht als bloßer „Funktionär“ gedacht ist, sondern als teilnehmender, liebevoller Berater der Kunden. Ein solcher, begabt mit dem nötigen praktischen Blick und wirklicher Sachkenntnis, könnte von unendlichem Nutzen sein, und es fragt sich nur, ob sich in deutschen Landen die erforderliche Anzahl solcher wahrhaften „Erzieher“naturen auftreiben läßt.

In der Musikbücherei könnte ein Klavier stehen, wo zu einer bestimmten, gut gewählten Stunde der Bibliothekar oder ein für diesen Zweck gewonnener Musiker die Neuerwerbungen der Bücherei vorspielt. Kleine, intime Musikabende könnten sich daraus ent-

Digitized by Google

wickeln, und die Teilnahme daran stünde den regelmäßigen Besuchern der Bibliothek frei. Je mehr man an einer künstlerischen Reform unsrer Geschäftskonzerte verzweifelt, um so freudiger sollte man jede neue Form geselliger Musikpflege fördern, die sich im Gefolge neuer Institutionen herausbildet. Und warum sollten diese musikalischen Volksbüchereien nicht den Stütz- und Mittelpunkt für ein weitschauendes Erziehungswerk bilden? Man glaubt in unbegrenzte Möglichkeiten zu sehen. Und wir dürfen wahrlich kein ehrliches Mittel verschmähen, das uns dem ersehnten Ziel auch nur einige Fuß breit näher bringt. B

Opernfragmente

Es gibt in der Opernliteratur eine Anzahl von Werken, die, als Ganzes nicht mehr lebensfähig, doch mindestens einzelne Akte von hohem Wert enthalten, welche ideal denkende Musiker verleiten, immer wieder die Einstudierung der ganzen Oper zu betreiben. Diesem hingebenden, aufopfernden Bemühen bleibt aber leider meist der Erfolg versagt, die nicht gelungenen oder überlebten Partien ziehen die vortrefflichen erbarmungslos in die Tiefe der Unwirksamkeit. Soll man nun unter solchen Umständen völlig auch auf diese vortrefflichen Teile verzichten? Ich könnte mir recht gut vorstellen, daß jedes größere Theater einige Abende in der Spielzeit der Aufführung solcher einzelner Akte vorbehält. Glucks „Alceste“ zum Beispiel ganz aufzuführen wird sich ein Theater heute schwer entschließen können. Man kann es auch einem großen Publikum kaum zumuten, den ersten oder gar den dritten Akt mit wahrem Interesse zu überstehen. Aber zwischen diesen beiden liegt der Tempelakt, der nach dem „Parsifal“ ohne Zweifel das Weihevollste ist, was je für die musikalische Bühne geschrieben wurde. Warum diesen hochherrlichen Akt, den niemand vergißt, der ihn je gehört hat, nicht für die lebendige Bühne retten, für alle festlichen Gelegenheiten, die eine solche Weihestimmung erheischen? Oder Berlioz' „Benvenuto Cellini“. Hier umschließen zwei schwache, wenig spannende Außenakte zwei Binnenaufzüge voll frischen Lebens und kostbarer Musik. Und müssen die wirklich für alle Ewigkeit auf die sporadische Gelegenheit warten, bis der „Cellini“ im Spielplan erscheint? Ich würde es gar nicht für Raub achten, wenn das Theater sich diese Akte erhielte. Es wäre, wenn sie einmal im Repertoire stehen, auch gar nicht mehr so schwer, eine vollständige Aufführung bei gegebenem Anlaß zu bewerkstelligen, als wenn man jetzt das Ganze für ganz wenige Abende memorieren muß. Die Liste solcher Opern würde sich leicht vermehren lassen, jedenfalls genugsam, um daraus ein paar mit Geschmack zusammengestellte Abende zu gewinnen. Es wäre das zugleich ein Schritt zur Vermannigfaltigung des Spielplans, zur Erweiterung des künstlerischen Horizontes für die Ausführenden wie für das Publikum. Ja sogar für den Konzertsaal würde ich diesen Weg empfehlen. Man sollte sich nicht genieren, etwa von Symphonien, die einen guten Satz enthalten, nur diesen zu spielen oder einen schwachen einfach hinwegzulassen. Wir haben zu viele „starke“ Werke, um uns mit der Pflege von Schwachem aufzuhalten, und anderseits doch nie genug Starkes, um es leichten Herzens zu opfern, weil es der Zufall mit minder gelungenen Ge-

Digitized by Google

schwistern gekoppelt hat. Gewiß soll das Streben, Ganzes zu bieten, die Kunstpflege beherrschen, anderseits aber wieder doch nicht zum starren Dogma werden und einen Vollständigkeitswahn heraufbeschwören, der ein Hemmnis der Kunstpflege bildet. Wir sind heute gottlob so weit in der Erkenntnis der „Regel", daß wir auch die Möglichkeit der Ausnahme bereits erwägen können. B

Rhetorische und gestaltende Kunst

Nochmals zum neuen Berliner Opernhausbau

Die wenigen Verteidiger, die den Entwürfen zum neuen Berliner Opernhaus erstanden sind, haben sich in der Hauptsache damit begnügt, von der Höhe ihres Fachmanntums herab ohne peinliche Beweisführung die gesamte gegnerische Kritik des völligen Mangels an ihren Fachkenntnissen zu zeihen.*

* Außer den Sympathieartikeln einiger Baubeamten und einiger Polytechnikumsprofessoren ist durch die Presse auch die Resolution bekannt geworden, die der „Berliner Architektenverein" zum Preise der Entwürfe gefaßt hat. Der Name dieses Vereins ist geeignet, in unkundigen Lesern die Meinung zu erwecken, als handle es sich hier um eine Vereinigung aller architektonisch schaffenden Künstler Berlins, und als wären also in dieser Resolution auch die Stimmen jener Männer enthalten, die uns als die wahren Vertreter einer neuen lebensvollen Baukunst erscheinen. Dagegen muß gesagt werden, daß dieser Verein in der Hauptsache nur ein Verein der Regierungsbaubeamten ist, und daß bei seiner Resolution die Regierung geschickt den Regisseur gespielt hat.

Mag ihnen selbst das eine ausreichende Widerlegung der von der Kritik, in vielfach sehr eingehenden ästhetischen Erörterungen, ausgesprochenen Urteile erscheinen, von andern dürfte es eher als das Gegenteil angesehen werden. Es ist der alte Streit zwischen dem „Fachmann" und dem Ästhetiker. Das Wort von dem „durch Fachkenntnis getrübten Urteil" ist nicht ganz so paradox, wie es im ersten Augenblick erscheint. Wer hat denn die Bewegung geschaffen, die die angewandte Kunst auf allen Gebieten aus der Erstarrung zum neuen Leben erweckte? Der Fachmann etwa? Er war gerade das Hindernis. Die Bewegung war in erster Linie ein Kampf gegen den Fachmann, gegen ihn, der über der Technik die Seele verloren hatte und nicht wußte, daß ihm gerade noch die Hauptsache fehlte, wenn er nur alle Teile in der Hand hatte. Was ist denn der Jammer der Maurermeisterei? Doch eben die „fachmännische" Beschränktheit, die nicht imstande ist, ihr Denken als etwas Subalternes zu erkennen, das erst im Dienst eines lebendigen künstlerischen Gedankens selbst zum organisch Lebendigen wird. Nur das Subalterne zu sehen, nur die unorganischen Teile zu sehen, das ist für den „Fachmann" die ständige Gefahr. Und es ist also wohl recht zweifelhaft, ob dem Fachmannsurteil die Kompetenz in der Kunst zukommt, die er sich gern anmaßt.

Wie rückständig, wie von allen lebendigen Gedanken verlassen die Nichts-als-Fachleute noch immer sind, das zeigt sich besonders in dem Argument, mit dem da die Auswahl der Architekten verteidigt wird. Jene ausgeschlossenen Künstler, die wir andern als die eigentlichen Träger einer wirklichen Bau-

Digitized by Google

kunst unsrer Tage ansehen, haben, so heißt es dort, wohl recht gute moderne Zweckbauten geschaffen, aber daß sie auch fähig sind, einen — Repräsentationsbau aufzuführen, haben sie bisher noch nicht gezeigt, es ist im Gegenteil der Mangel zu solchen Leistungen oft sehr deutlich zutage getreten. Ein Opernhaus aber, und zumal ein Königliches, sei durchaus ein Repräsentationsbau, hier gälte es nicht eine geschickte Fabrikanlage zu schaffen, sondern „repräsentative Kulissen aufzubauen", die den Betrieb dahinter mehr verdecken als erklären, „eine Fassade", die nicht „profan" von Zweck spricht, sondern nur eine großartige Gebärde „darstellender" Kunst ist. Welch ein Rattenkönig von Schiefheiten! Und zu welch einem innigen Brei verschmelzen der „sachverständige Fachmann" und der phrasenhafte Dilettant! Also der Zwiespalt zwischen Grundriß und Aufriß, der hier getadelt wurde, weil er eben jedem organischen (und das heißt: künstlerischen) Empfinden widerspricht, wird hier als für die große Kunst geradezu *notwendig* hingestellt, als das, was erst die Architektur zur — Kunst macht! Und was heißt denn überhaupt dieser Gegensatz von Zweck- und Repräsentationsarchitektur? Solange die Architektur *nur* Dienerin ist, Dienerin des Zweckes ist, ist sie natürlich überhaupt noch keine Kunst. Erst wo sie sich zum repräsentierenden Träger dieses Zweckes erhebt, wo sie zur Darstellung dieses Zweckes emporwächst, wird sie Kunst. Erst wo sie diesen inneren Zweck zur äußeren Entfaltung, zur Gestaltung bringt, zu einer solchen Höhe und Restlosigkeit der Objektivation, daß dieser Ausdruck als etwas Selbständiges erscheint, das, in der Betrachtung, nun kaum noch der Träger des Zwecks ist, sondern geradezu selbst Zweck wird, etwas, das auch losgelöst — in der Betrachtung — von seiner „Angewendetheit", frei und objektiv, als reine Gestalt, als reine Gebärde ästhetisches Wohlgefallen erweckt und den ewigen Kanon der Schönheit enthüllt, der gar nichts mehr mit den subjektiven Bedingungen von Zweck und solchen Dingen zu tun zu haben scheint. Hier ist die Architektur die Blüte geworden, die nichts andres ist als die organische Entfaltung und Objektivation der Wurzel, von der sie das innere Leben erhält, und über die sie sich doch zugleich als selbständiges, freies Gebilde erhebt. Die echte Architektur ist eine organische Blüte, die Phrasen-, die „Repräsentations"architektur hingegen, das ist die historische Papierblüte, auf Draht gesteckt. Was ist es denn, das die Zweckbauten unsrer modernen Baukünstler zu wirklicher Kunst macht? Doch eben, daß sie wahrhaft „darstellende" Architektur sind. Die Turbinenhalle, die Peter Behrens für die „Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft" geschaffen hat, ist doch gewiß ein Zweckbau, ein strenger Zweckbau; aber wer wollte leugnen, daß dieser Bau auch zugleich ein, im guten Sinne des Wortes, Repräsentationsbau ist, zugleich darstellende Architektur ist von hoher Reife und Objektivität? Statt zwischen Zweckbau und Repräsentationsbau zu unterscheiden, sollte man endlich mal einen Unterschied machen lernen zwischen rhetorischer und gestaltender Kunst, zwischen einer, die entseelte Formengebilde äußerlich zusammensetzt, und einer, die ihre Formen von innen heraus neu gestaltet. Dieser letzteren gegenüber wird zur Beurteilung allerdings das „fachmännische" Sehen nicht genügen, da wird es

Digitized by Google

schon des künstlerischen Schauens bedürfen.

Das neue Opernhaus sollte ganz gewiß ein Repräsentationsbau sein, aber es sollte eine Repräsentation von innerer lebensvoller Wahrheit sein. —

Und nun habe ich leider noch, in diesem Sinne, eine politische Betrachtung anzustellen, so leidig solch Lied ja ist. Also ein Repräsentationsbau soll das Königliche Opernhaus sein. Soll die Repräsentation nun in erster Linie dem Beiwort oder dem Hauptwort gelten? Soll das Haus in seiner Sprache sagen: ich diene dem Hof? Oder: ich diene der Kunst? Man kann sagen: Wenn ein Fürst, der rein aus seinen privaten Mitteln nur für sich und seine Gäste ein Musikhaus errichtet, die Kunst nur, wie dies ja früher die meisten Fürsten taten, als eine Dienerin der Krone und des Hofes betrachtet, als einen schönen Schmuck des Festmahls, das er seinen Gästen gibt, so wird man ihm das Recht zu diesem Privatvergnügen billig zugestehen müssen. Ob man auch nicht verhehlen kann, daß diese Behandlung der Kunst dem Empfinden, das unsre Zeit der Kunst gegenüber hat, einigermaßen fremd entgegentritt. Aber will er gemeinsam mit seinem Volke, mit dem freiwillig gespendeten Gelde seines Volkes der Musik einen öffentlichen Tempel bauen, so wird er dabei immer das Empfinden des Volkes und der Zeit berücksichtigen müssen. Er wird nicht die Kunst nur gnädig auf den Stufen seines Thrones postieren dürfen, sondern herabsteigen müssen und sagen: Ich und mein Volk, wir wollen der Kunst dienen.

In dem Grundriß des Opernhauses sind vorgesehen: Große und kleine Empfangsräume für den Kaiser, wie auch für den Kronprinzen; nicht weniger als fünf Hoflogen, darunter eine, die sich durch zwei Ränge erstreckt; für Galavorstellungen ein großer Fest- und Speisesaal, wo für achtzig Personen aufgetischt werden kann; eine Spiegelgalerie; ein kleiner Saal für Audienz, Cercle und Tee; Vorsäle; Logensalons; vier Boudoirs; Toilettenzimmer; Küche, Kellereien, Spül- und Anrichteräume. Wie man sieht, ist dem Zweck des Essens, Trinkens und der höfisch-gesellschaftlichen Veranstaltungen ein recht bedeutender Raum gewährt. Wir wollen nicht fragen, was Richard Wagner, in dessen Namen doch wohl heut jedes deutsche Opernhaus gebaut wird, und der die Ansicht vertrat, daß ein Opernhaus niemandem als der Oper zu dienen habe, dazu sagen würde.

Ich und mein Volk, wir wollen der Kunst dienen. Ich nehme an, daß der König von Preußen so fühlt, aber *ausgedrückt* ist dieses Gefühl in dem Bauplan leider nicht. Entspricht der Ausdruck nicht dem wirklichen Gefühl, so ist das vom ästhetischen Standpunkt zu beklagen, sollte aber das Gefühl hier doch dem Ausdruck adäquat sein, so wäre das in politischer Hinsicht zu bedauern. In politischer Hinsicht, sowohl was die politische Ausdruckskultur, als was die Opportunität betrifft.

Erich Vogeler

Zur Dresdner Theaterplatz-Frage

macht das Dresdner Amtsblatt bekannt: zu einer neuerlichen Untersuchung, ob eine künstlerische Irrung vorlag, sähe man keine Veranlassung. Um so weniger, als sämtliche Dresdner Künstler, mit Ausnahme von Baurat Gräbner, die vom Rat um ihr Gutachten ge-

Digitized by Google

beten waren, auf die Auslassung im Kunstwart hin „teils mündlich, teils schriftlich ihre bisher eingenommene, der Planung zustimmende Haltung auch heute noch aufrechterhalten".

Also: die befragten Herren übernehmen für das Verbauen des Blicks auf den Theaterplatz und für das Verbauen der freien Aussicht vom Theaterplatze ihrerseits die Verantwortung. Das war es, was wir wünschten für den Fall, daß es beim Begonnenen bleiben solle, nur hätten wir gewünscht, daß man auch die Nicht-Dresdner nochmals befragt hätte.

Das ist wahr: „schlecht" kann die Sache beim Theaterplatz deshalb nicht werden, weil das störende Gebäude immerhin nur eines in einer an sich großartigen Anlage sein wird, die nach ihrer Vollendung auch mit dem Kaffeehaus an dieser Stelle einen starken Eindruck erzwingen muß. Man wird sich dieses Eindruckes freuen und zunächst nicht sehen, wieviel Schöneres noch darüber hinaus, wie einzig Schönes man hätte erreichen können. Ein Näherrücken des Kaffeehauses ans Hotel Bellevue heran, womöglich eine Verbindung mit diesem durch eine Terrasse, die mit mächtigem Bogen die Straßenbahn überspannt, eine solche Abänderung hätte alle Vorzüge der jetzigen Planung erhalten und ihr weitere große Werte zugefügt. Daß hier ein schwerer Fehler gemacht wird, davon also bleibe ich überzeugt. Beim Ausstellungspalast, beim Akademiebau, beim Landhausbau und bei andern Dresdner Bauangelegenheiten war ich's ja auch, über die man heute anders denkt, als die Autoritäten von damals. A

Die Ergebnisse der Städtebau-Ausstellung

Unter dem Titel „Der Städtebau nach den Ergebnissen der allgemeinen Städtebau-Ausstellung" von Dr. Werner Hegemann ist nun der erste Teil des amtlichen Berichts über die beiden Städtebau-Ausstellungen in Berlin und Düsseldorf bei Wasmuth in Berlin erschienen. Die Bedeutung der Arbeit liegt darin, daß sie den Inhalt der für unser öffentliches Leben so hochwichtigen Ausstellungen in lebendiger und leicht erreichbarer Weise bewahrt. Der Verfasser hat es verstanden, das spröde und sehr verschiedenartige Material zu einem Ganzen zusammenwachsen zu lassen.

Und noch etwas macht das Buch, in welchem man einen ausführlichen trocknen Katalog erwarten könnte, zu einem gut, ja geradezu mit Spannung lesbaren Werk: die Wärme einer ganz in den kulturellen und humanen Bestrebungen des Städtebaues lebenden Persönlichkeit, die angesichts unsrer heutigen Zustände eine verhaltene Leidenschaft und eine fast revolutionäre Sprache kaum zu dämpfen vermag.

Daß man auf vulkanischem Boden lebt, zeigt vor allem eine in diesem ersten Teil behandelte Stadtbaugeschichte Berlins, wie sie vorher noch nicht geschildert war. Berlin wirkt da wie ein junges Gebirge, das sich noch nicht beruhigt, nein, das seine schwersten Erschütterungen noch vor sich hat. Von den ersten Zeiten der stürmisch errichteten und ebenso gewaltsam wieder niedergelegten Festungswerke des Großen Kurfürsten an hört in Berlin ein Dehnen und Reißen starken Wachstums nicht auf, wie es für Städte früherer Jahrhunderte fast beispiellos ist. Geschickt wissen anfangs die Hohenzollern Luft zu

Digitized by Google

machen, Reibungen zu vermeiden, aber sobald monarchischer Wille nicht mehr schneidig und ordnend eingreift, sobald die elementaren Gewalten unsrer übrigen technisch-politischen Entwicklung sich selbst überlassen bleiben, kommen die Störungen. Feine, weitblickende Naturen fühlen das, und wie ein drohendes unterirdisches Donnern beginnen und verhallen die ersten Warnungsrufe. Das Tragische im Geschick der Männer (und Frauen), die zuerst erkennen, wohin man steuert und die, hellsehend, alle Schwierigkeiten und Mißstände voraussagen, in die Berlin heute verstrickt ist, gehört zu den interessantesten Kapiteln des Buches. Aussprüche bekannter Persönlichkeiten, die wirkungsvoll die Ausführungen des Verfassers begleiten, sind als Randleisten den Seiten vorgesetzt. Unwiederbringliches an Schönheit, Gesundheit, Wirtschaftlichkeit ging verloren, weil man den Stimmen jener Einsichtigen kein Gehör gab, manches ist sogar noch ernster eingetroffen, als sie voraussagten. Die Folgen einer ordnungslosen städtischen Ansiedlung sind nicht ausgeblieben. Wer die grauenvolle Sprache nackter Zahlen versteht, versteht auch, was das heißt: In Groß-Berlin 400 000 Wohnungen mit nur einem heizbaren Zimmer, 600 000 Menschen, zu 5—13 Personen in einem Raum schlafend, essend, arbeitend, krankend, sterbend. Dabei 150 000 Schlafleute, zum Teil in solchen Zuständen als Fremde mitwohnend; von diesen über 800 uneheliche Kinder auf die Schlafstellen mitgenommen. 1778 Kranke einer einzigen Ortskrankenkasse, davon 315 Schwindsüchtige, hatten noch nicht einmal ein Bett zur alleinigen Benutzung. 70 v. H. aller Kleinwohnungen an Hinterhöfen, Hunderttausende von Kindern ohne Spielplätze. Dunkelheit, Schmutz, Staub, Lärm, Hitze ringsum und der Wald in immer weiterer Ferne. Keine Cholerakloake kann furchtbarer, kann als sicherste Zuflucht alles Kranken und Schlechten dem ganzen Volk verhängnisvoller sein, als dieser Abgrund stets wachsenden Wohnungselendes.

Wie solche ernsten Seiten der Wohnungsfrage in der ganzen Welt den Anstoß zu städtebaulichen Maßnahmen gegeben haben, wird in den folgenden zwei Bänden behandelt werden. Gustav Langen

Kirche und Straßenbild

Heimatpflege]

Wir bitten den Leser, sich auf unsrer Illustrationsbeilage zunächst einmal das Bild rechts auf der ersten Seite „Pfarrkirche zu Schweidnitz“ und auf seiner linken Hälfte anzusehn. Daraufhin: wie für den Anblick von der Hauptstraße her der berühmte Kirchturm durch die alten Dächer vermittelt wird. Er wird vermittelt, er sinkt mit den Giebeln gleichsam selbst allmählich herab, bis er mit den Hausmauern auf festem Boden Stand gewinnt. Aus größerer Ferne, wie auf dem Bilde links, lagert sich noch ein Kirchenschiff vor, aber das schadet nichts, die Vermittelung ist immer da: die Kirche steigt aus den Häusern wie der Sonntag aus den Werktagen. Alles ist einheitlich, alles ist ganz, alles ist organisch: die Heimat lebt.

Nun aber kommt die Neuzeit mit Bodenwertausnutzung und Bauordnung so und so und setzt den vierstöckigen weißen Kasten in die Straße, den wir auf beiden Bildern sehn. Erst auf dem rechten: Bitte, Herr Leser, stellen Sie sich vor, Sie schreiten nach rechts. Nach ein paar Schritten ist die

Digitized by Google

Kirche bis zur letzten Spitze weg. Diese letzte Spitze aber wird über dem flachen Dach nicht etwa vermittelt, organisch erscheinen. Die Kirche wird nicht mehr über der Straße leuchten, wie der Festtag über der Woche, sondern oben über einer Wagrechten wird eine Lotrechte aufstechen, die da ganz und gar nicht hingehört. Nun geht es so fort. Nach dem ersten solchen Haus stakt irgendwo ein zweites in die Höhe, ein drittes. Uns, die wir Augen haben, stellt sich die Neuzeit an solchen Orten vor, — ja wie denn? Ich finde kein höflicheres Bild als: wie eine massige plumpe Blödsinnige, die alte edle Werte mit platten Füßen zertritt, ohne sie zu sehen, ohne sie zu ahnen. Wenn sie Vernunft hätte, könnte sie sie ja gar nicht zertreten.

Wir wenden das Blatt und begegnen der Gottesackerkirche in Glauchau. Steht sie noch da? Wirklich, ich weiß es in diesem Augenblick nicht einmal. Es war viel Rede davon, sie abzureißen, nachdem man in ihrer Nähe eine gewerbliche Lehranstalt von unanfechtbarer Modernität gebaut hatte, nämlich eine Bauschule, die, wenn's angeht, noch — schöner ist, als auf dem Bilde darunter die Wredowsche Zeichenschule neben der Jakobskapelle im alten Brandenburg. „Schimpfieren denn solche alte Kirchenbaracken die Prachtgebilde der modernen Technik nicht auch wirklich?" Unsereinem wird eher die Frage kommen: wie sieht es in den Köpfen von Baumeistern und Bauherren aus, daß sie es ohne Zagen riskieren, ihr ästhetisches Pöbeltum so getrost neben Aristokratentum zu pflanzen? Merken sie denn nicht, wie ihr eigenes Wesen dadurch auch dem enthüllt wird, der sonst nicht aufgemerkt hätte? Nein, sie merken es nicht. Es sind ja nur die Musterbücher und Schablonen gewesen, mit denen sie wirtschafteten, sie ahnen nicht, was Leben ist, denn sie ahnen überhaupt nichts, wozu Phantasie gehört. Die Frage aber erhebt sich an solchen Stellen ernstlich: täte man nicht besser, die grauen steinernen Herren wegzunehmen und irgendwohin zu setzen, wo sie vom Pöbel ungestört ihre alten Tage verbringen könnten? Wenn nicht, dann: Bäume her, um sie abzuschließen!

Das Peterskirchlein zu Weinheim i. B. — auch ob das noch so steht, weiß ich im Augenblicke nicht. Zu verwundern wäre dies, denn das Grundstück ist, wennschon einigermaßen begradigt, doch immer noch nicht richtig begradigt, und:

Welches Schönheits-Ideal
Ist sichrer, als das Lineal?

Also: begradige man weiter, schütte den Grund auf gleiches Niveau, sorge dafür, daß die Front hübsch parallel zur Straße steht usf. — dann ist ohne große Anstrengung zu erreichen, daß die Schönheit auch dieses feinen Winkels zugrunde geht. Man hat dergleichen ja so hundert-, so tausendfach in deutschen Landen erreicht! Noch einfacher: man reißt es ab oder zersprengt es, wie vor ein paar Jahren die großherzoglich badischen Pioniere in einer schönen praktischen Übung die tausendjährige Kirche am Bodensee sprengten.

In allen Fällen, von denen ich hier gesprochen habe, sind es ausnahmelos auch Schönheitswerte, die man um banausischer Häßlichkeiten willen vernichtet oder verdrängt hat. In andern Fällen wird man darüber streiten können, ob man nicht andre Schönheits-

Digitized by Google

werte dafür gibt, oder ob nicht wirklich große praktische Interessen Opfer an Schönheit verlangen. Wir erstreben nichts, als daß in alle solche Rechnungen auch die Opfer mit eingestellt werden, die heute noch nicht allzuviele zusammen mit uns empfinden, die aber schon deshalb zehn- und zwanzigmal auf ihre Notwendigkeit hin bedacht werden müssen, weil sie Unwiederbringliches zerstören. Was wir von den Ahnen erbten, ist nicht nur unser, ist auch unsrer Kinder, ist unsers ganzen Geschlechtes Gut, und wir schulden es unsern Enkeln. A

Erwerbskrämpfe

Wer einmal die Geschichte des Alkoholkapitals schreiben will, wird auch auf eigentümliche Erscheinungen achten müssen, die man „Erwerbskrämpfe“ nennen könnte. Insbesondere jetzt, wo der Alkoholkonsum abnimmt, steigern sie sich: all diese Versuche der durch hohe Mieten und sonstige Verpflichtungen vom Alkoholkapital drangsalierten Bierwirte, das Publikum „heranzukriegen“. Es gibt kaum noch einen „Bockbierausschank“, es gibt nur noch „Bockbierfeste“. Dieser Ausdruck schon ist bezeichnend genug für den Alkohol: ein „Fest“ über nichts, ein Feiern ohne Grund — Rausch des Wortes. Aber es „zieht“ noch nicht genug. So kommen die „Kapellen“ dazu, die durch Uniformen locken sollen, wie die berühmten Kavalleristen „in gelben Stiefeln“, oder durch Toiletten. „Vier Kapellen“, „Wunderbare Alpendekoration“, „dreißig bayrische Madl“ usw. Weiterer Grad: die Prämiierungen. „Prämiierung des jüngsten Großvaters“ (Taufscheine sind mitzubringen), „Prämiierung der schwersten und der leichtesten Dame“, „Prämiierung des kleinsten Damenfußes“, „Prämiierung der engsten Taille“ (eingeteilt für „Damen“ je nach der Gewichtsklasse). Für wen, der nicht angetrunken ist, haben diese „Feste“ noch irgend etwas mit gesunder Fröhlichkeit gemein? Wirken sie auf unsereinen nicht ganz eigentlich wie Grimassen von Krämpfen? Das sind sie ja auch, und oft nichts weiter als Ausdruck der Angst: wie zahl ich die Zinsen? A

Der Nachwuchs des Proletariats

Gesellschaft

Handel und Gewerbe

„Der Krieg und der Mut“, sagt Nietzsche, „haben mehr große Dinge getan, als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten.“ Wer wird aber sein Leben für Verunglückte in die Schanze schlagen, mit denen er kein Mitleiden hat! Die Nächstenliebe ist die Mutter der Tapferkeit für andere; ihr Vater heißt Mut. Verächtlich ist die Nächstenliebe höchstens, wenn sie sich als unfruchtbar erweist.

Könnte und dürfte die Emanzipation der „Arbeiter“, wie Marx lehrte, nur das Werk der „Arbeiter“ selbst sein, so würde ihnen kein Mitleiden und keine Hilfsbereitschaft auf seiten des „Bürgertums“ nützen. In Wirklichkeit ist aber der Proletarier kein Münchhausen, der sich am eigenen Schopfe aus dem Sumpfe, in dem er zu versinken droht, ans feste Ufer herausziehen könnte; es müssen sich rettende Hände ihm entgegenstrecken von Leuten, die sicheren Boden unter den Füßen haben. Klassenkampf ist nur als Notwehr entschuldbar. Aller von Parteipolitikern hüben wie drüben erzeugte Klassenhaß vermag nur das materielle Elend des Proletariats

Digitized by Google

und das moralische des Bürgertums zu steigern, zu verlängern — und dadurch schließlich die ganze moderne Kulturmenschheit zugrunde zu richten.

Man darf im Deutschen Reiche etwa 70 v. H. der Bevölkerung, von 65 Millionen etwa 46, als proletarische Elemente bezeichnen. So viele sind darauf angewiesen, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, um von dem Ertrage die Kosten ihrer Lebenshaltung zu bestreiten. Die Zukunft des deutschen Volkes muß also überwiegend von der Zukunft seines Proletariats abhängen. Sind bei diesem die Lebensverhältnisse so, daß sie die Rasse verschlechtern, so kann das in den höheren Schichten nicht wieder gutgemacht werden, da deren Wohlstand Bestand hat, wenn das arbeitende Volk bei Gesundheit und Kräften erhalten wird.

Nach Schmoller können in der deutschen Industrie Jahresverdienste für den Mann von 600—1200 Mark, für die Familie, soferne mehrere Glieder mitarbeiten, von 1000—1500 Mark als ein „mittlerer Ausdruck heutiger gewerblicher Löhne“ gelten. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß der Arbeiter verhältnismäßig selten andauernde und unausgesetzte Arbeitsgelegenheit hat; die Menge der Beschäftigungslosen schwillt zuweilen auch in Deutschland zu einem Heere von Hunderttausenden an. Nach der Statistik der deutschen Arbeitsnachweise kamen 1909 auf je 100 offene Stellen durchschnittlich 150 Angebote, im November 1908 sogar 210,6, im Dezember 200,6. Der Haushalt des Proletariats ist in der Regel auf den Mitverdienst von Frau und Kindern angewiesen. 1882 gab es 5 541 517 erwerbstätige Frauen im Deutschen Reiche; 1895 schon 6 578 550 und 1909 bereits 9 492 881, das bedeutete seit 1882 fast eine Verdoppelung. Die Zählungen stellten zugleich eine starke Zunahme der eheweiblichen Erwerbsarbeit fest, der eine Abnahme des Frauenüberschusses gegenübersteht. Einen großen Teil der Löhne verschlingen die Mieten, ohne daß dem Proletariat gute Wohnungsgelegenheiten geboten würden. Von 14 Milliarden Mark, die 9 Millionen männliche und weibliche Arbeitskräfte in der deutschen Industrie als Lohn oder Gehalt verdienen, werden alljährlich 2 Milliarden für Mieten ausgegeben, und diese so mühsam verdienten zwei Milliarden, klagt Friedrich Naumann, werden so unsystematisch wie möglich wieder ausgegeben: „Die Pflege jedes Haustieres, die Anpflanzung jeder Zierpflanze wird systematischer betrieben als die Anpflanzung der wichtigsten Pflanze Mensch.“

Wer sich aber über das Elend im Proletariat durch die Erwägung hinwegtäuschen möchte, daß einem Teil des Proletariats in den letzten Jahren wesentliche Lohnaufbesserungen zugute kommen — während ein anderer Teil sich verschlechterte —, der wird doch geradezu erschrecken, wenn ihm die Verfassung des Proletariernachwuchses einmal deutlich vor Augen geführt wird. Der Umfang der Säuglingssterblichkeit in Proletarierkreisen allein spricht Bände über eine ungemein rasche Verschlechterung der Rasse. Fast die Hälfte aller Personen, die in Deutschland im Laufe eines Jahres sterben, gehören dem Kindesalter an. Sieben Zehntel davon sind Säuglinge. Die weitaus beste Ernte aber erzielt der Tod unter dem Nachwuchs des Proletariats. Während die amtliche Statistik die Säuglingssterblichkeit für Berlin auf 18,1 v. H.

Digitized by Google

beziffert, stand sie im reichen Tiergartenviertel auf 5,2 v. H., auf dem Wedding, dem armen Proletarierviertel, auf 42 v. H. Nach einer in der „Kommunalen Praxis“ veröffentlichten Statistik starben in Halle a. d. Saale von je 100 Säuglingen 4,3, wenn der Vater höherer Beamter, Offizier oder akademisch Gebildeter, dagegen 18,9 wenn er gelernter und 24,1 wenn er ungelernter Arbeiter war. Die das Säuglingsalter überlebenden Kinder sind noch lange von Gefahren für Gesundheit und Leben täglich umlauert und können, wenn sie ihnen entrinnen, sich in der Regel nur kümmerlich entwickeln. In den aristokratischen Familien Deutschlands sterben nach Ellen Key von 1000 Kindern jährlich etwa 57; in Berlins armer Bevölkerung dagegen 345: Wenn nun wenigstens die strengere Auslese unter den Kindern der Armen Menschen übrig ließe, die sich zu Naturen entwickeln könnten, die sich nicht nur fortzupflanzen vermöchten, sondern, im Sinne Nietzsches, hinauf! Otto Rühle beweist aber das Gegenteil in seiner bei Albert Langen erschienenen Schrift „Das proletarische Kind“ mit einem Material, das auch dann noch schwer genug wiegt, wenn man die beigegebene Tendenz abzieht. Für das proletarische Kind wird das Jugendland zu einer düstern Welt des Kummers und der Qual: „Die Mietkaserne seine Heimat. Die enge dumpfe Stube sein Aufenthalt. Der kahle Hof sein Ausblick. Die Straße sein Tummelplatz. Kein Garten mit Blumen, Sandhaufen, Lauben und Spielgeräten. Keine Wiese am Bach. Kein Wald mit seinen lockenden Wundern und Geheimnissen. Der Vater in der Fabrik, die Mutter in der Fabrik. Die älteren Geschwister in der Fabrik. Zu Hause Unordnung, Schmutz und Öde. Der Ofen kalt. Der Brotschrank verschlossen. Kein liebes Wort, das ihm entgegentönt. Keine milde Hand, die zärtlich es umfängt. In dieser Trostlosigkeit bleibt nur die Straße.“ Man hat ermittelt, daß der vierte bis sechste Teil aller Arbeiterinnenkinder fast ohne jegliche Aufsicht, Wartung und Pflege aufwächst. Der schwedische Physiologe Axel Key hat bei umfangreichen schulhygienischen Untersuchungen gefunden, „daß die Kinder ärmerer Klassen in Länge und Gewicht geringer sind als die gleichaltrigen besserer Stände“. Andere Sachkenner sind anderwärts, so Kotelmann in Hamburg, Landsberger in Posen, Kosmorski in Warschau, Michailow-Crisman in Zentralrußland, bei gleichen Untersuchungen zu gleichen Ergebnissen gelangt. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß die Kinder ärmerer Bevölkerungsschichten hinsichtlich der Längen- und Brustmaße wie der gesamten Körperkonstitution den Kindern wohlhabender Klassen gegenüber entschieden im Nachteil sind. In den allermeisten Fällen beruht, wie Privatdozent Seiffert mit Recht hervorhebt, die körperliche Minderwertigkeit der Kinder „nicht auf ursprünglicher Minderwertigkeit der Keimstoffe, sondern ausschließlich auf der Ungunst der äußeren Verhältnisse. . . . Tausende von elenden Kindern könnten noch zu kräftigen, normalen Menschen gemacht werden, wenn man sie rechtzeitig unter gute Lebensbedingungen versetzen könnte“. Die schlechten Wohnungsverhältnisse des Proletariats schaffen wahre Brutstätten für die Tuberkulose; was Wunder, daß diese Seuche unter dem Nachwuchs

Digitized by Google

des Proletariats vielmals mehr Opfer erheischt als unter den Kindern wohlhabender Eltern. Auch das Heer der Krummen und Lahmen, Schiefen und Buckligen rekrutiert sich überwiegend aus dem Proletariat. Unter den 1512 verkrüppelten Kindern eines Samariterhauses bei Magdeburg entstammten nur 83 bemittelten Familien.

Otto Rühle schließt, als Sozialdemokrat, sein Buch über das „proletarische Kind" mit der Annahme, im jungen Proletariat würden, wie im alten, mit der Zeit aus dem Bewußtsein der Erniedrigung im tiefsten Innern tatkräftige Impulse der Aufrichtung und Erhebung erwachsen: es werde Ketten zerbrechen, sein Schicksal meistern, eine bessere Zukunft erkämpfen. Trügerische Hoffnung! Wenn nicht die besten Kräfte des Bürgertums und des Proletariats sich zu gemeinsamer Rettungsarbeit zusammentun, dann wird das deutsche Proletariat das kapitalistische Wirtschaftssystem nicht überleben; denn im Hintergrunde warten Millionen unverbrauchter slawischer Arbeitskräfte auf Gelegenheiten, im Dienste internationaler Unternehmergruppen den verbrauchten deutschen Proletariertyp zu verdrängen. In Österreich halten Bürger und Proletarier des Tschechentums im Kampfe gegen das Deutschtum einschließlich des deutschen Proletariats zusammen, ein Beweis, daß für slawische Arbeiter gegenüber dem Deutschtum Blutsgemeinschaft mehr bedeutet als Klassengemeinschaft. Der Drang des slawischen Proletariats läuft zunächst darauf hinaus, auf westeuropäischem Kulturboden festen Fuß zu fassen, gleichviel unter welchen Bedingungen. Bei ihm hat es für den einzelnen nicht viel zu bedeuten, wenn er sich im Kampfe ums Dasein verbraucht; hinter ihm stehen immer neue, frische Kämpfer gleichen Blutes bereit, ihn zu ersetzen. Das slawische Proletariat hat unendlich viel mehr Zeit für seine Befreiung als das deutsche; dieses kann nicht mehr lange warten; es fehlen unverbrauchte Reservekräfte. Darum ist die Marxsche Lehre, nach der der Proletarier auf die Geschichte warten soll, für den deutschen Arbeiter ein Rattenfängerlied. Ihm muß bald geholfen werden. Der Staat besann sich bei uns auf seinen Zweck, eine wahrhaft gemeinnützige Anstalt zu sein, zuerst, als er für Erwachsene sozialpolitische Gesetze schuf, um einer sichtbar gewordenen Verschlechterung des Rekrutenmaterials vorzubeugen; er ist jetzt glücklich bei der Erkenntnis angelangt, daß ihm alle Sozialpolitik nicht lange nützen wird, wenn er sich nicht der schulentwachsenen Arbeiterjugend annimmt. Er muß sich jedoch bei seiner sozialen Entwicklung etwas mehr beeilen, um bald dahinterzukommen, daß in erster Linie Frauen und Kinder geschützt werden müssen, damit nicht alle Nachhilfe bei Flüggen und Halbflüggen Sisyphusarbeit im Dienste der Volkshygiene bedeuten soll. Ähnliche Mahnungen können an die politischen Parteien, auch die das Proletariat bevormundende Sozialdemokratie gerichtet werden: sie sind alle zu bequem, um auf ihren verschiedenen Gebieten ganze Arbeit zu leisten. Sie würden ja sonst auch weniger Zeit haben, sich gegenseitig zu beschimpfen.

Otto Corbach

Digitized by Google

Zum Thema: „Frauenleben und Berufsarbeit"

Die Frage, die Frau Gnauck-Kühne in ihrem Aufsatz im zweiten Märzheft des Kunstwarts aufnimmt, wie der Doppelberuf der Frau — Erwerbsarbeit und Hausfrauenpflichten — sich bei der Ausbildung der jungen Mädchen berücksichtigen lasse, hat wohl schon jedem in der Frauenbewegung Stehenden zu schaffen gemacht, und das im Anschluß an Frau Gnaucks Ausführungen von H. Ullmann berührte Problem, wie die Persönlichkeit zu retten ist aus dem Übermaß von Berufsarbeit, beunruhigt nicht nur die Kreise berufstätiger Männer und Frauen. In jedem Familienkreise erschwert heute das Vielerlei von Ansprüchen, das an jeden einigermaßen interessierten Menschen herantritt, die Rettung persönlichen Lebens, die Konzentrationsfähigkeit, die Vertiefung in das eigene Innenleben.

Ich möchte nun meinerseits einiges zustimmend und ergänzend hinzufügen. Zunächst zu dem von Frau Gnauck Gesagten. Als glücklichste Lösung will es mir immer erscheinen, wenn man junge Mädchen einer Berufsausbildung zuführen darf, die zugleich eine Ausbildung für Hausfrauen- und Mutterberuf bedeutet. Neben erziehlicher und hauswirtschaftlicher Arbeit im weitesten Sinne, neben der Vorbereitung zur Erzieherin, zur wissenschaftlichen Lehrerin, zur Kindergärtnerin, zur Jugendpflegerin, zur Säuglingspflegerin würde darnach die hauswirtschaftliche und landwirtschaftliche Lehrerin in Betracht kommen, auch die Industrie- oder Gewerbeschullehrerin. Kurse für Hausbeamtinnen, wie Berlin und Kassel sie zum Beispiel eingerichtet haben, treffen gleichfalls mit der Vorbereitung zur Ehe zusammen. Und auch den Krankenpflegeberuf kann man als für die Mutter und Hausfrau günstige Vorbildung bezeichnen. Die Ausbildungsmöglichkeiten, die Haus und Beruf gleichmäßig berücksichtigen, würden sich noch bedeutend vermehren, wenn, wie ja auch Ullmann es für sehr wünschenswert erklärt, die im Bereich sozialer Hilfsarbeit liegenden Gebiete noch mehr ausgebaut würden. Denn auch sie fordern zum größten Teil erziehende, sorgende, bewahrende Arbeit, fordern Hilfleistung von Mensch zu Mensch, fordern hauswirtschaftliche Kenntnisse. Kurzum, auch diese Berufe können in gewissem Sinne gleichzeitig für häusliche Pflichten vorbereiten.

Das hat große Vorzüge. Denn abgesehen davon, daß es sich hier um typische Frauenberufe handelt, die einer großen Zahl von Frauen befriedigendes Wirken in Aussicht stellen würden, können die Eltern diesen Berufen gegenüber nicht den sonst vielfach üblichen, in beschränkten Verhältnissen ohne Frage berechtigten Einwand erheben: „Aber wenn sie nun heiratet, dann war die ganze Ausbildung umsonst!" Überall, wo nicht ausgesprochene andere Neigung und Begabung die Richtung nach einer anderen Seite hin weist, würde ich zur Ausbildung in einem der genannten Fächer raten. Freilich — nun kommt gleich wieder ein Bedenken — müßte zugleich für Ausbau dieser Frauenberufe Sorge getragen werden, so daß sie genügende Existenzsicherheit verbürgen. Darin hapert es noch,

Digitized by Google

besonders auf dem Gebiete sozialer Hilfstätigkeit. Die Leiterin der Auskunftszentrale für Frauenberufe, Frau Levy-Rathenau, Berlin, glaubte verpflichtet zu sein, vor sozialer Ausbildung als Berufsausbildung vorläufig noch zu warnen, weil nur wenige und meist ungenügend besoldete Stellungen für Frauen auf diesem Gebiete existieren.

Das ist in doppelter Hinsicht bedauerlich: Wir könnten vermehrte Hilfskräfte auf dem Felde sozialer Arbeit sicher noch überall brauchen, und viele Frauen würden, statt in Männergebiete einzudringen, eine ihrer Wesensart entsprechende Arbeit dabei finden. Zugleich aber würden Gebiete ausgebaut, die die Frau späterem häuslichen Wirken nicht entfremdeten. Im Gegenteil. Darauf unser Augenmerk mit zu richten, scheint mir im Interesse einer gesunden Entwicklung dringend geboten. — — —

Nun zu der anderen von Ullmann aufgeworfenen Frage: Beruf und Rettung der Persönlichkeit. Denn darum handelt es sich. Nicht etwa um eine „Persönlichkeitskultur“ im Ellen-Keyschen Sinne, die nur wenigen Glücklichen zuteil wird, für den Durchschnittsmenschen nicht gefordert werden kann, ja die Berufsarbeit allzu leicht schädigen, weil von ihr ablenken würde. Gemeint ist die große, heute geradezu drohend gewordene Gefahr, daß die Persönlichkeit dem Fachmenschentum, das Frauenleben den außerhäuslichen Pflichten, der innere Mensch dem Vielerlei der Berufsinteressen geopfert wird.

Das kann der Sinn unseres Lebens, das kann das Ziel unserer Kulturentwicklung nicht sein, daß alle feineren Werte eingestampft werden in ein Übermaß von Berufs- oder Vereins- oder sonstigen Pflichten. Wir haben in der allzuschnellen Entwicklung wohl eine Zeitlang den Boden unter den Füßen verloren, aber wir müssen unser Gleichgewicht bewußt zurückgewinnen, sonst sind wir verloren.

Wir müssen, das ist das erste: mehr Kräfte heranziehen dürfen in Berufs- wie in ehrenamtlicher Arbeit, statt einige wenige über ihre Kraft zu belasten. Wir lassen Kinder (wenn es sich um Lehrer), Soldaten (wenn es sich um Offiziere), gläubige, der Seelsorge bedürftige Menschen (wenn es sich um Pfarrer handelt) unter nervösen, ihren Beruf dann nur noch halb, nur noch unlustig tuenden Menschen leiden. Qualitätsarbeit ist bei überhetzter Tätigkeit auf die Dauer auf keinem Gebiete zu erzielen. Je mehr der Mensch mit voller Hingabe, als ganzer Mensch in seiner Arbeit wirkt, nicht nur grobe Schablonenarbeit leisten will, desto dringender tut Rettung der Persönlichkeit ihm not, vor allem aber auch Festwurzeln in der Familie, Erneuerung der körperlichen und seelischen Kräfte im häuslichen Kreise.

Wir müssen uns aber auch freiwillig übernommener Arbeit gegenüber zu bescheiden lernen, müssen auch hier die Grenzen unsrer Kraft in Demut erkennen, müssen überall unser Leben unsrer Kraft entsprechend einrichten. Größere Leistungsfähigkeit sollten wir nicht gehetzt nachahmen, sondern neidlos anzuerkennen bereit sein. Nicht eine Fülle von Leistungen, sondern möglichste Vollkommenheit des Geleisteten sei unser Ziel. Wir müssen es, so wie unsre Zeit ist, auch ertragen lernen, da und dort als interesselos zu gelten. Uns zu konzentrieren ist Selbsterhaltungspflicht.

Wer denkt noch daran, Stunden

Digitized by Google

stiller Einkehr in sich selbst sich zur Lebenspflicht zu machen, sie auch den ihm Nahestehenden zu ermöglichen, Feiertagsstille heilig zu halten? Die einst so viel beobachtete Sonntagsruhe — fromme Kreise kennen sie noch immer —, die Tage des unverbrüchlichen Schweigens und der ernsten Selbstbetrachtung, wie die Jesuiten, wohl auch andere Orden sie kennen, sie hatten tiefen Wert. Glauben wir modernen Menschen es wirklich als Kulturerrungenschaft bezeichnen zu können, wenn wir uns rühmen, über solche altmodischen Beschränkungen und Gesetze hinaus zu sein? Es lag doch ein tiefer Sinn und ein feines psychologisches Verständnis in diesen Vorschriften. Wir werden, wenn wir uns und unsre Berufsfreudigkeit und — unser Familienglück erhalten wollen, immer wieder zu solchen Gewohnheiten, die die Voraussetzung gesunden harmonischen Lebens bilden, kommen müssen. Oder das rasende Tempo unserer vor allem in äußerlichen Dingen fortschreitenden Kultur wird Kulturzerstörung bedeuten.

Der einzelne mag zuerst mit Reform im eigenen Kreise anfangen. Die Gesamtheit, von einer immer größeren Zahl Einsichtiger geleitet, wird dann vielleicht folgen. Gleichviel aber, ob das geschehen wird, unser eigenes Leben zu retten, muß jedenfalls unser Streben sein.

Und ganz besonders das Streben der Frauen. Ob mit Recht oder Unrecht, Fachmenschentum wirkt bei der Frau noch verletzender, noch unschöner als beim Manne. Es schwebt uns allen immer die Frau als Ideal vor, die Zeit hat für Ausgestaltung ihres eigenen inneren Menschen, aber auch für die Gewissens- und Seelennöte anderer, die Frau, zu der man kommen darf, wie zu einer stillen seligen Insel. Daß ich dabei nicht an Weltabkehr, Weltfremdheit, Fernbleiben von Beruf, von Vereinsarbeit denke, ist selbstverständlich. Aber die Gewißheit, bei der Frau mehr als beim Durchschnittsmanne Geduld und Verstehen zu finden für innere wie für äußere Nöte, ein mitfühlendes Herz, ein trostspendendes Wort, die gibt dem Frauenleben einen so besonderen Wert. Sie wandelt auch manchen bisher vielleicht vom Manne rein bureaukratisch ausgeübten Beruf (kommunale Armenpflege, Rechtsschutz, Wohnungsinspektion, Polizeiassistenz) in einen Beruf von persönlichem Gepräge. Sie wird vor allem immer das Kennzeichen einer echten Gattin und Hausfrau und Mutter bleiben.

Auch in der Vereinsarbeit, die ja vielen Menschen heute geradezu wie ein Beruf ist, gilt, was ich bisher sagte. Soweit Vereine der organisierten Frauenbewegung in Betracht kommen, möchte ich es noch ganz besonders unterstreichen. Denn nur die in sich geschlossene, harmonisch wirkende Persönlichkeit hat dauernden Erfolg: solche Persönlichkeiten, an der Spitze unserer Organisationen, sind an sich Propaganda für die Frauensache. Bringen wir deswegen dem Streben der führenden Frauen, sich gelegentlich abseits zu halten, um sich aufs neue zu vertiefen, zu verinnerlichen, um Zeiten stillen Sammelns zwischen die Zeiten unaufhörlichen Sich-Ausgebens einzuschieben, verständnisvolle Würdigung entgegen, weisen wir auch die nachwachsenden Kräfte auf die Notwendigkeit der Konzentration, der gelegentlichen Selbstbesinnung als Quelle der Krafterhaltung und Krafterneuerung hin. Dann können wir des gedeihlichen Fortschritts unserer Bewegung ge-

Digitized by Google

wiß sein. Überhetztes Arbeiten, nervöses Arbeiten macht gereizt und empfindlich. Es schafft unnötiges Mißverstehen auch zwischen Arbeitskameraden, schafft verächtliches Achselzucken über zu schnelles Versagen der Kräfte, schafft triumphierende Gegner. Immer wird, auch im Beruf, auch in der Vereinsarbeit das alte Wort unsere Richtschnur sein müssen: Was hülfe es uns, wenn wir die Welt gewännen, und verlören dabei das Beste: den Frieden der eigenen Seele.

Elsbeth Krukenberg-Conze

Körperpflege

Sinnenpflege

Wir werden uns selten darüber klar, welcher Barbarei in unsrem Durchschnittsleben unsre Sinne preisgegeben sind. Wir leben in der Großstadt in einer Umgebung, die uns mit Sinneseindrücken bestürmt, überschüttet; unsre Sinne dürfen für gewöhnlich nur Werkzeug sein. Haben sie nicht das Recht, von Zeit zu Zeit auch ihren eigenen Bedürfnissen gemäß zu leben, zu ruhen, sich zu sättigen und zu nähren?

Wir haben lange, sonnenlose Winterwochen hindurch scharf gearbeitet. Früh hatte uns die Elektrische durch lärmende, halbdunkle Straßen in unsre kahle Amtsstube gebracht, dort hatten wir mit Papier, Tinte und Druckerschwärze unsre Augen zu beschäftigen, jedenfalls fanden wir, wenn wir nicht gerade an den Schreibtisch gefesselt waren, tagsüber keine Zeit, unsren Blick einmal irgendwo genießend ruhen zu lassen. Vielleicht hätte ein Versuch dazu in unsrem rastlos beschäftigten Betrieb ein höchst störendes und wunderliches Beginnen bedeutet. Unser Heimweg durch die Straßen bietet uns dann freilich Gelegenheit, zu sehen und zu hören. Aber die unendlich vielen, vielfältigen, zerstreuten Eindrücke, mit denen uns außer dem lebendigen Treiben Auslagen, Straßenverkehr, Bilderläden und Reklameplakate beschenken, sie kreuzen, verwirren, zerstören vielleicht sogar einander und ermüden, ohne zu sättigen. Daheim endlich vermögen wir vielleicht an der liebgewonnenen und nach unsern Wünschen geordneten Einrichtung unsres Zimmers oder an einem Bilde unser Auge zu erquicken. Oft fühlen wir aber dann auch, wie not das uns bereits tat.

Nach Wochen solchen Lebens überkommt uns dann vielleicht ein seltsam peinlicher Zustand ohne rechtes Tätigkeits- und rechtes Ruhebedürfnis. Wir wehren uns dagegen, aber es hilft wenig: altgewohnte Dinge, die Straße, durch die wir täglich zweimal gehn, eine Arbeit, die wir sonst mit innerer Teilnahme verrichteten, flößen uns Widerwillen ein. Wir sind ermüdet! Aber in unser Ruheverlangen mischt sich zugleich ein Fordern! Wir brauchen etwas andres als ein süßes Nichtstun: gesunde Nahrung und Sättigung für unsre Sinne. Eine Wanderung durch die Ebene, mit dem Blick in eine dämmernd ruhevolle Ferne, auf Wälder und geschlossen ragende Baumgruppen, macht uns wieder frisch. Wenn wir solche Heilmittel genugsam kennen, um sie rechtzeitig und glücklich anzuwenden!

Es wissen aber nur wenige etwas vom Leben und den gesunden Bedürfnissen ihrer Sinne. Sie „überwinden“ jene warnenden „Verstimmungen“, auch wo sie's nicht unbedingt nötig hätten, Reizmittel müssen gelegentlich helfen, die freie Zeit wird der „Zerstreuung“ gewidmet, die, wie sie einmal in den menschenerfüllten, auf starke Massenreize berechneten Großstadtlokalen ausfällt, erst recht die gesunden Bedürfnisse

Digitized by Google

der Sinne unbefriedigt läßt, aus dem Mangel wird neuer Reiz und aus dem Reize neuer Mangel geboren und der verhängnisvolle Kreis schließt sich, um sich vielleicht nie wieder zu öffnen. Ein bestimmter Typus des Großstädters entsteht, der tausenderlei bemerkt und doch nichts sieht; der unfähig ist, einen Eindruck stark und allseitig aufzunehmen; der deshalb oberflächlich an allem vorüberjagt und das mit „Nervös sein" entschuldigt. Wir haben schon übergenug davon zu hören bekommen, wieviel Schuld an den Nervenaffektionen des heutigen Kulturmenschen unterdrückte Sinnlichkeit trage. Wie wenn wir als die tiefere Ursache auch das vielfach verkümmerte Sinnenleben betrachteten, und den „Reizhunger" aller Art, mit ihm auch die übereizte und schädlich wirkende Sexualität zu nicht geringem Teile als eine Folge jener Barbarei ansähen, der unsre Sinne unterworfen sind?

Der Zustand ist, da er von gewissen Begleiterscheinungen des großstädtischen und unseres meist einseitig gerichteten Erwerblebens verursacht ist, zu allgemein, als daß er nicht schon längst auch Forderungen für die Allgemeinheit hervorgerufen hätte. Zuerst kamen die Künstler. Sie, die zuerst auch in der Großstadt, in der vorüberflutenden Masse von Eindrücken schauen lehrten, erhoben die Forderung, die Wohnungen, die Gebäude, die Straßen, die Städte so zu gestalten, daß das Auge, das vor allen Sinnen Pflege fordert, ausruhen und sich sättigen konnte. Unser ganzes neues Kunstgewerbe mit seinem Streben nach ruhigen, klaren Formen und einfachen Massen ist auch aus der Sehnsucht nach Pflege der Sinne inmitten des modernen rastlosen Lebens, das sie überreizt und verstört, mitzuverstehen.

Dann aber besann man sich, daß vor allem bei der Jugend zu beginnen sei. Sie vor allem war einer gesunden Sinnennahrung bedürftig. Die Welt des Großstadtkindes vermag sie nicht ausreichend zu bieten. Die Schule in ihrer alten Form mißachtete geradezu die natürlichen Entwicklungsbedürfnisse der Sinne. Sie erschöpfte sich auf den meisten Gebieten in mechanischer Lerngewöhnung und Begriffübermittlung. Dasselbe Verlangen, das im neuen Kunstgewerbe lebte und das ganze moderne Leben mit neuem Formen- und Gestaltensinn zu durchdringen suchte, bemächtigte sich auch der Schule. Wir kennen die Bewegung, die sich daraus ergab, ihre Erfolge, auch ihre Fehlgriffe. Das am wenigsten glückliche an ihr war vielleicht ihr Namen: „Kunsterziehung". Denn eigentlich meinte man, wie sich dann in der praktischen Arbeit, im Zeichenunterricht vor allem, im Turnen, im Musikunterricht herausstellte, Sinnenerziehung. Weder Erziehung durch die Kunst noch für die Kunst, sondern zur gesunden Betätigung der Sinne im Leben. Die Bestrebungen der Arbeitsschule und des Werkunterrichtes entstammen ja der gleichen Quelle. So hat sich gegen einen allgemeinen Zustand auch bereits eine Reaktion erhoben, die mehr und mehr Möglichkeiten erringt, ebenfalls allgemein zu werden.

Doch wird freilich weder die Schulerziehung noch auch die Neugestaltung unsrer Wohnungen, Arbeitsstätten und Straßen die gesunden Bedürfnisse unsrer Sinne allein ausreichend befriedigen, und wenn sie ihnen noch so sehr entgegengedeihen könnte. Immer wird noch die persönliche Sinnenpflege, die der einzelne an sich selbst üben muß, hinzukommen. Die Mittel dazu werden nur in ganz ausnahme-

Digitized by Google

weise ungünstigen Verhältnissen völlig mangeln. Irgendein Bild auf seinem täglichen Wege, in seiner gewöhnlichen Umgebung, auf dem er sein Auge eine Weile ruhen lassen, mit dem er sein Schauen erquicken kann, wird wohl fast jeder finden, wenn er nur recht zu suchen versteht. Mitten in den ödesten Großstadtstraßen öffnet sich ein freier Durchblick, von einem Bahnübergang vielleicht auf ein elegant verzweigtes weites Schienennetz, von einer hohen Straße auf tiefer gelegene Stadtteile, auf ferne Häusergruppen, einen Park. Gar nicht zu reden von den Schönheiten der älteren Städte und der ganz neuen, schon wieder besser gebauten Viertel. Wenn wir solche uns leicht erreichbare Durch- und Ausblicke entdeckt haben, sollen wir mit Absicht und klarem Bewußtsein unserm Auge die Ruhe und Erquickung eines befriedigenden ästhetischen Eindrucks gönnen. Ein zweites wird sein, daß wir unsre Umgebung, soweit wir auf sie wirken können, erfreulich gestalten: unser Arbeitsraum *muß* nicht immer kahl, zum mindesten eine anständige Reproduktion wird überall erschwinglich sein. Auch Blumen könnten noch viel mehr in die Stuben. Für öde Höfe und Häuserwände gibt es in sehr vielen unausgenutzten Fällen Raum für erquickendes Grün. In diesem Zusammenhang mag denn auch die hier oft ausgesprochene Aufforderung wiederholt werden: Pflanzt Bäume und schützt, die da sind, nehmt sie unter eure Obhut. Tragt so viel wie möglich Natur überall hin, wo sie leben kann. Was ein einziger Baum, in seiner Winterschönheit mit den feinen, scharfen Linien seiner Zweige, in seinem Frühlingswerden mit Knospen und jungem Laub, in seiner Sommerfülle mit spielenden Lichtern, in seiner Herbstpracht mit flammenden Farben, für das seelische Wohlbefinden bedeuten kann, das müssen freilich viele erst einmal *erlebt*, und danach vielleicht auch einmal *entbehrt* haben. Wollen wir seelische Gesundheit, so *brauchen* wir eben den Zusammenhang mit der Natur. Auf einer Wanderung dann sättigen und erquicken sich *alle* unsre Sinne: über die weitgewölbten Höhenzüge herüber trägt der Wind den herben Duft der frühsommerlichen Wiesen; in den Baumkronen am Wege spielt ein feines und unaufhörlich wechselndes Rauschen; und die Augen ruhen auf den Wellen des Geländes, die mit Wald und Busch immer blauer und blauer in die klare Ferne verdämmern.

Nie sollte bei aller Erholung im Freien neben der Sorge für Muskeln und Lungen die für die Sinne vergessen werden. Spielplätze zwischen häßlichen Mauern und Wanderungen in großen Massen, mit unaufhörlicher „Belustigung", das heißt: Ablenkung von der Natur sind kaum halbe Wohltat. Wir haben vorläufig noch viel zu tun, um eine ausreichende Körperpflege im engeren Sinne möglichst allgemein, vor allem bei der heranwachsenden Jugend, durchzusetzen. Die Aufgabe verlangt aber darüber hinaus eine klarbewußte Sinnenpflege.

Hermann Ullmann

Bildung und Schule

Religionsunterricht

Ein hart umkämpfter Boden, so hart, daß man sich beinahe scheut, außerhalb von Parteizeitschriften darüber zu reden. Vielleicht ist es doppelt nötig, trotzdem gerade hier davon zu sprechen. Handelt es sich uns doch nur um Vertiefung in die Sache.

Digitized by Google

Religiöse Empfindung wirklicher Art kann man durch Unterricht nicht erzeugen. Man kann lehren, sich anzuempfinden; man kann Begeisterung wecken für die Schicksale eines religiösen Helden. Auch einzuführen in die ganze Welt der religiösen Vorstellungen, wie sie in bunter Reihe durch die Geschichte hindurchfluten, ist möglich. Damit ist auch viel erreicht; wir markten an dem Wert dieses Gutes nichts ab. Nur muß man etwas nicht verlangen, was man nicht verlangen darf: Glauben. Durch Unterricht kann er nicht erzeugt werden. Wir meinen es ernst mit diesem Wort: Glauben. Wenn er nämlich etwas sein soll, muß er des Lebens Leitstern und des Sterbens Grundton sein. In diesem Sinn ist Glauben niemals ein Gegenstand des Unterrichts, sondern ein Geschenk des Lebens, das sich der eine aus bitteren Erfahrungen erkämpft, der andere in fröhlichem Gleichgewicht der Seele genießt. Man kann aber nicht an den Anfang des Lebens stellen, was sein Ergebnis sein muß, und darf von Kindern nichts verlangen, woran die Alten noch arbeiten. Das meiste an Verachtung der Religion rührt daher, daß man sie zwischen Turnen und Naturkunde als Unterrichtsgegenstand verbauen soll, ohne daß das Lehrziel klar bestimmt war: keine Erweckung, sondern nur Mitteilung aus dem Gebiet der Geschichte der Religion.

Ein Hauptpunkt erscheint mir, wie allen, die sich beruflich mit der Not der Seele im Religionsunterricht abzugeben haben, Folgendes. Man sage doch den Kindern nie: das mußt du glauben; sondern man behandle sie als werdende Menschen, die, wenn irgendwo, auf diesem Gebiet nur durch Selbständigkeit selig werden können, und sage ihnen deshalb nur: das haben die und die geglaubt. Damit sagt man nämlich die Wahrheit; aber mit jenem Zwang verführt man sich und andere leicht zur Unwahrhaftigkeit. Jedes gesunde Kind, als der Mensch der Zukunft, trägt ein Stück Trotz in sich. Es muß sich selbst behaupten in der Fülle der Welten, die in sein Herz und Hirn eindringen wollen oder sollen. Man ehre diese Neigung gerade da, wo alles auf die künftige Ehrlichkeit der eigenen Überzeugung ankommt und sage lieber zu wenig, als zu viel. Was man so gewöhnlich „dogmatisch“ nennt, umschließt nicht nur eine bestimmte altfränkische oder strenggläubige Richtung. Der Kreis ist viel größer. Man kann auch moderne Dogmen haben und verlangen. Das „Dogmatische“ liegt vor allem in dem Herrschaftsanspruch, mit welchem man die eigne Anschauung für Glauben ausgibt und die fremde als minderwertig brandmarkt. Freilich kann sie oft, rein stofflich betrachtet, wirklich minderwertig sein. Wo man sich nämlich vor dem strengen Licht wirklicher Geschichtsforschung scheut und mit einem: „Wir glauben“ den gottgegebenen Tatsachen in der Geschichte ins Gesicht schlägt, ist von vornherein Minderwertigkeit vorhanden. Die Tatsachen offenbaren sich nie dem Faulen, sondern nur dem stetig aufs neue Forschenden, ja dem Zweifelnden. Aber abgesehen hiervon ruht das Ziel der Erziehung nicht in dem Besitz einer bestimmten Wahrheit, sondern in der Weckung und Schärfung des Sinns für unerbittliche Wahrhaftigkeit. Das wird erreicht durch berichtenden, erzählenden, nicht durch aufzwingenden, abschließenden Religionsunterricht.

Digitized by Google

Endlich folgt aus dieser Stellung, daß man die Geschichte der Religionen im breitesten Rahmen ausbreite. Das Leben will erlebt sein; deshalb muß man es überall sehen. Nicht um der Mannigfaltigkeit selbst willen fordern wir das; wir glauben freilich, daß sie das Kind weniger verwirrt, als man meint, sobald man mit der nötigen Liebe, die die Geschichte erfordert, überall das Beste betont. Aber wir fordern es um Gottes willen. Seine Gewalt scheint nur größer, wo sie als die des Herrschers über einen bestimmten Kreis dargestellt wird, dem alle andern Völker und Erkenntnisse dienen müssen. Nur vergißt man, daß dieser Vergleich hergenommen wird von der durch brutale Macht, Blut und Krieg geschaffenen Gewalt politischer Herrschergeschlechter. Uns paßt das schlecht für die Tiefe der ewigen Weisheit. Sie offenbart sich in ihrer eigenen Art nur dann, wenn man sie in dem geduldigen Schritt der menschlichen Geschichte belauscht und ihre Strahlen in alledem, was geschah und geschieht, wieder erkennt. Ich bekenne, daß mir erst durch die Forschung in der Geschichte der Welt und ihrer Religionen der Sinn für das Göttliche so aufgegangen ist, daß ich über die Widersprüche Herr wurde, die meiner religiösen Empfindung die Geschichte der christlichen Kirchen immer wieder bereitete. Das Kind wird von Gott nicht weggeführt, sondern erst recht zu ihm gelenkt, wenn es den alten Spruch von Jesus und Seneka leibhaftig vor sich dastehen sieht in der Geschichte: Gott läßt seine Sonne scheinen über Böse und über Gute und läßt regnen über Gerechte und über Ungerechte. Traub

Böcklin, Burckhardt, Basel

Ich hatte mich oft gefragt, auf welchem Wege es Böcklin wohl möge gelungen sein, der bei uns so mächtigen Verführung zur „patriotischen“ Malerei zu entrinnen, welche Art von Seelenwanderung ihn zur griechischen Mythologie führte und welcherlei Kraft ihn dauernd an diese fesselte. Durch einen Aufsatz in der Neuen Zürcher Zeitung von A. Fleiner, der mir neulich zufällig wieder in die Hände kam, scheint mir das Rätsel gelöst: Böcklin stand zeitlebens unter der Nachwirkung des Basler Gymnasiums, und das wohl deshalb, weil der Einfluß der humanistischen Bildung einsetzte, ehe seine Seele noch von der malerischen Phantasie gänzlich gefangengenommen war, mithin die Humanistik freies Feld vorfand.

Das Basler Gymnasium aber ist oder war wenigstens (den gegenwärtigen Zustand kenne ich nicht) etwas wesentlich anderes als — vorausgesetzt, daß man den jetzt so häufigen Schilderungen glauben darf — die meisten deutschen Gymnasien. Die klassischen Sprachen wurden da nicht so stramm, so peinlich einexerziert, es gab wohl viel Schelten und auch Drohungen, aber keine Strafen, es herrschte ein familiärer gutartiger Geist (was freilich nicht ausschließt, daß einem auch dort ein gründlicher Haß gegen den toten Grammatikkram kommen konnte). Das Ergebnis an sachlichem und grammatischem Wissen war denn auch, wie ich von Professoren behaupten hörte, durchschnittlich weniger glänzend, als in Deutschland, aber jener Zustand zeitigte unter günstigen Bedingungen andersartige nicht examinierbare Ergebnisse, Ergebnisse für das Leben. Nämlich das Studium der klassischen Sprachen ge-

Digitized by Google

hört zu den ererbten Heiligtümern Basels; humanistische Pietät weht in der Stadtluft; die gesamte Bürgerschaft, samt Bankiers und Seidenhändlern, nimmt warmen Anteil daran; lateinische Vokabeln laufen im Dialekt mitunter, sogar im Mund der Damen; steinreiche Herren aus den ältesten angesehensten Familien setzen ihren Ehrgeiz darein, der geliebten verehrten Universität irgendwie anzugehören, sei es als ordentliche Professoren, sei es als beiläufige Dozenten oder gar als Ehrendoktoren; humanistischer Dilettantismus ist oder war häufig, und jeder Millionär ist stolz darauf, wenn er seinem Buben einen lateinischen Schnitzer zu korrigieren vermag. Diese Popularität der klassischen Studien spielt nun in den Schulunterricht hinein, die Wirkung gewaltig verstärkend. Es entwickelt sich da eine eigentümliche Atmosphäre, die zwar (zufolge der Ausschließlichkeit Basels) etwas Muffiges hat, aber auch bedeutende Wärme entwickelt: Nestwärme, Brutwärme. Was für eine außerordentliche Kraft dieser Atmosphäre innewohnt, zeigt das Beispiel Jakob Burckhardts, eines echten Baslers bis in die Fingerspitzen. Jakob Burckhardts Ideal ist nicht sowohl das Altertum selbst, als das Studium des Altertums. Die „Quellen“ haben für ihn etwas Heiliges, ja sogar, wenn sie in der Ursprache gelesen werden, etwas „Magisches“, wie er selbst sich auszudrücken liebte. Der Philologie bringt er eine unbegrenzte Ehrfurcht, ich möchte fast sagen demütige Unterwürfigkeit entgegen, so daß der unbedeutendste Gelehrte die tiefgefühlte Hochachtung des bedeutenden Mannes erhalten konnte; er beneidet die Philologen um ihre Fachkenntnisse, und ich bezweifle, ob ihm irgendeine eigene Geistestat so große Befriedigung gewährte, wie die Fähigkeit, gelegentlich bei einer Textkritik oder bei der Auslegung einer Stelle miturteilen und Recht behalten zu können. Von alledem gibt ja auch seine griechische Kulturgeschichte Zeugnis. Wie er da trotz einem Philologen exzerpiert, sammelt, nie genug sammeln kann, wie er den Schatz hütet und benützt, wie er in griechischen Ausdrücken schwelgt, ja sich ordentlich darin berauscht, wie er glücklich ist, wenn es ihm gelingt, statt der üblichen deutschen Übersetzung eines Begriffs die alte griechisch lautende Fassung wiederherzustellen. Man kann freilich sagen, das gehörte hier zur Sache; man kann aber auch sagen, daß neben der sachlichen Erfordernis noch eine selbständige Lust an griechischen Vokabeln einherläuft. Diese Lust aber entstammt ja nicht etwa einer Pedanterie; Burckhardt war gewiß nicht pedantisch; nein, es ist die Lust der heiligen Ehrfurcht, er taucht mit so weihevoller Andacht in die klassischen Quellen, wie ein anderer in den Jordan. Und mehr noch: es weht etwas wie Heimatliebe darin. Denn eben das alles ist ja die Basler Stadtatmosphäre. Sein sehnsüchtiges Ideal: der friedliche, begüterte Hellenenvater aus achtbarer Familie, der mit dem Kranz auf dem Kopf, abseits von der ruchlosen radikalen Politik, den Göttern opfert, im Kreise der Seinigen, die betend und mitopfernd herumstehen, — wenn das nicht ein Basler ist!

Aus derselben Quelle nun, ich meine aus dem Basler Stadthumanismus, scheint also Böcklin geschöpft und hier scheint er seine Kentauren und Tritonen gefunden zu haben. Wenn sich das wirklich so verhält, so wüßte ich nichts, worauf Basel stolzer sein dürfte.

Digitized by Google

Das wäre dann wie ein Segen des heiligen Geistes zum Lohn für die jahrhundertlange städtische Pflege der klassischen Studien.

Beiläufig bemerkt: auch die Rettung vor der „patriotischen" Malerei darf der Basler Stadtatmosphäre zugute geschrieben werden. Es herrscht da weniger eidgenössischer Festjubel als anderswo, und noch zu meiner Zeit wurde Schweizergeschichte auf dem Gymnasium überhaupt nicht gelehrt.

Karl Spitteler

Unter uns

Festprogramme für 1913

Eine große völkische Gedenkfeier naht heran. Wird sie auch würdig des Befreiungsjahres begangen werden? Wird man die hohle Mache, die Phrase, die Verninggerei sorgsamer als heute noch vermeiden? Das ist mehr als eine Geschmacksfrage. Es wird sich bei dieser Gelegenheit recht deutlich erweisen können, wieviel nicht an nationaler Phrase, sondern an echt völkischer Begeisterung im geeinten Deutschen Reiche lebendig ist, lebendig genug, um sich einen von Rausch, Hurradunst, Feuerwerkerei und Theaterei freien, herzlichen und starken Ausdruck zu schaffen.

Lebende Worte

Der festliche Anlaß ist diesmal nicht nur bedeutend, sondern auch an Motiven reich: Stoff strömt aus dem Jahre 1813 in Fülle. Es gilt, ihn zu sichten und leichter verwendbar zu machen. Dazu möchte auch der Dürerbund mithelfen. Er bittet daher seine Mitglieder und alle, die dieses lesen, um Vorschläge zu „Gedenkfeiern des Jahres 1813". Die besten davon sollen bearbeitet und womöglich in einer Flugschrift noch rechtzeitig vor den Festlichkeiten veröffentlicht werden. Einsendungen erbitten wir unter der Aufschrift „Dürerbund (in Sachen 1813) Dresden-Blasewitz".

Der Dürerbund

Kunstwart und Alkoholinserate

Durch eins unsrer letzten Hefte ist, seit Jahren zum erstenmal, eine Ankündigung verbreitet worden, in der unter anderm auch Schnäpse empfohlen wurden. Der Verlag teilt hierdurch mit, daß diese Ankündigung nur infolge eines zu spät bemerkten Versehens aufgenommen ist. Der Kunstwart denkt nicht daran, in seinem Verhalten zum Alkoholkapital eine Änderung eintreten zu lassen; er wird auch ferner alle Inserate über Schnäpse, Sekte usw. ablehnen.

Aufrichtigkeit

O Aufrichtigkeit! Du Asträa, die du von der Erde zum Himmel entflohen bist, wie zieht man dich (die Grundlage des Gewissens, mithin aller inneren Religion) von da in uns wieder herab? Ich kann es zwar einräumen, wiewohl es sehr zu bedauern ist, daß Offenherzigkeit (die ganze Wahrheit, die man weiß, zu sagen) in der menschlichen Natur nicht angetroffen wird. Aber Aufrichtigkeit (daß alles, was man sagt, mit Wahrhaftigkeit gesagt sei) muß man von jedem Menschen fordern können, und wenn auch selbst dazu keine Anlage in unsrer Natur wäre, deren Kultur nur vernachlässigt wird, so würde die Menschenrasse in ihren eignen Augen ein Gegenstand der tiefsten Verachtung sein müssen. Aber jene verlangte Gemütseigenschaft ist eine solche, die vielen Versuchungen ausgesetzt ist und manche Aufopferung kostet, daher auch moralische Stärke, das ist Tugend (die erworben werden muß)

Digitized by Google

fordert, die aber früher als jede andere bewacht und kultiviert werden muß, weil der entgegengesetzte Hang, wenn man ihn hat einwurzeln lassen, am schwersten auszurotten ist. Nun vergleiche man damit unsre Erziehungsart, vornehmlich im Punkte der Religion, oder besser der Glaubenslehren, wo die Treue des Gedächtnisses in Beantwortung der sie betreffenden Fragen, ohne auf die Treue des Bekenntnisses zu sehen (worüber nie eine Prüfung angestellt wird), schon für hinreichend angenommen wird, einen Gläubigen zu machen, der das, was er heilig beteuert, nicht einmal versteht, und man wird sich über den Mangel der Aufrichtigkeit, der lauter innere Heuchler macht, nicht mehr wundern. Kant

Unsre Bilder und Noten

Wenn das Bild vor unserm Heft nicht das Zeichen eines der schon lange Berühmtesten unter den Berühmten trüge, das Wilhelm Trübners, wer weiß, ob man nicht vor fünfzehn Jahren noch sich weggewandt hätte, ohne sich überhaupt die Mühe des näheren Betrachtens zu geben. „Klexerei", „häßliches Frauenzimmer", „nicht zeichnen können" — solche Urteile wären ja als fertig geprägte Scheidemünzen in allen Portemonnaies, und man nahm sie überall in Zahlung. Aber unter den guten Gaben, die uns die neue Bewegung (neben einigen zweifelhaften) verschafft hat, ist eine: daß Publikus mit dem Absprechen vorsichtiger geworden ist.

Sind wir aber seitdem wirklich alle miteinander so viel „gescheiter", ich meine, so viel genußfähiger geworden, daß wir jetzt ohne weiteres an einem Werke wie diesem unsre helle Freude hätten? Oder tun so-undso viele unter uns nur so? Wer unsre Kritik kennt, dem sieht es zuweilen aus, als fürchte sie in der Angst vor dem „Schulmeistern" doch gar zu sehr alles, was nach „Belehren" auch nur bei einigem Nebelwetter aussieht: man redet zum Leser, als sei er genau ebenso ans Bilderbesehen gewöhnt, wie Kritikus selber, und als wär es deshalb eine Beleidigung für ihn, ihn auf „Elementares" aufmerksam zu machen. Aber der Professor, der Doktor, der Richter, der Pfarrer und wer sonst das große Publikum der deutschen Bildung zusammensetzt, sie alle haben zu viel sonst noch zu tun, als daß sie ohne weiteres verpflichtet wären, sofort den rechten Platz zu finden, auf dem die Bilder im besten Lichte stehn. Vergegenwärtigen sie sich aber die Bedingungen nicht, unter denen solch ein Bild entstand, so sind sie nicht „eingestellt" und kommen vielleicht niemals zu rechtem Genießen. Sie schauen dann immer nach andern Werten aus, als denen, die da sind.

Ein nackter Körper steht unter durchflimmertem Grün, man sieht ihn aus der Ferne und hat Pinsel und Farben, um von dem bewegten Lichtleben aufzufangen, was das Entzücken des Malerauges später noch wieder erwecken kann. Aber wie man das tut, freut man sich zugleich der Zaubermittel in der Hand, denn wo dir die den richtigen Strich und Tupf gibt, da spinnt Frau Phantasie sofort damit weiter, so daß du im eigenen Schaffen viel mehr genießest, als du eigentlich hintust. Du mußt nur immer wieder zurücktreten vor dem Bild (auch du, Beschauer!), dann webt alles ineinander, webt alles zusammen. So genießt der Künstler

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF WISCONSIN
Digitized by Google

zugleich des Naturbildes und seiner eigenen Kunst. Würde er jetzt auch auf dem Bilde alles vermitteln, glätten, korrekt machen, möglich, daß dann andre Werte entständen, aber die Freude am Werden, der Reiz des Schaffens im rein malerischen Nehmen und Geben, der Reiz, der gerade daraus entsteht, daß die Augenphantasie nicht mit Fertigem gefüttert wird, daß sie mit jedem Flecken anregt und angeregt wird, daß die Flecken scheinbar mit ihr spielen, und sie mit ihnen, der Reiz wäre dahin. Ich kann mir nicht denken, daß einer, der sich in diese Schaffensstimmung einmal versetzt hat, Trübners Bild keinen Reiz abgewänne. Wie wundervoll leben hier in ihrer Kraft die Töne als eine feine, aber auch sehr lebendige Geschwisterschar miteinander, wie klingt, wie singt das! Ein paarmal abwechseln mit der Betrachtung aus Nähe und Ferne, dann muß man's ja sehen, wenn man die Augen zum Sehen hat!

Rudolf Nißls Bild ist kein so bedeutendes, aber auch ein gutes impressionistisches Werk. Impressionismus will keine Vertiefung ins Seelische, will auch keine dekorative Zusammenstimmung, will fangen, was vorüberfliegt, den Augenblick als Augenblick. Auch hier ja nicht aus der Nähe besehn! Dann aber belebt sich auch dieser Augenblick sehr freundlich zu Raum, Licht und Frühling. A

Die Bilderbeilage „Kirche und Straßenbild" gehört zu einem Rundschaubeitrag. Da eine Seite freigeblieben war, bilden wir auch noch von außen und innen eine kleine neue Dorfkirche ab, die von Longeville. Damit man zum Troste daran erinnert werde, daß auch gute neue Kirchen heutigestages noch entstehen, besser gesagt: gerade jetzt wieder entstehen.

Auf der Bilderseite „Preisgekrönt", Seite 180 des vorigen Heftes, ist unter dem Entwurf von Heinrich Tscharmann durch einen Druckfehler die Jahreszahl falsch gesetzt. Es muß natürlich statt 1890 heißen: 1910.

Unsere Notenbeilage bringt zwei „Marienlieder", um zu zeigen, wie der Gedanke des Marienkultus auch in der Gegenwart auf die Phantasie moderner und bezeichnenderweise nichtkatholischer Musiker wirkt. Das erste hier aus der Handschrift veröffentlichte Lied soll zugleich einen neuen Jungwiener, Walter Klein, in die Musikliteratur einführen. Sein Lied ist überaus innig und bildhaft deklamiert. Es gibt die keusche und kirchenromantische Poesie des Gedichtes musikalisch wieder. Eine gewisse Angeregtheit durch die geistlichen Gesänge in Hugo Wolfs „Spanischem Liederbuch" läßt sich wohl nicht verkennen. Aber auch die reizsame, fein differenzierte Harmonik, die subtile Stimmenführung, die satte, klangvolle Schreibweise verdient volle Aufmerksamkeit. Man hat es jedenfalls mit einem echten Lyriker von ernstestem Streben zu tun. — Das andere Lied ist der Anfang eines Marienliederzyklus (nach mittelalterlichen Gedichten von Will Vesper verneuhochdeutscht) von A. J. Boruttau, dem Königsberger, das mit seinen mächtigen, orgelartigen Steigerungen etwas von dem berauschenden Pomp des katholischen Gottesdienstes wiedergibt. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/3.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

(AUS DEM KUNSTWART)

RUDOLF NISSL

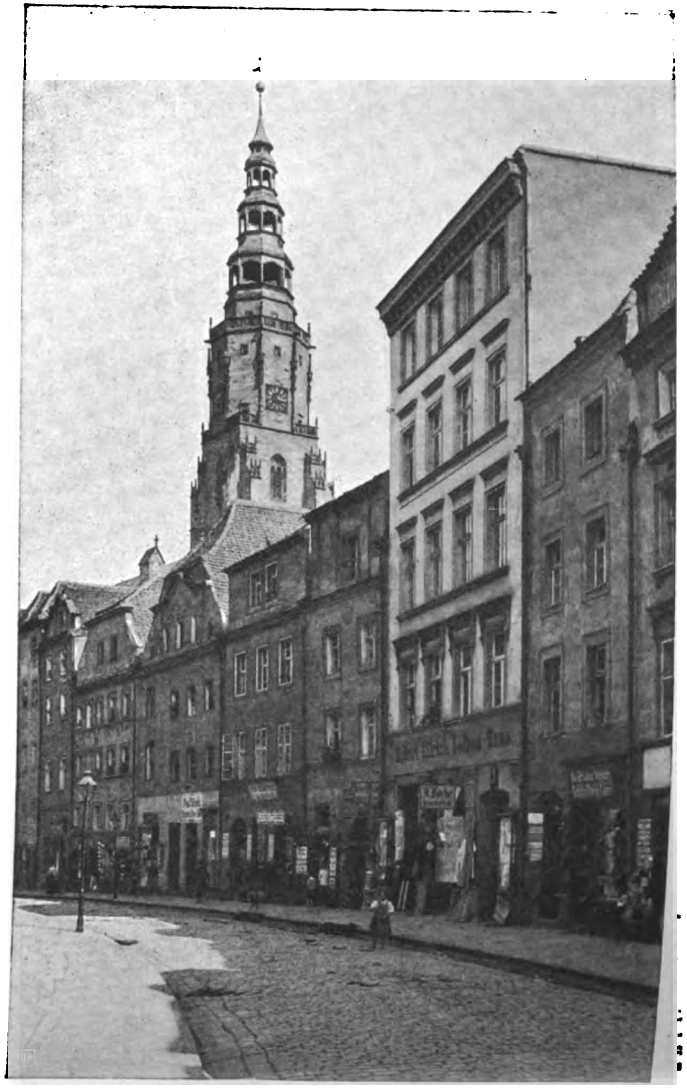
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

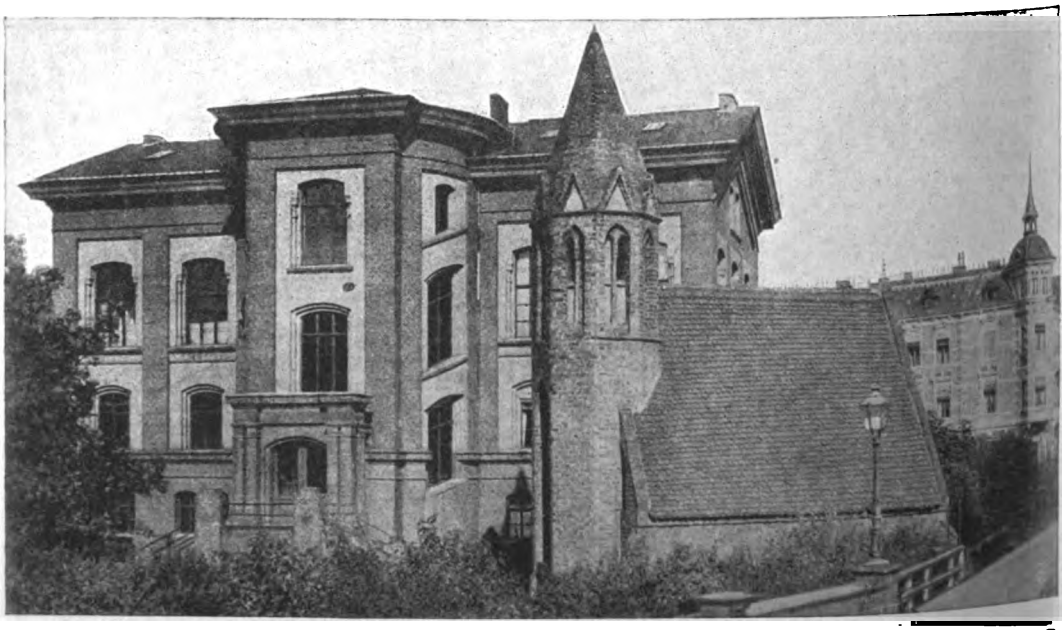
ZU DEM BEITRAGE: KIRCHE UND STRASSENBILD



Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: KIRCHE UND STRASSENBILD

GOTTESACKERKIRCHE IN GLAUCHAU

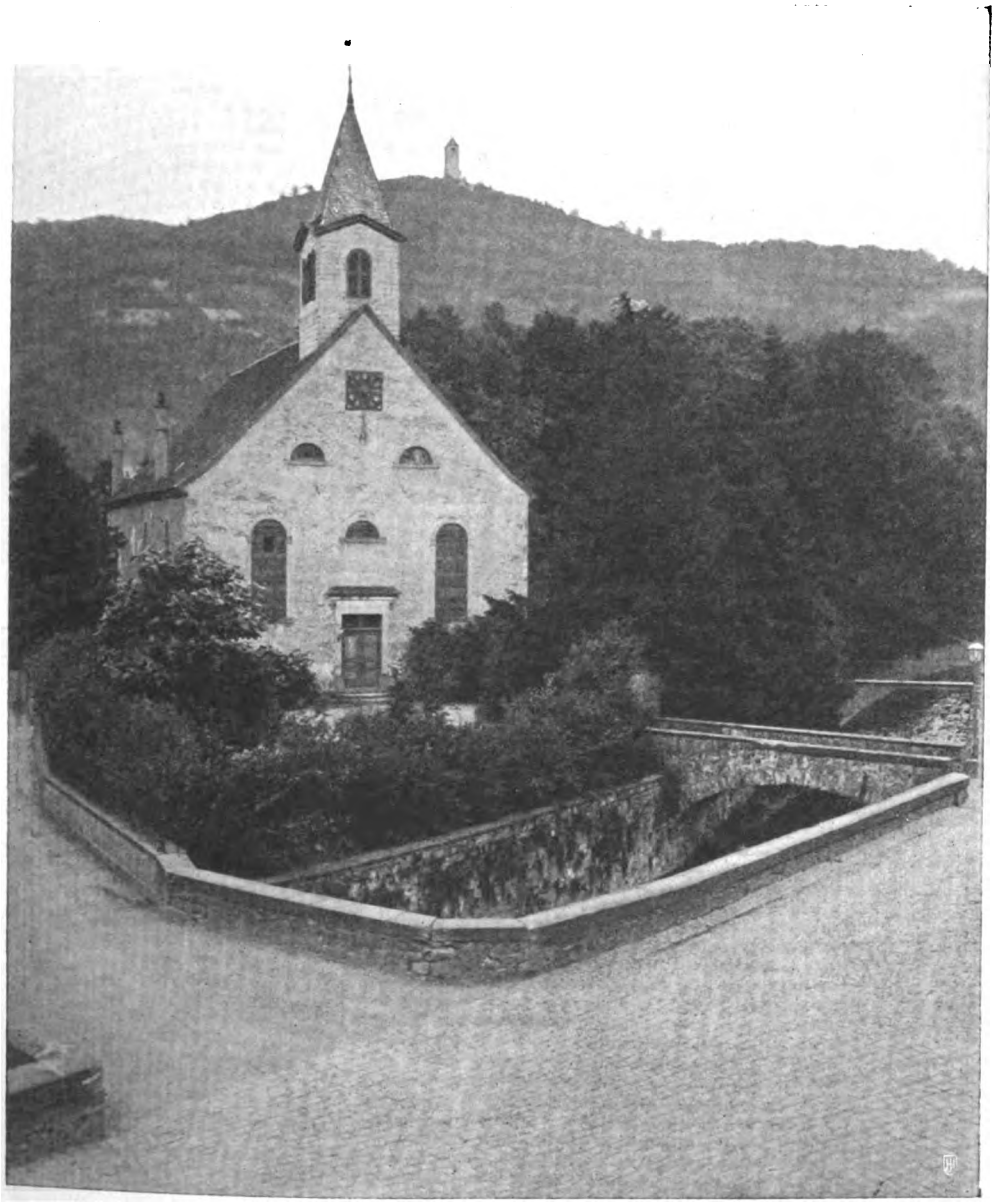


AUS DEM KUNSTWART

BRANDENBURG A. H.: JACOBSKAPELLE MIT WREDOWSCHER ZEICHENSCHULE

Digitized by Google

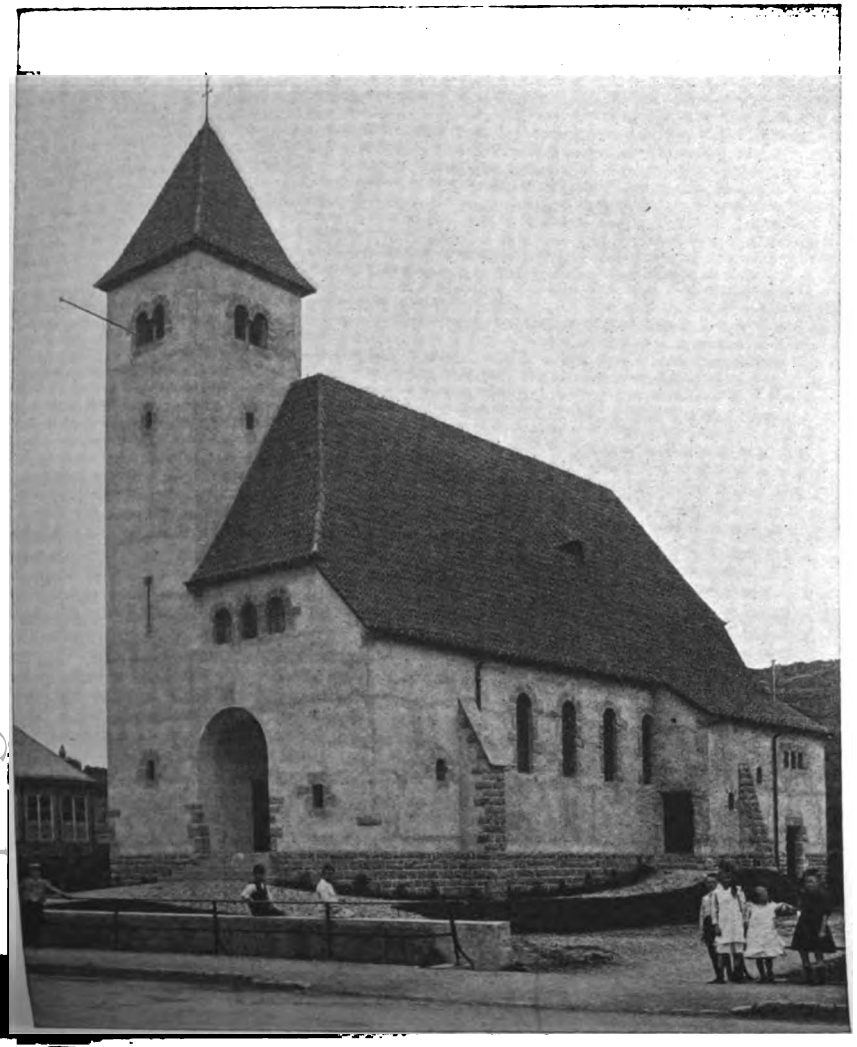
ZU DEM BEITRAGE: KIRCHE UND STRASSENBILD



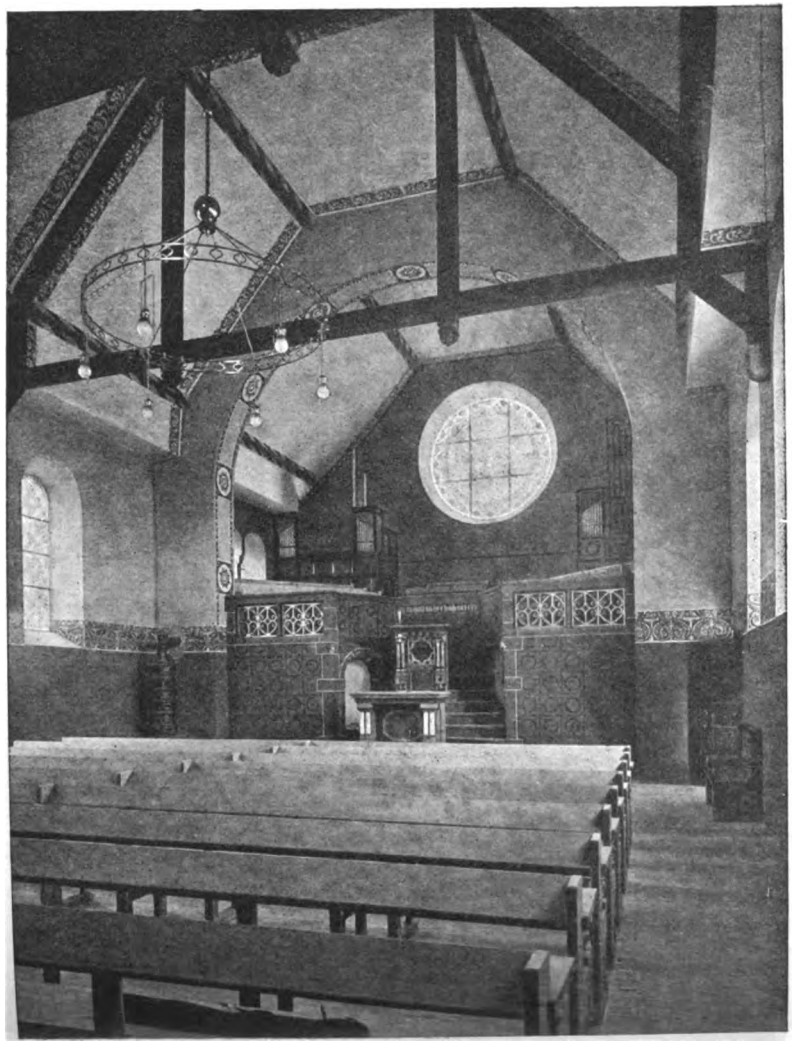
AUS DEM KUNSTWART

PETERSKIRCHE ZU WEINHEIM I. B.

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

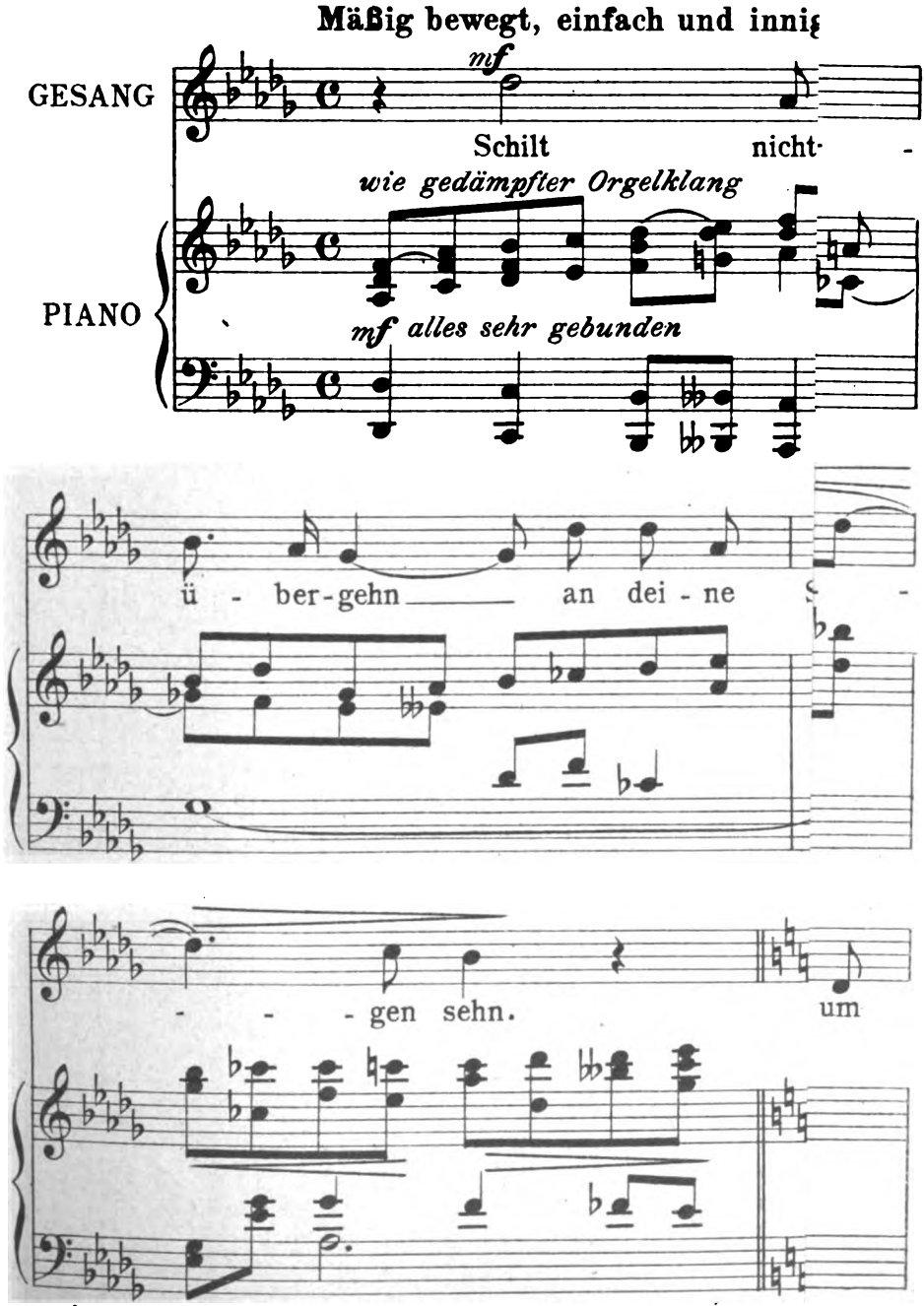


DIE KIRCHE ZU LONGEVILLE

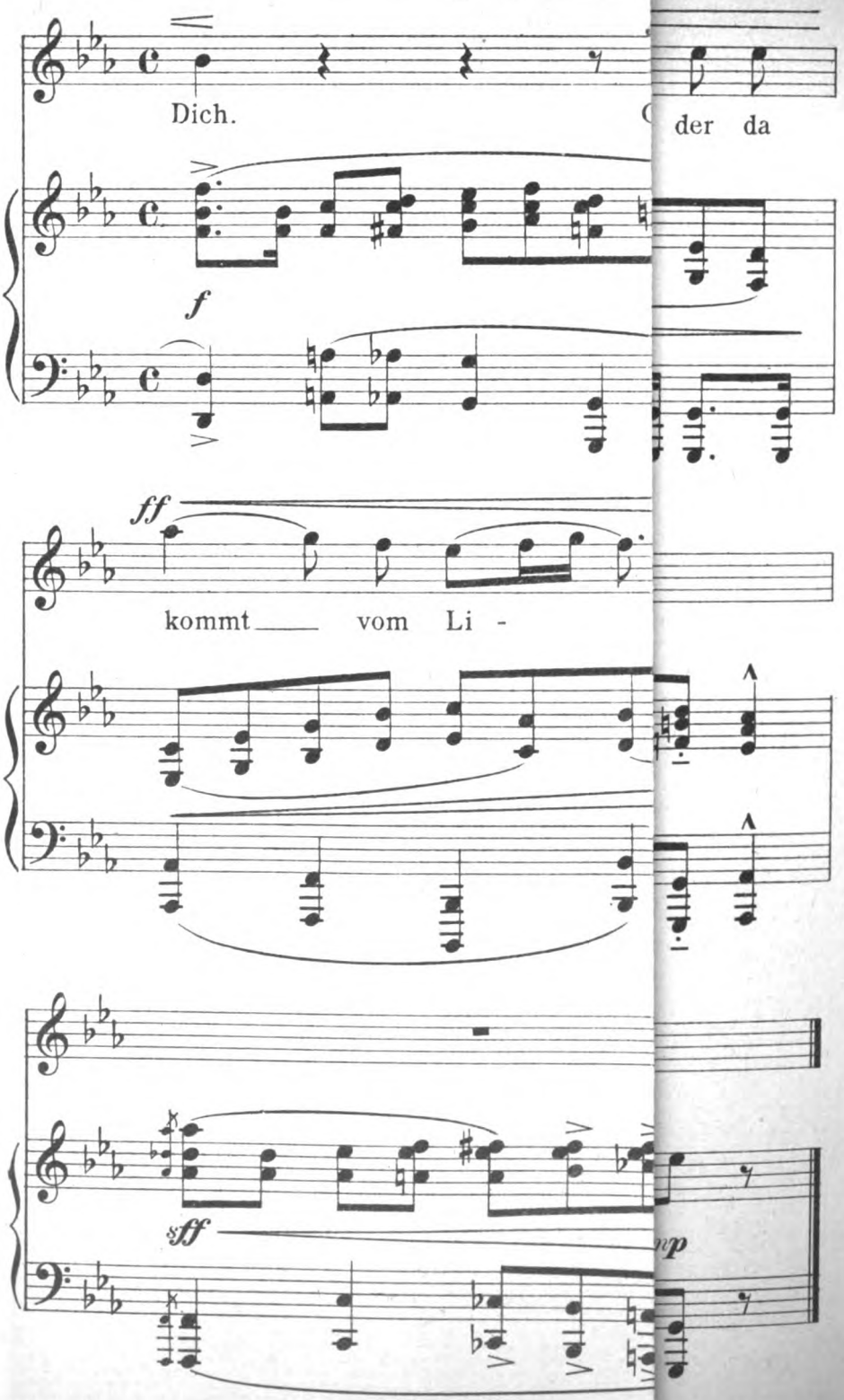
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

HEINRICH ANTON DÄHLING

Digitized by Google

[illegible] wandte sich [illegible] Nacht". Uns er-
[illegible] scheint die [illegible] frisch und un-
[illegible] gerecht, [illegible] des deutschen
Klassizismus und [illegible] hinab als
„die Blütezeit [illegible] große
Zeit zu halten [illegible] chen wir [illegible] Goethe,
Kant, Fichte, Schleiermacher, [illegible]
überziehen, [illegible] persön[illegible]
— das alles war damals lebend, de[illegible]
Das alles trieb damals die Men[illegible]
Kraftanstrengu[illegible] in eine neue Epoch[illegible]
sagte einer, der nicht als der letzte dar[illegible]
eine erbärmliche [illegible]

Wir sehen heu[illegible] war die [illegible]
das damals von [illegible]
vergessen, wieviel [illegible]
wieder erinnert [illegible]
den öffentlichen [illegible]
Wirklichkeit an[illegible]
wenn selbst Karl [illegible]
Oberlandjägermeister, [illegible]
Boykott der Juden[illegible]
preisgab. In [illegible]
von dem Ewigen, d[illegible]
Vergegenwärtigen [illegible] retten, [illegible]
Menschlichkeit; Schi[illegible] der freien, in
sich selbst ruhenden [illegible] Nachdenken darüber
und dringte „Du selbst"; [illegible] zu den tiefsten
Grund aller Wahrheit u[illegible] im Bereich der
nur empirischen Tat[illegible] den Grund
zu [illegible]ren; Schleiermacher [illegible] Religionen
zu [illegible] in den Kreis der [illegible] Gemeinschaft
der [illegible]". Aber all das [illegible] Was
[illegible] die Gestalten und Ideen [illegible]
[illegible]n, die die beste [illegible] der
[illegible] Macht waren? Sie [illegible]
[illegible] versuchten, sie zu erfinden [illegible]
[illegible] nach ihrer kleinen [illegible] Norm mit
[illegible] Worten zusammenzu[illegible] die Kirchen
[illegible] vertum. Ich sage: mit [illegible] Worten
[illegible] Kraft dieser Worte war [illegible] Gegenwart
[illegible] Erbter Wahrheiten wirklich [illegible] der muß von diesen
[illegible] den Weg finden zu dem, was [illegible] neu offenbart. Man
[illegible] nicht finden und sah in dem Neuen etwas Feindliches,

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

HEINRICH ANTON DAHLING

Digitized by Google

Jahrg. 25 Erstes Juniheft 1912 Heft 17

Fichte

Fichte nannte seine Zeit das „Zeitalter der Selbstsucht“. Uns erscheint diese wegwerfende Charakteristik zunächst mürrisch und ungerecht, denn wir sind gewohnt, jene Jahrzehnte des deutschen Klassizismus und der anbrechenden Romantik, die wir schlechthin als „die Blütezeit unsrer Literatur“ zu bezeichnen pflegen, für eine große Zeit zu halten. Sprechen wir nur fünf Namen aus: Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Schleiermacher, und lassen wir im Geiste an uns vorüberziehen, welche Fülle persönlichkeitsreicher Gestalten sie umgibt — das alles war damals lebend, denkend, wollend, schaffend, wirkend. Das alles trieb damals die Menschheitsentwicklung mit gewaltiger Kraftanstrengung in eine neue Sphäre geistigen Seins. Und dennoch sagte einer, der nicht als der letzte dabei geholfen hat: unsre Zeit ist eine erbärmliche Zeit.

Wir sehen heut meist nur die granitnen Gipfel des Gebirges, das damals von vulkanischen Kräften emporgetrieben wurde, und vergessen, wieviel Sumpf sich um ihre Füße breitete. Nur hin und wieder erinnert uns das Aneinanderprallen eines der Großen mit den öffentlichen Gewalten daran, wie es damals in der alltäglichen Wirklichkeit aussah: wenn etwa Kant einem Wöllner weichen mußte, wenn selbst Karl August vor dem beschränkten und bigotten Dresdner Oberkonsistorium, das seines Gottes Dasein und Allmacht durch einen Boykott der Universität Jena retten wollte, zurückwich und Fichte preisgab. In ihren Durchschnittsköpfen verstand jene Zeit nichts von dem Ewigen, das sich in ihr der ganzen Menschheit offenbarte. Vergegenwärtigen wir uns: Goethe bildet Gestalten reiner, voller Menschlichkeit; Schiller erlebt und stellt dar die Idee der freien, in sich selbst ruhenden Nation; Kant hebt aus der Menschenbrust das unbedingte „Du sollst!“; Fichte entdeckt im Bewußtsein den tiefsten Grund aller Wahrheit und hebt die Gottesidee aus dem Bereich der nur empirischen Daseinswahrheiten, um sie in überzeitlichen Grund zu pflanzen; Schleiermacher schaut die Fülle der einzelnen Religionen zusammen in den Kranz der einen, allumspannenden „Gemeinschaft der Heiligen“. Aber all das lebte nur in wenigen Köpfen. Was waren die Gestalten und Ideen dieser wunderbaren Welt den andern? Den andern, die die breite Mehrheit bildeten und im Besitz der materiellen Macht waren? Sie zogen die neuen Ideen, wenn sie überhaupt versuchten, sie zu erfassen, in ihre staubige Welt hinab und deuteten sie nach ihrer kleinen Weise. Ließ sich das Neue nicht mit den ererbten Worten zusammenreimen, so witterten sie Atheismus und Jakobinertum. Ich sage: mit den ererbten Worten. Denn auch der Sinn dieser Worte war ihnen verloren gegangen. Wer den Sinn ererbter Wahrheiten wirklich erlebt, der muß von diesem Erleben aus den Weg finden zu dem, was sich neu offenbart. Man konnte ihn nicht finden und sah in dem Neuen etwas Feindliches,

Digitized by Google

weil man die Symbole, die man verteidigte, selbst nicht mehr verstand. Dieselben, die Gott, Vaterlandsliebe, Waffenruhm, Pietät „verteidigten“ und „stützten“, wie bewährten sie diese Ideen im Leben? Nicht einmal der letzte Wille des großen Friedrich, im Garten von Sanssouci zu ruhen, galt ihnen etwas, mit Dirnen und Schlemmern zogen sie in die geweihten Zimmer dort; um Länderfetzen feilschten und zankten sie zu Rastatt voll widerwärtiger Selbstsucht, und verrieten einander dem Franzosen; vor dem Feinde flohen sie, Festungen lieferten sie aus ohne Gegenwehr. Ihre alten Ideale waren zu leeren Worten geworden, und wer sie ihnen wegriß, war „Zermalmer“ und „Umstürzler“. Wenige Auserwählte nur trugen das Neue in ihren Händen. Es wurde überliefert von einem zum andern und mehrte sich, solange die Kette der Auserwählten nicht riß. Es ging unter, sobald einer der Großen ohne würdigen Nachfolger starb. Als Friedrich nicht mehr das politische Leben seines Volkes ordnete, war es nur noch eine hohle Form und brach im ersten Sturm. Gegen diese Zeit, die selbst da, wo sie ehrlich sich bemüht moralisch und bieder zu sein, kleinlich und feig erscheint, erhob sich Fichte. Er wußte sehr wohl und hat es ausgesprochen, daß sie auch Werte in sich trug. Dennoch schalt er sie. Oder vielmehr: eben deshalb, denn er war nicht der Mann, sich um Wertloses zu ereifern.

Moralprediger gab und gibt es freilich unter den Kulturvölkern, solange es Kultur gibt. Von den Kanzeln und Rednerpulten verkünden sie die Fäulnis der „Gesellschaft“, des „Volkes“, der „Menschheit“. In den Zeitschriften malen sie die Gebrechen der Zeit in grellen Bildern aus, und beschwören das Publikum, sich abzuwenden von der allgemeinen Verderbnis. Die Gedanken dieser Prediger verlaufen seit Jahrhunderten in immer gleichen Bahnen, und es macht kaum einen Unterschied, ob sie diesem oder jenem Volke angehören. Sie sind in Wahrheit nicht, was sie zu sein glauben: das Gewissen ihres Volkes. Sie sind besten Falles ein Bestandteil der „öffentlichen Meinung“, der Durchschnittsmeinung eines Kreises von Ehrlichen in ihrer Zeit. Das Gewissen des Volkes aber quillt auf aus jenen unterbewußten Tiefen, in dem die besonderen Kräfte fortleben, die ein Volkstum gerade so, wie es ist, und nicht anders gestaltet haben und weiter mitgestalten. Sind sie Drang, Trieb, Instinkt? Wieder-bewußt-werden von etwas, das ins Unbewußte versank? Spielt „Paläontologisches“, spielen Atavismen mit? Wer in sich selbst nie etwas davon wallen fühlte im ersten Dämmerlicht des anhebenden Bewußtseins, dem ist das, was wir hier meinen, nur ein leeres Wort. Vielleicht läßt es ein „Volksgewissen“ überhaupt nicht so erkennen, wie wir eine Empfindung, ein klar bewußtes Gefühl erkennen, zergliedern und in das seelische Geschehen an bestimmten Orten einreihen können. Vielleicht ist dieses Quellende, vor der Klarheit der Erkenntnis Verdämmernde, das unsre Neigung und unsern Willen schon bestimmt, ehe er zu bewußtem Leben wird, überhaupt nicht für die Erkenntnis da, sondern nur für eine Gestaltung künstlerischer Art. Es drängt empor in einzelnen Gehirnen, und wen es auserwählt und ergriffen hat, in dem entzündet es gigantische Bilder, die der Welt und am meisten den zünftigen Moralpredigern ein

Digitized by Google

Johann Gottlieb Christian Fichte
Schattenriß aus Goethes Besitz

Digitized by Google

Ärgernis und eine Torheit sind; den treibt es vor das Angesicht aller, und das Volk fühlt seine Kraft. Aber das innere Gesicht seiner Worte versteht es nicht. Es hört einen Propheten und verkennt ihn im Vaterlande. Solche Propheten sind die härtesten und schroffsten Individualisten, unbeugsam vor Thronen und Mehrheiten. Und doch gilt ihnen das eigene Ich mit seinen schwankenden Stimmungen und Wünschen nichts, sie fühlen sich als Kündiger von Notwendigkeiten. Woran soll man sie erkennen? Die meisten erkennen sie nicht. Wer feinere Ohren hat, merkt den Edelmetallklang der „Echtheit", der Ursprünglichkeit in ihrer Rede, der sie von den bloßen Kritikern und Reformern unterscheidet.

Das Auftreten eines solchen Mannes steht in einem inneren Zusammenhang mit den Geschicken seines Volks. Diese Schicksale mit ihren vorbereitenden und folgenden seelischen Wandlungen erzeugen die besondere Art der Erregung, welche das einzelne Ich dazu treibt, sich nicht nur selbst zu vertiefen, sondern zugleich im Zusammenhang mit all den Mitleidenden, Mitbedrohten, Mitsündern zu fühlen. Nur ein drohender oder hereinbrechender Weltsturm rechtfertigt die Erscheinung eines solchen Ichs und gibt seinem Dasein Sinn. Dem rückschauenden Blick stellt es sich so dar, daß der Prophet der geistige Gegenspieler ist gegen einen der gewaltsamen Tatmenschen, die von Zeit zu Zeit die Völker und Staatengebilde erschüttern. War es etwa nur ein rein subjektiver Grund, der den Bauern von Tekoa wegtrieb von seiner Herde und seinen Obstbäumen in das Heiligtum zu Betel, um von den Despoten Assurs zu weissagen? War es nur ein enges, persönliches Erlebnis, was Jeremia sich erheben ließ, um zu warnen vor dem Gewitter von Babylon, vor Nabukudrossor, vor den „umdämmerten Bergen, vor dem erhofften Licht, das zu Nacht wird und zu Wolkendunkel"? Was Demosthenes voll göttlicher Leidenschaft — nicht nur mit attischer Rhetorik — wider Alexander von Mazedonien trieb? Und dürfen wir nicht fragen, ob nur ein subjektives Motiv, nur ein „Zufall" das erste von soundso vielen Kindern eines Lausitzer Leinewebers aus seinem Dorfe hervor in den vollen Strom der Welt stellte und ihm gab, in mächtigen Visionen das napoleonische Zeitalter zu deuten und zu reden von der Zeit, die über ihren Leichnam sich erhebt wie die Seele des Gestorbenen zu einer neuen Sonne?

Uns mutet die Geschichtskonstruktion Fichtes seltsam an: dort die Welt der Selbstsucht und Finsternis, die Welt der „Barbaren", hier die Welt der sittlichen Freiheit, in welcher der göttliche Wille regiert, die Welt der „Deutschen". Die Selbstsucht nimmt in Napoleon alle Kraft ihrer Kraftlosigkeit zusammen, um das Göttliche zu vernichten, aber sie muß sich in sich selbst verzehren. Sie muß es, denn sie ist durch ihr Wesen dazu bestimmt. Wir schütteln wohl den Kopf zu diesem „Unsinn". Aber hören wir das von ihm selbst vorgetragen, so liegt etwas Bezwingendes in dem festen Schritt seiner Worte. Und — derselbe Mensch, der das sagt, ist als Gelehrter einer der klarsten und schärfsten Denker. Auch hat er als Mensch bei allem Starrsinn ein feines Gefühl für Takt und Würde. Phantasterei oder Scharlatanerei lag ihm weltenfern. Das Allerseltsamste

Digitized by Google

an dieser Erscheinung aber ist: der Mann, der das deutsche Volk als das auserwählte Volk Gottes bezeichnet, ist seiner philosophischen Überzeugung nach Weltbürger. Warum stellte er sich zu Napoleon und den Franzosen nicht wie so viele andere Weltbürger seiner Zeit: gleichgültig oder bewundernd? Warum nahm er die Unterwerfung Preußens nicht einfach hin als eine Neuordnung der Dinge? Er fühlte bis ins Innerste die Schmach der deutschen Knechtschaft. Er gab sich das Wort, nicht auf einem Boden mit dem siegreichen Feind zu stehn, er floh durch Pommern nach Königsberg, und als die Franzosen auch dorthin drangen, nach Memel und Kopenhagen. Erst als der Friede geschlossen war, glaubte er sich von seinem Wort entbunden und kehrte nach Berlin zurück. All diese Zeit lebte er in dem Bewußtsein: der preußische Gedanke, mit dem du von Ort zu Orte fliehst, ist die im chaotischen Sturme flackernde, verlöschende Flamme des göttlichen Lebens, daran das Schicksal aller Völker hängt; der Kahn, in dem du stehst, der von den Wogen durch die Nacht hin und her geworfen wird, ist die Rettung der Menschheit, und wenn er zerschellt, ist keine Rettung für die Menschheit mehr. Nur einen Augenblick wandelt ihn Schwäche an; als er die Nachricht vom Tilsiter Frieden erhält, schreibt er an seine Frau: „Gottes Wege waren diesmal nicht die unsern; ich glaubte, die deutsche Nation müsse erhalten werden; aber siehe, sie ist ausgelöscht!“ Der Gedanke eines Augenblicks aber kann seine Überzeugung nicht lange überschatten: die deutsche Nation muß erhalten werden. Preußen wiederaufzurichten, ist ihm Gottesdienst. Darum kehrt er trotz der feindlichen Besatzung in die Hauptstadt zurück. Und hilft — eine Universität gründen.

Fichte vermied freilich mit Fleiß das Wort „Universität“, er sprach von einer „Akademie“. Die bequemen Lehrvorträge, die bloße Überlieferung von Erkenntnissen, die Erzeugung von Wissen allein, kurz die Methode, die den bestehenden Universitäten damals ihr pädagogisches Gepräge gab und noch heute in genau dem Umfange gibt, wie sie nicht durch persönliche Veranlagung eines Lehrers oder Schülers und durch den sachlichen Zwang gewisser Disziplinen begrenzt wird, diese Methode warf er entschlossen beiseite. Die lebendige menschliche Rede ist ihm zu kostbar für ein bloßes Hersagen dessen, was in den Büchern steht oder stehen könnte. Fichte verkennt keineswegs den Wert der wissenschaftlichen Erkenntnis rein als solcher, verkennt auch nicht den Zweck einer Akademie, der letzten Endes doch dieser ist: die Erkenntniswahrheiten herauszustellen, diesen kostbaren Schatz der Menschheit zu mehren und zu pflegen. Aber das Wissen von Erkenntniswahrheiten ist ihm nicht der höchste oder gar einzige Zweck der einzelnen Menschen. Der Mensch ist ein handelndes Wesen, und für ihn muß die geistige Aufnahme von Erkenntnissen stets ein Nachschaffen und Neuschaffen der Erkenntnis sein. Nicht hinnehmen und ja sagen soll er, sondern sich überzeugen. Und ferner, da der Mensch nicht von Erkenntnis allein lebt, sondern auch von Brot, ist man es seiner Natur schuldig, ihn zu nehmen und zu erziehen als ein in erster Linie nicht theoretisches, sondern praktisches Wesen, das ist: als wirklichen Menschen.

Digitized by Google

Das wissenschaftliche Erkennen ist zwar ein notwendiger und gesunder Teil seines Wesens, aber eben doch nur ein Teil. Darum: nicht Flucht vor der Erkenntnis und vor der Kultur des Intellekts, wie Rousseau predigte, wohl aber eine klare Analyse und richtige Wertung der verschiedenen Gebiete menschlichen Geisteslebens und ein tapferes Leben auf dem Grunde der wahrhaftigen, ehrlich erarbeiteten Überzeugung.

Die Akademie war nur gedacht als Krönung des gesamten deutschen Erziehungswesens. Den Plan zu diesem hat Fichte entworfen in seinen „Reden an die deutsche Nation". Das deutsche Volk ist zerschmettert worden als ein unwürdiges Gefäß des Göttlichen. Aber es ist undenkbar, daß die göttliche Flamme in der Welt verschwelt unter den Wolken der Finsternis, die sie umdrängen. Nun gibt es ihm außer dem deutschen Volke keinen Träger des heiligen Lichtes, also muß es seine Sendung erfüllen. Dazu muß es seiner Bestimmung würdig werden. Ein neues Geschlecht muß erstehen, das so vollkommen ist, wie Gott es fordert. Und so entwirft der Prophet das Bild vom Entstehen eines deutschen Volkes, das auf seinen Schultern die Entwicklung aller zukünftigen Gottesgeschichte tragen soll. Ist dieses Bild nur eine Utopie? Wer sich die Mühe nimmt, diese Reden nicht bloß mit Verständnis der Wörter und halbem Erdämmern dieses oder jenes Satzsinnes, nicht bloß mit ästhetischem Gefallen an dem rauschenden Sturm des leidenschaftlichen Wortes zu lesen, sondern wer das volle Bild der Fichteschen Konzeption erfaßt — leicht ist das freilich nicht! —, der wird überrascht sein über das intuitive Vorwegnehmen von psychologischen und pädagogischen Einsichten eines ganzen Jahrhunderts empirischer Arbeit.

Heute stehn wir vor der offensichtlichen Unzulänglichkeit der alten Erziehungsweise: so wie bisher können wir die Menschen nicht mehr tüchtig machen zum Leben, denn das Leben, wie es heute ist, dörrt die Seele aus. Es tötet das schöpferische Mark der einzelnen Persönlichkeit: tausend Erscheinungen des Lebens und Sterbens lehren uns das täglich aufs neue. Aus diesem Gefühl heraus beschäftigt sich jetzt alle Welt mit Erziehungsfragen. Ein großer Teil der modernen Reformbestrebungen, und gerade der zukunftsichere, ist — wenn man auch nicht darum weiß — eine Rechtfertigung für diesen Mann, dessen Wort zu seinen Lebzeiten zwar mit Achtung gehört, aber abgelehnt wurde. Alles was die Selbsttätigkeit anregen und die Kräfte zur Selbsttätigkeit entwickeln will, alles was auf die wahrhaftige Selbstbestimmung zum Guten hinzielt, finden wir im Keim auch bei Fichte. Sollen wir bedauern, daß jene merkwürdige und einzigartige Erregung der Geister, die das gegenwärtige Preußen schuf, auf dem Gebiet der Erziehung noch viel mehr als auf dem politischen, im guten Willen und im Anlauf „steckenblieb"? Daß man zwar die alten Formen reinigte, neue Regionen der Freiheit eröffnete, aber nicht jene letzte Kraft, jenen äußersten Nachdruck mehr aufbringen konnte, sich an die planmäßige Entwicklung der Persönlichkeitkraft des einzelnen Menschen zu wagen? Vielleicht ist es gut so. Wäre Fichtes Plan damals schon durchgedrungen, wer weiß, was seine Zeit daraus gemacht hätte: was in der Idee wahr ist, muß für die Welt erst

Digitized by Google

wahr werden. Und dieses Werden nur befreit das als wahr Erschaute von der Hilfskonstruktion, die das Genie errichten muß, um überhaupt auf dem Boden seiner Zeit zu stehen. Schleppt man solche Konstruktionen durch die Geschichte fort, so werden sie leicht zur Hauptsache, da die Schwäche sich leichter an das nächst Faßliche als an das bewegende Tiefere hält, und dann hemmen sie wieder die Wirksamkeit der ursprünglichen Absicht. Aber daß die ursprüngliche Konzeption des Genies nicht untergeht, daß sie, wenn auch erst nach langen Zeiträumen, wiederkehrt und sich dann gerade, ob in der Erscheinung noch so verändert, im Wesen als das Notwendige zeigt, ist die echteste Bewährung der Prophasis. Die alten Erziehungsgedanken haben sich ausgelebt und das Ziel, das wir erstreben, nicht erreichen helfen. Jetzt erst erkennen wir empirisch ihre Mängel, fangen wir an, etwas zu entbehren, und eben damit reift die Zeit für das Neue. Die Zeit für Fichte ist gekommen. Ob wir sie nun an seinen Namen anknüpfen oder nicht: der Wesenszusammenhang ist da.

Aber warum wirkten in den hundert Jahren, die seit den Reden an die deutsche Nation verflossen sind, Fichtes Gedanken wenigstens in den späteren Theorien nicht stärker? Eine wesentliche Ursache ist die Schwierigkeit, seine Schriften zu verstehen. Er war ein glänzender Schriftsteller, der das Wort wie wenige zu meistern verstand; aber gerade deswegen hat er niemals eine bequeme Schulsprache für seine Gedanken ausgebildet. Er sprach stets aus einer lebhaften Anschauung seines Gegenstandes heraus, er selbst sah vor sich das Sinnliche und das Geistige, das er gerade behandelte, aber er liebte nicht die reine Beschreibung, saubere Definitionen erschienen ihm als Pedanterie. Er übersah nur zu oft, daß der Hörer oder Leser nicht „im Bilde“ war, es auch nicht sein konnte. Dieser Mangel stellt an den Leser die Forderung, sich das, was Fichte gerade bei seinen Ausführungen im Auge hat, erst selbst aus dem Zusammenhang zu erschließen. Wer aber Fichtes Schriften nicht liest, um ihren Gehalt in sich wiederzuerzeugen und nachzuerleben, sondern nur, um rasch einmal die Ansicht des berühmten Philosophen kennen zu lernen, wird nicht geneigt sein, sich mit so viel Mühe und Selbstentäußerung in sie zu vertiefen. Da das vorige Jahrhundert Fichtes Lehre als „überwunden“ ansah, da es seine Schriften höchstens um seiner Persönlichkeit willen las, drang es kaum je bis zum tieferen Zusammenhang seiner Gedanken vor.

Ein zweiter Grund für die eigentümliche Wirkungslosigkeit Fichtes im 19. Jahrhundert ist seine philosophische Ausdrucksweise. Er selbst macht zwar stets einen scharfen Unterschied zwischen sich als Philosophen der „Wissenschaftslehre“ und sich als praktischem Volkserzieher. Als Philosoph will er nur Fachgelehrter sein, die Philosophie ist für ihn ein Fach der exakten Wissenschaft, sie geht die Öffentlichkeit überhaupt nichts an, nicht einmal die Gelehrten anderer Fächer. Seine ganze philosophische Forschertätigkeit ist begleitet von Protesten gegen das Hineinpfuschen der Dilettanten, welche die Philosophie für ein angenehmes Weltanschauungsräsonnement halten. Daß aber die Gewohnheit der phänomenologischen und erkenntnistheoretischen For-

Digitized by Google

schung, die er betrieb, auf die psychologische Struktur seines Denkens und seine Art, Gedachtes auszudrücken, Einfluß haben mußte, ist natürlich. Die israelitischen Propheten waren religiöse Männer. Darum drückten sie ihre Anschauungen in der Sprache der israelitischen Religion aus. Fichte war in seinen Anschauungen und in seiner Stellung zur Welt ethisch bestimmt. Darum gebrauchte er, um sich verständlich zu machen, die ethischen Begriffe und Ausdrücke seiner Zeit, wie er sie bei Kant, den Engländern usw. fand. Nun hatte aber sowohl der eigenartige logische Scharfsinn seines Denkens wie der philosophische Klang seiner ethischen Ausdrücke die Folge, daß man auch seine praktischen Ausführungen als „Philosophie" nahm und mit seiner Wissenschaftslehre zu einem „philosophischen System" zusammenband. Und so brachte dann der Philosoph den Propheten und der Prophet den Philosophen in Mißkredit.

Mir persönlich scheint, daß das auch für die Entwicklung der Philosophie keineswegs von Vorteil gewesen ist; denn ich für mein Teil bin überzeugt, daß Fichte in dem, was er bald „überempirisches Ich", bald „reines Bewußtsein" nennt, den letzten Grund aller Evidenz entdeckt und für alle Zeiten festgelegt hat. Er hat Probleme gesehen und zu klären begonnen, die heute in der modernsten Erkenntnistheorie und Phänomenologie des Bewußtseins — wie es scheint, ohne geschichtlichen Zusammenhang mit Fichte — wieder eine Rolle zu spielen beginnen. Um das zu erkennen, muß man sich vor allem von dem Vorurteil freimachen, Fichte habe ein System im Sinne einer „philosophischen Begriffskonstruktion" geschaffen, muß vielmehr seine Forschung verstehen als eine eigentümliche Methode der Wesensklärung von Bewußtseinszusammenhängen. Fichte hat das Wort „Wissenschaftslehre" mit Bedacht gewählt und gegen seine sonstige Art dauernd festgehalten. In den Grenzen der Wissenschaftslehre will er der Mathematik an Exaktheit nicht nachstehen. Auch heute wieder nähert man sich auf ähnlichen Wegen der „Philosophie als exakter Wissenschaft."

Aber sehen wir von dem sachlichen Inhalt der Forschung und Lehre Fichtes ab. Seine Philosophie ist Angelegenheit der Philosophen, seine Erziehungslehre Angelegenheit der Pädagogen und Politiker. Was hat er uns allen, was hat er „unsrer Zeit" zu geben? Eben das, was er seiner Zeit gab und was diese nicht beachtete. Eine hundertjährige Geschichte hat vieles verändert. Da Fichte sein Wollen auf die Zustände seiner Zeit einstellte, gelten für uns viele seiner Voraussetzungen und viele seiner einzelnen Absichten nicht mehr. Aber das, was in seiner Persönlichkeit das Wollen leitete und die Absichten bestimmte, war echt, und das gilt auch für uns Heutige. Es ist unbeirrbare Richtung auf die Wahrhaftigkeit und die stets gespannte, nie ermüdende Kraft, das einmal gesetzte Ziel zu verwirklichen, nicht in der Phantasie und im Genuß des leeren Ideals steckenzubleiben. Beides ist unabtrennbar von der Persönlichkeit. Sie gilt es darum zu erfassen und auf uns wirken zu lassen. Wie leidenschaftlich hat dieser Mann gefühlt. Wie erbebt sein ganzes Wesen bis ins Innerste, wenn er mit seinen Wünschen, seiner Sehnsucht und Liebe, an die harten, objektiven Erkenntnisse

Digitized by Google

stößt. Dann aber rafft er sich zusammen: in der Erkenntnis gelte nicht ich, sondern die Wahrheit gilt. Und nüchtern schreitet er in der Analyse des Geschauten fort. Aber zuweilen schlägt aus der zurückgehaltenen Glut die Flamme. Nur durch seine Persönlichkeit erklärt es sich, daß seine Vorlesungen in Jena über den denkbar schwierigsten Stoff, obwohl er sie allmorgens um sechs begann, so zahlreich von den Studenten besucht waren, und daß er auch praktisch einen starken Einfluß auf die akademische Jugend ausübte. Mit diesem Willen zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit verbindet sich eine außerordentliche geistige Energie, der eine gedrungene körperliche Kraft entspricht. Der Mediziner Hufeland sagte, daß ihm keine zweite Erscheinung von solcher Hyperstenie (Überkraft) vorgekommen sei. Wo Fichte auf Unklarheiten stößt, läßt er sie nicht dahingestellt, es gibt keine Ermattung für ihn, mit einer wahren Wut nach Klarheit und Bestimmtheit bohrt er sich in das schwer Faßbare hinein. Er kämpft mit den Objekten der Wissenschaft, wie er im Leben mit den Menschen und Institutionen kämpft. Im praktischen Leben ist er ganz trotzige Kraft. Er, der als Forscher das Gegenständliche aufs höchste achtet, nimmt als Mensch auf die „historisch gewordenen" Tatsachen nur so viel Rücksicht wie der Künstler auf das Material. Es gilt ihm nichts an sich, es ist ihm nur dazu da, daß etwas daraus gemacht werde. Wie er das Leben gestaltet, dafür sind nicht die irdischen Tatsachen maßgebend, nur das vernünftige sittliche Bewußtsein hat darüber zu entscheiden. Pflicht ist mehr als das Leben. Wahrhaftigkeit aber ist die erste und unerläßliche Voraussetzung für jedes Verhalten.

Seine „Zeit" gab sich zufrieden mit dem Schein. Sie ist zusammengebrochen. Die, welche über ihr standen, hauchten ihr neues Leben ein. Haben wir aber nicht auch heute wieder viele der tiefsten menschlichen Lebenswerte auf bloßen Schein gestellt? Welche von den überlieferten Werten sind uns nur Worte und welche erleben wir wirklich? Und wo wir das Gute und Kraftvolle der alten Ideale nicht mehr erleben, ist es da unsre Schuld, die sich rächen wird? Handelt es sich dabei vielleicht um etwas, das in Wahrheit unentbehrlich ist? Danach wollen wir ehrlich und mit reinem Wahrheitswillen forschen, und was wir erkannt haben, danach wollen wir tun. Dann hat der, dessen hundertundfünfzigsten Geburtstag wir in diesen Tagen feiern, auch für uns gelebt. Wilhelm Stapel

Familie und Staat

Zur Frage der Erbanfallsteuer

Die Verwandtschaft bildet heute bei uns keine große Familie mehr, worin die Mitglieder im Notfalle einander schützten und unterstützten. Der Gesetzgeber hat darum schon die gesetzliche Unterhaltspflicht fast ganz auf Verwandte in gerader Linie beschränkt; er wagt es nicht mehr, die Geschwister, und seien sie noch so sehr dazu imstande, zur Unterstützung heranzuziehen. An Stelle der aufgelösten Großfamilie ist in den modernen Kulturstaaten die Gemeinde oder der Staat getreten; die Vormundschaft wird von Staat und Gemeinde überwacht; der Gemeinde hat man außerhalb der geraden Linie die volle Unter-

Digitized by Google

stützungs- und Alimentierungspflicht auferlegt. „Ist es nicht verwunderlich," sagen darum die Erbrechtsreformer, „daß der Gesetzgeber wohl anerkennt, das Sichnahestehen sei nicht einmal bei Geschwistern stark genug, um eine gesetzliche Pflicht zur gegenseitigen Hilfe zu begründen, auf der andern Seite aber die Erbberechtigung bis in die fernsten Verwandtschaftsgrade laufen läßt? Rechten müssen doch auch Pflichten entsprechen!" Sie fordern eine Beschränkung des Verwandtenerbrechts zugunsten eines Erbrechts des Reiches. Aus gleichen Gründen verlangen andere einen Ausbau der Erbschaftssteuer. Adolf Wagner zum Beispiel sagt: „Solange, wie in früheren Geschichtsperioden auch unserer Völker, die Familien größere privatrechtliche Verpflichtungen für ihre Angehörigen tragen und der Einzelne wesentlich nur als Glied eines solchen Verbandes auch im öffentlichen Leben erscheint, ist es richtig, das Erbrecht streng auf diesen Verband zu beschränken. Das private Vermögen fungiert hier überhaupt vorwiegend als Familienvermögen, nicht als Einzelvermögen. Im Zeitalter des Individualismus dagegen, in dem das Privatvermögen rechtlich als Individualvermögen gilt und ökonomisch tatsächlich als solches fungiert, ist es im Prinzip begründet, in der Praxis gerecht und notwendig, daß der Staat durch ein System ausgedehnter Erbschaftssteuern an der Erbschaft teilnimmt."

Zugegeben, daß es gerecht ist, eine Beschränkung des Verwandtenerbrechts wie eine Ausdehnung der Erbschaftssteuer zugunsten des Staates oder der Gemeinde zu fordern, so wird doch niemand der Familie oder Verwandtschaft im modernen Leben schon jedwede Bedeutung absprechen wollen. Es kann also nicht gerecht sein, diese Bedeutung durch die angestrebten Reformen zu beeinträchtigen. Wenn die Widerstände weichen, die diesen einstweilen noch entgegenstehen, wer bürgt dann dafür, daß die öffentlichen Gewalten die Grenzen beachten, die nicht überschritten werden können, ohne daß sich zum Schaden der Allgemeinheit die natürlichsten Bande des Gemeinschaftslebens zu sehr lockern? Die Kräfte, die bisher die Wirksamkeit des Staates bestimmten, sind nur sehr schwer zur Rücksichtnahme auf das Gemeinwohl zu bewegen, wenn die jeweiligen Staatseinkünfte darunter zu leiden drohen. Man verzichtet nicht auf Zölle, die zum Schutz der nationalen Industrie eingeführt wurden, nachdem sie ihren Zweck erfüllt, aber begonnen haben, zu schaden statt zu nützen; der Fiskus als Grundeigentümer und Bergwerksbesitzer scheut ja sogar vor einer Ausbeutung seiner Monopole auf Kosten der Allgemeinheit nicht zurück. Warum sollte also einem immer geldbedürftigen Fiskus der Familiensinn unbedingt heilig sein? Überdies haben Erbrechts- und Erbschaftssteuerreformer noch die Frage unbeachtet gelassen, ob denn Staat oder Gemeinde dort, wo sie die Familie verdrängen, diese auch wirklich zu ersetzen vermögen.

Wie der Mond sein Licht von der Sonne empfängt, so empfängt in den modernen Kulturstaaten die Gemeinde ihre Macht vom Staate. Mit dem Staate allein hat sich also die Familie auseinanderzusetzen. Überall wo der Staat schwach ist, ist die Familie stark; und überall, wo der Staat stark ist, ist die Familie schwach. Der Staat hat sich also auf Kosten der Familie entwickelt. Wo die Familie herrscht, ist das Individuum ihr Sklave; der Herrscher oder die herrschende Gruppe kann ihre Macht über die Einzelnen nur auf dem Umwege über die Familie aus-

Digitized by Google

üben; das öffentliche Leben ist wenig entfaltet; jedes Wirtschaftsunternehmen mit vielen Banden an die Sippe gefesselt. Wo der Staat herrscht, teilt er mit der Familie die Herrschaft über das Individuum oft schon von der Geburt an; je älter es wird, desto weniger gehört es der Familie, desto mehr dem Staate. Die Bewegbarkeit „mündiger" Einzelpersonen innerhalb des Staatsverbandes ermöglicht größere und freiere kulturelle und wirtschaftliche Zweckverbände, als das alte Sippenwesen zuließ; ein vielgestaltiges öffentliches Leben kann sich entwickeln, das Wirtschaftsleben sich frei von den Hemmungen einer Abhängigkeit von den Geschlechtsverbänden entfalten.

Die Befreiung des erwachsenen Individuums aus der einst lebenslänglichen Gefangenschaft der Geschlechtsverbände war nicht das Werk des Staates allein. In Deutschland taten im Mittelalter die Gilden, die Zünfte viel, um die Sippen überflüssig zu machen, indem sie deren wichtigste Aufgaben übernahmen und bewiesen, daß sie sie besser erfüllen könnten. Die Zeiten der Zunftherrschaft waren großenteils Zeiten raschen wirtschaftlichen und kulturellen Aufstiegs für das deutsche Volk; dem verdankten die prächtigen Kathedralen, Münster, Dome und Rathäuser der mittelalterlichen Städte ihre Entstehung. Die Zünfte blühten, als im politischen Leben Verwirrung, Unruhe und Unfriede herrschten. Sobald wieder geordnete Zustände aufkamen, begannen die Machthaber die Zünfte zu entrechten und das Individuum aus einem Zunfthörigen in einen Staatshörigen zu verwandeln. Der Staat duldete freiwillig keine Götter neben sich. Heute lebt in modernen Berufsvereinen, Gewerkschaften der mittelalterliche selbstherrliche Zunftgedanke wieder auf, und abermals verhält sich der Staat dazu feindselig.

Ohne irgendwelches vermittelndes Eingreifen der Staatsgewalt wäre wohl die Befreiung des Individuums aus der Despotie des alten Sippenwesens nicht möglich gewesen. Offenbar aber würde sich der moderne Mensch wohler fühlen, hätte der Staat weniger häufig in seinen Entwicklungsgang störend eingegriffen. Gibt es nicht zu denken, daß die demokratische Schweiz auf dem Gebiete der Familienverfassung und des Familienrechtes sehr konservativ ist, während sich in Rußland ein individualistischer Radikalismus gut mit der Despotie verträgt?

Die menschliche Gattung gedeiht noch heute am besten dort, wo das Familienleben stark, das Staatsleben schwach entwickelt ist. Man denke an die vierhundert Millionen Chinesen, bei denen bisher die Familie fast alles, der Staat fast nichts im öffentlichen wie privaten Leben bedeutete. In China gibt es keinen Feudalismus; vielleicht 90 v. H. der Bevölkerung sind selbständig wirtschaftende Ackerbauern. Fast jeder Mann über 18 bis 20 Jahre ist verheiratet. Es können sich im allgemeinen keine großen Reichtümer an einer Stelle ansammeln, weil jedes Vermögen durch Aufteilung unter die Nachkommenschaft rasch wieder auseinanderfällt. Mächtiger als alle technischen Errungenschaften der europäischen Völker ist die Massenhaftigkeit und die unerbittliche, unaufhaltsame Ausbreitung der chinesischen Rasse. In unsrer Kulturzone mit ihren Latifundienbildungen und Kapitalsanhäufungen, wo die wirtschaftliche Selbständigkeit des Einzelnen zur Ausnahme geworden ist, wo die Ehe vor dem dreißigsten Lebensjahre meist unmöglich ist und dann noch fast immer einen Luxus bedeutet, kennt jede Klasse, Nation oder Rasse keine größere Sorge als

Digitized by Google

den Schutz gegen die Konkurrenz eindringender frischer fremder Elemente, eben weil hier Kultur nur auf Kosten biologischer Kraft erworben wird.

Noch keinerlei öffentliche Einrichtung kommt der erzieherischen Bedeutung der Familie gleich. Im Mittelalter, wo selbst der vornehmste Kaufmann seine Geschäfte jeden Morgen mit einer gemeinsamen Andacht in der Kapelle seiner „Fraternität" einleitete, wo alles Denken und Handeln im Wirtschaftsleben einheitlich religiös-sittlich gerichtet und gebunden und von Zunft wegen diszipliniert und überwacht war, da herrschte ein echt familiärer Geist in jeder Werkstatt und jeder Schreibstube. Das gibt es heute weniger als je, und zwar sind es die Einflüsse des Staatslebens, die die moralische Gemeinschaft zwischen Meister, Gesellen und Lehrling und ihren modernen Ablegern zerstört haben. Was aber die öffentlichen Anstalten des Staates selbst anlangt, so ist in ihnen in der Regel auch nicht die Spur familiären Geistes zu finden. Weder zwischen Lehrern und Schülern, noch zwischen Vorgesetzten und Untergebenen im Beamtentum, noch zwischen Offizieren, Unteroffizieren und Rekruten im Heer besteht ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Eltern und Kindern. Und was erwartet erst Kinder oder Halbflügge, die die Eltern verlieren oder bei denen die elterliche Erziehung versagt, und deren sich sonst niemand annimmt? Können Waisenhäuser oder gar Fürsorgeanstalten elterliche oder verwandtschaftliche Fürsorge ersetzen? Was tut der Vater Staat für die wachsende Zahl der Proletarierkinder, die, weil Mutter wie Vater auf Arbeit gehen müssen, und sonst niemand da ist, der sich um sie kümmern kann, tagsüber ohne Aufsicht sind? Spricht sich nicht ein völliger Mangel an Familiengeist darin aus, daß es noch nicht einmal staatliche Kindergärten gibt? Im Proletariat wird mehr und mehr das Straßenkind der legitime Stammhalter aller künftigen Geschlechter dieses Volksteiles.

Als im alten Rom der Kaiser Augustus Erbschaftssteuern einführen wollte, um mit ihnen die Pensionskasse zu speisen, aus der die ausgedienten Soldaten versorgt werden sollten, wurde sein Vorhaben im Senat bekämpft; erst als er für den Fall der Ablehnung die Einführung der Grundsteuer in Aussicht stellte und Anstalten traf, das Land vermessen zu lassen, fügte man sich. Es geht aus dieser Geschichtsmeldung hervor, daß Augustus in der Erbschaftssteuer nur ein Mittel sah, den durch großes Grundeigentum erworbenen übermäßigen Reichtum in einer für die lebenden Nutznießer schonenden Weise zu schröpfen. Bezeichnend ist es hierbei wieder, daß nicht die Wirkungen des Familienlebens, sondern die Folgen einer der Familie wie der Volksgesamtheit schädlichen politischen Institution zuerst ein Bedürfnis für Erbschaftssteuern hervorriefen. Insoweit auch die modernen Erbschaftssteuern wirklichen Reichtum treffen sollen, läßt sich nichts gegen sie einwenden, wenn nun einmal das Übel nicht an der Wurzel gefaßt werden soll. Unbedingt schädlich müssen jedoch solche Steuern wirken, wenn sie die Familie als Arbeitseinheit beeinträchtigen. Die Aussicht, für die Seinen zu arbeiten, ist ein Sporn zu gütererzeugender Tätigkeit, die, wie der Familie, so auch der Gesamtheit zugute kommt. Man bedenke auch, daß eine empfindliche Schmälerung des Erbrechts die Durchführung eines auf Jahrzehnte berechneten Wirtschaftsplans erschweren würde. Der bloße Nutznießer eines Gutes wird in der Regel größeren Verbesserungen, die sich erst nach seinem Tode bezahlt machen, abgeneigt sein, und eher versuchen, Raub-

Digitized by Google

wirtschaft zu treiben, um noch bei Lebzeiten möglichst viel herauszuschlagen. Wenn Abkömmlinge oder der Ehegatte erben, so haben diese in der Regel bei Lebzeiten des Erblassers den Nachlaß mit erworben. Die Erbschaft bedeutet dann übrigens oft keinen Vermögenszuwachs, sichert vielmehr nur die bisherige Grundlage der wirtschaftlichen Existenz der Erben. In vielen Fällen befinden sich diese in schlechterer Lage als vorher, weil sie die Früchte der Arbeit des Erblassers mitgenießen durften. Soll eine Erbschaftssteuer dem Rechtsempfinden entsprechen, so darf sie nicht von dem Kapital- oder Vermögenszuwachs, sondern als Quote der damit verbundenen Einkommensteigerung erhoben werden. Eine ganz verkehrte Art der Erbschaftsbesteuerung ist in Österreich eingeführt. Dort müssen, wie Grete Meisel-Heß berichtet, „Familienglieder, welche durch den Tod des Erblassers, der oftmals der Ernährer war, existenzlos geworden sind und ihre bisherigen geregelten Einnahmen vollkommen verloren haben, noch die kargen Trümmer »versteuern«, die sie aus dem Zusammenbruch der Existenz retten".

Die Gefahr der Überspannung eines an und für sich richtigen Prinzips liegt ja auch bei den Bestrebungen für eine Reform des Erbrechts vor. Auch bei diesem ist das, was als schädlich und ungerecht empfunden wird, nicht aus den Wirkungen des Ehelebens oder der Blutsverwandtschaft hervorgegangen, sondern von außen her in den Kreis der Geschlechtsverbände hineingetragen worden. Die in Deutschland geltende grundsätzliche Unbeschränktheit des Verwandtenerbrechts, wonach beim Fehlen näherer Verwandter die allerentfernteste Verwandtschaft zur Begründung des Anspruchs auf die Erbschaft genügt, ist aus dem Justinianischen Recht übernommen. Dort aber war sie nur auf die Geldbedürftigkeit des Staates zurückzuführen. Der Staat verkaufte gleichsam Erbrechte, die mit dem gemeinen Rechtsbewußtsein nichts zu tun hatten, gegen neue Steuern. Von selbst hat sich nie und nirgends ein schrankenloses Verwandtenerbrecht entwickelt. In Deutschland waren in den meisten Gegenden ursprünglich nur Kinder, Eltern und Geschwister erbberechtigt, welche eine vermögensrechtliche Gemeinschaft darstellten, die das Erbe zu gesamter Hand hatten. Erst zwischen dem Beginn des neunten und dem Ausgang des zwölften Jahrhunderts wurde, gegen Abgaben, den entfernteren Verwandtenkreisen, jedoch nur bis zum fünften Grade, eine Erbberechtigung eingeräumt. Wenn nun eine Beschränkung des Verwandtenerbrechts durchaus dem Rechtsempfinden entspricht, so geht es doch wieder zu weit, die völlige Beseitigung des Erbrechts für Seitenverwandte zu fordern, damit, wenn weder Ehegatte noch Kinder als Erben vorhanden sind, dem Reiche Erbschaften zufallen können, auf die bisher Seitenverwandte Anspruch hatten. Wenn, wie gerade die moderne Vererbungstheorie behauptet, die ganze von den Vorfahren überkommene Anlage der erste und bei weitem wichtigste Faktor jeder Individualität ist, so müssen auch Blutsverwandte in erster Linie Anspruch auf eine aus der Tätigkeit eines Einzelnen hervorgegangene Erbschaft haben. Am allerwenigsten hat sie der Staat, der durch seine Gleichgültigkeit gegenüber den Wirkungen der Auflösung der Familiengemeinschaft im Proletariat, die er selbst mit verschuldete, beweist, wie wenig sich hilfsbedürftige Mitglieder eines materiell schwachen, und daher praktisch ohnmächtigen Familienverbandes auf seinen Schutz verlassen können. Otto Corbach

Digitized by Google

Futuristen

Die Futuristen, die jetzt in Berlin ausgestellt haben, sind fast allerseits ausgelacht worden. Das ist entschuldbar, denn es ist schwer, den Humor anders zu befreien, wenn man zum Beispiel ein Märchenbild „Der Auszug der Maikäfer durch den Wald“ zu sehen glaubt und dann erfährt, daß die leichtfertig als Maikäfer gedeuteten „mathematisch geisterhaften Silhouetten“ „das Symbol der großen Melancholie“ sind, und daß sie nicht durch Bäume, wie man schnellfertig gewähnt, sondern durch Symbole der Trauer dahinziehen. Man konnte dies doch wohl nicht gleich wissen. Und dennoch meine ich: man sollte dem „Sturm“ für die Ausstellung dieser revolutionären Italiener danken. Jedes aufrichtige und fleißige Mühen hat ein Recht dazu, den Kunstfreunden zu dem Versuche vorgeführt zu werden, ob ihnen eine Einfühlung darein gelingt, und kein Kunstfreund wird diesen Versuch ohne einen Gewinn irgendwelcher Art machen. Auch daß der Begleittext der Maler nach Größenwahn klingt, darf uns nicht stören. Da die Verfasser augenscheinlich an die umstürzende und neuschaffende Gewalt ihrer Ideen glauben, so haben sie ein subjektives Recht, sich für kolossale Kerle zu halten. Va bene, wir denken anders als sie. Aber ihre Begleittexte und „Manifeste“ *brauchen* wir, wenn wir über sie klar werden wollen. Wir kämen ohne die Worte, wo überhaupt, langsamer zur richtigen Einstellung auf die Bilder, und werden ja gewiß nicht so töricht sein, Maler nach der Logik ihrer Schriftsätze einzuschätzen.

Hat man zwischen den Phrasenpflanzungen des Katalogs die gesund gewachsenen Gedanken und sonst das herausgepflückt, was man immerhin fürs Verständnis brauchen kann, und sucht man sich dann klarzumachen, was all das ausgesät hat, so findet man als Hauptsächliches dies: Das Malen war bisher eine räumliche Kunst des Nebeneinander, die Futuristen wollen es zu einer des Neben- *und* des *Nach*einander machen. Das Ergebnis ist ein Durcheinander. Je nach Wunsch ist auf dem Bild, was zu sehen *ist* und was zu sehen *war*. Je nach Wunsch sind die Dinge ein- oder mehrfach, ganz oder bruchstückweise darauf, und wo sie im Raume stehen oder aber anderswo. Je nach Wunsch sind sie wie in der Wirklichkeit von außen oder aber röntgenstrahlenhaft auch im Innern zu sehn oder auch nur als Schatten oder Umrisse, daß man durch die Körper sieht, was dahinter steht, beziehentlich in der Vorstellung des Malers einmal stand oder auftauchte. Alles: ganz oder teilweise. Beispiel: es wird getanzt. Wie dein Blick hier und dort etwas auffaßt, schwebt von derselben Dame links ein Kopf und rechts ein Bein, und dort noch ein Kopf und dort noch ein Bein und noch eins, einzelne Gliedmaßen von Mittänzern und andern Zeitgenossen springen dazwischen auf, und Bilder aus allen möglichen Impressionen und Assoziationen wirren dazwischen, darum, dahinter auf der Leinwand herum. „Ist dies schon Wahnsinn, hat es doch Methode“: dem Beschauer wird wirklich so dumm im Kopf, wie, je nach sub- und objektivem Befund, möglicherweise im Varieté selber. Als gegen eine gelegentliche Scherztechnik ließe sich gar nichts dagegen einwenden, im Gegenteil: der Futurismus bietet dafür die allerfruchtbarsten Möglich-

Digitized by Google

keiten, und es ist zu vermuten, daß man ihn zu Künstlerjux bald weidlich ausnutzen wird.

Aber für ernste und tiefe Wirkungen, wie steht es da? Nicht so einfach, meine ich, wie die Futuristen-Auslacher annehmen.

Daß wir künstlerische Wirkungen auch in der räumlichen Bildnerei nicht allein mit Erscheinungen der Wirklichkeit erstreben dürfen und erreichen können, das geben wir natürlich alle zu. Nicht bloß die ganze Ornamentik, die ganze Griffelkunst, ja, jegliche stilisierende Tätigkeit zeugt auch dort davon, wo sie die Formen von Mensch, Tier und Pflanze benutzt. Sie alle wirtschaften ja mit Natureindrücken viel freier, als uns gewöhnlich bewußt wird, dieweil wir daran gewöhnt sind. Aber wo sind die Grenzen?

Zunächst: die Futuristen übersehen, daß man auf ihre Weise den Eindrücken nicht nur zufügt, sondern auch wegnimmt. Schon im allerbanalsten Sinne: zeichne ich einen Leib durchsichtig, um mitzeigen zu können, was hinter ihm ist, so muß *seine* Erscheinung weniger kräftig werden. Das braucht nichts zu schaden, wenn ich einen Geist oder eine Erinnerung und sonst etwas Assoziiertes geben will. Will ich aber, wie, beispielsweise, ein Futurist, ein zechendes Fräulein auf einem Sofa ins Bewußtsein bringen, so nimmt ihre „Verglasung" durchaus vom Wesentlichen weg und schwächt damit den Eindruck des Ganzen. Werden gar, zu ähnlichen Zwecken, Glieder weggeschnitten, so natürlich noch mehr. Dann aber: Löse ich den körperbildenden Raum auf, so verzichte ich damit auf das, was uns Menschen *unmittelbar* überzeugt, das heißt so: wie *die* Welt das tut, in der wir sind. Denn wir leben nun einmal zwischen Körpern im Raum. Auch Licht und Farbe, erst „ein Körper macht es schön, ein Körper hemmt's auf seinem Gange", das „so viel es strebt, verhaftet an den Körpern strebt". Wir wachen und träumen in den Anschauungsformen des *Raums*. Ich fürchte, auch was futuristisch „strebt", befreit von dieser „Verhaftung" nicht. Es entsteht höchstens ein seelisches Dämmern im Beschauer, kein waches Erleben. Und auch kein wacher Traum. Griffelkunst, Ornament, angewandte oder freie Baukunst, sie alle regen Raumgedanken oder Raumgefühle an. Was aber die Futuristen geben wollen, ist ein Zwischeneinander von Malerei und Musik, von Raum- und Zeitkunst. Käme Bewegung hinzu, so wäre dergleichen denkbar, wie in der Wandlungszene des Parsifal, wo „die Zeit zum Raum wird". Man kann sich einen kinematographischen Futurismus vorstellen, der das Ersehnte verwirklicht. Ich glaube, der wird kommen und wird einmal sogar höchst Bedeutsames schaffen, bewegte Gewebe von Wirklichkeiten und Vorstellungen, die noch Ungewohntes eindringlich erleben lassen. Nun wollen die Futuristen ja Bewegungs*gefühle* anregen, und wo ihnen das glückt, ergrünen auch Oasen, das ganze Werk als solches aber könnte nur gerettet werden, wenn sich, wie beim Kinobild, *alles* zeitlich Vorgestellte auch bewegte oder zu bewegen schiene. Und so fehlt der Futuristenmalerei als Ganzem doch die Zeit- sowohl wie die Raumanschauung. Sie bringt mit allerhand Linien- und Farbenreizen, die nicht bestritten werden sollen, alles in allem nicht viel mehr zustande, als eine Art mehr oder minder geistreicher musikalischer Tapetenmuster.

Daß kein waches Träumen dabei entsteht, scheint mir deshalb das Wichtigste, weil die Form des Traumes, die jeder aus dem Erlebnis

Digitized by Google

kennt, eben deshalb auch die einzige Form ist, in der ein unmögliches verwickeltes Geschehen zum wirklichen Nacherleben gebracht werden kann. Nämlich: man kann alles geben, was die Futuristen wollen, nur kann man es nicht auf ihre Weise. Man kann Vergangenes und Gegenwärtiges gleichzeitig, man kann Gesehenes und Gedachtes zusammen, man kann in verschiedenen Größenmaßstäben zugleich, man kann in realistischen und unrealistischen Farben zugleich, man kann schließlich, worauf die Futuristen so großes Gewicht legen, „Rhythmen" und Bewegungsgefühle überhaupt ganz unrealistisch und doch sehr stark erregen, man kann wirklich mit Stimmungen beinahe zaubern — wenn man vom Traume das wache Träumen lernt. Jedes der Elemente, die uns die Futuristen zeigen, kommt im Traume dann und wann vor. Aber er versteht seine Sache besser: er löst den Augeneindruck der Wirklichkeit nicht in herumspringendes Stückwerk auf, er läßt eine Raumvorstellung entstehen und nur in ihr das Unwirkliche leben. Vor solch traummäßigen Werken stehen wir, wie im Traume selbst, unterm körperhaften Eindruck des belebten Raums, und es wirkt das Unwirkliche um so stärker, je anschaulicher, das heißt je körpermäßiger es mit dem uns Vertrauten verbunden ist. Je mehr sich futuristische Bilder solchen Werken nähern, je mehr sprechen oder wenigstens: stammeln sie auch zu unsrer Phantasie.

„Solchen Werken? Gibt es denn welche?" Freilich gibt es sie. Wir erinnern die Leser vor allem an die Bilder von Katharine Schäffner, die der Kunstwart schon gebracht hat und von denen ich eine Mappe unter dem Titel „Eine neue Sprache?" von Kunstwarts wegen herausgegeben habe, während noch eine andre mit Blättern von ihr bei Callwey in München erschienen ist. Katharine Schäffner mit den Futuristen zu vergleichen, scheint mir außerordentlich interessant, denn bei ganz und gar entsprechenden künstlerischen Wünschen ist sie die Erschauerin, während jene die Konstruierer sind. Wem überhaupt gegeben ist, derartigen Anregungen der Phantasie nachzugehn, der wird nach den futuristischen Versuchen bei einigen Schäffnerschen Blättern geradezu den Eindruck der Lösung solcher Aufgaben finden, vor denen jene sich, allzu schwach an Tiefsaugekraft, abdürsten. Und doch ward über die Deutsche Katharine Schäffner nicht den zwanzigsten Teil so viel in deutschen Zeitungen geschrieben, wie über die italienischen Futuristen.

Vielleicht wendet sich das allmählich, und vielleicht kommt man nach und nach auch einigen Andern näher, die in diesen Richtungen künstlerisch, das heißt phantasievoll schaffen und deshalb von der Kunstkritik, der bei dem an sich so nützlichen Impressionismus steckengebliebenen „modernen" Kunstkritik nicht beachtet wurden. Es wäre eine freundliche Funktion des „Futurismus", solcherlei Künstler begreifen zu lehren, indem man wieder an einer Stelle die Scheu vor dem Ungewohnten bräche. Bis zu Genies wie Böcklin und Klinger hinauf gewännen wir davon, die bis jetzt immer noch viel mehr „verstanden" als nacherlebt werden, wo nicht etwa die sogenannt Modernen sogar das „Verstehen" verlernt haben. An sich hat der Futurismus wohl schwerlich eine Zukunft, weil er nicht aus dem Schauen, sondern aus dem Reflektieren kommen kann, weil er nichts aus den Tiefen hebt, sondern nur abstrahiert. Es ist freilich nicht gesagt, daß es so bleiben müßte — warum sollten sich an diesen

Digitized by Google

Kreis nicht Begabungen schließen, deren Phantasie stärker arbeitet, als die seiner Theoretiker? Ansätze zu phantasievoller Tätigkeit sind ja auch jetzt schon da. Aber je mehr etwa „Futuristen" zu den Tiefen des Unbewußten kommen sollten, je weniger würden sie im Sinn ihrer gegenwärtigen Kaleidoskopbilder Futuristen sein. Alle diese Maler jedoch, auch die deutschen Phantasiekünstler, auf die ich hier deutete, und die auch viel zu vernünftig sind, nach Art der Italiener in ihrer Kunst „die" Zukunft zu sehn, werden seltene Spezialisten bleiben müssen. So gewiß, wie uns denn doch das Wache mehr angeht, als der Traum. A

Lose Blätter

Aus Johann Gottlieb Fichtes Schriften und Briefen

Fichtes Bücher haben mit wenigen Ausnahmen keine größere Verbreitung gefunden. Nach seinem Tode lebte bald nur noch sein berühmter Name. Die Bücher wurden schließlich verramscht, sie sollen zum Teil auch eingestampft sein, noch vor zehn Jahren konnte man einem der Verleger einen Gefallen tun, wenn man ihm von der Restauflage, die auf seinem Boden lagerte, ein Exemplar abnahm. Auch die Gesamtausgabe, die Fichtes Sohn Immanuel Hermann (diese Vornamen sind höchst charakteristisch für den Vater!) um die Mitte des vorigen Jahrhunderts veranstaltete, „ging nicht recht" im Buchhandel. Sie erweckte in weiteren philosophischen Kreisen keinerlei Verständnis. Erst seit dem letzten Jahrzehnt ist man wieder allgemeiner geneigt, Fichte für mehr als ein historisches Kuriosum gelten zu lassen. Die Originalausgaben und die Gesamtausgabe, die nur noch antiquarisch zu haben sind, steigen sehr im Preise. Da war es zu begrüßen, daß Fritz Medicus, der durch seine Vorträge an der Universität Halle viel zur Wiederbelebung des Interesses an Fichte getan hat, eine sechsbändige Ausgabe herausgab, deren jetziger Verleger Felix Meiner in Leipzig auch einzelne Bände abgibt.

Wer einen konzentrierten Eindruck von Fichtes Weltanschauung gewinnen will, sollte vor allem die „Bestimmung des Menschen" lesen. Sie ist bei Meiner für 1,80 Mk., bei Reclam für wenige Groschen zu haben. In den beiden ersten Teilen des Büchleins: „Zweifel" und „Wissen", stellt Fichte in sehr lebendiger Sprache sein Ringen nach Erkenntnis dar, im dritten Teil: „Glauben", behandelt er den Gegensatz von Wissenschaft und Leben und gibt die Grundzüge seiner praktischen Lebensanschauung. Er schrieb das Buch für Laien und hat später bei gelegentlichen Anfragen auf diese Arbeit als auf eine zur Einführung geeignete hingewiesen. Die Lektüre des zweiten Teils verlangt freilich wegen der Schwierigkeit des Stoffes eine starke geistige Anspannung. Das Wesen der Wissenschaftslehre hat Fichte ferner scharf umschrieben in dem „Sonnenklaren Bericht an das größere Publikum, über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie. Ein Versuch, die Leser zum Verstehen zu zwingen" (Meiner, Leipzig, 1,20 Mk.). Die Schrift ist von heftigem Unmut gegen die Interpretationen seiner Philosophie durch die „Philosophen von Profession" erfüllt. Als nationalen Propheten

Digitized by Google

und Pädagogen lernen wir Fichte kennen aus seinen berühmten „Reden an die deutsche Nation“, dem einzigen seiner Werke, das niemals in der allgemeinen Schätzung gesunken ist. Sehr wesentlich für das Verständnis seiner Pädagogik ist aber auch der „Deduzierte Plan einer zu Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt“. Dieses „Gutachten“, das für den Kabinettsrat Beyme auf dessen Aufforderung geschrieben wurde, ist zusammen mit Schleiermachers „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn“ und Steffens' „Idee der Universitäten“ im 120. Band der Philosophischen Bibliothek bei Meiner (früher Dürr) von Spranger herausgegeben worden.

Für den, der eine gute und dabei knappe Einführung in Fichtes Leben und Lehre wünscht, weiß ich nur die „Dreizehn Vorlesungen“ von Fritz Medicus zu empfehlen: „J. G. Fichte“ (Berlin, Reuther und Reichardt 1905). Eine Würdigung des Patrioten Fichte hat Treitschke in einem seiner hinreißenden Vorträge gegeben (einzeln in der „Deutschen Bücherei“ für 50 Pfg. zu haben). Wer sich eingehender mit Fichtes Leben beschäftigen will, greift am besten zu dem von seinem Sohn verfaßten Werk „Johann Gottlieb Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel“. Es erschien als Anhang zur Gesamtausgabe der Werke bei Brockhaus. Eine gute neuere Ausgabe von Fichtes Briefwechsel fehlt.

Wir lassen in unsern Losen Blättern den Philosophen Fichte unberücksichtigt. Uns geht vor allem der Volkserzieher und die Persönlichkeit als solche an. Zunächst geben wir das herrliche Schlußkapitel der „Bestimmung des Menschen“, vielleicht das Beste, was Fichte über sein Verhältnis zu Welt und Leben geschrieben hat. Dann folgen zwei Stücke aus dem „Deduzierten Plan“ und ein Abschnitt über die deutsche Sprache aus der vierten der „Reden an die deutsche Nation“. Zum Schluß bringen wir einiges aus Briefen und Fragmenten, das ein Gefühl von dem Temperament Fichtes vermittelt.

Das Leben

Ich erhebe mich in diesen Standpunkt, und bin ein neues Geschöpf, und mein ganzes Verhältnis zur vorhandenen Welt ist verwandelt. Die Fäden, durch welche bisher mein Gemüt an diese Welt angeknüpft war, und durch deren geheimen Zug es allen Bewegungen in ihr folgte, sind auf ewig zerschnitten, und ich stehe frei, und selbst meine eigne Welt, ruhig, und unbewegt da. Nicht mehr durch das Herz, nur durch das Auge ergreife ich die Gegenstände, und hänge zusammen mit ihnen, und dieses Auge selbst verklärt sich in der Freiheit, und blickt hindurch durch den Irrtum und die Mißgestalt bis zum Wahren und Schönen, so wie auf der unbewegten Wasserfläche die Formen rein und in einem mildern Lichte sich abspiegeln.

Mein Geist ist auf ewig verschlossen für die Verlegenheit und Verwirrung, für die Ungewißheit, den Zweifel, und die Ängstlichkeit; mein Herz für die Trauer, für die Reue, für die Begier. Nur Eins ist, das ich wissen mag: was ich tun soll, und dies weiß ich stets unfehlbar. Aber alles andere weiß ich nichts, und weiß es, daß ich darüber nichts weiß, und wurzle fest ein in dieser meiner Unwissenheit, und enthalte mich, zu meinen, zu mutmaßen, mit mir selbst mich zu entzweien über das, wovon ich nichts weiß. Kein Ereignis in der Welt kann durch Freude,

Digitized by Google

keins durch Betrübnis mich in Bewegung setzen; kalt und ungerührt sehe ich auf alle herab, denn ich weiß, daß ich kein einziges zu deuten, noch seinen Zusammenhang mit dem, woran allein mir gelegen ist, einzusehen vermag. Alles, was geschieht, gehört in den Plan der ewigen Welt, und ist gut in ihm, so viel weiß ich; was in diesem Plane reiner Gewinn, oder was nur Mittel sei, um ein vorhandenes Übel hinwegzuschaffen, was daher mich mehr oder weniger erfreuen solle, weiß ich nicht. In seiner Welt gedeihet alles; dieses genügt mir, und in diesem Glauben steh ich fest, wie ein Fels; was aber in seiner Welt nur Keim, was Blüte, was die Frucht selbst ist, weiß ich nicht.

Das Einige, woran mir gelegen sein kann, ist der Fortgang der Vernunft und Sittlichkeit im Reiche der vernünftigen Wesen; und zwar lediglich um sein selbst, um des Fortgangs willen. Ob ich das Werkzeug dazu bin, oder ein anderer; ob es meine Tat ist, die da gelingt, oder gehindert wird, oder, ob die eines andern, gilt mir ganz gleich. Ich betrachte mich überall nur als eins der Werkzeuge des Vernunftzwecks, und achte und liebe mich, und nehme Anteil an mir nur als solches, und wünsche das Gelingen meiner Tat nur, inwiefern sie auf diesen Zweck geht. Ich betrachte daher alle Weltbegebenheiten ganz auf die gleiche Weise nur in Rücksicht auf diesen einigen Zweck; ob sie nun von mir ausgehen, oder von andern, unmittelbar auf mich sich beziehen, oder auf andere. Für Verdruß über persönliche Beleidigungen und Kränkungen, für Erhebung auf persönliches Verdienst ist meine Brust verschlossen; denn meine gesamte Persönlichkeit ist mir schon längst in der Anschauung des Ziels verschwunden und untergegangen.

Mag es immer scheinen, als ob nun die Wahrheit völlig zum Schweigen gebracht, und die Tugend ausgetilgt werden sollte, als ob die Unvernunft und das Laster diesmal alle Kräfte aufgeboten hätten, und sich schlechthin nicht davon würden abbringen lassen, für Vernunft und wahre Weisheit zu gelten; mag es gerade, indem alle Guten hofften, daß es besser mit dem Menschengeschlechte werden sollte, so schlimm mit ihm werden, als nie; mag das wohl und glücklich angehobene Werk, worauf mit fröhlicher Hoffnung das Auge des Gutgesinnten ruhte, plötzlich und unversehens in das Schändlichste sich umwandeln: das soll mich ebensowenig aus der Fassung bringen, als ein andermal der Anschein, daß nun auf einmal die Erleuchtung wachse und gedeihe, daß Freiheit und Selbständigkeit sich mächtig verbreiten, daß mildere Sitten, Friedlichkeit, Nachgiebigkeit, allgemeine Billigkeit unter den Menschen zunehmen, — mich träge und nachlässig und sicher machen soll, als ob nun alles gelungen wäre. — So erscheint es mir; oder auch es ist so, es ist wirklich so, für mich; und ich weiß in beiden Fällen, wie überhaupt in allen möglichen Fällen, was ich nun weiter zu tun habe. Über das übrige bleibe ich in der vollkommensten Ruhe, denn ich weiß nichts über alles Übrige. Jene mir so traurigen Ereignisse können in dem Plane des Ewigen das nächste Mittel sein für einen sehr guten Erfolg; jener Kampf des Bösen gegen das Gute kann der letzte bedeutende Kampf desselben sein sollen, und es kann ihm diesmal vergönnt sein, alle seine Kräfte zu versammeln, um sie zu verlieren, und in seiner ganzen Ohnmacht sich in das Licht zu stellen. Jene mir er-

Digitized by Google

freulichen Erscheinungen können auf sehr verdächtigen Gründen beruhen; es kann vielleicht nur Vernünftelei und Abneigung gegen alle Ideen sein, was ich für Erleuchtung; Lüsternheit und Zügellosigkeit, was ich für Selbständigkeit, Ermattung und Schlaffheit, was ich für Milde und Friedlichkeit gehalten habe. Ich weiß dies zwar nicht, aber so könnte es sein, und ich hätte dann ebensowenig Grund, über das erstere mich zu betrüben, als des letztern mich zu erfreuen. Das aber weiß ich, daß ich in der Welt der höchsten Weisheit und Güte mich befinde, die ihren Plan ganz durchschaut, und ihn unfehlbar ausführt; und in dieser Überzeugung ruhe ich, und bin selig.

Daß es freie, zur Vernunft und Sittlichkeit bestimmte Wesen sind, welche gegen die Vernunft streiten, und ihre Kräfte zur Beförderung der Unvernunft und des Lasters aufbieten, kann mich ebensowenig aus meiner Fassung bringen, und der Gewalt des Unwillens und der Entrüstung mich hingeben. Die Verkehrtheit, daß sie das Gute haßten, weil es gut ist, und das Böse beförderten, aus reiner Liebe zum Bösen als solchem, welche allein meinen gerechten Zorn reizen könnte, — diese Verkehrtheit schreibe ich keinem zu, der menschliches Angesicht trägt; denn ich weiß, daß dieselbe nicht in der menschlichen Natur liegt. Ich weiß, daß es für alle, die so handeln, inwiefern sie so handeln, überhaupt kein Böses oder Gutes, sondern lediglich ein Angenehmes oder Unangenehmes gibt; daß sie überhaupt nicht unter ihrer eignen Botmäßigkeit, sondern unter der Gewalt der Natur stehen, und daß nicht sie selbst es sind, sondern diese Natur in ihnen, die das erstere mit aller ihrer Macht sucht, und das letztere flieht, ohne Rücksicht, ob es übrigens gut oder böse sei. Ich weiß, daß sie, nachdem sie nun einmal sind, was sie sind, nicht um das mindeste anders handeln können, als sie handeln; und ich bin weit entfernt, gegen die Notwendigkeit mich zu entrüsten, oder mit der blinden und willenlosen Natur zu zürnen. Allerdings liegt darin eben ihre Schuld und ihre Unwürde, daß sie sind, was sie sind, und daß sie, anstatt frei, und etwas für sich zu sein, sich dem Strome der blinden Natur hingeben.

Dies allein könnte es sein, das meinen Unwillen erregte; aber ich falle hier mitten in das absolut Unbegreifliche hinein. Ich kann ihnen ihren Mangel an Freiheit nicht zurechnen, ohne sie schon vorauszusetzen, als frei, um sich freizumachen. Ich will mich über sie erzürnen, und finde keinen Gegenstand für meinen Zorn. Was sie wirklich sind, verdient diesen Zorn nicht; was ihn verdiente, sind sie nicht, und sie würden ihn abermals nicht verdienen, wenn sie es wären. Mein Unwille träfe ein offenbares Nichts. — Zwar muß ich sie stets behandeln, und mit ihnen reden, als ob sie wären, wovon ich sehr wohl weiß, daß sie es nicht sind; ich muß ihnen gegenüber stets voraussetzen, wodurch allein ich ihnen gegenüber zu stehen kommen, und mit ihnen zu handeln haben kann. Die Pflicht gebietet mir einen Begriff von ihnen für das Handeln, dessen Gegenteil mir durch die Betrachtung gegeben wird. Und so kann es allerdings geschehen, daß ich mit einer edlen Entrüstung, als ob sie frei wären, gegen sie mich kehre, um sie selbst mit dieser Entrüstung gegen sich selbst zu entzünden; eine Entrüstung, die ich selbst in meinem Innern vernünftigerweise nie empfinden kann. Nur der handelnde Mensch der Gesellschaft in mir ist es, der

Digitized by Google

der Unvernunft und dem Laster zürnt, nicht der auf sich selbst ruhende, und in sich selbst vollendete, betrachtende Mensch.

Körperliche Leiden, Schmerz und Krankheit, wenn sie mich treffen sollten, werde ich nicht vermeiden können zu *fühlen*, denn sie sind Ereignisse meiner Natur, und ich bin und bleibe hienieden Natur; aber sie sollen mich nicht *betrüben*. Sie treffen auch nur die Natur, mit der ich auf eine wunderbare Weise zusammenhänge, nicht mich selbst, das über alle Natur erhabene Wesen. Das sichere Ende alles Schmerzes, und aller Empfänglichkeit für den Schmerz ist der Tod; und unter allem, was der natürliche Mensch für ein Übel zu halten pflegt, ist es mir dieser am wenigsten. Ich werde überhaupt nicht für *mich* sterben, sondern nur für *andere* — für die Zurückbleibenden, aus deren Verbindung ich gerissen werde; für mich selbst ist die Todesstunde Stunde der Geburt zu einem neuen herrlichern Leben.

Nachdem so mein Herz aller Begier nach dem Irdischen verschlossen ist, nachdem ich in der Tat für das Vergängliche gar kein Herz mehr habe, erscheint meinem Auge das Universum in einer verklärten Gestalt. Die tote lastende Masse, die nur den Raum ausstopfte, ist verschwunden, und an ihrer Stelle fließt, und woget und rauscht der ewige Strom von Leben, und Kraft und Tat — vom ursprünglichen Leben; von deinem Leben, Unendlicher: denn alles Leben ist dein Leben, und nur das religiöse Auge bringt ein in das Reich der wahren Schönheit.

Ich bin dir verwandt, und was ich rund um mich herum erblicke, ist mir verwandt; es ist alles belebt und beseelt, und blickt aus hellen Geister-Augen mich an, und redet mit Geistertönen an mein Herz. Auf das mannigfaltigste zerteilt und getrennt schaue in allen Gestalten außer mir ich selbst mich wieder, und strahle mir aus ihnen entgegen, wie die Morgensonne in tausend Tautropfen mannigfaltig gebrochen sich selbst entgegenglänzt.

Dein Leben, wie es der Endliche zu fassen vermag, ist sich selbst schlechthin durch sich selbst bildendes, und darstellendes Wollen; dieses Leben fließt — im Auge des Sterblichen mannigfach versinnlicht — durch mich hindurch herab in die ganze unermeßliche Natur. Hier strömt es, als sich selbst schaffende und bildende Materie, durch meine Adern und Muskeln hindurch, und setzt außer mir seine Fülle ab im Baume, in der Pflanze, im Grase. *Ein* zusammenhängender Strom, Tropfen an Tropfen, fließt das bildende Leben in allen Gestalten, und allenthalben, wohin ihm mein Auge zu folgen vermag; und blickt mich an, — aus jedem Punkte des Universum anders, — als dieselbe Kraft, durch die es in geheimem Dunkel meinen eigenen Körper bildet. Dort woget es frei, und hüpft, und tanzet als sich selbst bildende Bewegung im Tiere, und stellt in jedem neuen Körper sich dar, als eine andre eigne für sich bestehende Welt: dieselbe Kraft, welche, mir unsichtbar, in meinen eignen Gliedmaßen sich reget, und bewegt. Alles was sich regt, folgt diesem allgemeinen Zuge, diesem einigen Prinzip aller Bewegung, das von einem Ende des Universum zum andern die harmonische Erschütterung fortleitet: das Tier ohne Freiheit; ich, von welchem in der sichtbaren Welt die Bewegung ausgeht, ohne daß sie darum in mir gegründet sei, mit Freiheit.

Aber rein und heilig, und deinem eignen Wesen so nahe, als im

Digitized by Google

Auge des Sterblichen ihm etwas sein kann, fließet dieses dein Leben hin als Band, das Geister mit Geistern in eins verschlingt, als Luft und Äther der einen Vernunftwelt; undenkbar und unbegreiflich, und doch offenbar daliegend vor dem geistigen Auge. In diesem Lichtstrome fortgeleitet schwebt der Gedanke, unaufgehalten und derselbe bleibend von Seele zu Seele, und kommt reiner und verklärt zurück aus der verwandten Brust. Durch dieses Geheimnis findet der Einzelne sich selbst, und versteht, und liebt sich selbst nur in einem andern; und jeder Geist wickelt sich los nur von andern Geistern, und es gibt keinen Menschen, sondern nur eine Menschheit, kein einzelnes Denken, und Lieben, und Hassen, sondern nur ein Denken, und Lieben, und Hassen, in und durch einander. Durch dieses Geheimnis strömt die Verwandtschaft der Geister in der unsichtbaren Welt fort bis in ihre körperliche Natur, und stellt sich dar in zwei Geschlechtern, die, wenn auch jedes geistige Band zerreißen könnte, schon als Naturwesen genötigt sind, sich zu lieben; fließt aus in die Zärtlichkeit der Eltern und Kinder, und Geschwister, gleich als ob die Seelen ebenso aus *einem* Blute entsprossen wären, wie die Leiber, und die Gemüter Zweige und Blüten desselben Stammes wären; und umfasset von da aus in engern oder weitern Kreisen die ganze empfindende Welt. Selbst ihrem Hasse liegt der Durst nach Liebe zum Grunde, und es entsteht keine Feindschaft, außer aus versagter Freundschaft.

Dieses ewige Leben und Regen in allen Adern der sinnlichen und geistigen Natur erblickt mein Auge, durch das, was andern tote Masse scheint, hindurch; und siehet dieses Leben stets steigen und wachsen, und zum geistigern Ausdrucke seiner selbst sich verklären. Das Universum ist mir nicht mehr jener in sich selbst zurücklaufende Zirkel, jenes unaufhörlich sich wiederholende Spiel, jenes Ungeheuer, das sich selbst verschlingt, um sich wieder zu gebären, wie es schon war: es ist vor meinem Blicke vergeistiget, und trägt das eigne Gepräge des Geistes; stetes Fortschreiten zum Vollkommnern in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht.

Die Sonne gehet auf, und gehet unter, und die Sterne versinken, und kommen wieder, und alle Sphären halten ihren Zirkeltanz; aber sie kommen nie so wieder, wie sie verschwanden, und in den leuchtenden Quellen des Lebens ist selbst Leben und Fortbilden. Jede Stunde, von ihnen herbeigeführt, jeder Morgen und jeder Abend sinkt mit neuem Gedeihen herab auf die Welt; neues Leben, und neue Liebe entträufelt den Sphären, wie die Tautropfen der Wolke, und umfängt die Natur, wie die kühle Nacht die Erde.

Aller Tod in der Natur ist Geburt, und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tötendes Prinzip in der Natur, denn die Natur ist durchaus lauter Leben; nicht der Tod tötet, sondern das lebendigere Leben, welches, hinter dem alten verborgen, beginnt und sich entwickelt. Tod und Geburt ist bloß das Ringen des Lebens mit sich selbst, um sich stets verklärter und ihm selbst ähnlicher darzustellen. Und *mein* Tod könnte etwas anders sein — meiner, der ich überhaupt nicht eine bloße Darstellung und Abbildung des Lebens bin, sondern das ursprüngliche, allein wahre, und wesentliche Leben in mir selbst trage? — Es ist gar kein möglicher Gedanke, daß

Digitized by Google

die Natur ein Leben vernichten solle, das aus ihr nicht stammt; die Natur, um deren willen nicht ich, sondern die selbst nur um meinetwillen lebt.

Aber selbst mein natürliches Leben, selbst diese bloße Darstellung des innern unsichtbaren Lebens vor dem Blicke des Endlichen, kann sie nicht vernichten, weil sie sonst sich selbst müßte vernichten können; sie, die bloß für mich, und um meinetwillen da ist, und nicht ist, wenn ich nicht bin. Gerade darum, weil sie mich tötet, muß sie mich neu beleben; es kann nur mein in ihr sich entwickelndes höheres Leben sein, vor welchem mein gegenwärtiges verschwindet; und das, was der Sterbliche Tod nennt, ist die sichtbare Erscheinung einer zweiten Belebung. Stürbe kein vernünftiges Wesen auf der Erde, das da nun einmal ihr Licht erblickt hätte, so wäre kein Grund da, eines neuen Himmels und einer neuen Erde zu harren: die einzig mögliche Absicht dieser Natur, Vernunft darzustellen und zu erhalten, wäre schon hienieden erfüllt, und ihr Umkreis wäre geschlossen. Aber der Akt, durch den sie ein freies selbständiges Wesen tötet, ist ihr feierliches, aller Vernunft kundbares Hinüberschreiten über diesen Akt, und über die ganze Sphäre, die sie dadurch beschließt; die Erscheinung des Todes ist der Leiter, an welchem mein geistiges Auge zu dem neuen Leben meiner selbst, und einer Natur für mich hinübergleitet.

Jeder meinesgleichen, der aus der irdischen Verbindung heraustritt, und der meinem Geiste nicht für vernichtet gelten kann — denn er ist meinesgleichen —, zieht meinen Gedanken mit sich hinüber; er *ist* noch, und ihm gebührt eine Stätte. Indes wir hienieden um ihn trauern, so wie Trauer sein würde, wenn sie könnte im dumpfen Reiche der Bewußtlosigkeit, wenn sich ihm ein Mensch zum Lichte der Erdensonne entreißt, ist drüben Freude, daß der Mensch zu ihrer Welt geboren wurde, so wie wir Erdenbürger die Unsrigen mit Freude empfangen. Wenn ich einst ihnen folgen werde, wird für mich nur Freude sein; denn die Trauer bleibt in der Sphäre zurück, die ich verlasse.

Es verschwindet vor meinem Blicke, und versinkt die Welt, die ich noch soeben bewunderte. In aller Fülle des Lebens, der Ordnung, und des Gedeihens, welche ich in ihr schaue, ist sie doch nur der Vorhang, durch die eine unendlich vollkommnere mir verdeckt wird, und der Keim, aus dem diese sich entwickeln soll. Mein Glaube tritt hinter diesen Vorhang, und erwärmt, und belebt diesen Keim. Er sieht nichts Bestimmtes, aber er erwartet mehr, als er hienieden fassen kann, und je in der Zeit wird fassen können.

(Schluß der „Bestimmung des Menschen")

Über das Vorlesungswesen auf den Universitäten

Auch nachdem durch Erfindung der Buchdruckerkunst die Bücher höchst gemein worden, und die Ausbreitung des Buchhandels jedwedem es sogar weit leichter gemacht hat, durch Schriften sich mitzuteilen, als durch mündliche Lehrvorträge; nachdem es keinen Zweig der Wissenschaft mehr gibt, über welchen nicht sogar ein Überfluß von Büchern vorhanden sei, hält man dennoch noch immer sich für verbunden, durch Universitäten dieses gesamte Buchwesen der Welt *noch einmal zu setzen*, und eben dasselbe, was schon *gedruckt* vor jedermanns Augen

Digitized by Google

liegt, auch noch durch Professoren rezitieren zu lassen. Da auf diese Weise dasselbe Eine in zwei verschiedenen Formen vorhanden ist, so ermangelt die Trägheit nicht, sowohl den mündlichen Unterricht zu versäumen, indem sie ja dasselbe irgend einmal auch aus dem Buche werde lernen können, als den durch Bücher zu vernachlässigen, indem sie dasselbige ja auch hören könne, wodurch es denn dahin gekommen, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, gar nichts mehr gelernt worden, als was durch das Ohngefähr auf einem der beiden Wege an uns hängen geblieben, sonach überhaupt nichts im ganzen, sondern nur abgerißne Bruchstücke; zuletzt hat es sich zugetragen, daß die Wissenschaft, — als etwas nach Belieben immerfort auf die leichteste Weise an sich zu Bringendes, bei der Menge der Halbgelehrten, die auf diese Weise entstanden, in tiefe Verachtung geraten. Nun ist von den genannten zwei Mitteln der Belehrung das eigene Studieren der Bücher sogar das vorzüglichere, indem das Buch der frei zu richtenden Aufmerksamkeit standhält, und das, wobei diese sich zerstreute, noch einmal gelesen, das aber, was man nicht sogleich versteht, bis zum erfolgten Verständnisse hin und her überlegt werden, auch die Lektüre nach Belieben fortgesetzt werden kann, so lange man Kraft fühlt, oder abgebrochen werden, wo diese uns verläßt; dagegen in der Regel der Professor seine Stunde lang seinen Spruch fortredet, ohne zu achten, ob irgend jemand ihm folge, ihn abbricht, da wo die Stunde schlägt, und ihn nicht eher wieder anknüpft, als bis abermals seine Stunde geschlagen. Es wird durch diese Lage des Schülers, in der es ihm unmöglich ist, in den Fluß der Rede seines Lehrers auf irgendeine Weise einzugreifen und ihn nach seinem Bedürfnisse zum Stehen zu bringen, das leidende Hingeben als Regel eingeführt, der Trieb der eigenen Tätigkeit vernichtet, und so dem Jünglinge sogar die Möglichkeit genommen, des zweiten Mittels der Belehrung, der Bücher, mit freitätiger Aufmerksamkeit sich zu bedienen. Und so sind wir denn, um von der Kostspieligkeit dieser Einrichtung für das gemeine und das Privatwesen, und von der dadurch bewirkten Verwilderung der Sitten hier zu schweigen, durch die Beibehaltung des Notmittels, nachdem die Not längst aufgehoben, auch noch für den Gebrauch des wahren und bessern Mittels verdorben worden.

Wissenschaft und Leben

Man studiert ja nicht, um lebenslänglich und stets dem Examen bereit das Erlernte in Worten wieder von sich zu geben, sondern um dasselbe auf die vorkommenden Fälle des Lebens anzuwenden, und so es in Werke zu verwandeln; es nicht bloß zu wiederholen, sondern etwas anderes daraus und damit zu machen; es ist demnach auch hier letzter Zweck keineswegs das Wissen, sondern vielmehr die Kunst, das Wissen zu gebrauchen. Nun setzt diese Kunst der Anwendung der Wissenschaft im Leben noch andere der Akademie fremde Bestandteile, Kenntnis des Lebens nämlich, und Übung der Beurteilungsfähigkeit der Fälle der Anwendung voraus, und es ist demnach von ihr zunächst nicht die Rede. Wohl aber gehört hierher die Frage, auf welche Weise man denn die Wissenschaft selbst so zum freien und auf unendliche Weise zu gestaltenden Eigentume und Werkzeuge erhalte, daß eine fertige Anwendung derselben auf das, freilich auf anderm Wege zu erkennende, Leben möglich werde.

Digitized by Google

Offenbar geschieht dies nur dadurch, daß man jene Wissenschaft gleich anfangs mit klarem und freiem Bewußtsein erhalte. Man verstehe uns also. Es macht sich vieles von selbst in unserm Geiste, und legt sich demselben gleichsam an, durch einen blinden und uns selber verborgen bleibenden Mechanismus. Was also entstanden, ist nicht mit klarem und freiem Bewußtsein durchdrungen, es ist auch nicht unser sicheres und stets wieder herbeizurufendes Eigentum, sondern es kommt wieder oder verschwindet nach den Gesetzen desselben verborgenen Mechanismus, nach welchem es sich erst in uns anlegte. Was wir hingegen mit dem Bewußtsein, daß wir es tätig erlernen, und dem Bewußtsein der Regeln dieser erlernenden Tätigkeit, auffassen, das wird zufolge dieser eigenen Tätigkeit und dem Bewußtsein ihrer Regeln ein eigentümlicher Bestandteil unsrer Persönlichkeit und unsres, frei und beliebig zu entwickelnden Lebens.

Die freie Tätigkeit des Auffassens heißt Verstand. Bei dem zuerst erwähnten mechanischen Erlernen wird der Verstand gar nicht angewendet, sondern es waltet allein die blinde Natur. Wenn jene Tätigkeit des Verstandes und die bestimmten Weisen, wie dieselbe verfährt, um etwas aufzufassen, wiederum zu klarem Bewußtsein erhoben werden, so wird dadurch entstehen eine besonnene Kunst des Verstandesgebrauchs im Erlernen. Eine kunstmäßige Entwicklung jenes Bewußtseins der Weise des Erlernens — im Erlernen irgendeines Gegebenen — würde somit, unbeschadet des jetzt aufgegebenen Lernens, zunächst nicht auf das Lernen, sondern auf die Bildung des Vermögens zum Lernen ausgehen. Unbeschadet des jetzt aufgegebenen Lernens, habe ich gesagt, vielmehr zu seinem großen Vorteile, denn man weiß gründlich und unvergeßlich nur das, wovon man weiß, wie man dazu gelangt ist. Sodann wird, indem nicht bloß das zuerst Gegebene gelernt, sondern an ihm zugleich die Kunst des Erlernens überhaupt gelernt und geübt wird, die Fertigkeit entwickelt, ins Unendliche fort nach Belieben leicht und sicher alles andere zu lernen; und es entstehen Künstler im Lernen. Endlich wird dadurch alles Erlernte oder zu Erlernende ein sicheres Eigentum des Menschen, womit er nach Belieben schalten könne, und es ist somit die erste und ausschließende Bedingung des praktischen Kunstgebrauchs der Wissenschaft im Leben herbeigeführt und erfüllet. Eine Anstalt, in welcher mit Besonnenheit, und nach Regeln, das beschriebene Bewußtsein entwickelt und die dabei beabsichtigte Kunst geübt würde, wäre, was folgende Benennung ausspricht: eine Schule der Kunst des wissenschaftlichen Verstandesgebrauches.

Die Bedeutung der deutschen Sprache*

Die Sprache überhaupt und besonders die Bezeichnung der Gegenstände in derselben durch das Lautwerden der Sprachwerkzeuge hängt keineswegs von willkürlichen Beschlüssen und Verabredungen ab, sondern es gibt zuvörderst ein Grundgesetz, nach welchem jedweder Begriff in den menschlichen Sprachwerkzeugen zu diesem und keinem andern Laute wird. So wie die Gegenstände sich in den Sinnenwerkzeugen des einzelnen mit dieser bestimmten Figur, Farbe usw. abbilden, so bilden sie

* gekürzt

Digitized by Google

sich im Werkzeuge des gesellschaftlichen Menschen, in der Sprache, mit diesem bestimmten Laute ab. Nicht eigentlich redet der Mensch, sondern in ihm redet die menschliche Natur und verkündiget sich andern seinesgleichen. Und so müßte man sagen: die Sprache ist eine einzige und durchaus notwendige.

Nun mag zwar, welches das zweite ist, die Sprache in dieser ihrer Einheit für den Menschen schlechtweg als solchen niemals und nirgends hervorgebrochen sein, sondern allenthalben weiter geändert und gebildet durch die Wirkungen, welche der Himmelsstrich und häufigerer oder seltnerer Gebrauch auf die Sprachwerkzeuge, und die Aufeinanderfolge der beobachteten und bezeichneten Gegenstände auf die Aufeinanderfolge der Bezeichnung hatten. Jedoch findet auch hierin nicht Willkür oder Ohngefähr, sondern strenges Gesetz statt; und es ist notwendig, daß in einem durch die erwähnten Bedingungen also bestimmten Sprachwerkzeuge nicht die eine und reine Menschensprache, sondern daß eine Abweichung davon, und zwar, daß gerade diese bestimmte Abweichung davon hervorbreche.

Nenne man die unter denselben äußern Einflüssen auf das Sprachwerkzeug stehenden, zusammenlebenden und in fortgesetzter Mitteilung ihre Sprache fortbildenden Menschen ein Volk, so muß man sagen: die Sprache dieses Volkes ist notwendig so, wie sie ist, und nicht eigentlich dieses Volk spricht seine Erkenntnis aus, sondern seine Erkenntnis selbst spricht sich aus aus demselben.

Bei allen im Fortgange der Sprache durch dieselben oben erwähnten Umstände erfolgten Veränderungen bleibt ununterbrochen diese Gesetzmäßigkeit, und zwar für alle, die in ununterbrochner Mitteilung bleiben, und wo das von jedem einzelnen ausgesprochene Neue an das Gehör aller gelangt, dieselbe eine Gesetzmäßigkeit. Nach Jahrtausenden und nach allen den Veränderungen, welche in ihnen die äußere Erscheinung der Sprache dieses Volks erfahren hat, bleibt es immer dieselbe eine, ursprünglich also ausbrechen müssende lebendige Sprachkraft der Natur, die ununterbrochen durch alle Bedingungen herabgeflossen ist und in jeder so werden mußte, wie sie ward, am Ende derselben so sein mußte, wie sie jetzt ist, und in einiger Zeit also sein wird, wie sie sodann müssen wird. Die reinmenschliche Sprache, zusammengenommen zuvörderst mit dem Organe des Volks, als sein erster Laut ertönte, was hieraus sich ergibt, ferner zusammengenommen mit allen Entwicklungen, die dieser erste Laut unter den gegebnen Umständen gewinnen mußte, gibt als letzte Folge die gegenwärtige Sprache des Volks. Darum bleibt auch die Sprache immer dieselbe Sprache. Lasset immer nach einigen Jahrhunderten die Nachkommen die damalige Sprache ihrer Vorfahren nicht verstehen, weil für sie die Übergänge verloren gegangen sind; dennoch gibt es vom Anbeginn an einen stetigen Übergang ohne Sprung, immer unmerklich in der Gegenwart und nur durch Hinzufügung neuer Übergänge bemerklich gemacht und als Sprung erscheinend. Niemals ist ein Zeitpunkt eingetreten, da die Zeitgenossen aufgehört hätten, sich zu verstehen, indem ihr ewiger Vermittler und Dolmetscher die aus ihnen allen sprechende gemeinsame Naturkraft immerfort war und blieb.

Digitized by Google

Alle Bezeichnung des Übersinnlichen richtet sich nach dem Umfange und der Klarheit der sinnlichen Erkenntnis desjenigen, der da bezeichnet. Das Sinnbild ist ihm klar und drückt ihm das Verhältnis des Begriffenen zum geistigen Werkzeuge vollkommen verständlich aus; denn dieses Verhältnis wird ihm erklärt durch ein anderes unmittelbar lebendiges Verhältnis zu seinem sinnlichen Werkzeuge. Diese also entstandene neue Bezeichnung mit aller der neuen Klarheit, die durch diesen erweiterten Gebrauch des Zeichens die sinnliche Erkenntnis selber bekommt, wird nun niedergelegt in der Sprache; und die mögliche künftige übersinnliche Erkenntnis wird nun nach ihrem Verhältnisse zu der ganzen in der gesamten Sprache niedergelegten übersinnlichen und sinnlichen Erkenntnis bezeichnet; und so geht es ununterbrochen fort; und so wird denn die unmittelbare Klarheit und Verständlichkeit der Sinnbilder niemals abgebrochen, sondern sie bleibt ein stetiger Fluß. — Ferner, da die Sprache nicht durch Willkür vermittelt, sondern als unmittelbare Naturkraft aus dem verständigen Leben ausbricht, so hat eine ohne Abbruch nach diesem Gesetze fortentwickelte Sprache auch die Kraft, unmittelbar einzugreifen in das Leben und dasselbe anzuregen. Wie die unmittelbar gegenwärtigen Dinge den Menschen bewegen, so müssen auch die Worte einer solchen Sprache den bewegen, der sie versteht; denn auch sie sind Dinge, keineswegs willkürliches Machwerk. So zunächst im Sinnlichen. Nicht anders jedoch auch im Übersinnlichen. Denn obwohl in Beziehung auf das letztere der stetige Fortgang der Naturbeobachtung durch freie Besinnung und Nachdenken unterbrochen wird und hier gleichsam der unbildliche Gott eintritt, so versetzt dennoch die Bezeichnung durch die Sprache das Unbildliche auf der Stelle in den stetigen Zusammenhang des Bildlichen zurück; und so bleibt auch in dieser Rücksicht der stetige Fortgang der zuerst als Naturkraft ausgebrochenen Sprache ununterbrochen, und es tritt in den Fluß der Bezeichnung keine Willkür ein. Es kann darum auch dem übersinnlichen Teile einer also stetig fortentwickelten Sprache seine Leben anregende Kraft auf den, der nur sein geistiges Werkzeug in Bewegung setzt, nicht entgehen. Die Worte einer solchen Sprache in allen ihren Teilen sind Leben und schaffen Leben. — Machen wir auch in Rücksicht der Entwicklung der Sprache für das Übersinnliche die Voraussetzung, daß das Volk dieser Sprache in ununterbrochener Mitteilung geblieben und daß, was einer gedacht und ausgesprochen, bald an alle gekommen, so gilt, was bisher im allgemeinen gesagt worden, für alle, die diese Sprache reden. Allen, die nur denken wollen, ist das in der Sprache niedergelegte Sinnbild klar; allen, die da wirklich denken, ist es lebendig und anregend ihr Leben.

So verhält es sich, sage ich, mit einer Sprache, die von dem ersten Laute an, der in demselben Volke ausbrach, ununterbrochen aus dem wirklichen gemeinsamen Leben dieses Volks sich entwickelt hat.

Ganz das Gegenteil aber von allem bisher Gesagten erfolgt alsdann, wenn ein Volk mit Aufgebung seiner eignen Sprache eine fremde, für übersinnliche Bezeichnung schon sehr gebildete annimmt, und zwar nicht also, daß es sich der Einwirkung dieser fremden Sprache ganz frei hingebe und sich bescheide, sprachlos zu bleiben so lange, bis es in den Kreis

Digitized by Google

der Anschauungen dieser fremden Sprache hineingekommen, sondern also, daß es seinen eignen Anschauungskreis der Sprache aufdringe und diese von dem Standpunkte aus, wo sie dieselbe fanden, von nun an in diesem Anschauungskreise sich fortbewegen müsse. In Absicht des sinnlichen Teils der Sprache zwar ist diese Begebenheit ohne Folgen. In jedem Volke müssen ja ohnedies die Kinder diesen Teil der Sprache, gleich als ob die Zeichen willkürlich wären, lernen und so die ganze frühere Sprachentwickelung der Nation hierin nachholen; jedes Zeichen aber in diesem sinnlichen Umkreise kann durch die unmittelbare Ansicht oder Berührung des Bezeichneten vollkommen klargemacht werden. Höchstens würde daraus folgen, daß das erste Geschlecht eines solchen seine Sprache ändernden Volks als Männer wieder in die Kinderjahre zurückzugehen genötigt gewesen; mit den Nachgebornen aber und an den künftigen Geschlechtern war alles wieder in der alten Ordnung. Dagegen ist diese Veränderung von den bedeutendsten Folgen in Rücksicht des übersinnlichen Teils der Sprache. Dieser hat zwar für die ersten Eigentümer der Sprache sich gemacht auf die bisher beschriebene Weise; für die spätern Eroberer derselben aber enthält das Sinnbild eine Vergleichung mit einer sinnlichen Anschauung, die sie entweder schon längst ohne die beiliegende geistige Ausbildung übersprungen haben oder die sie dermalen noch nicht gehabt haben, auch wohl niemals haben können. Das Höchste, was sie hierbei tun können, ist, daß sie das Sinnbild und die geistige Bedeutung desselben sich erklären lassen, wodurch sie die flache und tote Geschichte einer fremden Bildung, keineswegs aber eigene Bildung erhalten und Bilder bekommen, die für sie weder unmittelbar klar noch auch lebenanregend sind, sondern völlig also willkürlich erscheinen müssen wie der sinnliche Teil der Sprache. Für sie ist nun durch diesen Eintritt der bloßen Geschichte als Erklärerin die Sprache in Absicht des ganzen Umkreises ihrer Sinnbildlichkeit tot, abgeschlossen und ihr stetiger Fortfluß abgebrochen; und obwohl über diesen Umkreis hinaus sie nach ihrer Weise und, inwiefern dies von einem solchen Ausgangspunkte aus möglich ist, diese Sprache wieder lebendig fortbilden mögen, so bleibt doch jener Bestandteil die Scheidewand, an welcher der ursprüngliche Ausgang der Sprache als eine Naturkraft aus dem Leben und die Rückkehr der wirklichen Sprache in das Leben ohne Ausnahme sich bricht. Obwohl eine solche Sprache auf der Oberfläche durch den Wind des Lebens bewegt werden und so den Schein eines Lebens von sich geben mag, so hat sie doch tiefer einen toten Bestandteil und ist durch den Eintritt des neuen Anschauungskreises und die Abbrechung des alten abgeschnitten von der lebendigen Wurzel.

Wir beleben das soeben Gesagte durch ein Beispiel, indem wir zum Behuf dieses Beispiels noch beiläufig die Bemerkung machen, daß eine solche im Grunde tote und unverständliche Sprache sich auch sehr leicht verdrehen und zu allen Beschönigungen des menschlichen Verderbens mißbrauchen läßt, was in einer niemals erstorbenen nicht also möglich ist. Ich bediene mich als solchen Beispiels der drei berüchtigten Worte Humanität, Popularität, Liberalität. Diese Worte, vor dem Deutschen, der keine andere Sprache gelernt hat, ausgesprochen, sind ihm ein völlig leerer Schall, der an nichts ihm schon Bekanntes durch Verwandtschaft des Lautes erinnert und so aus dem Kreise seiner Anschauung und aller möglichen Anschauung ihn vollkommen herausreißt. Reizt nun doch

Digitized by Google

etwa das unbekannte Wort durch seinen fremden, vornehmen und wohltönenden Klang seine Aufmerksamkeit und denkt er, was so hoch töne, müsse auch etwas Hohes bedeuten, so muß er sich diese Bedeutung ganz von vornherein und als etwas ihm ganz Neues erklären lassen und kann dieser Erklärung eben nur blind glauben und wird so stillschweigend gewöhnt, etwas für wirklich daseiend und würdig anzuerkennen, das er, sich selbst überlassen, vielleicht niemals des Erwähnens wert gefunden hätte. Man glaube nicht, daß es sich mit den neulateinischen Völkern, welche jene Worte vermeintlich als Worte ihrer Muttersprache aussprechen, viel anders verhalte. Ohne gelehrte Ergründung des Altertums und seiner wirklichen Sprache verstehen sie die Wurzeln dieser Wörter ebensowenig als der Deutsche. Hätte man nun etwa dem Deutschen statt des Wortes Humanität das Wort Menschlichkeit, wie jenes wörtlich übersetzt werden muß, ausgesprochen, so hätte er uns ohne weitere historische Erklärung verstanden; aber er hätte gesagt: da ist man nicht eben viel, wenn man ein Mensch ist und kein wildes Tier. Also aber, wie wohl nie ein Römer gesagt hätte, würde der Deutsche sagen deswegen, weil die Menschheit überhaupt in seiner Sprache nur ein sinnlicher Begriff geblieben, niemals aber wie bei den Römern zum Sinnbilde eines übersinnlichen geworden, indem unsre Vorfahren vielleicht lange vorher die einzelnen menschlichen Tugenden bemerkt und sinnbildlich in der Sprache bezeichnet, ehe sie darauf gefallen, dieselben in einem Einheitsbegriffe und zwar als Gegensatz mit der tierischen Natur zusammenzufassen, welches denn auch unsern Vorfahren den Römern gegenüber zu gar keinem Tadel gereicht. Wer nun den Deutschen dennoch dieses fremde und römische Sinnbild künstlich in die Sprache spielen wollte, der würde ihre sittliche Denkart offenbar herunterstimmen, indem er ihnen als etwas Vorzügliches und Lobenswürdiges hingäbe, was in der fremden Sprache auch wohl ein solches sein mag, was er aber nach der unaustilgbaren Natur seiner Nationaleinbildungskraft nur faßt als das Bekannte, das gar nicht zu erlassen ist. Es ließe sich vielleicht durch eine nähere Untersuchung dartun, daß dergleichen Herabstimmungen der frühern sittlichen Denkart durch unpassende und fremde Sinnbilder den germanischen Stämmen, die die römische Sprache annahmen, schon zu Anfange begegnet: doch wird hier auf diesen Umstand nicht gerade das größte Gewicht gelegt.

Würde ich ferner dem Deutschen statt der Wörter Popularität und Liberalität die Ausdrücke haschen nach Gunst beim großen Haufen und Entfernung vom Sklavensinn, wie jene wörtlich übersetzt werden müssen, sagen, so bekäme derselbe zuvörderst nicht einmal ein klares und lebhaftes sinnliches Bild, dergleichen der frühere Römer allerdings bekam. Dieser sahe alle Tage die schmiegsame Höflichkeit des ehrgeizigen Kandidaten gegen alle Welt sowie die Ausbrüche des Sklavensinns vor Augen, und jene Worte bildeten sie ihm wieder lebendig vor. Durch die Veränderung der Regierungsform und die Einführung des Christentums waren schon dem spätern Römer diese Schauspiele entrissen, wie denn überhaupt diesem besonders durch das fremdartige Christentum, das er weder abzuwehren noch sich einzuverleiben vermochte, die eigne Sprache gutenteils abzusterben anfing im eignen Munde. Wie hätte diese schon in der eigenen Heimat halbtote Sprache lebendig überliefert werden

Digitized by Google

können an ein fremdes Volk? Wie sollte sie es jetzt können an uns Deutsche? Was ferner das in jenen beiden Ausdrücken liegende Sinnbild eines Geistigen betrifft, so liegt in der Popularität schon ursprünglich eine Schlechtigkeit, die durch das Verderben der Nation und ihrer Verfassung in ihrem Munde zur Tugend verdreht wurde. Der Deutsche geht in diese Verdrehung, sowie sie ihm nur in seiner eignen Sprache dargeboten wird, nimmer ein. Zur Übersetzung der Liberalität aber dadurch, daß ein Mensch keine Sklavenseele oder, wenn es in die neue Sitte eingeführt wird, keine Lakaiendenkart habe, antwortet er abermals, daß auch dies sehr wenig gesagt heiße.

Nun hat man aber noch ferner in diese schon in ihrer reinen Gestalt bei den Römern auf einer tiefen Stufe der sittlichen Bildung entstandenen oder geradezu eine Schlechtigkeit bezeichnenden Sinnbilder in der Fortentwicklung der neulateinischen Sprachen den Begriff von Mangel an Ernst über die gesellschaftlichen Verhältnisse, den des Sichwegwerfens, den der gemütlosen Lockerheit, hineingespielt und dieselben auch in die deutsche Sprache gebracht, um durch das Ansehen des Altertums und des Auslandes ganz in der Stille und ohne daß jemand so recht deutlich merke, wovon die Rede sei, die letztgenannten Dinge auch unter uns in Ansehen zu bringen. Dies ist von jeher der Zweck und der Erfolg aller Einmischung gewesen: zuvörderst aus der unmittelbaren Verständlichkeit und Bestimmtheit, die jede ursprüngliche Sprache bei sich führt, den Hörer in Dunkel und Unverständlichkeit einzuhüllen; darauf an den dadurch erregten blinden Glauben desselben sich mit der nun nötig gewordenen Erklärung zu wenden; in dieser endlich Laster und Tugend also durcheinander zu rühren, daß es kein leichtes Geschäft ist, dieselben wieder zu sondern. Hätte man das, was jene drei ausländischen Worte eigentlich wollen müssen, wenn sie überhaupt etwas wollen, dem Deutschen in seinen Worten und in seinem sinnbildlichen Kreise also ausgesprochen: Menschenfreundlichkeit, Leutseligkeit, Edelmut, so hätte er uns verstanden; die genannten Schlechtigkeiten aber hätten sich niemals in jene Bezeichnungen einschieben lassen. Im Umfange deutscher Rede entsteht eine solche Einhüllung in Unverständlichkeit und Dunkel entweder aus Ungeschicktheit oder aus böser Tücke; sie ist zu vermeiden, und die Übersetzung in rechtes wahres Deutsch liegt als stets fertiges Hilfsmittel bereit. In den neulateinischen Sprachen aber ist diese Unverständlichkeit natürlich und ursprünglich, und sie ist durch gar kein Mittel zu vermeiden, indem diese überhaupt nicht im Besitze irgendeiner lebendigen Sprache, woran sie die tote prüfen könnten, sich befinden und, die Sache genau genommen, eine Muttersprache gar nicht haben.

Welchen unermeßlichen Einfluß auf die ganze menschliche Entwicklung eines Volks die Beschaffenheit seiner Sprache haben möge, der Sprache, welche den einzelnen bis in die geheimste Tiefe seines Gemüts bei Denken und Wollen begleitet und beschränkt oder beflügelt, welche die gesamte Menschenmenge, die dieselbe redet, auf ihrem Gebiete zu einem einzigen gemeinsamen Verstande verknüpft, welche der wahre gegenseitige Durchströmungspunkt der Sinnenwelt und der der Geister ist und die Enden dieser beiden also ineinander verschmilzt, daß gar nicht zu sagen

Digitized by Google

ist, zu welcher von beiden sie selber gehöre — wie verschieden die Folge dieses Einflusses ausfallen möge, da, wo das Verhältnis ist wie Leben und Tod, läßt sich im allgemeinen erraten. Zunächst bietet sich dar, daß der Deutsche ein Mittel hat, seine lebendige Sprache durch Vergleichung mit der abgeschloßnen römischen Sprache, die von der seinigen im Fortgange der Sinnbildlichkeit gar sehr abweicht, noch tiefer zu ergründen, wie hinwiederum jene auf demselben Wege klarer zu verstehen, welches dem Neulateiner, der im Grunde in dem Umkreise derselben einen Sprache gefangen bleibt, nicht also möglich ist; daß der Deutsche, indem er die römische Stammsprache lernt, die abgestammten gewissermaßen zugleich mit erhält und, falls er etwa die erste gründlicher lernen sollte denn der Ausländer, welches er aus dem angeführten Grunde gar wohl vermag, er zugleich auch dieses Ausländers eigene Sprachen weit gründlicher verstehen und weit eigentümlicher besitzen lernt denn jener selbst, der sie redet; daß daher der Deutsche, wenn er sich nur aller seiner Vorteile bedient, den Ausländer immerfort übersehen und ihn vollkommen, sogar besser denn er sich selbst verstehen und ihn nach seiner ganzen Ausdehnung übersetzen kann, dagegen der Ausländer ohne eine höchst mühsame Erlernung der deutschen Sprache den wahren Deutschen niemals verstehen kann und das echt Deutsche ohne Zweifel unübersetzt lassen wird. Was in diesen Sprachen man nur vom Ausländer selbst lernen kann, sind meistens aus Langeweile und Grille entstandene neue Moden des Sprechens, und man ist sehr bescheiden, wenn man auf diese Belehrungen eingeht. Meistens würde man statt dessen ihnen zeigen können, wie sie der Stammsprache und ihrem Verwandlungsgesetze gemäß sprechen sollten, und daß die neue Mode nichts tauge und gegen die althergebrachte gute Sitte verstoße.

Aus Fichtes Briefen und Fragmenten

Aus einem Brief an seine Braut

Der Hauptendzweck meines Lebens ist der, mir jede Art von (nicht wissenschaftlicher — ich merke darin viel Eitles) sondern von Charakterbildung zu geben, die mir das Schicksal nur irgend erlaubt.

Ich forsche dem Gange der Vorsehung in meinem Leben nach und finde, daß eben dies auch wohl der Plan der Vorsehung mit mir sein könnte. Ich habe manche Situationen erlebt, manche Rollen gespielt, mancherlei Menschen und Stände kennen gelernt, und im ganzen habe ich gefunden, daß durch alle diese Vorfälle mein Charakter immer bestimmter geworden ist. Es fehlte mir bei meinem ersten Eintritte in die Welt alles, als ein bildsames Herz. Manche dieser mir mangelnden Eigenschaften habe ich seitdem erhalten; viele, unter andern die, mich zuweilen nach andern zu akkomodieren, falsche oder meinem Charakter ganz entgegengesetzte Personen zu behandeln, etwas ins Größere zu wirken, fehlen mir noch gänzlich. Ohne dies kann ich die Kräfte, die mir die Vorsicht etwa könnte gegeben haben, nie so brauchen, wie ich es damit kann.

Sollte die Vorsicht etwa den Plan haben, auch diese Fähigkeiten in mir zu entwickeln? Sollte sie es etwa durch mein Auftreten auf einem größeren Schauplatze wollen? Sollte etwa mein Treiben an einen Hof, mein Projekt, eine Fürstenerziehung zu erhalten, Ihres Papas

Digitized by Google

Plan, mich nach Kopenhagen zu bringen, Winke oder Wege der Vorsicht zu diesem Zwecke sein? Und sollte ich dann durch ein Drängen in eine kleinere Sphäre, das mir doch nicht natürlich ist, diesen Plan zu vereiteln suchen? — Ich habe zu wenig Talente, mich zu plitieren, Leute, die mir zuwider sind, zu behandeln; kann nur mit braven Leuten zurechtkommen, bin zu offen; dies war Ihnen ein Grund mehr, daß ich an keinen Hof tauge, mir ist es im Gegenteil einer, daß ich daran muß, wenn sich mir eine Gelegenheit dazu darbietet, um dadurch zu erlangen, was mir fehlt.

Den Stand der Gelehrten kenne ich; ich habe da wenig neue Entdeckungen zu machen. Ich selbst habe zu einem Gelehrten von metier so wenig Geschick als möglich. Ich will nicht bloß denken; ich will handeln: ich mag am wenigsten über des Kaisers Bart denken. Und überdies ist ein schweizerischer Professor, das ist ein Schulmann, mein Fach nun eigentlich gar nicht.

So stehe ich mit meinen Neigungen.

Nun aber zu meinen Pflichten! — Könnte nun nicht auch die Vorsehung, die besser wissen muß, zu was ich tauge und wo sie mich braucht, als ich selbst, nicht beschlossen haben, mich in eine solche Sphäre zu bringen? Könnte nicht Ihr Einfall, deren Schicksal sie mit dem meinigen zugleich entworfen zu haben scheint, ein Wink und das, was Sie mir vorschlagen, ein Weg dieser Vorsehung sein? Könnte nicht mein Treiben in die große Welt eine Verblendung meiner Sinnlichkeit, meiner angeborenen Unruhe sein, die diese Vorsehung jetzt fixieren wollte? Auch das ist ebenso möglich als das erste; und deswegen müssen wir auch hier tun, was von uns abhängt, und das übrige von Gottes Leitung erwarten.

Nur glaube ich, daß der Weg, den Sie dazu vorschlagen, nicht eben die Wirkung haben muß, die Sie davon erwarten. Meine Aufsätze können nicht das machen, was man Sensation nennt; dies ist weder in ihnen, noch in meinem Geiste überhaupt. Viele werden gar nicht verstehen, was vielleicht darinnen liegt; die es verstehen, werden mich, ich glaube es, für einen brauchbaren Mann halten, aber — comme il y en a beaucoup. Ein anderes ist's, wenn man Interesse für den Verfasser hat und ihn kennt.

Sollten Sie durch Ihre Verbindungen ein dergleichen Interesse veranlassen können — ja, dann läßt sich mehr erwarten; aber die Sache scheint nicht dringend. Vor allen Dingen müßte in Bern erst eine Professur, und zwar eine solche, die ich übernehmen könnte, offen sein. Dann ist es schwer, während meines Hierseins noch eine Abschrift von meinen Aufsätzen zu nehmen. Und vielleicht schreibe ich binnen der Zeit noch etwas Besseres oder kann vielleicht selbst mit diesen Aufsätzen in Leipzig ein Arrangement treffen, daß sie in Bern bekannt und bequemer bekannt gemacht werden können. Auf alle Fälle wissen Sie und jeder gute Mensch, der sich mit Ihnen für mich interessieren will, immer, wo ich bin. — Zu gleicher Zeit aber ersuche ich Sie, was ich nach Ihrer gütigen Denkungsart gegen mich nicht bedurfte, sowohl jetzt als nach meiner Abreise keine Gelegenheit, die sich Ihnen darbietet, wo mir ein Dienst zu leisten wäre, vorbeizulassen und sie mir anzuzeigen. Ich glaube an eine Vorsehung, und ich merke auf ihre Winke.

Digitized by Google

Bei der Gelegenheit noch etwas über mich. — Wenn Sie sagen: am Hofe, und wenn ich selbst Premierminister würde, wäre kein wahres Glück, so reden Sie aus meiner Seele. Das ist unter dem Monde nirgends, beim Dorfpfarrer ebensowenig als beim Premierminister. Der eine zählt Linsen, der andere Erbsen; das ist der ganze Unterschied. Glück ist nur jenseit des Grabes. Alles auf der Erde ist unbeschreiblich klein; das weiß ich: aber Glück ist's auch nicht, was ich suche; ich weiß, ich werde es nie finden.

Ich habe nur eine Leidenschaft, nur ein Bedürfnis, nur ein volles Gefühl meiner selbst, das: außer mir zu wirken. Je mehr ich handle, desto glücklicher scheine ich mir. Ist das auch Täuschung? Es kann sein, aber es liegt doch Wahrheit zum Grunde.

Aber das ist gewiß keine, daß es ein Himmelsgefühl gibt, von guten Seelen geliebt zu werden, Personen zu wissen, die Anteil, lebhaften, innigen, steten, warmen Anteil an mir nehmen. Seit ich Ihr Herz näher kenne, empfinde ich dies Gefühl in aller seiner Fülle. Urteilen Sie, mit welchen Empfindungen ich diesen Brief schließe!

Aus einem Briefe an seine Frau

„Höre Fichte, stolz bist du, ich muß dir's sagen, da dir es kein anderer sagen kann", würdest Du sprechen, wenn ich bei Dir wäre. Laß Du das nur gut sein und freue Dich, daß ich's bin. Da ich nun einmal keine Demut besitze, so muß ich wohl stolz sein, um etwas zu haben, um mich durch die Welt zu bringen. (20. Sept. 1799)

Fichte an Klopstock

Zürich, den 22. Juni 1793

Verehrungswürdigster Mann!

Dem Einzigen, der im frühesten Knabenalter meinem Auge die erste Träne der Rührung entlockte, der zuerst den Sinn fürs Erhabene, die einige Triebfeder meiner sittlichen Güte, in mir weckte, würde ich meinen Dank auf ein Leben aufgespart haben, in welchem die Entfernung der irdischen Schlacken am Dankenden nichts zu denken übrig läßt als den Dank, wenn ich nicht jetzt auf eine vielleicht nicht ganz ungültige Art bei diesem Einzigen eingeführt würde.

Guter großer Mann, möchten Sie die Tochter Ihrer Schwester, die aus Klopstockschem Blute erzeugte, kennen, möchten Sie von ihr wissen, was ihre Mitbürgerinnen, was ihre Freundinnen, was ihr Vater, was ich weiß: und Sie würden sie aus der Fülle Ihres tiefen allumfassenden Herzens segnen, wie Sie vielleicht seit Ihrer Meta keine segneten; und der glückliche Sterbliche, der alles Verdienst, was er im lebenslänglichen Ringen nach Menschen bessernder Wahrheit einst erstreben könnte, dem einzigen unterordnet, daß er von ihr gewählt worden ist — dieser glückliche Sterbliche würde auch eines Teils dieses Segens teilhaftig geworden zu sein glauben!

Verzeihen Sie den Ausbruch langverhaltener tiefer Empfindung

Ihrem

innigsten Verehrer

J. G. Fichte

Digitized by Google

Fichte an Schiller über Goethes „Natürliche Tochter"

Berlin, aus dem Jahre 1803

Goethes „Natürliche Tochter" habe ich die beiden Male, da sie hier aufgeführt wurde, mit aller Aufmerksamkeit gesehen und glaube zu der möglichsten Anschauung, die man aus dieser Quelle haben kann, mich erhoben zu haben. So sehr ich Goethes „Iphigenie", „Tasso" und, nur in anderm Fache, seinen „Hermann und Dorothea" stets geliebt und verehrt habe, so ziehe ich doch diese Arbeit ihnen allen vor und halte sie für das dermalige höchste Meisterstück des Meisters. Besonders scheint sie mir ein so streng geordnetes, in sich selbst zusammenhängendes organisches Ganzes zu sein, daß ich es kaum für möglich halte, daraus etwas wegzulassen. Was in dem ersten Teile sich noch nicht erklärt, zum Beispiel die geheimen Andeutungen auf das Verhältnis des Herzogs zu seinem Sohne, dessen und des Herzogs verborgene Komplotts, halte ich für bedeutende Winke auf die folgenden Stücke, die schon hier einen geheimen Schauer und furchtbare Ahnung einflößen sollen.

Daß ein solches Stück von irgendeiner Schauspielertruppe nach seinem wahren Geiste ergriffen und dargestellt werden sollte, darauf ist wohl ohne Zweifel Verzicht zu tun. Dagegen scheue ich mich nicht, dem wahren Zuschauer anzumuten, durch die Beschränktheit der Darstellung das Ideal hindurch zu erblicken. Daß teils schon wegen des Mangels dieser Erhebung solche Stücke für den gewöhnlichen Beschauer hinter mittelmäßigen und flachen zurückstehen, wo Geist oder Ungeist und Darstellung natürlich besser zusammenfallen, teils auch wegen der Aufmerksamkeit, die ihr organischer Zusammenhang fordert — während in gewöhnlichen Stücken man allenthalben einzelnes, nämlich Sandkörner bekommt — und bei dem gänzlichen Mangel an Organ für das innere Leben und Handeln meistens unverstanden bleiben, daher Goethe sich die ganzen zwei letzten Akte durch die seichte Relation hätte sparen können, daß Eugenie dem Gerichtsrat ihre Hand gegeben: dies ist ebenso unvermeidlich. Ich für meinen Teil aber komme vielleicht darum, weil ich selbst fast täglich durch irgendeine Plattheit gedrückt werde, mehr in die unbarmherzige Gesinnung, daß man allerdings das Höchste und immer nur das Höchste darstellen soll, ohne Mitleid mit der Unbehaglichkeit und Langweile der Ungebildeten, deren Besserung nie beginnen wird, solange sie noch etwas ausdrücklich für ihren Gaumen Zubereitetes finden.

Eine Frage: Wie denkt sich der Dichter die äußere Darstellung der Nation an dem Hafen — dieses Chores, aus dem seine einzelnen Repräsentanten sich loswinden und in die Handlung verflechten — was man gewöhnlich auch nicht faßt, indem die Ungersche Zeitung meint, sie kämen wie ungefähre Spaziergänger. Soll wirklich, wenigstens zu Anfang, das unermeßliche Leben des Hafens sichtbar sein, oder soll der Zuschauer es nur mit dem Auge seiner Phantasie sehen? Hier trugen bloß gegen das Ende des vierten Aufzugs zwei oder drei Leute einen Koffer Studentengut und ein paar kleine Ballen in der Tiefe der Bühne vorüber. Mir schien dies entweder zu viel oder zu wenig!

Eine Anekdote, wie die hiesige Direktion in Verlegenheiten sich hilft. Die Rolle der Nonne war in der ersten Vorstellung mit Madame H. besetzt, die sich also benahm, daß das Publikum in ein lautes Gelächter ausbrach, und diesmal nicht mit Unrecht. Die Direktion strich daher

Digitized by Google

den zweiten Tag diese Rolle, eine von allen den unnützen, die in den beiden letzten Akten auftreten, mochte sie denken, — wie doch erst von Eugenien alle Mittel mit steigender Angst versucht werden müssen, ehe sie zum letzten, äußersten greift, und wie nebenbei dadurch alle Stände des seinem Sturze nahenden Reichs nach ihrem innigsten Geiste an uns vorübergeführt werden müssen, diese Einsicht ist ihr nicht anzumuten — ließ aber die Rolle der Eugenie unverändert, so daß nun der gewagte Blick in den Gewaltsbrief ohne Zwischenglied auf die Verweigerung, ihn zu sehen, aus Furcht, einen geliebten Namen zu erblicken, folgte.

Da ich in meinem letzten Briefe des Auspochens erwähnte, so muß ich nun hinzusetzen, daß es ganz notorisch ist, daß Schadow die Auspocher bestellt und vorher angeworben. Ich schreibe Ihnen dies zu jedem Gebrauch, denn es ist stadtkundig, nur will ich es nicht Ihnen geschrieben haben. So behauptet man auch, daß der Verfasser der erwähnten Beurteilung in der Ungerschen Zeitung nicht Woltmann, sondern Herr Iffland selbst sei.

Fichte an ... über weibliche Erziehung

Berlin, den 1. Februar 1812

Erziehe man nur im Mädchen den Menschen, der ja ohne Abbruch in ihr ruht. Als Weib wird dieser vollkommen ausgebildete Mensch sich schon von selbst und ohne weiteres Zutun der Kunst finden.

Aus einem Briefe an seine Frau

Soeben habe ich die Nachricht von einem Schlage bestätigt erhalten, von dem ich doch noch hoffte, daß er abgewendet werden sollte (der Fall von Danzig). Der Erfolg kann Einfluß auf meine Entschließungen und Lebensplan haben. Sollte ich diesen Ort verlassen, so werde ich Dir es zeitig melden. Gott hat diesen Winter Wunder für uns getan, aber wir, schlechthin durch nichts zu bessern, haben sie nicht benutzt. Ich bin inzwischen der Sache ergeben, nicht den Menschen, und habe, selbst auf den Fall des Untergangs der preußischen Monarchie, meinen festen Plan.

Wie ich die Menschen diesen Winter kennen gelernt, läßt sich nicht sagen. Den Leichtsinn, die Sorglosigkeit mitten im Schiffbruche; daneben andere, die aus dem Brande so viel zu rauben suchen als irgend möglich, ungeachtet sie mit eigenen Augen sehen könnten, daß sie es nicht für sich rauben! Dennoch hasse ich oder verachte ich sie weit weniger als sonst, es scheint, ich mußte zu der Tiefe der Einsicht in ihr Wesen kommen, um endlich ganz Ruhe zu erhalten und ganz rein in meinem verbrüderten Geschlechte nur Gott zu dienen. — Dank, daß Du meine Eltern beruhigt. Ich wollte längst Dich darum bitten — Gott segne und erhalte Dich freudig in ihm; denn außerdem gibt es eben auch keine Freude. (20. Mai 1807)

Fichte als Redner an die Soldaten

Muß er (der Redner) sich begnügen zu reden, kann er nicht mitstreiten in euern Reihen, um durch mutigen Trotz der Gefahr und dem Tode, durch Streiten an den gefährlichsten Orten, durch die Tat die Wahrheit seiner Grundsätze zu bezeugen, so ist dies lediglich die Schuld seines Zeitalters, die den Beruf des Gelehrten von dem des Kriegers abgetrennt hat. Aber er fühlt, daß, wenn er die Waffen zu führen ge-

Digitized by Google

lernt hätte, er an Mut keinem nachstehen würde; er beklagt, daß sein Zeitalter ihm nicht vergönnt, wie es dem Aschylus, dem Cervantes vergönnt war, durch kräftige Tat sein Wort zu bewähren. Aber er wünschte diese Zeit wiederherstellen zu können und würde in dem gegenwärtigen Falle, den er als eine neue Aufgabe seines Lebens ansehen darf, lieber zur Tat schreiten als zum Worte. Jetzt aber, da er eben nur reden kann, wünscht er Schwert und Blitz zu reden. Auch begehrt er es nicht gefahrlos und sicher zu tun. Er wird im Verlaufe dieser Reden Wahrheiten, die hierher gehören, mit aller Klarheit, in der er sie einsieht, mit allem Nachdrucke, dessen er fähig ist, mit seines Namens Unterschrift aussprechen, Wahrheiten, die vor dem Gerichte des Feindes des Todes schuldig sind. Er wird aber darum keineswegs feigherzig sich verbergen, sondern er gibt vor euerm Angesichte das Wort, entweder mit dem Vaterlande frei zu leben, oder in seinem Untergange auch unterzugehen.

Er hat diesen Beruf lediglich durch sein Herz getrieben übernommen; was er sagt, sind seine eigenen Ansichten und Überzeugungen, nicht die eines fremden Auftrags, noch haben sie sonst irgendeine andere Absicht. Er will sie darum auch allein verantworten. Und vergönnt ihm um so mehr, daß er zu euch rede; da ein wahres Bedürfnis ihn treibt, seine Gedanken aus den gewohnten Umgebungen in eure Gesellschaft, zu euerm Bilde, wie zu einer Freistatt, zu flüchten. Denn man muß es bekennen und es liegt am Tage: die deutsche Nation hat durch eigene Schuld, von deren Teilnahme wenige Individuen sich ganz dürften lossprechen können, das Schicksal sich zugezogen, das euch jetzt die Waffen in die Hand gegeben und leider verdient, was hoffentlich eure Siege abwenden werden. Schlaffheit, Feigheit, Unfähigkeit, Opfer zu bringen, zu wagen Gut und Leben an die Ehre zu setzen; lieber dulden und langsam in immer tiefere Schmach sich stürzen lassen, als aufspringen zum entscheidenden Entschlusse, alles daran zu setzen: dies ist das Hängen am Staube, das jede Erhebung darüber für Exaltation hält, sogar sie lächerlich findet!

Was ist dagegen der Charakter des Kriegers? Opfern muß er sich können; dazu wird er erzogen. Bei ihm kann die wahre Gesinnung, die rechte Ehrliebe gar nicht ausgehen, die Erhebung zu etwas, das über das Leben und seine Genüsse hinausliegt. Zu euch darf die entnervende Sittenlehre, die erbärmliche Sophistik den Zugang nicht finden, die größten und mächtigsten Anhänger derselben müssen wenigstens von euch sie abzuhalten suchen.

Ihr habt und werdet jetzt erhalten die Gelegenheit, euch dieses eures Werts gewiß zu machen. Vor der Schlacht und in Rücksicht des Krieges nicht zu schwanken und nur den Krieg zu wollen, aber fest und besonnen alle seine Erfolge zu berechnen. In der Schlacht: im Getümmel festen Sinn in der Brust zu behalten, selbst im Tode Sieg, Vaterland, Ewiges zu denken. Diese Gelegenheit hat kein anderer so wie ihr; deshalb seid ihr beneidenswert. Aber durch dies Beispiel allein werdet ihr wirken auch auf die anderen, Nerv und Kraft auch in den übrigen Teil der Nation bringen, die tot und erschlafft war. Nach euch richtet hoffend der Freund der Menschheit und der Deutschen seinen Blick. An euch richtet seine Hoffnung sich auf, die niedergeschlagen lag!

Digitized by Google

Könnte ich mündlich zu euch reden, an euerm Blick mich wieder begeisternd. So aber möge die gemeinsame Liebe den toten Buchstaben erwecken, die gemeinsame Gesinnung den Dolmetscher bei euch machen.

(Aus dem Entwurf einer Rede an die preußischen Soldaten 1806)

Rundschau

Allgemeineres

Vom fröhlichen Pessimisten und vom verdrossenen Optimisten

Man sollte ja meinen, daß der Pessimismus, also die Überzeugung, daß die Welt schlecht eingerichtet sei, den Patienten zu einem ewig ernsten, trauernden Menschen verurteile, der niemals oder doch nur selten oder widerwillig lache, und daß im Gegenteil der Optimist, also der Mensch, dem der Himmel voll Engel und Heiligen hangt, der an einen persönlichen lieben Gott glaubt, welcher alles zu einem seligen Ende führen werde, oder an eine gütige Mutter Natur oder wenigstens an eine weise immanente Weltordnung, daß ein solcher allzeit getrost und fröhlich herumspaziere. Aber die das meinen, überschätzen unendlich den Einfluß der Weltanschauung auf die Stimmung und auf das seelische Wohl- oder Übelbefinden des Menschen. Wie es sich da tatsächlich verhält, läßt sich am besten durch ein Gleichnis veranschaulichen.

Nehmen wir an, drei Gäste sitzen im nämlichen Gasthof an der nämlichen Tafel und erhalten die nämlichen Speisen zum selben Preis. Während des Essens beginnen sie ein Gespräch über die Wirtschaft und den Wirt. Der erste urteilt: „Meine Herren, beiläufig gesagt, wir befinden uns hier in einer Räuberhöhle.“ Der zweite ereifert sich dagegen: „Durchaus nicht; ich kenne den Wirt persönlich, er ist ein grundehrlicher Mann; Sie werden sehen, wir sind hier aufs beste aufgehoben.“ Der dritte stimmt ihm bei, mit der Einschränkung, der Wirt habe das Geschäft längst aufgegeben, es sei jetzt ein anonymes Aktienunternehmen; doch das ändere nichts an der Sache: die Wirtschaft wäre nach wie vor vorzüglich.

Wird jener, der den Wirt gepriesen hat, und jener, der die anonyme Wirtschaft gelobt hat, besser speisen als der erste, der die Wirtschaft eine Räuberhöhle nannte? Sie erhalten alle das nämliche Essen; es kommt kein Kellner mit einem Extraplättchen für die beiden gutgesinnten Gäste und nimmt dem bösen den Braten weg. Oder werden die beiden zustimmenden Gäste, also Nr. 2 und Nr. 3, besser verdauen und nachts besser schlafen, als der absprechende Gast Nr. 1? Eher umgekehrt, denn Nr. 1 wird, wenn das Essen schlecht ist, sagen: „Ich habe von einer solchen Räuberspelunke nichts andres erwartet; ich muß zufrieden sein, daß es mir nicht noch schlechter geht.“ Gesagt, geht auf den Balkon und pfeift eine Polka. Unterdessen tobt Nr. 2 über das elende Essen und die abscheulichen Betten, schilt die Kellner aus und verlangt das Beschwerdebuch. „Der Wirt, der treue ehrliche Mensch, mein lieber Freund und Bekannter, muß das erfahren; ohne Zweifel geschieht alles ohne sein Wissen und Wollen.“ Ihm spricht der Dritte mahnend zu: „Das Essen ist keineswegs schlecht, es schmeckt

Digitized by Google

uns nur schlecht; an und für sich ist es sogar vorzüglich, es kann überhaupt nicht anders als vorzüglich sein, denn die Köchin ist eine Tante von mir."

Genau so verhält es sich mit der Weltanschauung. Der Gasthof ist die Welt. Der erste, der den Gasthof eine Räuberhöhle nennt, ist der Pessimist, die beiden andern sind die Optimisten; und zwar ist Nr. 2 (jener, der den Wirt persönlich gut kennt) der gottesgläubige Optimist, und Nr. 3 (der mit der Köchin verwandt ist) der naturgläubige Optimist. Dem Pessimisten ergeht es in der Welt nicht schlechter als seinen beiden Kameraden, dem Himmelsoptimisten und dem Naturoptimisten; er ist auch nicht unzufriedener mit seinem Schicksal als jene; im Gegenteil, er schätzt sich glücklich, daß es nicht noch schlimmer gekommen ist.

Nun das nämliche in nüchterner Rede: Das seelische Wohlbefinden eines Menschen hängt von ganz andern Dingen ab als von seiner Meinung von der guten oder schlechten Welteinrichtung. Es hängt ab von seiner Gesundheit, von seiner Kunst, sich zu bescheiden und zu begnügen, von seinem Charakter, von seinem Geist, von seiner Güte, von seiner Größe. Gute und geistreiche Leute können fröhlich sein und lachen, zu ihrem und ihrer Nächsten Vorteil, selbst wenn sie die schwärzesten Pessimisten sind: denn es gibt weder einen Grund noch eine Verpflichtung für den Pessimisten, nicht fröhlich zu sein und nicht zu lachen. Die Gironbisten haben am Vortage des Schafotts geistreich zu scherzen vermocht, es ist ihnen darum nicht schlimmer ergangen, als wenn sie gejammert hätten. Umgekehrt sieht man die eifrigsten Kirchengänger und überzeugtesten Optimisten manchmal sich und den Ihren das Leben sauer machen, jahraus jahrein von einem Verdruß sich in den andern hinüberärgern — wenn sie kleinlich sind, wenn sie an das Schicksal Ansprüche machen, wenn sie dumm und mürrisch sind. Der Pessimismus fördert eher die Zufriedenheit, als daß er sie hemmte, wenn er groß stimmen und im Gedanken an die Gemeinschaft im Leiden der Welt der Verdrießlichkeit und Verbitterung über all die Widrigkeiten des Lebens wehren kann. Wer ein für allemal glaubt, die Welt sei schlecht, braucht nicht jedesmal über jede Unstimmigkeit in den Harnisch oder ins Taschentuch zu fahren.

Das Entscheidende ist wohl, Gesundheit vorausgesetzt, das Gefühl von fruchtbarer Tätigkeit. Tätige Menschen sind zufrieden, einerlei, welche Weltanschauung sie bekennen, die meisten haben überhaupt gar keine Weltanschauung; wer etwas Rechtes geleistet hat, er sei Optimist oder Pessimist, dem ist es in seiner Seele wohl.

Nun die Einwände: Der angebliche Trost, den der Optimist im Unglück haben und der dem Pessimisten fehlen soll. Mit dem Trost der optimistischen Weltanschauung ist es aber eine eigene Sache: er wirkt, solange man ihn nicht nötig hat, und versagt in dem Augenblick, wo man ihn braucht. Denn eben dann kommt der Zweifel, ob wohl die Weltanschauung selber auch richtig war.

Kehren wir wieder zu unserm Gleichnis zurück. Unsern drei Bekannten im Gasthof wird eines Tages verraten, sie seien gefangen und umstellt und der riesige Hausknecht werde sie nächstens zum Fenster hinauswerfen, aus dem dritten Stock in den Abgrund. Der erste sagt bei dieser Nachricht:

Digitized by Google

„Das stimmt; ich habe ja immer gewußt, es ist eine Räuberhöhle.“ Der zweite sagt: „Und wenn auch? Sobald mich der Hausknecht hinausgeworfen hat, komme ich in den Himmel.“ Der dritte: „Was schadet's?“ Dann kommt meine Tante, die Köchin, die liest mich auf, kocht mich ein und macht aus mir etwas Neues.“ Jetzt haben Nr. 2 und Nr. 3 wirklich einen Trost vor Nr. 1 voraus, aber ich fürchte: nur, bis der Hausknecht kommt, denn den mögen sie, wie die Erfahrung beweist, ebenso wenig gern, wie Nr. 1. Wenn ein entgleister Eisenbahnzug in Brand gerät, so schreien die verkohlenden Optimisten nicht minder als die verkohlenden Pessimisten. Und wenn einem Optimisten jemand Liebes gestorben ist, so klagt und weint er nicht anders als ein Pessimist. Sie tun alle dasselbe: sie trauern, und wenn sie ausgetrauert haben, tröstet sie alle beide das nämliche: die Zeit, mit andern Worten die eingepflanzte Nötigung, leben wollen zu müssen.

Der Optimismus tröstet nicht den Menschen als Ganzes, er tröstet bloß die Gedanken des Menschen, indem er sie wiegt und einschläfert. Wenn aber ein Unglück einschlägt, dann erwacht der Schläfer, sieht sich entsetzt um, kennt sich nicht mehr aus und ruft: „Wehe, wo ist denn mein Trost hingekommen?“

So, meine ich, läuft die Sache unter den Durchschnittsmenschen ab. Daß es auch starke Geister gibt, bei denen sie anders abläuft, das wissen wir alle. Gläubige, denen ihr Gottvertrauen, Ungläubige, denen ihr Nirwanavertrauen die letzte Stunde leicht macht. Aber eben, daß diese starken Menschen auf allen Seiten zu finden sind, rechts, links und in der Mitten, eben das spricht auch für die Richtigkeit unsrer These.

Karl Spitteler

Übertragungen aus dem Plattdeutschen

Von der Sprache

Vor einiger Zeit stellte ich im Kunstwart in einem Aufsatz „Die Zukunft der plattdeutschen Sprache“ die Forderung auf, man möge doch das Plattdeutsche als obligatorischen Unterrichtsgegenstand in den Lehrplan der niederdeutschen Volksschule einfügen, um seinen sprachlichen Bestand zu erhalten und seine ideellen Werte für das niederdeutsche Volkstum auszunutzen. In Zeitungen* sind diese Auslassungen mehrfach wiedergegeben worden, aus den Kreisen der Akademiker ist ein Eingehen auf sie meines Wissens überhaupt nicht erfolgt. Wie ist das zu erklären? Man muß vielleicht daran denken, daß jene Männer selbst zumeist nicht aus den eigentlichen Volkskreisen stammen, so daß das Plattdeutsche für sie nicht den Reiz einer Muttersprache besitzen kann. Man muß ferner an die Rastlosigkeit des modernen Lebens, seine nervenzerrüttenden Einflüsse denken, zugleich an die Hochflut der heutigen hochdeutschen Literatur, die es zu spiegeln versucht und die ganz natürlich auch ihr Interesse, wie das der meisten übrigen heutigen Gebildeten in weit höherem Maße in Anspruch nimmt als die Dichtungen, die man schließlich doch immer noch mit der Bezeichnung „Dialektliteratur“ abfertigen zu können glaubt. Endlich nicht zum wenigsten an die Schwierigkeiten, die sie auch ihnen bieten.

* Bezeichnenderweise unter anderem an den beiden Grenzorten des plattdeutschen Sprachgebiets, in der „Kölnischen Zeitung“ und im „Memeler Dampfboot“.

Digitized by Google

Hochgebildete Leute verschiedener Kreise haben mir häufig genug erklärt: „Wir möchten wohl plattdeutsch lesen, aber wir können uns nicht einlesen.“ Daher bin ich überzeugt, daß selbst Reuter, wenn er in unsrer hastenden Zeit schriebe, sich nicht mehr in der Weise würde durchsetzen können wie vor fünfzig Jahren. Nun gibt es zwei Mittel, die niederdeutsche Literatur den heutigen Gebildeten wieder näher zu bringen. Einmal durch geeignete Rezitatoren, durch den Weg des Ohrs, denn „vorlesen hören wir plattdeutsch sehr gern“, sagen fast alle Gebildeten. Zweitens durch geeignete Übertragungen. Eine weitverbreitete Ansicht allerdings ist noch heute, man könne zum Beispiel Reuter nicht ins Hochdeutsche übertragen. Alle Reuterverehrer der älteren Generation sprechen sie aus, und auch ich habe diese Ansicht einmal geteilt. Aber sie ist nicht richtig. Man kann Reuter genau so ins Hochdeutsche übertragen wie ähnliche Werke aus verwandten Sprachen, etwa Dickens. Selbstverständlich bieten solche Übersetzungen nicht denselben Reiz wie die Originale; wer zum Beispiel Dickens englisch lesen kann, wird gewiß nicht nach einem verdeutschten greifen. Wer aber fremde Sprachen nicht lesen kann — und ganz zweifellos ist auch das Plattdeutsche für einen großen Teil der Deutschen so gut wie eine fremde Sprache — der muß das Gute eben aus zweiter Hand nehmen.

Allerdings ist gerade Reuter wie der ihm geistesverwandte Dickens außerordentlich schwierig zu übersetzen. Das liegt in seiner persönlichen Eigenart. Er ist der originellste plattdeutsche Stilist, den wir haben. Seine Weltanschauung, seine Anschauung der Menschen und Dinge ist höchst subjektiv, sie ruht so sehr in sich selbst, daß sie sich notgedrungen einen durchaus eigenen und unnachahmbaren Stil verschaffen mußte. Wer sich aber mit der besondern Syntax und Form Reuters vertraut gemacht und gleichzeitig die Fähigkeit hat, die Eigentümlichkeit seiner Stilelemente in der Weise hochdeutsch wiederzugeben, daß auch dem nichtplattdeutschen Leser die Reize des Originals nahegebracht werden; wer in ihm vielleicht auch den Wunsch erweckt, sich trotz der Schwierigkeiten selbst mit ihm zu beschäftigen: der soll uns als sein Übersetzer willkommen sein. Denn seine Werke, die besten wenigstens, haben so viel Bodenständigkeit, Erdfrische, Heimat in sich, daß sie selbst in hochdeutschem Gewande kulturgeschichtlich und dichterisch viel Wertvolleres geben als die große Masse der heutigen schöngeistigen Literatur.

Um zunächst bei Reuter zu bleiben, so liegt eine derartige Übertragung ins Hochdeutsche* jetzt vor. Sie ist von Heinrich Conrad besorgt worden und umfaßt die vier Hauptprosaschriften „Stromtid“, „Dörchläuchting“, „Festungstid“ und „Franzosentid“. Ich kann mit gutem Gewissen behaupten, daß sie den Anforderungen entspricht. Eins der schwierigsten Kapitel ist unter anderen die Schilderung des Reformvereins in der „Stromtid“, besonders deswegen, weil hier eine große Anzahl niederdeutscher Menschen auftritt, die sich durch den ganz oder halbplattdeutschen Dialog jeder so fein und originell charakterisieren, daß man meinen sollte, so etwas wäre unübersetzbar. Es ist aber Conrad doch gelungen. Die Stemhagener Reformbürger bleiben auch

* Fritz Reuters Meisterwerke, hochdeutsche Ausgabe von H. Conrad (6 Bde., Stuttgart, Robert Lutz).

Digitized by Google

in der hochdeutschen Gestalt niederdeutsche Abderiten, bleiben es sogar so sehr, daß ein Leser, der von Reuter nie etwas gehört hätte, meinen könnte, er läse ein Original. Selbst Bräsig und Pomuchelskopp bleiben was sie sind, denn Conrad hat an ihrem unnachahmbaren Missingsch nichts geändert, wie er auch den übrigen ins Hochdeutsche übertragenen Gesprächen die eigentümliche syntaktische Färbung des Plattdeutschen gelassen hat. Auch die rein erzählenden Strecken tragen wie die Menschen diesen niederdeutschen Hauch und damit die Illusion der Urwüchsigkeit und Erdfrische, soweit eben eine Übersetzung das geben kann.

Werden dem geglückten Versuch ebenso glückliche folgen? Die beiden zunächst in Frage kommenden älteren plattdeutschen Autoren, Brinckman und Groth, sind mindestens ebenso schwierig ins Hochdeutsche zu übertragen wie Reuter. Brinckman wegen seines Hauptwerks „Kasperohm un ick", da der Reiz dieser famosen Seemannsgeschichte zum großen Teil auf den originellen holländisch angehauchten Redewendungen der Hauptfigur beruht, Groth wegen der Weichheit und Schmiegsamkeit seiner Lyrik, die ihren Reiz ja großenteils aus musikalischen, also den unmittelbarsten Elementen der plattdeutschen Sprache geschöpft. Lyrik gut zu übersetzen bedeutet ja immer den Inbegriff der Übersetzerkünste. Aber wenn man zum Beispiel Burns, dem die Grothsche Lyrik sprachlich wie stofflich nahe steht, nicht nur dialektisch (alemannisch, plattdeutsch), sondern auch hochdeutsch übersetzt hat, wenigstens stückweise, warum denn nicht den noch reicheren und uns näher verwandten Groth? Man wird wieder behaupten, es gehe nicht — so lange bis auch hier eine Hand kommt, der die Übertragung oder besser: die Nachdichtung gelingt. Allerdings muß es die eines Meisters sein. — Von den älteren der Lebenden wäre dann in erster Linie Fehrs zu nennen, dessen Bücher sich schon erheblich leichter ins Hochdeutsche übertragen lassen. Treten ferner von den neueren erst mal ein Dutzend gute plattdeutsche Prosaiker und ein halbes gute Lyriker in hochdeutschem Gewande auf den Plan, so erreicht man vielleicht dadurch, daß nördlich des Striches, der von Köln bis Danzig geht, die Herren Schulräte und sonstige amtliche Machthaber, durch die wir die plattdeutsche Literatur in die Schulbücher und den Unterrichtsplan hinein haben möchten, und südlich davon unsre mittel- und oberdeutschen Stammesbrüder unserm Schaffen und Bestreben eine bessere Aufmerksamkeit zuwenden.

An einer andern Stelle habe ich auf die Nachteile des allzu kleinen Leserkreises für das Schaffen des plattdeutschen Dichters hingewiesen — das Volk, das wir doch schildern, liest uns ja fast gar nicht, schon deshalb nicht, weil es das in der Schule nicht gelernt hat. Wir wollen nicht nur von der Kritik gelobt, wir wollen auch gelesen, ja, wir wollen sogar gekauft werden. Wir können auch das auf diesem Wege erreichen. Setzen wir uns hin, wenn wir, nach reiflicher Prüfung unter möglichster Fernhaltung von Verwandten und Tanten, etwas gutes Plattdeutsches geschaffen zu haben glauben, etwas, von dem wir annehmen, daß es auch „hochdeutsche Plattdeutsche" und Nichtplattdeutsche interessieren müßte, und versuchen wir selbst, es in eine geschmackvolle hochdeutsche Form zu gießen. Die plattdeutschen Verleger werden

Digitized by Google

zwar schelten, in der Meinung, derartige hochdeutsche Übertragungen würden dem Absatz des plattdeutschen Originals Abbruch tun. Aber ich glaube, zu unrecht. Denn wer Dialekt lesen kann, greift unfehlbar nach der Urform, und wer's nicht kann, kauft sich das Dialektwerk doch nicht. Ein Beispiel. Gotthelfs „Uli der Knecht", ein köstlich frisches und echtes Buch, war wegen des Schwyzer Dütsch — der ganze Dialog ist ja in Dialektform geschrieben — zahlreichen Nichtschweizern unzugänglich. Der Verfasser veranstaltete eine hochdeutsche Ausgabe — und beide, die letztere aufs neue durch die Hamburgische Hausbibliothek, haben sich Bahn gebrochen. Nebenbei: die Übersetzung aus der Mundart ins Hochdeutsche ist nach dem Urheberrecht erlaubt, falls zwischen Verleger und Verfasser keine einschränkenden Bestimmungen getroffen worden sind.

Wilhelm Poeck

Literatur

Georg Witkowski und ich

Auch ein Beitrag zur deutschen Literaturforschung

Kann man nachweisen, daß einer sein Urteil nicht nur in Einzelfällen entwickelt und korrigiert, daß er's vielmehr der Mode entsprechend geändert hat, so heißt das: dem Betreffenden fehlt „die wichtigste Fähigkeit, die jedem Kritiker angeboren sein muß", er läßt sich „im Grunde doch immer von der Tagesmeinung tragen". Dr. Georg Witkowski, außerordentlicher Professor an der Leipziger Universität, behauptet in seiner „Entwicklung der deutschen Literatur seit 1830" zur Herabsetzung des Kritikers Avenarius das folgende: „In der zweiten Auflage seiner »Deutschen Lyrik der Gegenwart« von 1894 fehlen ganz die Droste-Hülshoff und Hebbel, dagegen sind am zahlreichsten vertreten Geibel, Scheffel, Heine, Heyse, Lingg, Storm, David Friedrich Strauß und Hieronymus Lorm." Dagegen: „Als Avenarius im Jahre 1902 sein »Hausbuch deutscher Lyrik« herausgab, erschienen von den Neueren als die am meisten bevorzugten die Droste-Hülshoff, Mörike, Hebbel, Storm, Keller, Groth, Fontane, Liliencron, Konrad Ferdinand Meyer und Spitteler. Avenarius hatte seine alten Götter mit Ausnahme Storms sämtlich verbrannt." Q. e. d.: der Kunstwart war der Entwicklung nur gefolgt, er hatte sich „im Grunde doch immer von der Tagesmeinung tragen" lassen. Das bedeutet die stärkste Entwertung einer kritischen Arbeit, die sich denken läßt.

Und wie steht es in Wahrheit?

Meine erste Anthologie hieß „Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850", sie umfaßte also überhaupt nur die deutsche Lyrik von 1850 bis 1883. Daß beim Charakterisieren der Lyriker dieser 33 Jahre Geibel, Scheffel, Heyse, Lingg, D. F. Strauß und Lorm eine wichtigere Rolle spielen, als in meinem die gesamte deutsche Lyrik seit Walter von der Vogelweide benutzenden „Hausbuch" ist selbstverständlich: sie waren eben für jene Zeitspanne charakteristisch. „Verbrannt" sind aber jene kleineren Dichter auch für mein Hausbuch nicht: sie sind ausnahmelos darin vertreten. Aber die „neuen Götter" fehlten doch in meiner alten Anthologie, also: die wußte ich damals noch nicht zu schätzen? Ist dem Literaturhistoriker Witkowski unbekannt, daß die Droste 1848 gestorben ist, daß sie also für ein „seit 1850" sammelndes Buch gar nicht in Frage kam? Ist diesem Literaturhistoriker unbekannt, daß Hebbels „Gedichte" 1842 erschienen sind? Weiter:

Digitized by Google

Mörike. In meinem Vorwort, datiert „im November 1883“, habe ich ausdrücklich mein Bedauern darüber ausgesprochen, daß ich mich bei Mörike auf die wenigen nach 1850 geschriebenen Gedichte beschränken mußte, immerhin vertrat ich ihn schon damals mit elf Seiten. Weiterer sozusagen „neuer Gott“: Keller. Er ist schon 1882 und ist 1884 bei mir mit sieben Gedichten vertreten, viel reichlicher, als in irgendeiner andern Anthologie jener Zeit. Ebenso Groth: er ist bereits 1884 vertreten, und zwar gleichfalls mit sieben Gedichten. Ebenso Fontane: er ist 1884 vertreten, mit dreien — Herr Witkowski wird entschuldigen: die meisten der später von mir ins „Hausbuch“ aufgenommenen hatte er nämlich damals noch nicht geschrieben. Liliencron, nein, den „gab's“ damals noch nicht, — aber sofort nach dem Erscheinen seines ersten Gedichtbuchs, der „Adjutantenritte“, begrüßte ich ihn mit einer Art „Festartikel“ der „Tägl. Rundschau“. Weiterer neuer Gott: Meyer, er ist bei mir 1884 vertreten, und zwar in einer Auswahl, die er selbst als die beste von allen bezeichnete. Spitteler war als Lyriker 1883 noch nicht da.

Also nicht das allerkleinste Häkchen bleibt stecken, um Witkowskis Behauptung festzubinden: „Avenarius hatte seine alten Götter mit Ausnahme Storms sämtlich verbrannt“, hatte sich eigentlich „immer von der Tagesmeinung tragen lassen“, und er und der Kunstwart sind der „Entwicklung der letzten 25 Jahre gefolgt“. Daß Witkowski von all den Kämpfen nichts weiß, die ich seit 1883 als Kritiker der „Täglichen Rundschau“ und als Kunstwartherausgeber für Keller, Mörike, Hebbel, die Droste und manch andern jetzt allgemein anerkannten durchgefochten habe, das nehme ich ihm nicht übel. Nicht einmal, daß er von allen meinen Polemiken gegen den Pseudoidealismus, den „Höhendunst“ und den Pseudopatriotismus nichts weiß; die Behauptung, daß ich nur zu geneigt sei, „zur Schau getragenes Deutschtum zu überschätzen“, macht sich ihnen gegenüber besonders gut.

Aber das Schicksal hat in unserm Fall für versöhnenden Humor gesorgt. Unmittelbar vor den Sätzen über den Kunstwart schließt ein Hymnus auf Spitteler: „So fremd wie zu dem reifen Goethe, der auch nur für ganz wenige dichtete, verhält sich die Gegenwart noch zu Spittelers zeitlosem Künstlertum. Die Zeit wird kommen, die ihn als den nächsten Verwandten dieses Goethe unter den deutschen des ersten nachgoethischen Jahrhunderts anerkennt, weil kein anderer ursprüngliche Bilder schaffender und im Klang schönheitsvoller Rede gestaltender Dichter so eng Zeitliches und Ewiges, Persönlichstes und Allgemeinstes, die selige Heiterkeit des Kindes und den tiefsten Ernst des Denkens zu vermählen wußte, wie er.“ Witkowski weiß also nicht einmal, daß eben dieser Spitteler, den erst die Nachwelt verstehen wird, von Anfang an, seit fünfundzwanzig Jahren, als Schaffender wie als Urteilender zum Kunstwart gehört und daß dieser „nächste Verwandte Goethes“, den erst die Nachwelt erfassen wird, vor allen durch eben das Blatt propagiert ist und mit Hunderten von Beiträgen selber durch eben dieses Blatt gewirkt hat, von dem er, Witkowski, unmittelbar darauf behauptet: es sei, ohne Kritik geleitet, immer nur den Modemeinungen gefolgt.

Digitized by Google

Daß mich Witkowski nicht leiden mag, das begreife ich vollkommen. Was aber würde er zu einem seiner Studenten sagen, der zur Konstruktion eines Beweises derart alle Tatsachen auf den Kopf stellte? Verbessert er sich jetzt sofort, so will ich an eine Leichtfertigkeit glauben, und nicht weiter untersuchen, ob ein Faseln solch erstaunlichen Formates bei einem *Forscher* entschuldbar sein kann, dann sogar, wenn er die falschen Angaben zur Herabsetzung eines anderen verwendet. Hält Witkowski aber seine Behauptung und seinen Schluß auch *nach* diesem Hinweis aufrecht, so fälscht er die Wahrheit *bewußt*.

Ich stelle Herrn Witkowski hierdurch den Kunstwart selber für seine Antwort frei. A

Lob und Talent

Der Leitartikel des zweiten Märzhefts, über „Talente", gibt Anlaß, eine Frage zu erörtern, die hiermit in einem gewissen Zusammenhange steht. Nicht nur die Manuskripte, auch alle Erstlinge, ob sie noch so sicher daherkommen, richten an den Kritiker die Frage nach dem „Talent". Er hat eine große Verantwortung gegenüber der Kunst und der Allgemeinheit, der er es schuldet, niemanden berufen zu nennen, der es nicht zuinnerst ist, doch auch gegenüber den einzelnen selbst. Weil selbstverständlich Lob den Glauben an Berufung oder Auserwähltheit stärkt, ist es das Gegenteil von Wohlwollen, wenn in den weitaus meisten Zeitungen und Zeitschriften Lob geradezu vergeudet wird. Es ist vielmehr wohlwollend, schwächlichen „Talenten" und Talentlosen die Wahrheit zu sagen, und sie, wenn möglich, von ihrem Wahn zu heilen. Solch ein Verzicht ist im höchsten Maße segenreich, und mancher Dilettant würde in gereiften Jahren dem Kritiker danken, wie der Gesundete einem energischen Operateur, der zur rechten Zeit den schmerzhaften Eingriff vornahm. Der Wahn, verkannt zu sein, „frißt" nicht nur „Jahrzehnte hindurch vom Glück" im allgemeinen, auch von dem Glück, das dem schaffenden nächst verwandt, und das dem unzureichend, aber immerhin mit Keimen und Ansätzen Begabten vornehmlich bestimmt ist: dem empfangenden Glück. Emil Kuh hat hierfür eine Art Gesetz aufgestellt: „*Das vorwitzige Halbtalent läuft stets Gefahr, den Überschuß an Phantasie und Gefühl, der ihm gleichsam nur zum menschlichen Hausbedarf verliehen worden, einzubüßen, oder doch herabschmelzen zu sehen, wenn derselbe zum Dienste des dichterischen Hervorbringens gepreßt und ausgebeutet wird.*" Ganz besonders gefährlich aber ist es, wenn das dichterische Halbtalent Raum hat, öffentlich zu kritisieren. Goethes Wort: „Wer uns am schärfsten kritisiert? Ein Dilettant, der sich resigniert", gilt auch in der Umkehrung: der Dilettant, der sich nicht zu resignieren vermag, wird mit Notwendigkeit ein schlechter Kritiker. Alle Maße sind ihm verschoben und verbogen: er wird alles betrachten, bestimmt von dem instinktiven Wunsch, sein Schaffen vor anderen, besonders aber vor sich selbst, zu rechtfertigen. Er wird, je nach seiner Artung, aller Kühnheit, auch der organisch erwachsenen, feindselig gegenüberstehen, weil sonst seine eigene Unkühnheit und Herkömmlichkeit entwertet würde; oder wird, im Gegenteil, die ästhetische Kühn-

Digitized by Google

heit, auch wenn sie sich nicht organisch gestaltete, sondern aus Absicht erwuchs, Selbstzweck, Bluff, Frechheit ist, preisen, weil er selbst der eigenen Brache Forciertes, Auffälliges abringen muß: der Typus des epigonischen und des vom Modernitätswahn besessenen Viertel- und Achteltalents. Immer und immer sind diese Bruchteiltalente gezwungen, ihresgleichen hoch zu loben. Es handelt sich hierbei nicht um Überschätzung etwa von mehr oder minder starken Anlagen, um Gradunterschiede des Urteils, sondern um das Aufblasen epigonischer und falsch-moderner Nichtigkeiten. Ein Teil der allgemeinen Lobverschwendung ist so zu erklären. Die Folge dieser Erscheinung ist eine mannigfaltige Verwirrung der Leser. Das Wesen der schaffenden Kraft wird verwischt, die Ansprüche sinken. Der Goethesche Notschrei, daß „keiner mehr will Schuster sein, jedermann ein Dichter", ist in Gefahr, Wahrheit zu werden. Alles Gedichte und Geschreibe findet seine Lober, immer mehr Menschen haben „Talent" und üben es aus. (Wirtschaftliches Zeichen: die Zahl der Kommissionsverleger, die berufsmäßig Dilettanten ausbeuten, wächst.) Diese ganze Entwicklung hängt zusammen, — was hier nur angedeutet werden kann — mit der Verbreitung der „allgemeinen Bildung" und mit der Verdünnung und Verschmeidigung der strophischen, im besonderen der volksliedmäßigen Konvention, die lange ja als die Lyrik schlechthin galt und vielfach noch gilt. Um so strenger müßte die Kritik sieben; sie tut aber das Gegenteil. Weiter: logischerweise muß das Publikum glauben, daß heute lauter Genies und Urtalente schaffen. Da es aber davon nichts verspürt, wird es vielfach irre an der Kritik und an der modernen Dichtung. Darunter leiden dann die wirklichen Talente, um so mehr, als für sie kein Lob und keine Bezeichnung mehr verbleibt und sie mit eingesogen werden in den großen Mahlstrom der allgemeinen Loberei. Darunter leiden endlich die nichtigen Talente selbst, die in ihrem Glauben bestärkt werden und früher oder später doch innerlich zusammenbrechen. Es ist sehr bequem, immer zu loben. Aber Kritik, wie alle öffentliche Arbeit, hat nicht mit Bequemlichkeit angefaßt zu werden. Auch Rücksichten auf vielleicht menschlich sympathische Eigenschaften der Abzulehnenden gelten nicht. Kritik ist keine Sache zwischen Individuum und Individuum: die Bevorzugung, öffentlich sein Urteil zu äußern, hat nur dann Sinn und Grund, wenn sie aufgefaßt wird als eine Vertretung unbekannter Vieler, als durchaus überpersönlicher Auftrag und Posten. Solche Auffassung schließt Mißbrauch des Lobes (und natürlich auch des Tadels) von selbst aus.

Ernst Lissauer

Theater

Friedrichs Nietzschetragödie; Wedekinds „Totentanz"

Berliner Theater

Ein Held! Ein Königreich für einen Helden! Ohne ihn kann die Tragödie nicht wieder zum Leben kommen. Doch muß es einer von besondrer Art sein. Nicht einer von den berühmten „toten deutschen Königen", über die einst Ibsen so mitleidig spöttelte, nicht irgendein Gedankenträger oder Prinzipienreiter von ehedem, dem wir nur einen kaltstaunenden Besuch schenken können, sondern einer, der Prophet und Verkörperer einer zeitgemäß-unzeitgemäßen Weltanschauung ist, der in sich eine lebendige

Digitized by Google

Idee der Menschheit als Kämpfer und Sucher vertritt, an dem sich auch die Geister von heute noch leidenschaftlich scheiden und sondern. Als einen solchen Helden, ja als den Helden „unserer" Tragödie, der Tragödie des Individualismus als des Zentralproblems dieser Zeit, erkennt Paul Friedrich den Dichter des „Zarathustra", den Denker von Sils-Maria, den Philosophen der einsamen Höhen, den „Prometheus des atheistischen Menschvergottungszeitalters": Nietzsche. Und in seiner Tragödie „Das dritte Reich", die schon seit einigen Jahren in der Buchausgabe vorliegt (Leipzig, Xenienverlag), aber jetzt eben erst, dank einem uneigennützigen Entschluß der Richard-Wagner-Gesellschaft, im Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhaus zur Aufführung gelangt ist, macht er Ernst mit dieser Erkenntnis. Er sucht an Nietzsches Schicksal einer wachsenden Vereinsamung, einer drohend gesteigerten Entfremdung von Welt und Leben, einer titanischen Überhebung und endlich einer in Wahnsinn ausartenden Erlösereksta se den Begriff des Tragischen bis in die Höhen des Faustischen Mysteriums zu treiben, wo sie in der Selbstauflösung des Helden durch das Opfer endet.

Tragisch zu empfinden, meint Friedrich, vermögen wir nur da, wo ein besseres Bewußtsein der Macht der Dummheit und Niedertracht erliegt, wo ein werdendes Genie, ein Progone an seiner Zeit zugrunde geht; und die höchste Höhe der Tragik wird für unser Empfinden da erreicht, wo der Held den Weg, der ihn zu seinem Tode führt, bewußt geht: hier münde das Tragische in das große Alleinheitsgefühl des Religiösen, wie der Strom ins Meer. Nichts soll uns hindern, diese steilen Pfade tragischer Konsequenz mitzugehen, auch nicht das Bedenken, ob nicht eine uns zeitlich noch so nahestehende Menschlichkeit durch den Versuch einer dichterischen Gestaltung entweiht werde. In der Tat duldet der tragische Held selbst kraft der mythischen Erhabenheit, die ihm eingeboren, am ehesten die Entrückung in das Reich der Dichtung und Phantasie — woher aber seine Gegenspieler nehmen? Wie ist seine Feindin und Gegnerin, die Zeit, an der er zugrunde geht, zu verkörpern, ohne ins Kleinliche und Alltägliche zu geraten? Friedrich fühlt diese Schwierigkeit und Gefahr und sucht ihr auszuweichen, indem er den Kampf, den der Philosoph zu kämpfen hat, aus der Umwelt zum größeren Teil in sein eignes Innere verlegt. Die Menschen, mit denen dieser Nietzsche menschlich zu schaffen hat, seine Wirtinnen, seine Schwester, sein Verehrer Heinrich von Stein, ja selbst Wagner, bringen ihm eigentlich nur die notdürftigsten Stichworte zu; entzünden und entflammen, ermatten und erlahmen kann ihn unmittelbar keiner von ihnen. Dazu braucht der Dichter geheimnisvolle, überirdische Verkörperungen, künstliche Allegorien, die verborgene oder verloren gegangene Kräfte der Helden selbst darstellen. Da ist zunächst der „Fremde", der ihm zuerst an seinem Tag von Damaskus, vor dem Festspielhause in Bayreuth begegnet, als sein befreites Ich, der später wieder als Übermensch auf der Schneehöhe der Bernina vor ihn tritt und endlich ihn als Zarathustra in das dritte Reich hinüberführt, „drin sich die Wahrheit mit der Schönheit eint zum Hymenäenruf auf Menschenkraft". Und da ist ferner die tanzende, mit Schellen und Glöckchen kokett aufgeputzte Erscheinung, die sich „das Leben" nennt und dort

Digitized by Google

oben in der Einsamkeit des Hochgebirges girrend und lockend vor ihm herwirbelt, sich dann aber selbst als „sein Du, sein Labyrinth“ demaskiert. So wandelt sich das Drama in eine Reihe von offensichtlichen oder verkappten Monologen, die sich aus Selbstbekenntnissen Nietzschischer Bücher speisen und ihre gespannte Schnellkraft der bewegten Dialektik dieses stets geharnischten Geistes verdanken.

Doch wollen wir das am wenigsten tadeln. So haben wir doch wirklich einmal wieder einen geistigen Helden bekommen, der, wenn auch höchst chaotisch, eine seiner Bedeutung würdige Sprache spricht. Gerade die lyrisch beseelte Reflexion, wegen der sich Friedrich entschuldigen zu müssen meint, bringt uns einen Hauch aus der Nietzschischen Einsamkeitswelt entgegen, und wenn sich die bildertrunkene Sprache manchmal zum Rhythmus und Reim versteigt, fühlen wir festeren Boden unter den Füßen als in den peinlich realistischen Szenen, wo der Philosoph und der „Meister“ (Wagner) mitsamt „Cosimachen“ unter dem Hantieren der Schweizer Packer voneinander Abschied nehmen, wo Frau Förster-Nietzsche, das „Lama“, den verdüsterten Bruder mit Welt und Menschen zu versöhnen sucht, wo phrasendreschende Journalisten, als Wagner-Schwärmer ebenso unausstehlich wie als Wagner-Neider und -Hasser, sich ein Redegefecht über Bayreuth und die Nibelungen-Trilogie liefern, betuliche Wirtinnen, ja im nicht aufgeführten letzten Akt sogar eine Range von italienisch-glutäugiger filia hospitalis den Philosophen mit ihren Vertraulichkeiten beglücken, oder ein wohlmeinender Bewunderer wie der Berliner Ästhetiker Heinrich von Stein ihm eine steifleinene Visite macht. Die äußeren und inneren Stillosigkeiten dieser Szenen hängen sich wie plumpe Bleigewichte an die Reflexionen des Werkes, und die musikalischen Überleitungen, die die Akte nach dem Willen des Dichters erfahren, schaffen eine Dissonanz, die geradezu körperlich wehe tut ... Dennoch: so verworren Friedrich seinem hohen Ehrgeiz dient, so wenig er von dem, was ihm vorschwebte, zu gestalten vermocht hat, etwas ist in seiner Tragödie der Freundschaft und der Einsamkeit, in diesem „Appell an das wankend gewordene, von Skepsis zernagte Bewußtsein der Menschennatur“, das Respekt gebietet. Vielleicht ist es allein das Wagnis, mit einem solchen Stoff anzubinden; vielleicht aber auch die ehrliche Glut des Nach- und Wiedererlebens eines Schicksals, das noch erhebt, wenn es verwirft.

Von all den Trotzburgen, die junge Feuergeister gerade in den letzten Monaten wieder gegen die Willkürherrschaft der Zensur zu errichten versprachen, ist einstweilen nur die „Werkstatt der Werdenden“ entstanden. Über ihre spielerischen Amateuraufführungen zu berichten, wäre hier ganz und gar kein Anlaß, wenn in den Schnurrpfeifereien, die sie jahrmarktsähnlich über uns ausschütten, nicht ein bisher unbekannter Wedekind wäre. Um ihn allein lohnte es sich. Sein Einakter „Totentanz“ (oder „Tod und Teufel“, geschrieben 1906) spielt in einem Freudenhaus und behandelt das Thema von der Schönheit und Freiheit des Sinnengenusses zunächst genau so pathetisch-sentimental und grimmig-karikaturenhaft, wie wir das von verwandten Stücken dieses verbissenen Moralisten gewohnt sind. Als sich der Mädchenhändler, der fanatische Apostel der freien Sinnlichkeit, und

Digitized by Google

seine schon bekehrte Gegnerin dann aber zurückziehen, um ein Exempel ihres Evangeliums zu belauschen, schlägt plötzlich, zum atemversetzenden Staunen der bis dahin eher zum Ulk als zur Andacht geneigten Zuhörer, aus der nun anhebenden Szene zwischen einem jungen Freudenmädchen und einem ihrer Besucher eine so stürmische Flamme des Bekenntnisdranges hervor, daß man einmal wieder weiß: hier spricht ein Dichter. Den Rahmen dieser freilich mehr deklamierten als sich entwickelnden Szene mitsamt dem tragisch-rohen Schluß gebe ich preis — um jenes Juwels einer leidenschaftlichen Wahrheitskonfession wegen aber frage ich die Zensur, die dieses Stück verbietet: bist du wirklich so blind, dies für unsittlicher und gefährlicher zu halten als die offenen und versteckten Schlüpfrigkeiten der französischen Kokottenstücke, die du anstandslos passieren läßt?

Friedrich Düsel

Tim Kleins „Veit Stoß"

Münchner Theater

Von dem Bildschnitzer Veit Stoß, dem berühmten Altnürnberger Meister, welcher der Lorenzkirche den „Englischen Gruß" gab, ist überliefert, daß er noch in vorgerücktem Alter vom Rate seiner Vaterstadt als Fälscher zur Brandmarkung verurteilt wurde, und daß er auch sonst noch verschiedentlich mit den bürgerlichen Gesetzen in Konflikt kam. Veit Stoß, der in fromme Visionen versenkte Künstler, und Veit Stoß, der Verüber gemeiner Verbrechen — wo liegt die seelische Möglichkeit, in der diese Widersprüche sich lösen? So mag ein von kühler Skepsis nicht berührter Idealist sich fragen, dem es nicht in den Sinn kommt, daß selbst einem Bildschnitzer wie Veit Stoß die religiösen Gegenstände seiner Arbeit alltägliche Gewohnheit und der fromme Ausdruck ihrer Schöpfungen nur zeitgemäße technische Fertigkeit gewesen sein könnten: und gar leicht mag er dann die Lösung des Rätsels in eben jenem hochidealistischen und weltvergessenen Künstlertum suchen, in einem künstlerischen „Herrenbewußtsein", das sich durch irdisches Gesetz nicht gebunden fühlt, weil es einem höheren Gebote, dem Dämon der schöpferischen Mission folgen muß. In diesem Lichte wandelt sich die Maßregelung des Meisters durch die irdische Gerichtsbarkeit zum tragischen Martyrium, zur Tragik seiner unabstreifbaren menschlichen Gebundenheit. — So ungefähr scheint auch Tim Klein, ein Sohn des bekannten Verfassers der Fröschweiler Chronik, die Überlieferung vom gebrandmarkten Meister Stoß aufgefaßt und die Idee einer typischen Künstlertragödie aus ihr gewonnen zu haben. Will man sein fünfaktiges Schauspiel „Veit Stoß", dessen Uraufführung das Münchner Residenztheater herausbrachte, gerecht beurteilen, so muß man auf alle Skepsis den Voraussetzungen gegenüber verzichten und nur zusehen, wie es diese Voraussetzungen künstlerisch auszunützen verstand. Klein zeigt zunächst den Meister im Wettbewerb mit einem glattgeschmeidigen welschen Bildschnitzer um den Auftrag des sterbenden greisen Ratsherrn Tucher, der in die Lorenzkirche einen „Englischen Gruß" stiften will. Tucher spricht den Auftrag urkundlich dem Welschen zu; Stoß aber, der allein bei dem Sterbenden zurückbleibt und Zeuge seines Todes wird, entreißt der Leiche die Urkunde und stellt mit Benützung des Siegels eine Fälschung her, die ihn mit der Ausführung betraut. Er

Digitized by Google

rechtfertigt sein Vorgehen mit der Überzeugung, daß nur er, der die göttliche Berufung fühlt, imstande sei, das Werk würdig zu schaffen: und in der Tat genügt der vollendete „Englische Gruß" als Meisterwerk den höchsten Ansprüchen, auch jenen Albrecht Dürers, der als teilnehmender Freund im Hause verkehrt. Aber die Fälschung kommt allmählich ans Licht, und Stoß flüchtet aus der Stadt zu einem den Nürnbergern feindlich gesinnten Raubritter. Als dieser einen der Nürnberger Ratsherren gefangen hat und ihm die Hand abhacken lassen will, bewahrt ihn Stoß durch seinen Einspruch vor der Verstümmelung und erwirkt seine Freiheit gegen Zusicherung einer Fürsprache bei den Stadtvätern, worauf er mit ihm nach Nürnberg zurückkehrt. Trotzdem findet man im folgenden vierten Akte den Meister als Gefangenen der Ratsherrn, vor denen er sich wegen der Fälschung verantworten muß. Er leugnet nicht länger, macht aber in leidenschaftlicher Beredsamkeit sein höheres Künstlerrecht gegenüber dem nur für die Spießbürger zutreffenden Gesetzen geltend. Da indessen der Vertreter der Anklage nicht minder beredt Stoßens Standpunkt als eitel Selbstüberhebung geißelt, und auch der befreite Ratsherr, ihn wie auch das Publikum des Stückes enttäuschend, kaum ein paar Worte zu seinen Gunsten einwirft, erkennt man gegen den Meister auf Brandmarkung und Pranger, unter Zubilligung der Vergünstigung, die letztere Strafe nachts verbüßen zu dürfen. Der durch Zwischenvorhang halbierte Schlußakt zeigt erst das nächtliche Prangerstehen des Gebrandmarkten, der sich durchaus nur als Märtyrer einer höheren Sache fühlt, und den heimlichen Besuch seiner Tochter bei dem Büßenden, die ihm über allen anderen Besitz wert und das Modell seiner Madonnen ist, die er aber in dämonisch gewalttätigem Egoismus auch ihrem braven jungen Bräutigam entrissen hat, wodurch dieser veranlaßt wurde, in wilder Verstörtheit sich dem erwähnten Raubritter anzuschließen. Während die Tochter noch bei Stoß am Pranger weilt, wird mit dem eingefangenen Raubritter auch ihr früherer Verlobter gefesselt vorbeigeführt, dem Henkertod entgegen: und die Schuldbewußte stürzt fort, um ihrem Leben in der Pegnitz ein Ende zu machen. Die zweite Hälfte des Schlußaktes führt dann den seelischen Zusammenbruch des Meisters an der ihm ins Haus gebrachten Leiche des Mädchens vor, während die Bürgerschaft sich gegen ihn zusammenrottet. In Raserei will er erst den „Englischen Gruß" vernichten, und als Dürer, auch den Verbrecher noch milde betreuend, das Meisterwerk vor ihm schützt, gibt Stoß sich selbst den Tod.

Die Reihe der Leichen, die das Schauspiel liefert, ist damit noch nicht vollzählig; im zweiten Akt wird auch noch ein Geselle Stoßens, der seine Tochter mit wüster Sinnengier verfolgt, von deren Bräutigam erstochen, worauf auch das Brautpaar zu dem Raubritter flieht. Dieses kleine Drama im Drama, noch mehr aber das Schwanken der Tochter zwischen Vater und Bräutigam und das mystisch-unklare Verhältnis des Meisters zu ihr, das den innerlich sonst Ungebrochenen zuletzt zum Selbstmord treibt: all diese Nebenmotive bedeuten schwere Sünden gegen die Einheit der Handlung. So wie das Schauspiel Kleins angelegt ist, müßte Stoß entweder innerlich der Sieger bleiben trotz alles äußeren Unterliegens, oder

Digitized by Google

er müßte seine Selbstrechtfertigung als Irrtum erkennen; statt dessen wird er durch eine Nebensache gefällt, die mit dem Hauptvorgang gar nichts zu tun hat. Trotzdem und trotz noch manch anderer Dinge, die an die typischen Schwächen jugendlicher Bühnenproduktion erinnern, spricht aus Einzelheiten des Stückes eine kräftige Begabung für die Bühne: so namentlich dramatische Begabung aus der Selbstverteidigung des Meisters vor den Ratsherrn, und theatralische aus der Schlußszene des ersten Aktes.. Freilich läßt das, bei seiner Vereinzelung, noch keine Beantwortung der Frage zu, ob die Bühne bleibend Wertvolles von Tim Klein zu erhoffen hat.

Hanns von Gumppenberg

Musik

Paul Bekkers „Beethoven"*

Der Verlag hat alles getan, um dieses Buch großartig auszustatten: Quartformat (auf Kosten der Handlichkeit), verschwenderischer Reichtum von Abbildungen und Faksimilierungen, Druck und Papier vornehm gewählt, das alles vereinigt sich zum Eindruck eines Prachtwerkes. Es wurde auch eine stolze Ankündigung ausgegeben; und binnen wenigen Monaten ist eine neue Auflage nötig geworden. Damit ist wohl unwiderleglich bewiesen, daß eine solche Schrift über Beethoven allgemeinem Interesse und Bedürfnis entspricht.

Aber es hätte nicht einmal des Prunkgewandes bedurft, um ihren Wert und ihre Bedeutung zu offenbaren. Der Verfasser schreibt nicht als Historiker. Alles Geschichtliche und Biographische entnimmt er den bekannten und bewährten Werken, die er in knappem Verzeichnis zusammengestellt hat. Sondern er will Beethovens Erscheinung in einem Bilde zeigen, lebendig wie der ausübende Musiker in Tönen. Das Wagnis, Beethovens Leben und Schaffen in Worten zu schildern, ist schwierig und gefährlich. Die Versuchung liegt nahe, zu poetisieren, die Idee zu konstruieren und die Werke danach, also unmusikalisch, zu deuten. Bekker legt nichts in Beethovens Werke hinein, er hört alles heraus und läßt sich auf Schritt und Tritt von künstlerischer Erfahrung leiten: aus jeder Zeile spricht nicht nur der ehrliche Enthusiast, sondern auch der intime Kenner. Sein Standpunkt ist ganz persönlich, und neue Zusammenhänge erschließen sich ihm daraus. Die Stellungnahme zu dieser Subjektivität ist durch ihre Konsequenz erleichtert. Bekker faßt den ganzen Beethoven einheitlich in erster Linie als Dichter und Denker, in zweiter erst als Musiker. Überall zeigt er die Idee als bestimmend für die Mittel des Ausdrucks. Und indem er nicht allein das Nacheinander, sondern ebenso das Nebeneinander der Werke jeder einzelnen Gattung darstellt, gelangt er dazu, die ganze kolossale Entwicklung zu deuten. Sie geht, wie er sie faßt, von der Improvisation aus, durch die Monumentalität hindurch zur Abstraktion. Der Drang zur Abstraktion ist für Bekker das treibende Moment. Deshalb gewinnt ihm die Kammermusik überragende Bedeutung und führt über die Klavier- und Orchesterwerke zum Gipfel. Es ist außerordentlich interessant, Beethovens Schaffen einmal unter diesem originellen Gesichtspunkt beleuchtet und damit alle Einzelwerke in Beziehung zu einer leitenden Idee ge-

* Schuster & Löffler, Berlin. 500 S., 160 S. Illustrationen, 2 Faksimiles. 25 Mark, gebunden in Pergament 40 Mark.

Digitized by Google

setzt zu sehen. Dadurch ist die Anordnung des ganzen Stoffes bestimmt. Auf ein sehr kurz gehaltenes Buch „Beethoven der Mensch“ folgt als Hauptteil das zweite: „Beethoven der Tondichter“, in fünf Gruppen die Klavierwerke, Symphonien, die dramatischen Werke, Gesangswerke und Kammermusik umfassend, durchgehends mit sorgfältiger Analyse, die selbstverständlich zum mindesten aufmerksamstes Mitlesen der Musik erfordert.

Daß man in vielen Einzelheiten anderer Meinung sein kann, bedarf keines Nachweises. Manches wirkt geradezu befremdlich. Der eigenartige Standpunkt des Verfassers bringt eben vielfach ebenso neue Bewertung wie Gruppierung mit sich. Im ganzen hat seine Beweisführung etwas Bestechendes, nur ein Bedenken wird immer wieder laut, selbst wenn man voraussetzt, daß des Verfassers Anschauung den Nerv der Sache trifft, — ob nämlich dann Beethoven wirklich alles so bestimmt gedacht, so bewußt gewollt, ob die Reflexion in seinem Leben und Schaffen wirklich eine so große Rolle gespielt habe, ob ihm alles so klar war, wie es dem Forscher erscheint und wie er's annimmt, oder ob nicht der Intuition, oder wie man es sonst nennen will, doch ein viel breiterer Spielraum in der Motivierung zu belassen sei, als Bekker annimmt. Diese Frage kann man wohl recht verschieden beantworten. Der Verfasser erhebt ja auch gar nicht den Anspruch auf authentische Darstellung; er betont nur das Recht neuer Durchleuchtung des großen schöpferischen Geistes.

Volkstümlich ist sein Buch nicht, es wendet sich an sehr gebildete Kunstfreunde und verlangt auch von ihnen noch intensive geistige Mitarbeit. Eben darin liegt allerdings wieder ein hoher erzieherischer Wert. Vielleicht wird mancher gerade durch dieses Buch dazu angeregt, das eigene Recht und die eigene Pflicht selbständiger Auffassung zu üben.

H. v. d. Pfordten

Schundmusik

Gibt es eine solche? Der Verleger Challier wendete sich vor einiger Zeit mit Erbitterung dagegen. Ein Verein hat es sich nämlich zur Aufgabe gesetzt, gute Kompositionen zu verbreiten, um der Schundmusik das Wasser abzugraben, und er glaubte dies bisher am wirksamsten zu tun, indem er Listen empfehlenswerter Werke veröffentlicht. Das aber ist Unsinn, meint Challier, denn wie kann man feststellen, welches Werk dem Schund angehört, da doch die größten Komponisten sich bei gegenseitiger Beurteilung jeglichen Wert abgesprochen haben? Und er kommt im weiteren Verlauf zu dem Schlusse: es gibt überhaupt keine Schundmusik, es gibt höchstens seichte Musik, aber auch diese ist notwendig. Höchstens wenn ein schlechter Text sich mit Musik verbindet, kann man nach Challiers Meinung von Schund sprechen. Dann ist aber doch der Text und nicht die Musik daran schuld.

Wäre der Verfasser ein beliebiger Geschäftsmann, der seine Ware jenseit von Gut und Böse bloß nach dem Absatz wertet, man könnte über solche naive Äußerungen lächelnd hinweggehen. So aber ist es Challier, der sich als Schriftsteller über Verlagswesen seit Jahren eines vollen Ansehens erfreut, und wir erkennen nun fast mit Schrecken, welche Unklarheit der Begriffe noch in Angelegenheiten herrscht, die uns unter Gebildeten keiner weiteren Erörterung mehr bedürftig erschienen. Und so mag es denn nicht überflüssig sein, von diesen

Digitized by Google

von selbst verständlich dünkenden Dingen wieder einmal zu reden.

Der Fehler liegt, wie mir scheint, in der irrtümlichen Auffassung des Wortes „Schundmusik“. Wir verstehen darunter eine Musik, die nur so wenig künstlerische Werte enthält, daß sie uns im Verhältnis zu anderen vorhandenen Kompositionen minderwertig vorkommt. Es liegt nun gewiß im Interesse einer gesunden Musikpflege, daß gehaltvollere Tonwerke verbreitet werden, und das ist anderseits nur möglich, wenn die wenig gehaltvollen, die jenen den Platz wegnehmen, beiseitegeschoben werden. Über den hohen oder geringen Wert einer Musik wird in sehr vielen Fällen gar kein Zweifel obwalten. Jedermann weiß, daß die Symphonien Beethovens bei weitem wertvoller sind als jene von Spohr, die doch gewiß niemand zur Schundmusik rechnet. Jedermann weiß, daß die Walzer von Strauß wertvoller sind als solche von Waldmann. Und daß Komponisten selten gute, zutreffende Beurteiler abgeben, weiß man gleichfalls. Schöpferische und kritische Begabung sind eben zweierlei. Und auch das darf als gewiß gelten, daß manche Werke, die für eine bestimmte Generation belangvolle Werte bildeten, in der Schätzung einer späteren Zeit ziemlich tief sinken können. Aber das kann und wird uns nicht abhalten, Listen der verhältnismäßig besten Kompositionen aufzustellen, und Irrtümer bleiben eben immer vorbehalten. Herrschen über den Wert eines Werkes unter Kennern gegensätzliche Ansichten, so liegt der Schluß wohl nahe, daß es sich um ein zwar umstrittenes, aber jedenfalls kennenswertes Werk handle. Die endgültige Entscheidung aber mag getrost der Zukunft überlassen werden. Die Gefahr und der Schaden, daß die eine oder andere Komposition, nach der in einigen Jahren kein Hahn mehr kräht, in den Listen erscheine, oder daß die eine oder andere Schöpfung, die man in einigen Jahren als genial einschätzen wird, in den Listen fehle, scheint mir lange nicht so groß, als der Kraut- und Rübenkonsum, der jetzt in Laienkreisen herrscht und das Unterscheidungsvermögen für „gut“ und — sagen wir: „minder gut“ verkümmern läßt. Angesichts der ins Unermeßliche anschwellenden Musikliteratur bedeuten mit Geschmack und Sachkenntnis bewerkstelligte Auslesen die Befreiung von verwirrendem Ballast, also geradezu kleine Kulturtaten. Gewisse unvermeidliche Einseitigkeiten, die sich aus der geistigen Begrenztheit des einzelnen ergeben, der die Auswahl trifft, korrigieren sich am besten dadurch, daß mehrere sich an dieselbe Arbeit machen, daß ferner der einzelne seine Ergebnisse durch weitere Prüfung und wachsende Einsicht selbst verbessert.

Challiers Sätze über die Notwendigkeit der seichten Musik enthalten auch viel Irriges. Sicherlich ist Tiefe nicht überall am Platze, oftmals sogar schädlich. Wir brauchen zum Beispiel keine philosophische Tanzmusik. Auf den Ausdruck kommt es immer an. Eine Musik, welche den Bewegungsdrang anregt, wird hier gefordert. Dies kann nun in primitiver und auch in kunstvoller Weise geschehen. Geschieht es zu primitiv, so darbt der ästhetische Sinn. Geschieht es zu kunstvoll, so geht die anregende Kraft verloren. Damit sind schon sehr sichere Kriterien des Urteils gegeben.

Wenn ein schlechter Text eine Musik herabzieht, so pflegt er an dem Werte dieser Musik selbst nichts zu ändern. Viel häufiger ist das

Digitized by Google

Gegenteil der Fall, daß eine wertvolle Dichtung durch eine unzulängliche Musik um Reiz und Wirkung gebracht wird. Die ängstlichen Gemüter, welche befürchten, daß bei einer „Bevormundung“ des notenkaufenden Publikums die Autorität der Sortimenter leiden werde, mögen ruhig sein. Die wohlgesinnten Sortimenter, die sich bemühen, den Leuten Gutes zu vermitteln, werden die Bundesgenossen bei der Auswahl gerne willkommen heißen. Den andern aber, denen es nur um den Absatz an sich zu tun ist, müssen es sich schon gefallen lassen, wenn man Maßregeln trifft gegen eine skrupellose Verbreitung schlechter oder minderwertiger Musik, wenn man die Musikfreunde auf die Masse des vorhandenen Guten und Vortrefflichen mit dem Finger hinweist.

Richard Batka

Musikalische Novitätenrekords

Wie der Sport sich in vernünftigen Gesundheitssport und in unvernünftigen Rekordsport teilt, so die Pflicht und Neigung, neue musikalische Werte zu bringen, in eine vernünftige künstlerische Arbeit am Fortschritt und in eine sporthaft gehandhabte Rekordfexerei. Wer bringt die meisten „Novitäten“? So fragen sich heut zu Beginn der Saison angstvoll viele große Konzertinstitute, wenn sie mit Zagen der Novitätenliste des Konkurrenten entgegensehen. Durch den überhitzten Geschäftsbetrieb in unsrer Musikpflege hat auch unsre Stellung zu musikalischen Neuerscheinungen schwer gelitten. Die Erwerbung und Verwertung neuer Werke ist durch geschäftliche Rücksichten nicht mitbestimmt, nein, zum guten Teile festgelegt. Heute wählt man die Novitäten für den nächsten Winter meist aus den Programmen der Tonkünstlerfeste des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins“. Eine Auswahl aus den erfolgreichsten „Schlagern“ des letzten Tonkünstlerfestes, oder, bequemer Erinnerung folgend, ein Zurückgreifen auf ältere Werke der dort vertretenen Komponisten, das tut's meist für die deutsche Großstadt. Daß die großen und offiziellen modernen Namen nicht fehlen, ist die wichtigste Sorge. Gewiß ist es zu begrüßen, daß man diese Meister wenigstens äußerlich anerkennt. Daneben nimmt man noch ein Quentchen Ausländer — die Russen „ziehen“ heute wohl am meisten — und dazu ein Schock glänzender Solistennamen. Diese moderne Art geschäftlicher Ausbeutung von „Namen“ der schaffenden Tonkunst hat ihre bedenklichen Seiten. Sie nivelliert die moderne Musikpflege auch da, wo sie einmal landschaftlich und städtisch individualisieren sollte. Unsre Zeit ist gar nicht so arm an schaffenden Talenten wie man glaubt, es fehlt nur an unabhängigen tatenfrohen Künstlern, die einmal die innere Befriedigung, einem unbekannten Talente aus eigner Kraft zur Würdigung verholfen zu haben, der so unendlich viel leichter gangbaren geschäftlichen Marschroute vorzuziehen wissen. Jede deutsche Provinz, jedes deutsche Kunstzentrum birgt solche „Unbekannte“, die aus Ekel oder Scham vor dem allmächtigen Geschäft in der Kunst ein stilles Schaffen der lauten Anerkennung vorziehen. Novitäten für die nächste Saison wählen, heißt darum nicht, eine geschäftliche Zukunftsbilanz für sein musikalisches Unternehmen aufstellen, sondern eine schwere, verantwortungsreiche Pflicht auf sich nehmen: die Pflicht, die musikalische Kultur seiner Wir-

Digitized by Google

kungsstätte durch stille tätige Förderung zunächst der einheimischen wirklichen Talente zu heben.

Wir sind heute stolz auf unsre Kultur. Wir haben Vereine zu allen möglichen guten Zwecken. Was würden wir nun sagen, wenn in einem solchen kulturellen Verein ein interessierter Geschäftsmann die Führerschaft an sich zu reißen versuchte? Wenn dieser mit seinen ihm geschäftlich über alles am Herzen liegenden Autoren auf Kosten jener im eignen Land, in eigner Stadt ansässigen, unbekannten und echten Talente Wucher triebe? Täglich wird aber so die Pflicht der Förderung des im Reiche der Kunst zum Lichte Strebenden und Echten verletzt!

Bildende Kunst

Das moderne Musiktreiben ist längst zu einem Geschäft geworden und, da Geschäft und Kunst einander ausschließen, zu einem von Einsichtigen längst eingestandenen Unfug. Aber jeder Übertreibung folgt einmal der gesunde Rückschlag. Die musikalische Welt sehnt sich nach Abkehr von der lauten, den Künstler entwürdigenden Geschäftigkeit des Tages. Zur Umkehr von der einreißenden Novitätenfexerei möchte ich nun mahnen. Fort mit dem Geschäft aus der Kunst, wenn es heißt: welche neuen Werke muß ich pflichtgemäß meinen Zuhörern bieten? Und fort mit jener Kuckucksweisheit, die da glaubt: nur der Fortschritt kann's tun, nur die schaffenden Künstler, die nach allgemeiner Anschauung dem „bewußten Fortschritt" huldigen, darf ich berücksichtigen. Die Hauptfrage muß sein: ist der künstlerische Ausdruck ihrer neuen Werke persönlich und echt, ist's lebendige Musik? Lautet die Antwort ja, so hat man die Pflicht, sich dieses Schaffenden anzunehmen, ist's auch kein „Name" und ist's auch nicht immer modernster Stil.

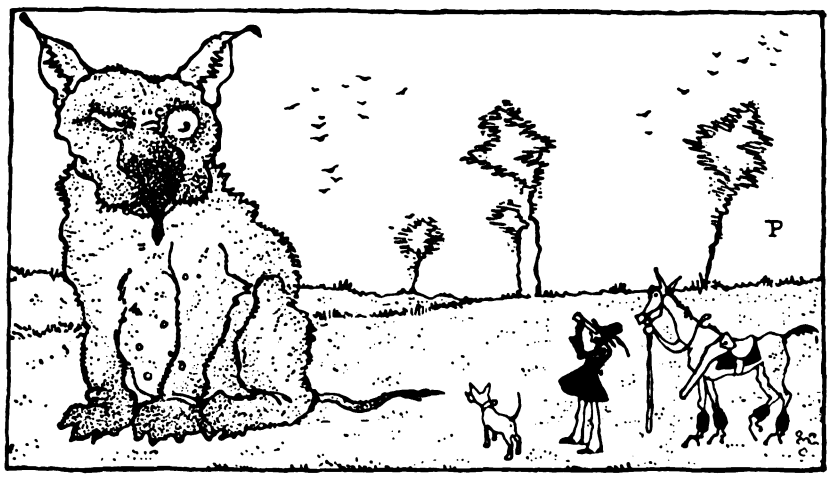
Und traut man sich eine Übersicht über solche Talente für das engere Land, für die Stadt, in der man wirkt, nicht zu, so ziehe man unparteiische Männer zu Rate. Hier läge eine neue und segensreiche Aufgabe für die musikalischen Abteilungen unsrer „Dürerbünde" vor: einiges, doch nirgends bevormundendes Zusammenwirken und Beraten mit den praktischen Künstlern ihrer Stadt zum Zwecke einer gesunden und gerechten musikalischen Heimatpolitik, die alle geschäftlichen und persönlichen Rücksichten streng ausschließen müßte.

Walter Niemann

Pariser Kunst 1912

Sisley, Pissaro, Monet — die Namen tönen uns noch jung im Ohre, aber über ihre Gemälde verbreitet sich freundlich lösend und mildernd die Patina des Alters. Einst kränkten sie das Auge des Bürgers durch ihre blauen Schatten, ihr grelles Grün, ihre befremdend kalte Tonalität. Nun wachsen unaufhaltsam, wie heimliche Abendröten, die warmen Töne aus ihnen hervor und verbinden die ehemals herb und männlich auseinanderstrebenden Farben in einem neuen milderen Sinne. Mit einem Schlage fühlt man die Zeit, die zwischen uns und diesen Schöpfungen liegt. Und schon ist es mehr als Zeit, was uns von ihnen trennt: neue Nöte und neue Werte, neue Ziele und neue Wege. Es ist durchaus nicht erforderlich, die Fanfaren der verschiedenen Allerneuesten wörtlich zu nehmen. Zwischen den einzelnen Schulprogrammen und Leinwanden muß man lesen, um vereinzelte Schriftzüge aus der werdenden künstlerischen Sprache Europas zu entdecken, von der vorläufig kaum mehr als die ersten grammatischen Formeln bekannt sind.

Digitized by Google



DIE INSPIZIERUNG
DER BUTZEMANN
ZWEI ZEICHNUNGEN AUS
„LICHT UND SCHATTEN"
VON EMIL PREETORIUS

Digitized by Google

Und als „Lesesaal“ in diesem Sinne kann man das ungeheure Leinwandzelt der Indépendants immerhin brauchen. Besser jedenfalls als den pompösen Palast der Société Nationale des Beaux-Arts, deren Mitglieder nach und nach dem Alter ehrenvoll erliegen und die von Jungen wohl manches Tüchtige, aber doch nur Leistungen der mittleren Linie bringt. Das Neue aber braucht Erörterung, es sucht seine Darstellung im Gegensätzlichen, es braucht die Dialektik der Parteiung und Entzweiung, es muß dramatisch, in Spiel und Gegenspiel, entfaltet werden.

Das Erfrischende an den Indépendants ist, daß sie jede ihrer Behauptungen auf die äußerste Spitze treiben. Jedes künstlerische Bekenntnis spricht sich hier mit ungehemmter Positivität aus. Der Widerspruch, die Zustimmung bleiben nicht dumpf in der Seele liegen. Sie springen kräftig heraus und rufen Positivität auch auf Seiten der Feinde, der Unentschiedenen hervor. Den verdrossenen Mienen, den achtungsvoll und gelangweilt hochgezogenen Augenbrauen, die den Besucher der S. N. kennzeichnen, begegnet man hier nicht. Wen der finstere kaleidoskopische Wirrwarr der mit X-Strahlenaugen erschauten futuristischen Gebilde nicht aus seiner Ruhe scheucht, dem besorgt das doch sicher die kubistische Gipsplastik oder jenes famose geöhrte Marmor-Ei, in dem man ein viertels ausgebrütetes Kücken von Menschenkopf mehr ahnt als wahrnimmt. Ich gebe zu, es ist eine Zumutung, in all diesen Fratzen und Lemuren die Ansätze zu neuer künstlerischer Gestaltung herauszulesen, in diesem Stammeln, Brüllen, Faseln und Kreischen ein neues Lautbegehren zu erkennen, das der Artikulierung fähig ist. Aber selbst wenn man ganz von außen an die Sache herantritt, regt wenigstens die erdrückende Einmütigkeit aller dieser unter sich so verschiedenen Bemühungen zum Nachdenken an.

Sie klingt rauh, die neue künstlerische Sprache, die hier werden will. Sie holt sich ihre ersten Vokabeln aus dem Sprachschatze der Urkunst, sie entäußert sich, ähnlich wie das neue deutsche Kunstgewerbe getan, mit Willen der Historie und sucht neue gestaltende Prinzipien geradeswegs aus dem Zeitlosen, nämlich dem Geiste, zu gewinnen. Kurz, es ist ein Schauspiel wie bei allen Revolutionen. Immer bricht die Revolution eine Entwicklungsreihe ab und holt sich den Antrieb zu neuem Schaffen aus dem zeitlosen „Himmel“, der ewigen Rüstkammer der Menschenrechte. Dabei werden sogleich auch Verbindungen nach rückwärts entdeckt. Sie heißen in unserem Falle Cézanne, Hodler, Munch, van Gogh; weiter zurück die Italiener des 13. und 14. Jahrhunderts, Byzanz, die frühe Antike. So gehen die Jungen nicht ohne Götter in den Streit. Sie befreien sich von dem brennenden Begriffe des Malerischen, sie liefern dem Impressionismus die letzte vernichtende Schlacht, damit die Wege frei werden zu einer neuen Vermenschlichung und Beseelung der Kunst. Das Entscheidende, das Objektive an den Dingen suchen sie in der gefühltesten Weise zu fassen und sind deshalb von Haß gegen die Zufälligkeiten der Erscheinung, ja gegen das Modell überhaupt erfüllt. Überwindung des Details: daher der monumentale, der pindarische Zug. Gewinnung des höchsten an Form: daher der vereinfachte, lieber ins Lallen als in die gefährliche Schönheit einer historischen Phrase verfallende Ausdruck. Alles in allem: keine Ergebnisse, aber Möglich-

Digitized by Google

keiten, Ahnungen und Ausblicke. Supra posse nemo teneatur.

Wilhelm Michel

Die Berliner Silhouetten-Ausstellung

bietet zwar eine Menge von Material, das sie besuchenswert macht, aber leider auch den Beweis dafür, daß das Publikum der Silhouette noch ganz erstaunlich kritiklos ist. Dabei dürfen wir das Wort Publikum in so weitem Sinn gebrauchen, daß es auch die Ausleser und Anordner der hier vereinigten Schnitte und bis auf verschwindende Ausnahmen die Kunstkritik mitumfaßt. In der Ausstellung ist Stilgerechtes und Stilloses, ist auch Talentvolles und Talentloses ausgestellt, ohne daß sich beim Auslesen und Auslegen irgendwelche Feinfühligkeit für andre als äußerlich dekorative Werte erkennen ließe. Trifft die Veranstalter deshalb ein Tadel? Mir scheint: solange die Kritik nicht ernsthaft einsetzt, um hier Kunst und Dilettantentum zu sondern, kaum. Vorläufig aber lassen's die Herren Kritiker scheinbar sogar am Elementarsten oft fehlen: am scharfen Hinschauen auf die einzelnen Stücke und am sorgfältigen Vergleichen der verschiedenen Werte.

Auf andres kann ich's nicht zurückführen, wenn, beispielsweise, heut immer noch Johanna Beckmann sozusagen als „die" Meisterschneiderin der Silhouette bezeichnet wird. Dann und wann, leider durchaus nicht häufig, gelingt ihr wie durch zufälliges Finden auch im Figürlichen ein künstlerisches Stück, und von ihren Blumensachen ist zwar weniges stilschön, aber vieles zierlich und hübsch, bei der Mehrzahl ihrer Sachen jedoch scheint ein harmlos liebenswürdiges geschicktes Dilettantentum nicht einmal die künstlerischen Aufgaben zu fühlen. Eben, weil alles harmlos und liebenswürdig ist, wird einem schwer, das offen auszusprechen, geschehn muß es aber einmal, sonst werden diese Nettigkeiten als Vorbilder und Maßstäbe der Schattenrißkunst ununterbrochen weitergelobt. Das wäre schlimm für die künstlerische Erziehung der Beschauer, es wäre aber auch ein schreiendes Unrecht gegen die wirklichen Künstler und Künstlerinnen der Schere selbst. Ich nenne von Lebenden nur eine, und damit man mich nicht für voreingenommen hält, eine, von der ich noch nichts herausgegeben habe: die entzückend charakteristisch und zugleich mit feinstem Liniengefühl gestaltende Cécilie Leo. Wer den Schönheiten dieser Umrisse einmal „mit fühlendem Auge" nachgegangen ist, wie kann der Hunderte von Sachen nicht als Dilettanterei erkennen, die hier wegen irgendwelcher Niedlichkeit oder sogenannter Drolligkeit vorgeführt werden, als lebten wir noch zu den Zeiten des seligen Thumann und der Brandmal- und Vergoldekunst von Herzblättchens Zeitvertreib? Aber wir haben doch auch die wunderschönen Kompositionen von Heinrich Wolff, die köstlichen Lebendigkeiten der Gertrud Stamm, die ganz individuellen Kinderschattenrisse der Elisabeth Müller, die in doppeltem Sinne guten „Schneidigkeiten" von Wilhelm Repsold, und könnten noch mehr Männer und Frauen nennen, die rechte Künstler der Silhouette sind. Alle Entwicklungen, alle Bestrebungen der neuen Kunst vom Impressionistischen bis zum Monumentalen werfen auch hier herein ihre Schatten. Uns sollen sie alle willkommen sein, wenn das Licht auf den Gegenstand von Persönlichkeiten her

Digitized by Google

fällt, die nicht nur geborgte Laternen tragen. Aber das möglichst Neuartige tut's nicht, und das Nachahmen andrer Techniken erst recht nie. Wenn ich schneide, bis das, was stehen bleibt, sich ebenso gut mit einer Feder zeichnen ließe, so hat die Mühe nicht viel Zweck, und wenn ich aus Buntpapieren eine Aufklebarbeit so künstele, daß eine Tuscharbeit in Flächen imitiert scheint, weshalb greif ich nicht gleich zum Pinsel? Auch die Tendenz, die Silhouette zur Plakatkunst zu machen, hat ihre zwei Seiten: an sich unzweifelhaft auch berechtigt, kann sie in der ganzen Bewegung leicht zum Veräußerlichen führen, solange das Publikum noch nicht darin geübt ist, dem Intimen der Kleinkunst-Silhouette nachzugehn.

Drei preußische Prinzen und eine preußische Prinzessin eröffnen vor den nicht Gotha-Fähigen den Katalog, und ihre Liebhaberarbeiten sind ausgestellt, als legitimierte das S. K. H. auch hier. Dieses scheint mir erwähnenswert, weil es von der Gunst zeugt, welche „die Gesellschaft" dem Schattenriß wieder entgegenbringt, aber auch von der Gefahr, die ihm von „der Gesellschaft" droht. Auf ernsthaften Kunstausstellungen gibt es eine Bevorzugung außerkünstlerischer Geburtsvorzüge in dieser Weise nicht mehr. Erst, wenn wir den Schattenschnitt nicht mehr als Spielerei nach allerhand Nebensachen irgendwelcher Art bewerten, erst wenn wir ihn, um das pedantisch klingende Wort nochmals zu brauchen, ernst nehmen, — erst dann werden wir diese edelste aller Kleinkunsttechniken aufblühen sehn.

A

Geschichte der Gartenkunst

Während auf allen andern Gebieten angewandter Kunst sich die modernen Stilprinzipien, die auf zweckvoll architektonischen Gedanken beruhen, durchgesetzt haben, stoßen die Bestrebungen, die auch die Gartenkunst in diesem Sinne, das heißt eben: aus Anarchismus zu künstlerischer Zucht, reformieren und so unsrer gesamten modernen Lebensgestaltung immer mehr zu einem einheitlichen Stil, zu einem Charakter verhelfen wollen, merkwürdigerweise beim Publikum noch vielfach auf Widerstand. Einen Teil der Schuld, und nicht den kleinsten, an der Zähigkeit der Vorurteile trägt die mangelhafte Kenntnis der Geschichte der Gartenkunst. Der neuartige Gestaltungswille unsrer Zeit würde uns halb so fremd erscheinen, wenn wir nicht einst gar zu willkürlich die Bahn der Tradition verlassen und unsre Väter so schnell vergessen hätten. Wie in den andern Künsten ist auch in der Gartenkunst die neue Tendenz eigentlich nur eine Umkehr, ein Wiederanknüpfen an die letzten Spuren der verlorenen Tradition.

Die Revolution, die im 18. Jahrhundert in der Gartenkunst ausbrach, wird ja leider noch vielfach falsch beurteilt. Statt bald zu erkennen, daß damals das Kind mit dem Kehricht hinausgeworfen war, und daß es also dringend not tat, sich des so „befreiten" Kindes so schnell wie möglich wieder anzunehmen, ließ man es unbekümmert verwahrlosen, und eben die Verwahrlosung feiert man noch heute als Romantik und Natürlichkeit. Eine gewisse gesunde Reaktion auf die Verkrüppelung des ancien régime lag natürlich auch dieser Revolution zugrunde. Die große architektonische Gestaltungskraft des Barock hatte sich langsam erschöpft,

Digitized by Google

war verzierlicht und verwitzelt, zu Künsteleien entartet. Aber statt für diese ornamentale Spielerei bloß eben die Erschöpftheit der formenden Kraft verantwortlich zu machen und das Heil in ihrer Wiedererstarkung zu suchen, verwarf man das ganze architektonische Prinzip, machte aus seiner Schwäche ein Evangelium, warf sich einem romantischen Anarchismus, einer sentimental zerfließenden Schwärmerei in die Arme und wurde aus dem Herren der Pflanzen zu ihrem Sklaven. So entstand der „natürliche", der Landschaftsgarten und damit eine Karikatur der Kunst, die den zu Tiergestalten verschnitzelten Taxushecken nicht nachstand. Der Garten, der *geschlossene* Raum, sollte die *freie* Natur kopieren, der vom Menschen für den Menschen für menschliche Zwecke, zum *Wohnen* geschaffne Raum sollte ängstlich jede Abhängigkeit von diesem Menschen verleugnen, und man erkannte gar nicht das Unwahrhaftige und Gekünstelte dieses Gedankens. Der architektonische Garten des Barock war ehrliche Kunst und am Ende in seiner Entartung noch immer ehrliche Künstelei, der „romantische" Landschaftsgarten war *gefälschte* Natürlichkeit.

Wenn dieser Naturgarten mit anderm Namen auch der englische genannt wurde, so war das berechtigt, da England dieses Prinzip zuerst und mit besonderem Eifer verfocht. Wenn aber noch heute unsre Landschaftsgärtner für ihren Naturalismus sich auf England berufen möchten, so muß dagegen gesagt werden, daß England, wie überhaupt in der gesamten angewandten Kunst, so auch in der Gartenkunst als erster aus der Verirrung sich herausgefunden und den Weg zu einer künstlerischen Ökonomie, zu einer zweckvoll architektonischen Beherrschung und Gestaltung gewiesen hat. Der Sinn für die natürliche Materialschönheit, den wir allerdings dem Naturalismus verdanken, ist dabei nicht verloren gegangen, er ordnet sich nur dem Sinn für räumliche Wirkung unter. Nicht den natürlichen Wuchs der Pflanze zu architektonischen Mätzchen zu verstümmeln gilt es, sondern den natürlichen Wuchs architektonisch zu verwerten, um so wieder den Garten organisch mit dem Hause zusammenzuschließen. Das ist die Anknüpfung an die Tradition: den Garten wieder zu dem zu machen, was er seiner Bestimmung nach ist, zu einem Gebrauchsgegenstand für den Menschen, zu einem Ort zum Wohnen, also einer Fortsetzung gewissermaßen der Räume des Hauses, mit einem Wort zu einem Ding, für das der Mensch das Maß ist.

Griesebachs „Geschichte der Gartenkunst" * erstreckt sich nicht bis auf die neueste Zeit und will auf die Entwicklung der Zukunft nicht unmittelbar einwirken, sie bleibt ganz historisch, zeigt uns den geometrischen Garten des Mittelalters und der Renaissance, den architektonischen Stil des Barock und die Gartenrevolution im 18. Jahrhundert, in Form, Wesen, kulturellem Zusammenhang und Entwicklungsgesetzlichkeit. Durchaus historisch, objektiv, tendenzlos. Und das ist der beste Ruhm für eine Geschichte. Daß aber diese rein geschichtliche Betrachtung der Entwicklung den weiterdenkenden Leser mit zwingender Logik in die Richtung der modernen Bestrebungen führt, das ist der beste Beweis für die Richtigkeit dieser Tendenzen. **Erich Vogeler**

* August Griesebach, „Der Garten, eine Geschichte seiner künstlerischen Gestaltung". Erschienen bei Klinkhardt & Biermann in Leipzig. Mit vielen Bildtafeln.

Digitized by Google

Letztmals zur Reform der Baugewerkschulen

Zu den Ausführungen von Professor Peters schreibt uns Professor Specht:

„Zu bautechnischer Geistesarbeit sind Fachkenntnisse notwendig. Wenn also auf der Schule der Anfänger, der noch keine Fachkenntnisse besitzt, sofort mit der umfangreichsten Geistesarbeit seines künftigen Berufes, mit der Gestaltung des ganzen Hauses, beginnen soll, so liegt darin ein innerer Widerspruch, der notwendig zu den im ersten Februarheft von mir geschilderten Folgeerscheinungen führen muß. Und an diesem Widerspruch, über den Herr Direktor Peters in seiner Entgegnung schweigt, scheitert seine Beweisführung zugunsten des neuen Lehrverfahrens."

Wir schließen hiermit die Aussprache über diesen Gegenstand, da unsrer Meinung nach weitere Erörterungen darüber in die Fachpresse gehören.

Naturschutz

Die Kasseler Mühle bleibt

Nachdem sie bereits auf Abbruch verkauft war, hat der preußische Kultusminister in ungewöhnlich energischer Form verfügt, „daß die alte malerische Unterneustädter Mühle als ein in historischer und kunstgeschichtlicher Beziehung überaus wertvolles Bauwerk so lange als irgend möglich erhalten bleiben solle, und daß deshalb vom Stadtbauamt die Genehmigung zum Abbruch rundweg zu versagen ist." Dabei hatten die Kasseler Stadtverordneten dem Gutachten des Stadtbauamtes einmütig zugestimmt! Es wäre sehr wünschenswert, daß auch dessen Fulda-Regulierungsplan, soweit er sich auf die Stelle an der Mühle bezieht, gründlich nachgeprüft würde. Dann kann doch vielleicht noch alles soweit gut werden, wie es noch nicht verdorben ist. Die frisch darauflos gefällte Linde freilich? Nun, es wird keine vierhundert Jahre dauern, bis sie wieder wird, was sie noch sein könnte. Wir wiederholen unsre Erinnerung an organisierten Baumschutz.

Heimatpflege

Vom „Einbauen in die Natur"

hört man gelegentlich bei Erörterungen gewisser Architekturaufgaben und namentlich im Anschluß an städtebauliche Probleme sprechen. Die Frage lautet dann: wie werden durch Anordnung und Gestaltung der menschlichen Bauten Naturansätze fortgeführt, Naturwirkungen gleichsam betont?

Als Antwort können zunächst einige Beispiele für die Verwertung von Höhen dienen. Etwa die Krönung von Bergen oder Felsen durch die Burgen der früheren Zeit, die aus dem Naturgestein allmählich aufzuwachsen oder umgekehrt ihm eingegliedert scheinen, die den für die Insassen so mannigfaltig wesentlichen Überblick über das Tal, den schon der Berg bot, noch erweiterten und die Unzugänglichkeit des Felsens betonten und Vorteil daraus zogen.* Oder man benutzte für Tempel, die dem Himmel nahe sein sollten, in

* Wir brauchen wohl kaum erst daran zu erinnern, daß die jetzt üblichen Gipfelhotels mit diesen Burgen meist nur als Gegenbeispiele verglichen werden können. Erstens, weil auf einem hohen Berge selbst ein großer Aufbau kaum von wesentlichem Einfluß auf die Gesamtform des Berges sein kann, sondern nur auf die Form der letzten Spitze. Zweitens, weil die Hotelbauten fast niemals auf diese Gipfelform irgendwelche ästhetische Rücksicht nehmen. K.-L.

Digitized by Google

Griechenland gern bewaldete, einsame Höhen, fern dem lauten Treiben der Städte und dem „Qualm der Grüfte“. Auch da arbeitete man also mit der Natur zusammen und beachtete die Möglichkeiten, die sie gab: weithin sichtbar allen Gläubigen im Umkreise war nun dort das Heiligtum, es bot dem Auge einen Anziehungs- und Ruhepunkt und klärte das Bild der Landschaft, indem es Spitzen oder sonst ausgezeichnete Stellen noch bestimmter bezeichnete. Ähnlich stellte man auch die gotischen Dome, diese Kirchenbauten der Ebene, die sich aus eigner Kraft emporrecken wollten, nicht gerade in ein tiefes Tal, wenn eine Anhöhe dicht dabei zu haben war, die als natürlicher Sockel den ganzen Bau „hob“. Italienische Villen der Renaissance wurden nicht selten mit vollendeter Sicherheit und einer förmlich entdeckerhaften Kunst an den auf Stundenweite günstigsten Punkt gestellt, wo Ausblick und Durchblicke, Tiefen- und Fernsicht gelegentlich überwältigen und wahrhaft „erheben“ oder wo vielleicht die Landschaft selber allmählich hinanzusteigen scheint bis zu der Höhe, welche die Villa trägt.

Man hat mit alledem auch selten die Linien der Landschaft, etwa die oberen Umrisse von Geländewellen gestört. Im 19. Jahrhundert freilich sieht man auf allen möglichen hervorragenden Punkten eines Landschafthorizontes irgendwelche Denkmäler. Wie wenig glücklich das oft geschah, davon ist zum Beispiel gelegentlich des Niederwalddenkmals hier die Rede gewesen. Kürzlich hat man sich mit verständigen Gründen auch gegen manche Bismarcksäulen gewendet, die „wie ein Wasserturm oder eine unschöne Warze in der Landschaft“ auftauchten. Immer muß man im Auge behalten, daß die natürliche Bodenbewegung höchstens „betont“, daß sie aber unter keinen Umständen gestört werden darf. Ein sehr einfacher Grundsatz, gegen den doch auch mit „Schmuckbauten“ allerorten gesündigt wird.

Zwei Worte von der Einrahmung der Bauten durch die grünen Wälle der lebenden Natur, durch Park- und Landschaftsgärtnerei. Um Burg-, Kloster- und Stadtmauern mit ihrem „Stadtfrieden“ schlingt sich häufig ein Ring von Bäumen, er leitet das Menschenwerk so in die Natur hinüber und bereitet es zu ihr vor. Auch ohne Befestigungen ist solch ein Naturrahmen, der die Ansiedlung umzieht, ein schönes Beispiel, wie Kultur und Natur in innige Fühlung kommen können. Aber auch kleineren Komplexen und einzelnen Gebäuden tut solche Fühlung wohl. Wenn um ein Haus, etwa eine Villa oder ein Schloß im Park, in einiger Entfernung, nach einem absichtlich frei gelassenen begrenzten Raum deutlich von Menschenhand Bäume gereiht sind, deren Gegensatz zu dem offenen ebenen Raum die Freiheit von allem Verengenden auf diesem leeren Plan recht bewußt macht, so ist ein sorglich bedachtes Bezugnehmen auf den Bau deutlicher als bei einem nur irgendwo in unregelmäßig aufhörender Lichtung eines Naturwaldes daliegenden Hause, wenngleich ja auch diesem einiger Abstand wegen Luft, Licht und Wärme gut tut. Wenn wenige Bäume, die zwar deutlich nur für das Gebäude da sind, nun zu dicht herandrängen, so ist das nicht sehr glücklich, mögen die wenigen auch nicht allzu bedrückend werden. Dagegen kann ein weithin einsam, wohl gar auf unbegrenzter Öde wie „verloren“ liegendes Haus kalt

Digitized by Google

und mitunter geradezu unheimlich erscheinen. Ein nahe herantretender wilder Wald wiederum scheint offenbar gerade gegen mancherlei nicht zu schützen, nimmt zum Beispiel den Bewohnern den freien Aus- und Überblick, versteckt freilich auch das Haus. Um Stadtansiedlungen hat man einst die Wälder auf eine Strecke ausgerodet, so daß nichts unbemerkt herankommen konnte. Nach alledem ist ein menschlicher Park mit einer Lichtung um das Haus besonders glücklich, ein Park, der oft selbst wieder umhegt und durchgeforstet, also nicht beklemmend ist.

Ohne irgendeine Parkumgebung wären zum Beispiel Rokokoschlösser mit ihrem Wohngeschoß zu ebener Erde und bei der so sehr geöffneten Wand mit den hohen Fenstern, die ja doch Schutzlosigkeit bedeuten, ästhetisch kaum glücklich, zumal hier auch alles gar nicht nach dicken Mauern aussieht. Diese Schlösser brauchen womöglich noch außerdem (und haben auch häufig) vor der Fassade abschließende Terrassen und Teiche und bleiben auch dann noch Zeugnis sehr friedlicher Zeiten, — ein Revolutionsstil ist das nicht. Ganz dem damaligen Zeitgeist gemäß öffnen sie sich gleichsam auch der Natur, für das nötige Maß darin aber sorgt ebenfalls die Art der Umgebung. Beispielsweis lassen von Menschen gerodete, gesäte oder gepflegte Rasenflächen das Gebäude nicht in der Natur „untergehen", sie lassen die Natur nicht heranbrängen und überwuchern.

Noch in andern Punkten können endlich Gartenumgebungen sehr verschieden ausfallen; kleine großstädtische Vorgärten zum Beispiel sind nur bei feineren Häusern angebracht, bei schweren und trotzigen wird man lieber andre Rahmungsmotive, etwa hohe Stämme nehmen. Auch die Bäume aber richten sich, wenigstens wenn sie in geringer Anzahl und dicht beistehen, in ihren Arten nach dem Charakter des Baus. Einem recht massiven werden im allgemeinen zarte Stämmchen weniger dienlich sein, wohl aber Mauern von mächtigen vollen geschlossenen Wipfeln. Mit solchen würde man dagegen Pavillons und Kiosks erdrücken, man mag diese unter Bewahrung ihrer Luftigkeit mit einer kräftig wirkenden, auch hohen, freilich immer noch luftigen Vegetation umgeben. Und wir haben ja weichere und härtere Hölzer, helle Linden und dunkle starre Nadelbäume, Eichen mit ihrer knorrigen Gesamtform und luftige, lichte Birken mit wehenden, schwebenden Zweigen. Zudem: die einen rauschen, die andern säuseln — das paßt alles nicht gleichmäßig überall hin.

Diese Zeilen sollen nur Anregungen bieten, auf allerhand Punkte zu achten. Allgemeingültige „Vorschriften" gibt es ja in diesen Dingen nicht. Und wer im einzelnen Fall eine Ausnahme macht, gewinnt vielleicht gerade damit eine besonders feine Lösung — vorausgesetzt, daß er wußte, besser: daß er ästhetisch fühlte, warum er diese Ausnahme machte. Erich Everth

Handel und Gewerbe

Anzeigen als Anzeichen

Unter dieser Überschrift werden wir von Zeit zu Zeit ohne viel Glossen Blüten aus den Annoncenplantagen bringen, die mit ihrem Glanze Schlaglichterchen in die Zeit werfen. Heute eine aus Berlin:

Forderungs- Inkasso-Institut de Raffinement, ausgefeimter Inhaber, Prozeß-Agent, zieht jede Art Forderungen ein sowie Klagenbearbeitung, Informationen, Vergleiche. Werte Aufträge erbeten unter X. Y. an ...

Digitized by Google

Stadt und Land

Ein kleiner müder Wandertrupp nähert sich einem einsamen Gehöft Stormarns: der „Generalstab der Hammerbrooker“ und nach ihm der ganze Lehrlingsverein, an die hundert Mann. Bald ist die stille Landschaft mit lustigem Leben erfüllt. Vom Dorf her, das eine halbe Stunde entfernt im Felde liegt, kommen die Bauernburschen und -mädchen herbei, um sich die sonderlichen Städter anzuschauen. Stumm und steif bleibt das Landvolk den ganzen Abend — und schaut zu. Kaum zu einem Gespräche kommt es. Die Stadtjugend weiß sich auf mancherlei Weise die Zeit zu vertreiben. Eine Gruppe zieht wieder in den Wald, ihr Führer wird Geschichten erzählen, andere schwärmen durch die Ställe, das Vieh zu betrachten. Viele der Stadtjungen beginnen jetzt Ballspiele und Wettläufe. Sie sind am frühen Morgen auf entsetzlich überfüllten Zügen abgefahren, sind vier bis fünf Stunden in der Sonnenhitze marschiert, haben im Waldsee gebadet, sind wiederum stundenweit gewandert. Aber diese Rasse ist nicht müdezukriegen. Und die jungen Bauern stehen stumm da; von Zeit zu Zeit geht ein Trupp ins Wirtshaus, bestellt eine Runde Bier und singt ein Anstichlied, irgendeine heruntergekommene blödsinnige Studentenweise, die hier das Ende ihrer Laufbahn erreicht. Die Städter trinken Kaffee, Buttermilch, Brause und verzehren ihren Proviant aus den Rucksäcken.

Die Bauernmädchen haben mit leidlichem Geschick sich städtischer Moden bemächtigt. Die Burschen haben feine Anzüge, hohe Kragen und alle denselben Hut, den irgendein städtischer Prophet ihnen angehandelt hat. Die Städter haben weniges, leichtes Zeug, und alles ist zweckmäßig, was sie tragen.

Sollte man es glauben — diese Mägde und Knechte, in die Stadt versetzt, zeigen sich durch ihre Gesundheit, ruhigen Verstand, scharfe Beobachtungsgabe im Konkurrenzkampf der stadtgeborenen Unterschicht weit überlegen, dem tüchtigen Städter nach wenigen Jahren völlig gewachsen. Aber wie haben doch städtische Moden und Torheiten der Großstadt unserm Landvolk so imponieren können? Das Gute und Große der Stadt kennen sie nicht. Da sehen sie es nun heute, und wissen nichts zu sagen.

Das Gute der Stadt — denn das ist hier heute zu ihnen gekommen: das erste stadtgeborene Geschlecht ländlicher Eltern aus dem unerschöpften protestantisch-germanischen Niedersachsenstamm. Hier sind Söhne der Familien, die sich oben halten in der Stadt; gewiß viele aus knappen Verhältnissen, alle an stramme Arbeit gewöhnt. Da ist eine Kraft der geistigen Begabung, ein Schwung der Phantasie, eine Spannkraft der Muskeln und des Willens, eine freie, heitere, sittliche Gesundheit — und dazu die große Gabe der Stadt, die straffe, weitblickende Organisationsfähigkeit, die Kunst, das Größte durch den vereinten, sicher geleiteten Willen der vielen zu leisten. Das alles zugleich wird nur einmal innerhalb von Jahrhunderten einem Volke geschenkt.

O Vaterland, erkennst du die große Stunde deiner Geschichte? Erkennst du die blühende Fülle der Hoffnungen und siehst du zugleich die Todesgefahr über die heute gesegneten Fluren unseres Vaterlandes schreiten?

Wie ist doch an unserem Landvolk gesündigt worden, wie hat man es geistig verwahrlosen lassen! An-

Digitized by Google

geklagt werden muß zunächst die Kirche. Im achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat sie eine große Erziehungsarbeit geleistet, von deren Früchten wir im wesentlichen heute noch leben. Damals waren die Pfarrer Männer, die mit der fremden höheren Bildung gerüstet, selbst mit Herz und Sinn in der Heimat wurzelten. Manches Pfarrers Andenken bewahrt die Erinnerung des Volkes noch nach hundert Jahren. Dann aber kam die neue künstlich großgezüchtete Orthodoxie, die mit dem Verstande erarbeitet und auswendig gelernt werden mußte, und doch dieser Orthodoxie freundschaftlich verbunden jener Pietismus, der mühselig in weichen Stimmungen wühlt, die der norddeutschen Seele stets widerwärtig bleiben. Der Gottlieb, der in Reuters Stromtid auf den alten Pastor folgt, bezeichnet in nur zu tragikomischer Gestalt dieses Ohnmächtigwerden der Kirche. In dieser steif, feierlich und unvolkstümlich gewordenen Kirche hat dann eine böse Neigung mächtig gewuchert, eine Neigung, die alle christlichen Kirchen ererbt und noch nie völlig überwunden haben, nämlich die Geringschätzung der Natur. Das ist ein Erbe der müden, großstädtischen Kultur des alten Römerreiches, des „Hellenismus". Jesus, dem gesunden Sohn des galiläischen Dorfes, war die Stimmung gänzlich fremd. Die Kirche aber, und gerade die norddeutsche lutherische hat in den zwei letzten Menschenaltern wieder stark dieser Neigung nachgegeben, und darum waren die meisten Pfarrer blind für das natürliche Leben des Volks; nicht nur Tanz und Fest wurden als weltlich verachtet. Für den ganzen Zusammenhang eines Volklebens mit seinem Boden, mit seiner Arbeit, mit Haus, Hof und Wirtschaft, mit den alten Urneigungen seiner Rasse, kurz für die Naturgeschichte des Volkes zeigte die Masse der Pfarrer nicht das geringste Verständnis. Und so predigten sie, und das Volk trat ohne geistige Führung hinein in eine neue Zeit.

Eine Zeitlang noch, ungefähr ein Menschenalter länger als die Kirche, ist die ländliche Volksschule dem Landvolke ein treuer Erzieher geblieben; wurzelfest und knorrig stand der alte Dorfschulmeister in dem Geschlecht, das er selbst erzogen hatte. Seine Zöglinge haben sich in der Stadt und in allen Weltteilen bewährt. Jetzt muß die Schule sich wandeln für die Ansprüche einer neuen Zeit. Sie wird hin und her geworfen zwischen mancherlei Reformideen. Der deutsche Irrtum, daß Wissen gleich Können sei, richtet eine wahre Verwüstung in unseren Schulen an; wissen sollen sie allerhand; tatsächlich wissen und können viele weit weniger als die früheren. Bei den nach der neuen Weise ausgebildeten Lehrern ist das Übel ja selbst am größten. Hilflos sieht sich der junge eifrige Lehrer im Dorfe. Was er brauchen könnte, um als ein fester, sicherer Mann ein Geschlecht nach dem andern zu erziehen, das, merkt er schmerzlich, fehlt ihm. So sehnt er sich nach einer Stellung in der Stadt, „wo man sich doch weiterbilden kann". Er erkennt aber das Edelste seines Berufes gar nicht: mit reifender Erfahrung, treu dem Dorfe als seiner Heimat zu dienen und in einem Geschlechte die Spuren seines Wirkens zu hinterlassen.

So bleibt denn die Landjugend so merkwürdig ungerüstet für die neue Zeit. Ihr Bestes ist noch die alte Rassenkraft — Gesundheit und natürliche Klugheit. Mit dieser wissen sie das eine Große der neuen Zeit tüchtig zu nutzen: das Geld.

Digitized by Google

Denn das Geld hat seinen Einzug beim Landvolk gehalten. Die modernen landwirtschaftlichen Methoden, die Politik der Zölle und vor allem die immer hungrigen Städte haben dem Landmann das Geld gebracht. Nicht davon spreche ich hier, wie die hochgetriebenen Preise für Korn und Fleisch die Güterpreise auch in die Höhe treiben und das nächste Geschlecht unserer Landleute mit einer verderblichen Zinsenlast beladen. Davon vielmehr, wie dem Landvolk gegenüber dem reichen Segen nicht die rechte sittliche Orientierung gegeben worden ist. Sie schmähen und hassen die unsittliche Großstadt — in der sie sich doch nur gar zu gern amüsieren, deren Moden, Musikautomaten und Torheiten sie kaufen. Sie vergessen völlig den Dank. Denn nur die Stadt macht sie reich, und die städtische Kultur hat ihnen die Chemie und die Maschinen gegeben. Welch eine Sünde ist der mit politischer Leidenschaft geschürte Haß des Landes gegen die Stadt!

Die Stadt schreit ja nach dem Lande. Ein Geschlecht können wir aus der alten ländlichen Kraft in der Stadt zu jener wunderbaren Leistungfähigkeit erziehen, die niemals müde zu sein scheint. Dann können wir mit Ferienkolonien und Milchküchen noch lange für Nachkommenschaft sorgen — aber Talent, Schwungkraft, Phantasie, Gedankentiefe, die müssen unseren Kindern in dem Getobe der Stadt ersticken. Können wir denn gar nicht sehen, wie noch der gesunde Instinkt unseres Volkes um das Leben kämpft? Nicht die Städter, die am Waldrand oder Seestrand faulenzen, meine ich; die sind teils zu müde und erschöpft, teils aber auch schon hoffnunglos oberflächlich und seelenarm. Das junge Geschlecht, meine ich, das freiheithungrig in Sturm, Wald und Winternacht hinauszieht nach schwerem Arbeittag, von einem gewaltigen Heimweh getrieben. Die Arbeiterfamilien, meine ich, die mit zähem Fleiß den Sand urbar machen, mit welchem die Hansestadt ihre Marschen zuschüttet, bis eine neue Welle der Bebauung die eben aufblühenden Gemüsegärten wieder zerstört.

Wieviel Ödland, Heide und Moor liegt doch noch im Norden von Hamburg! Wann kommen einmal die weitblickenden Männer, welche elektrische Bahnen und Radfahrwege anlegen und Tausende von städtischen Arbeiterfamilien ansiedeln; das ist der einzige Weg für Handel und Industrie in Zukunft, die gesunde Volkskraft fortzupflanzen. Ein Teil der städtischen Arbeiterschaft muß auf eignem Gartenlande wohnen. — —

Aber wohin sind unsre Gedanken geeilt? Die Dämmerung wächst, es ist Zeit, das junge Volk zur Ruhe zu bringen. Rasch und leicht ordnen sich die Abteilungen und lagern sich auf dem Heuboden. Schließlich mit viel Lärm ziehen auch die Dörfler nach Haus. Beide desselben Stammes und doch einstweilen noch so getrennt in ihrem Fühlen und Denken. Diesem Geschlechte gilt es das Bewußtsein der Arbeitgemeinschaft und Verwandtschaft wieder zu wecken. Stadt und Land können einander nicht entbehren.

Als die goldne Sonne im Osten über den Halbkreis der Wälder steigt, sind die Jungen wieder munter. Im Morgenbufte liegt die Landschaft. Dort der hohe Baumkreis, der sich über den Forst erhebt, ist ein alter Ringwall aus der Grenzlinie, die Karl der Große dem Reiche gezogen. Jene Forsten sind der Rest des Grenzwaldes; hinter ihnen liegt die sumpfige Senkung, die einst die Slawengrenze war —

Digitized by Google

einst — und auch heute fast wieder eine Grenze. Dort folgt noch ein Streifen freier Bauerndörfer, altes Kolonistenland. Und dann beginnt eine Strecke, wo für unsere Kolonne einen starken Tagemarsch weit kaum ein Quartier zu finden wäre, — es sei denn, wir genießen die Freundschaft eines Rittergutbesitzers. Still und menschenarm ist das Land, und wie vor einem Jahrtausend erklingt wieder der Laut slawischer Sprache.

Deutschland, wach auf! Die Großstadt, die moderne Kultur, verbraucht die Menschenkraft.

„Doch der Boden zeugt sie wieder
Wie von je er sie gezeugt."

Ja, wenn ein freies, gesittetes Volk den Boden bebaut und in der Arbeit sich stets verjüngt. Wie sagt doch die Bibel: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." Der Segen ist wahr, die Natur läßt das Leben sich stets neu erzeugen. Aber der Mensch zerreißt ihren natürlichen Kreislauf. Das ist die Gefahr für das deutsche Volk und die deutsche Kultur. Eine unerhört schnelle Entwicklung — aber der Grund, aus dem die Kräfte nachwachsen sollen, wird kleiner. Doch wir können es noch ändern. Wir sind trotz allem noch ein junges, starkes Volk. Wer es nicht glauben will, der sammle um sich einen Haufen Jugend — in der Stadt oder auf dem Land. Es ist zunächst die allerdringendste Aufgabe. Walter F. Classen

Vom Recht

Der deutsche Auswanderer

Während Angehörige anderer Nationen, Italiener, Franzosen, Engländer in den überseeischen Ländern nur schnell reich zu werden trachten, um dann in ihre Heimat zurückzukehren und dort von ihren Renten zu leben, sucht der Deutsche vor allem ein Stück eigen Land, eine neue Heimat für sich und seine Nachkommen. Der Landhunger ist es, meint Sperber in der „Zeitschrift" (II, 5), der die deutschen Auswanderer in erster Linie bewegt, das Verlangen nach eigener Scholle, das dem Deutschen tief im Blute liegt und das er daheim nicht mehr befriedigen kann. Eben das macht ihn als Kolonisator, als Kulturbringer für fremde Länder so wertvoll, und eben das selbe entzieht ihn so verhängnisvoll leicht dem Zusammenhang mit dem Mutterlande. Gegenwärtig ist die Auswanderung bekanntlich stark zurückgegangen, weil der größte Teil unsres Geburtenüberschusses von fast einer Million jährlich in der Industrie und im Handel ein Unterkommen findet. Sperber weist aber daraufhin, daß eine neue Auswanderungswelle einsetzen werde, sobald die natürlichen Grenzen, die der Industrie wie der Landwirtschaft in Deutschland gezogen sind, erreicht seien. Er mahnt daher, man möge diese kommende Auswanderung planmäßig vorbereiten, damit die deutschen Kolonisatoren wenigstens wirtschaftlich dem Vaterlande nicht verloren gingen, wenn sie schon politisch ihm nicht erhalten werden können.

Wie steht's um zwischenvölkischen Kulturschutz?

Ein internationaler Naturschutz wird jetzt schon recht vielfach gefordert, und vielleicht erleben wir's wirklich noch, daß man wenigstens der Robbenaaserei, dem Singvogelfressen, dem Kolibrimorden und dem Verpflanzen der Reiherfedern auf Gänseköpfe international zu Leibe geht. Haben wir aber im Völkerrecht schon einen einigermaßen gesicherten zwischenvölkischen Kulturschutz? Haben wir

Digitized by Google

keinen, so sollten wir ihn doch allmählich anstreben.

In Konstantinopel brennt es gewohnheitsmäßig, aber die Agia Sofia und hundert andre Bauten sehr ehrwürdiger Vergangenheit und annoch dauernder Schönheit haben das immer noch überlebt — würd es ihnen auch gut bekommen, wenn sich italienisch begeisterte Bomben von irgendwelchen armierten Zielen zu ihnen verirrten? Ich denke nicht daran, den Italienern zuzutrauen, daß sie sie absichtlich beschießen könnten, wenn es überhaupt zu einer Art von Belagerung Konstantinopels käme — ich setze das Beispiel nur der schnellen Verständigung wegen. Ein internationaler Kulturschutz sollte aber nicht nur an Kriegsfälle denken, und eben deshalb würden völkerrechtliche Bestimmungen bisheriger Art selbst dann für ihn nicht genügen, wenn ihre Durchführung gut gesichert wäre. Bei der guten Sicherung wird, scheint mir, immer die Hauptschwierigkeit liegen.

Die Überschrift dieser Zeilen ist eine Frage. Weiß einer der Leser zu ihrer Beantwortung Wesentliches zu sagen? Jg

Schillers Schädel

Unter den Altersgedichten Goethes gibt es kein schöneres als das auf Schillers Schädel:

„Als ich inmitten solcher starren Menge
Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Daß in des Raumes Moderkält und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.
Wie mich geheimnisvoll die Form entrückte,
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend strömt gesteigerte Gestalten."

Ein Vers, wie dieser wundervolle „das flutend strömt gesteigerte Gestalten" kommt keinem Hirn, das nicht vom Herzen vollst durchblutet ist. Und doch war der Schädel, den Goethe fragte: „wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten?" gar nicht Schillers Schädel, sondern der eines Unbekannten. Der echte Schädel Schillers ist ja jetzt erst wiedergefunden und festgestellt worden.

Die Darstellung, die Goethe von seinem Auffinden des Schädels zwischen den andern gibt, ist eine dichterische Fiktion. Goethe war beim Heraussuchen des für den Schillerischen gehaltenen Schädels nicht anwesend. Er ließ ihn sich am 24. September 1826 ins Haus bringen, und begann dann in der Nacht mit den Terzinen. Er hatte also nur einen Schädel vor sich, als er dichtete. Daß dieser ihn, den zwar Großen an Schädelkenntnis, aber noch Größeren an Phantasie, zumal in nächtiger Einsamkeit zum Hineinschauen solcher Werte begeisterte, erklärt sich damit und mit der Schönheit der Schädelformen. Wie vielen aber, die sich jetzt darüber gewundert haben mögen, ist denn bewußt, wie hinreißend schöne Gebilde Schädel überhaupt, vor allem jedoch menschliche Schädel sind? Es gibt keine größere formale Naturschönheit, als die ihre, aber auch keine größere an Ausdrucksschönheit. Wer die kindische Gruselneigung vor dem „Totenkopf" erst so weit überwunden hat, daß ihm solch „geheim Gefäß" „Orakelsprüche spendet", der wird mit Staunen bemerken, daß sich auch im Schädel eines schlichten Menschen ganz wundersam die Größe der Menschheit ausprägen kann.

Zu den Tagesereignissen

Digitized by Google

Zum Zweikampf im Heer

Daß der Zweikampf vom Christentum aus in Einzelfällen zu entschuldigen, nie aber zu rechtfertigen ist, darüber werden gläubige Christen wohl kaum verschieden denken. „Du sollst nicht töten", nur der Zwang zum Töten, der den freien Willen nimmt, kann da ändern. Übernimmt eine gesellschaftliche Einrichtung das Zwingen, um so schlimmer für sie. Das Wort, daß der beste Christ auch der beste Soldat sein werde, steht mit der Praxis in Duellantensachen in vollkommen unlöslichem Widerspruch.

Nicht ganz so einfach ist die ethische Beurteilung des Duells. Sie wäre das nicht einmal, wenn wir uns nur uns selber verantwortlich glaubten, denn in Wahrheit sind wir das ja nie, sind wir stets Angehörige irgendeiner Gemeinschaft und sei das nur die der kultivierten Menschheit, auf die wir zum mindesten als Beispiel wirken. Wer gar über den Zweikampf entscheidet, ohne die ungeheure Verantwortlichkeit gegen die Seinen auf das Allerernsteste mitentschließen zu lassen, ist schlimmster Egoist. Und dennoch müssen wir uns im Einzelfalle vor übereiltem Urteil peinlich hüten, da es nun einmal Menschen gibt, nach deren tief innerer Überzeugung ein Tod im Duell für die Familie immer noch ein kleineres Übel ist, als ein Weiterleben „ohne Ehre".

Daß wir bei Rechtfertigungsversuchen fürs Duell auch mit der Logik nicht weit kommen, ist ebenfalls klar. Logisch ist Ehre Ausfluß der Ehrenhaftigkeit, und da diese nur in mir selber erzeugt und getilgt werden kann, so kann mir auch kein Mensch meine Ehre mindern, als ich selber. Man kann mir nur die Anerkennung meiner Ehrenhaftigkeit nehmen. Ist die mir ein so großes Gut, daß sich um ihretwillen ein Kampf auf Leben und Tod verlohnt? Das wird davon abhängen, wie hoch ich meine Mitmenschen einschätze, wieviel mir ihre gute Meinung wert ist, und dann: wieviel mich ihre schlechte irgendwie schädigen kann. Zudem kann einer bekanntlich den persönlichen Mut zum Duell durchaus haben, und doch ein Lump, beispielsweise ein Betrüger oder Verführer sein; es ist deshalb — wir sprechen hier immer nur vom Logischen — kaum einzusehn, wie etwa ein Falschspieler seine Lumpenhaftigkeit durch den Beweis widerlegen soll, daß er Mut hat. Schließlich kommt beim Duell, wie wir schon betonten, ja nicht nur einer in Betracht, sondern die Duellanten stellen auch ihre Eltern und Geschwister, ihre Frauen und Kinder in dem Sinne mit vor die Pistole, daß sie alle dadurch mit Schädigungen bedrohen. Was nicht bloß ethisch unerlaubt, sondern auch logisch unsinnig ist.

Aber wir sind nicht nur „in" Religion und „in" Logik, sagen wir banalst: stärker oder schwächer, wir sind auch Menschen von Temperament, in denen Erbschaft aus Urzeiten lebt, und, gleichviel ob sich unser Naturmenschentum mit dem Kulturmenschentum besser oder schlechter „zusammenreime", jedenfalls ist es da. Es ist schon seltsam, wenn Männer, die sonst so eifrig Vorurteilslosigkeit lehren, Andersfühlende so wenig verstehen können, daß sie den Duellanten ungefähr mit einem schweren Einbrecher gleichbewerten und für ihn wie für diesen Zuchthausstrafe fordern. Es kann sehr wohl vorkommen, daß einen Mann der Ich-Erhaltungstrieb, der ganz was andres ist als der Lebens-Erhaltungstrieb,

Digitized by Google

so sehr zum Kampfe mit einem andern Manne drängt, daß ihm zur Selbstbefreiung seiner Persönlichkeit nur der Selbstmord bliebe, wenn man ihm am Kampf hinderte. Wer das nicht nachfühlen kann, hat entweder, Gott verzeih den Vergleich, in den Adern flüssige Pomade, oder er hat um und in sich nur sehr weniges erlebt.

Hier aber kommen wir zu einer weiteren inneren Schwierigkeit für die Beurteilung des Duellwesens im Heer. Fälle der eben erwähnten Art, bei denen der Urmensch im Ich überstark über dem Kulturmenschen ist, wirken aus den letzten Tiefen der Persönlichkeit und *sind* also auch wenn irgend etwas persönlich. Nun aber nimmt die Anstalt der Ehrengerichte dem Einzelnen die Entscheidung weg. Wer die Verhältnisse einigermaßen kennt, weiß, wie nützlich sich die Ehrengerichte (trotz ihrer nun schon veralteten Organisation) bewähren. Es ist für den kleineren oder größeren Verband im Heer, ist auch für die Allgemeinheit gewiß das kleinere Übel, daß die Entscheidung über Kampf oder Nichtkampf nicht der erregte Einzelne selber fällt. Anderseits aber bedeutet das ein Wegnehmen der wichtigsten persönlichen Entschließungen. Es *muß* so sein, aber *daß* es noch so sein muß, zeigt, wie wir bei solchen Dingen noch in der Unreife, in der Entwicklung stehn.

Der Grund für die Weite und Breite der Erregung über das Duellwesen im Offizierkorps liegt aber natürlich in all dem nicht, er liegt letzten Endes in einem Moment, das weit mehr überall mitgefühlt, als mitbesprochen wird. Man macht das Duell zu einer Kasteneinrichtung, indem man's auf das Offizierkorps beschränkt. Nur wer die Epauletten tragen kann oder, unter den Zivilpersonen, ihm gleichgeachtet wird, ist „satisfaktionsfähig". Seltsam, daß unsere „satisfaktionsfähigen" Kreise so wenig fühlen, welche heut unerträgliche Überhebung darin liegt. Das Volk fühlt es nach und nach. Nicht bloß der ehemalige Einjährige, der nicht Leutnant der Reserve geworden ist, auch der Handwerker, der Arbeiter, der Bauer lebt im Zeitalter der allgemeinen Wahlen und überall gelesenen Zeitungen nicht mehr in dem Gefühl, daß zweierlei Maß selbstverständlich sei. Er empfindet die Ungerechtigkeit darin, daß er den einen zwingen *kann*, mit Gefahr seines Lebens für eine Beleidigung einzustehn, den andern höchstens, sich wohl gar ohne persönliche Bemühung vor Gericht, mit einem Scheck als Strafgeld dafür abzufinden. Erhöhung der gerichtlichen Ahndungen werden über diesen Zwiespalt auch keine Brücke bauen. Da niemand auch noch eine *Ausdehnung* des Duellwesens wünschen wird, müßte schon wegen der Wirkung auf ein allmählich zum Selbstgefühl erwachendes Volk das Duellwesen auf das Alleräußerste eingeschränkt werden.

Wie soll das geschehen?

„Duellverbote haben niemals etwas genützt", so las ich jetzt wieder, und so konnte man mit vielen geschichtlichen Erinnerungen häufig lesen. Duellverbote werden selten etwas nützen, wo einer aus innerstem Drange bereit ist, sein Leben aufs Spiel zu setzen, denn ein stärkeres Motiv als das hier vernachlässigte der Selbsterhaltung ist jedenfalls selten. Aber der hauptsächlich vom Zentrum geförderte Vorschlag scheint mir sehr nützlich: den *Forderer* aus dem Heere zu entlassen. Wer „muß", muß das Ausscheiden aus einer werten Gemeinschaft eben mit hinnehmen, bei

Digitized by Google

andern Leuten sorgt es dafür, daß mit Leben und Tod, Glück und Unglück nicht gespielt werde. Daß der Beleidiger nicht ins Heer gehört, setzt schon eine Kabinettsorder fest, man darf ihr strengere Anwendung wünschen.

In der englischen Armee ist das Duell durch königlichen Befehl abgeschafft worden, ohne daß, wie bekannt, das Ansehen dieses englischen Adels darunter gelitten hätte, der jetzt auch außerhalb des Heeres so gut wie völlig ohne Zweikampf auskommt. Das ist möglich, weil die Anschauungen in jenen Kreisen sich schon weiter vom Duell weg entwickelt haben. Unreligiöses, Unlogisches, Unsittliches und Unsoziales bleibt beim Zweikampf auf alle Fälle, auch wenn noch so viel gesund Urmenschliches zu ihm treibt. Daß dies alles mehr und mehr nicht nur erkannt, sondern gefühlt werde, das ist fast noch wichtiger als Vorschriften und Paragraphen, so wünschenswert diese für die Übergangszeit sein mögen. Die Stellung zum Duell ist letzten Endes eine Frage der Denk-, Fühl- und Willens-Kultur.

Mann und Weib

Abstinente Studenten

Mit Recht sehn die Alkoholgegner einen der schlimmsten Feinde der akademischen Jugend in dem Trinkzwang, der noch immer die meisten Korporationen beherrscht, und so erhoffen sie viel von den Abstinentenvereinen, wie sie allenthalben an den Universitäten entstehn. Es bleibt kein Zweifel: diese Vereine sind notwendig, sie müssen mithelfen, soll's auf diesem Gebiete besser werden. Aber sie genügen nicht. Ich meine: die abstinenten Studenten sollten nicht dabei stehenbleiben, sich in besonderen Vereinigungen zusammen- und von andern abzuschließen, sie sollten vielmehr recht zahlreich in die noch trinkfesten Korporationen einzudringen und auf diese zu wirken suchen. Im Anfang war es ja wohl — zunächst — nötig, besondere, feste Kampforganisationen zu bilden, in denen man gegenseitigen Rückhalt und gemeinsame Arbeitsbegeisterung fand. Auf die Dauer aber scheint mir die Vereinigung von Nurabstinenten nicht erfolgreich genug.

Der enthaltsame Student stellt, sofern er einer Abstinenzverbindung beitritt, die Mitarbeit an der Alkoholbekämpfung meist in den Mittelpunkt seines Denkens. Das aber kann nicht jeder tun. Und Übereinstimmung in der Alkoholfrage hat nicht unbedingt Übereinstimmung auf andern Gebieten zur Folge. Der Verkehr unter Nurabstinenten wird deshalb nicht jedem, auch nicht jedem Abstinenten, liegen. Und je mehr sich die Einsicht verbreitet, wie sehr eine Reform der Trinksitten not tut, je weniger Vorkämpfercharakter eine Abstinentenverbindung noch behält, desto weniger Verbindendes wird der Gedanke der Alkoholablehnung allein für junge Leute haben. Sie haben vielleicht andere Interessen, die sie noch mehr erfüllen, andere Ideen, die sie nicht weniger begeistern. Sie fühlen sich Manns genug, dem Grundsatz der Abstinenz auch in freigewähltem Kreise treu zu bleiben. Es lockt sie vielleicht sogar, sich trotz ihrer Abstinenz auch unter Nichtenthaltsamen Achtung und Anerkennung zu verschaffen.

Und dieser Wunsch scheint mir begrüßenswert. Ich bin eine überzeugte Anhängerin des Korporationswesens auf unseren Hochschulen, weil ein geschlossener Freundeskreis, wenn er ist was er sein soll: ein Kreis gesunder und rein denkender junger Männer, dem ins Leben hinaustretenden

Digitized by Google

Altersgenossen unmeßbar viel sein kann; im gegenseitigen Fördern, Erziehen, aber auch im frohen, überschäumenden Gemeinschaftsgenießen. Ob mit oder ohne „Couleur“: die Korporation gibt dem Studenten Heimatsgefühl auch in der Ferne. Die Erinnerung an sie begleitet ihn als eine der schönsten und — wenn es eine Korporation ehrenhafter, junger Leute ist — eine der am meisten charakterfestigenden Erinnerungen. Dem Elternhaus, dem Namen der Familie, aber auch dem Namen der studentischen Korporation, der man angehört, überall Ehre zu machen, das ist manchem eine Triebfeder geworden zu Gutem und Tüchtigen. Wenn es nicht immer so ist, so hat der Alkoholteufel vielfach schuld daran. Wer ehrlich ist und das Universitätsleben kennt, der wird das wohl ohne weiteres zugeben.

Der Weg zur Besserung scheint mir: Abstinente in alle Korporationen hineinzubringen. Ein Einzelner ist ja wohl auch früher schon aufgenommen und, etwa als tüchtiger Schläger, wohl auch geachtet worden. Der wachsenden Abneigung gegen das Trinken kamen dann weiterhin zahlreiche ärztliche Atteste entgegen, die die Betreffenden als „bierkrank“ entschuldigten. Ein Übergangszustand. Nun gilt es, den weiteren Schritt zu tun: Abstinententum oder wenigstens freies Selbstbestimmungsrecht dem Alkoholgenuß gegenüber allgemein anzuerkennen. Es braucht einer nicht einmal vollkommen enthaltsam zu sein, er kann, wenn er Lust hat, ein Glas Wein trinken, und es doch ablehnen, zur vorgeschriebenen Stunde vorschriftsmäßig „Stoff“ zu vertilgen. Es ist doch ein Hohn auf das „freie Burschentum“, wenn einer sich, um in einem Freundeskreis bleiben zu dürfen, so vergewaltigen lassen muß. Den Trinkzwang gilt es zu brechen. Und innerhalb der Korporationen selbst muß der Kampf ausgefochten werden. Freilich müssen unsre jungen Leute, die das erreichen wollen, feste, willensstarke Charaktere sein. Was aber bei den Offizieren nun doch schon angeht, das muß auch den Studenten möglich sein.

Helfer freilich müssen sie finden. Vor allem in den Alten Herren. Diese A. H. A. H. spielen betreffs der Trinkunsitten teilweise eine traurige Rolle. Sie wissen mit der neuen Zeit oft durchaus nichts Rechtes anzufangen. Die älteren unter ihnen hat vielleicht das Leben einsichtig gemacht. Aber die jüngeren Alten Herren, die im Referendar- und Assessorenalter stehn, kämpfen vielfach einen Verzweiflungskampf für ihren von ihnen so heilig gehaltenen Saufkomment. An zweiter oder vielleicht allererster Stelle aber sollten helfen: die jungen Frauen, seien sie nun selbst Studentinnen oder nur Freundinnen von Studenten, Schwestern eines Korps, einer Verbindung. Diese jungen Mädchen werden es, sobald man offen zu ihnen spricht, schnell erkennen, wie oft der Alkohol der schlimmste Feind ihrer Brüder und ihres eignen einstigen Glückes ist. Es gibt ja keinen besseren Helfer und Gefährten für den Mann in allen Lebenskämpfen als die Frau. Das sollten auch unsre jungen Männer in ihrem Kampfe gegen die akademischen Trinkunsitten erfahren. Darum sprach ich im Herbst trotz Kopfschüttelns mancher Frauen auf der Heidelberger Bundestagung in der Jugendversammlung zu den jungen Mädchen von der Alkoholnot unter unseren Studenten. Um sie als Helferinnen zu gewinnen. Denn wer wissend geworden ist

Digitized by Google

auf diesem Gebiet, der kann an der bestehenden Not nicht mehr einfach vorbeigehen. Wissend machen sollen und wollen wir unsre deutsche studentische Jugend, wissend machen aber auch alle Kreise, die mit unsren jungen Akademikern viel in Berührung kommen. Denn Hilfe tut dringend not.

Elsbeth Krukenberg

Bildung und Schule

Die Universität Frankfurt

ist nunmehr, was man so sagt, „eine beschlossene Sache". Aber welche Universität Frankfurt? Leider nicht diejenige, welche sich so viele Freunde einer Universitäten-Reform erhofft und gewünscht hatten, sondern eine Kgl. Preußische Normal-Universität. Das ist das Ergebnis der langmonatigen Unterhandlungen, während deren so ungefähr alle unsre Hoffnungen, von denen noch vor einem Jahr (XXIV, 13) hier die Rede war, zu Grabe gingen. Möglich ist ja, daß in diesen oder jenen Formen der Berufung oder in der Wahl des einen oder andern Kollegstoffes in Frankfurt ein um ganz weniges andrer Geist sich bekunden wird als sonst, aber dieser geringfügige Unterschied gewinnt der neuen Anstalt kaum Vorzug-Sympathien. Bemerkenswertes aber trat in den Debatten zutage. Vor allem konnte man immer wieder bemerken, wie wenige Beurteiler der Angelegenheit überhaupt von dem Verlangen nach einer Universitätenreform etwas wußten, geschweige denn daß sie es anerkannten. Man mag das dem preußischen Unterrichtminister nicht übelnehmen, daß aber auch das Abgeordnetenhaus zu diesem Thema so gut wie nichts zu sagen hatte, verwundert doch. Es wird kaum eine Angelegenheit größten allgemeinen Interesses geben in Deutschland, über die andauernd so nahezu ununterbrochenes Stillschweigen herrscht, keine, bei der selbst die Opposition den Anschein bestehen läßt, als halte sie sie für vortrefflich geordnet. An den Schulen aller Gattungen kuriert man herum, an den Universitäten, deren Wesen größte Wesensbestandteile der Schulen unmittelbar bestimmt, hat man nichts auszusetzen, außer an gewissen, ins Politische spielenden Fragen der Rechtsorganisation. Von der prinzipiellen sozialdemokratischen Opposition sehe ich natürlich ab; ich kann sie in dieser Frage auch nicht für fruchtbar halten.

Sehr laut wurde betont, daß die neue Universität der Volkbildung zugute kommen werde. Um so erstaunlicher ist, daß anscheinend gar nichts Bindendes darüber ausgemacht wurde, in welcher Weise dies geschehen solle. Man gewinnt doch letztlich den Eindruck, als stecke in solchen Reden mehr Phrase als Gehalt; als meine man: wenn die Universität nur da ist, so hebt sich die Ebene der Bildung von selbst. An diesem verhängnisvollen Irrtum krankt unsre Volkbildung nun eigentlich schon zu lange, als daß er immer noch umgehen dürfte. Unsre Universitäten, wie sie jetzt sind, fördern — mittelbar — natürlich auch die Bildung der unteren Schichten, indem sie den Lehrstoff wissenschaftlich durcharbeiten. Aber in viel höherem Grade helfen sie doch die Kluft zwischen unten und oben vertiefen, solange sie ausschließlich auf ziemlich bemittelte Studierende mit teurer Vorbildung eingerichtet sind. Ich halte das in gewissem Grade für ein notwendiges, aber eben doch für ein Übel. Ein Übel immerhin, dem durch Angliederung volktümlicher Kurse, durch eine kräftige Volkbildung-Organisation,

Digitized by Google

am besten nach dem Vorbild der Wiener, zu bedeutendem Teil hätte abgeholfen werden können und sollen. Keine Universität ist so volkstümlich im besten Sinn wie die Wiener; und Frankfurt hätte sich für Deutschland den Ruhm sichern können, in dieser Beziehung Bahn zu brechen. Trotz aller schönen Reden deutet nichts darauf, daß diese 22. deutsche Universität wenigstens auf dem Gebiete der Volksbildung, das doch ministerieller Gewalt nicht untersteht, einen Fortschritt bedeuten werde.

Endlich: diese Universitätgründung zu befürworten, dazu lag noch der eine Grund vor: sie würde vielleicht andre entlasten. Auch dieser scheint zu schwinden. Man hört, daß gewisse wichtige Stiftungen nur für Volluniversitäten, „mit Berechtigungen", zu haben waren. Ein wunderlicher Geist muß diese Stifter, deren ehrenwerte Gesinnung unangetastet bleibe, beseelt haben. Hätte man nicht froh sein sollen, wenn man o h n e all diese geschäftmäßigen Beigaben ausgekommen wäre? Ohne all diese „Pflichtkollegien", „Examenkollegien", Prüfungen, Zeugnisnöte, ohne alles das, was so oft eine intensive geistige Arbeit und Bildung stört und tatsächlich am allerwenigsten zum zweiundzwanzigsten Mal instituiert werden m u ß t e und „Bedürfnis" war? Fürchtete man etwa, sonst keine Studenten zu bekommen? Wenn man bedenkt, wie viele bedeutsame Kollegien hätten gelesen werden können, hätte der Zwang zum Examen vorzubereiten nicht alles beherrscht, wenn man bedenkt, wie viele von unsern Studenten mehr als die zum Examen geforderten Semester studieren und wie erwünscht für alle Nichtexaminanden eine solche Universität gewesen wäre, so scheint dieser Einwand wohl hinfällig.

Natürlich wären auch erhebliche Kosten mit dem Verzicht auf diese praktischen Ambitionen gespart worden. Es ist nicht die sozialdemokratische „freie Hochschule", was hier befürwortet wird, denn die Zulassung zu einer reinen Bildunguniversität brauchte keineswegs allzu leicht gemacht zu werden. Aber man hätte eigne geistige Arbeit auf die Gründung eines wissenschaftlichen, rein idealen Zwecken gewidmeten Institutes verwenden können, anstatt nachzuahmen, was schon so oft da war. Nun wollte man lieber — mindestens wollten gewisse Stifter lieber — eine „Anstalt der Lebensnot", wie Nietzsche diese Form der Hochschule genannt hat. Damit hat die jetzt mehr lokale Angelegenheit der Frankfurter Universität für die Freunde einer „Anstalt der Bildung" an Interesse verloren. Diese stellen betrübt fest, daß die fundamental unterscheidenden Gesichtspunkte auch diesmal wieder kaum beachtet, vielleicht nicht einmal bemerkt wurden. Und sie fragen sich, ob auch die nächste Gelegenheit, etwas Neues zu schaffen und von innen heraus zu gestalten, wieder ungenutzt vorübergehen wird: die Pläne in Hamburg.

Hans Herter

Einheitschule und allgemeine Volkschule

Das deutsche Bildungswesen hat sich reich entwickelt. Das ist an sich erfreulich. Niemand wird es beklagen, daß die neueren Schularten Bedürfnisse der Gegenwart zu decken sich bemühen. Die technischen Fortschritte und die wirtschaftlichen Forderungen unsrer Zeit haben vor allem diejenigen Schulen begünstigt, die die sogenannte realistische Bildung bevorzugen; sie

Digitized by Google

haben die Realgymnasien und Oberrealschulen als ebenbürtig neben das humanistische Gymnasium gestellt. Sie haben die mittleren und höheren technischen Lehranstalten zu erstaunlicher Blüte gebracht. Sie haben die gewerblichen Schulen und die Handelsschulen in großer Zahl entstehen lassen. Ja, sie sind in das Gebiet der niederen Schulen eingedrungen und haben die beruflich organisierte allgemeine Fortbildungsschule gefördert. Demgegenüber — das muß man offen zugeben — sind die sogenannten allgemeinbildenden Anstalten, Volksschule, Gymnasium, vielleicht auch die Universitäten in dem allgemeinen Aufschwunge zurückgeblieben. Die Universitäten sind natürlich Pflegstätten der reinen Wissenschaften geblieben; ihre jüngsten Zweige aber haben sich nach den praktischen Lebensbedürfnissen hin entwickelt, und die berufstechnische Ausbildung ist zu einer wesentlichen Aufgabe geworden. Noch deutlicher wird dies, wenn man den Begriff der Hochschule erweitert und alle Anstalten höheren Grades darunter versteht. Die jüngsten Formen, die technischen Hochschulen, haben sich trotz ihrer Jugend als vollgültig neben die alte Universität gestellt. Dazu sind noch Handelshochschulen, Kolonialinstitute und andre Akademien entstanden. So Wertvolles diese Entwicklung nun mit sich bringt, sie birgt doch auch eine schwere Gefahr: unser Bildungswesen gestaltet sich zu einseitig berufspraktisch, zu sehr auf die bloße Verwendbarkeit hin. Es sind damit nicht nur allgemeine Kulturgüter gefährdet, auch das, was allein unser Volk groß zu machen und zu erhalten imstande ist: der gemeinsame nationale Kulturbesitz. Nicht bloß der äußerlich überlieferte, stetig sich steigernde, sondern der innerlich erworbene, von altersher überkommene. Dieser Gefahr sind wir nahe genug.

Um nur an eines zu erinnern: welche Rolle spielt das „Deutsche", unsre Sprache als Werkzeug, als Ausdrucksmittel, als Bildungsantrieb, als Gegenstand logischen Betrachtens, als Anlaß feinen Genießens, die Geschichte der deutschen Sprache, die deutsche Dichtkunst in der Schule? Die Antwort ist beschämend. Und wenn jemand es aussprechen wollte, daß eine höhere Schulform fehlt, in der das Deutsche den Mittelpunkt bildet, so wirft man ihm vor, er arbeite mit einer leeren Redensart.

Jene Gefahr war früher geringer, weil das Leben selbst, die Sitte in der Familie, im ganzen Volk, seine Abgeschlossenheit nach außen, der bedeutend erschwerte Verkehr das Volkstum zusammenhielt. Und wenn auch das deutsche Volk Zeiten der Nachäfferei des Fremden gehabt hat, die uns heute entsetzen, so vergesse man nicht, daß im Untergrunde des Volks das Deutsche fortlebte: im Bauerntum, im alten Handwerkerstande, im Kleinkrämer- und Spießbürgertum, im deutschen Pfarrer und Schulmeister; im deutschen Gelehrten und Künstler wenigstens zum Teil. Ganz anders heute. Für die Entdeutschung unseres Volks sind alle Wege offen. Die zerklüftenden Kräfte sind stärker als die einenden.

Da erwächst der öffentlichen Erziehung eine Aufgabe, die über die bloße Berufsausbildung weit hinausgeht. Ich bin weit davon entfernt, die Macht der Schule zu überschätzen. Ich bekämpfe aufs schärfste eine Monopolisierung der Erziehung durch die öffentliche Schule; das ganze Volk muß von

Digitized by Google

der Größe des Erziehungsgedankens erfaßt werden. Aber gleichgültig ist es natürlich erst recht nicht, welcher Geist in der Schule herrscht.

Darum muß auch sie in den Dienst des völkischen Einheitsgedankens gestellt werden. Dazu aber ist eine neue Organisierung unsers Bildungswesens notwendig. An Vorschlägen dazu fehlt es natürlich nicht. Nur sind sie allzuoft bloße Konstruktionen, die sich praktisch schwer durchführen lassen. Sicherlich aber müßte, wenn überhaupt eine Neugestaltung versucht werden soll, folgendes beachtet werden: Die Grundlage aller Erziehung ist die Familie. So lange als irgend möglich soll das Kind in der Familie bleiben können. Die höhere Schule darf demnach nicht zu frühe einsetzen; vielleicht im zwölften Lebensjahre. Bis dahin müßte neben der Familie die Volksschule das Kind führen. Für heute geht aber schon diese Forderung zu weit, weil die bestehenden höheren Schulen auf ein früheres Alter eingerichtet worden sind. Jedenfalls aber dürfte vor dem zehnten Lebensjahre die höhere Schule nicht einsetzen. Unter allen Umständen sollte diese einen einheitlichen, etwa vier Jahre umfassenden, gemeinsamen Unterbau bekommen, der bis zum vierzehnten Lebensjahre reichte. Erst dann träte die weitere Gliederung ein in die heute bestehenden oder sich noch bildenden Schulformen, in Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule, Seminar usw. Es würde den Wünschen vieler entsprechen, wenn diese Schulen die Schüler nicht länger als bis zum achtzehnten Lebensjahre behielten, um sie dann zur Hochschule zu entlassen. Eine solche Forderung wird freilich Widerstand finden, weil die höhere Schule um ein Jahr verkürzt werden und deshalb auf manchen liebgewordenen Stoff verzichten müßte. Gleichwohl ist sie zum mindesten volkswirtschaftlich berechtigt und — wie das Beispiel von Österreich zeigt — nicht undurchführbar.

Ein solcher Aufbau würde einen Leitgedanken klar hervortreten lassen: Von der Einheit zur Mannigfaltigkeit! Auf gemeinsamem Grund, der Volksschule, baut sich alles auf; die erste Trennung scheidet Volksschule und höhere Schule; diese aber ist vier Jahre lang einheitlich. Die zweite Trennung gliedert die höhere Schule in soviel Zweige, als nötig sind; zu gleicher Zeit besuchen die Volksschüler die Fortbildungsschule. Endlich löst sich das Ganze in die Fakultäten, Akademien usw. auf.

Diese Organisation würde auch noch damit rechnen, daß die verschiedenen Begabungen einzelner Kinder zwar von allem Anfange geistigen Lebens vorhanden sind, aber doch erst allmählich sich voll herausbilden, daß es nicht einmal wohlgetan ist, die Entwicklung nach einer Seite hin zu früh und zu einseitig einsetzen zu lassen. Die künstlich gezüchteten Talente haben selten Bestand. Gilt dies schon von hervorragend Begabten, so erst recht vom Mittelschlage. Dessen Neigungen und Begabungen treten selten in den frühen Jahren so hervor, daß man darauf Lebenspläne gründen könnte. Auch aus diesem Grunde ist es durchaus verfehlt, Schulen, die für einen bestimmten Beruf vorbereiten, zu frühe beginnen zu lassen.

Eng verbunden mit diesen Fragen ist die der allgemeinen Volksschule, die den gemeinsamen Grund für alle weiteren Bildungsanstalten darstellt. Daß diese Schule nicht schablonenmäßig einheitlich in dem Sinne sein kann, daß das kleinste Gebirgsdorf dieselbe Schule haben

Digitized by Google

müßte wie die Großstadt, ist wohl selbstverständlich. Äußerlich werden beide Schulen sich wesentlich voneinander unterscheiden. Die Großstadtschule wird reicher gegliedert und im allgemeinen besser ausgestattet sein als die Dorfschule. Anderseits hat aber diese wieder Vorteile, vor allem für die Erziehung, so daß man von wesentlichen Unterschieden für die ersten vier Schuljahre, um die es sich handelt, kaum reden darf. Die allgemeine Volksschule wird also dann durchgeführt sein, wenn an jedem Orte die bestmögliche Volksschule geschaffen wird.

Von diesem Ziele sind wir noch durch mancherlei Widerstände getrennt. Das Übel, daß unsre höheren Schulen doch vor allem Standes- und Vermögensschulen sind, hat sich auch auf die Volksschule übertragen. Nach dem Schulgelde abgestufte Arten von Volksschulen haben sich vielfach herausgebildet. Allerlei Gründe werden dafür ins Feld geführt, diese Artenteilung zu stützen. Der am wenigsten stichhaltige, aber am stärksten wirkende ist auch hier der der Kosten. Werden die höheren Volksschulen mit den höheren, zum Teil recht hohen Schulgeldsätzen beseitigt, so erleiden die Gemeinden erhebliche Einbußen in ihrem Schulgemeindehaushalte. Gewiß, aber es war eben eine grundsätzlich unrichtige Gestaltung des Finanzwesens, die auf solche Weise die Einnahmen steigerte. Was von Anfang an nicht hinreichend begründet war, kann nicht für sich beanspruchen, unangetastet zu bleiben. Man weist ferner darauf hin, daß die reichentwickelten Wirtschaftsformen breite Kreise mit niedrigeren Bildungszielen braucht, weil erhöhte Bildung auch erhöhte Betätigung und erhöhte Lebensansprüche begründe. Abgesehen davon, daß dieser Hinweis zu anderen Folgerungen führen müßte als zu der Gründung von Schulen, die sich nach der Zahlungsfähigkeit der Eltern gliedern, so trifft er doch ganz gewiß nicht zu für die Kinder in dem Alter, um das es sich hier handelt; man müßte denn fordern wollen — was ja auch hie und da geschieht — daß man breite Volksschichten auch in den Elementen aller geistigen Bildung geflissentlich niederhalten müsse. Im allgemeinen sieht man aber doch ein, daß auch aus wirtschaftlichen Gründen eine gute Volksbildung kein Nachteil, sondern ein Vorteil ist. Weiter führt man pädagogische Gründe ins Feld und sagt: Mit andern Vorstellungen und Anschauungen, mit reicheren Erfahrungen und reicher entwickeltem Sprachvermögen treten im allgemeinen die Kinder aus besser situierten Kreisen in die Schule ein als ärmere Kinder, die aus vielen Gründen hinter jenen zurückstehen müssen. Das trifft nur zum Teil zu. Zunächst hängt alles dies ab von der verschiedenen Begabung der Kinder, und die ist nicht an das Einkommen gebunden, sodann sind auch die Erfahrungen eines armen Kindes für seine eigene weitere Bildung, ja auch für den Unterricht oft wertvoller als die des reicheren. Und ein gewisser Ausgleich wird immer die erste Arbeit der Schule sein, die am besten tut, überhaupt nicht viel vorauszusetzen, außer den gesunden Sinnen und den normalen allgemeinen Anlagen eines sechsjährigen Kindes. Zu alledem aber kommt, daß es eine gutentwickelte Unterrichtstechnik lernen muß, alles bei den Kindern Vorhandene für die Gesamtheit auszunutzen: das sprachlich gut entwickelte Kind als Vorspann, die größere Regsamkeit als Beispiel für die ganze Klasse zu

Digitized by Google

verwenden und so die Kinder selbst zu Miterziehern zu machen, dadurch aber, und das ist die Hauptsache, auch die geistig bessergestellten Kinder zu fördern. Darin wird ja der größte Vorzug einer modernen Unterrichtsweise bestehen, solche Lernformen zu erfinden und zu verwenden, die von allem Anfang an die Individualitäten zu fassen und in ihrer Sonderart zu fördern versucht. Endlich fürchtet man ungünstige Einflüsse auf wohlgezogene, sorglich behütete Kinder; man fürchtet, daß schlechtes Beispiel gute Sitten verderben könne. Diese Bedenken sind natürlich zu beachten. Aber sie gelten ebenso für arme wie für reiche Schüler. Vor sittlichen Gefahren die Kinder zu schützen, ist die Allgemeinheit allen gegenüber gleich verpflichtet. Die Schule muß das Recht haben, Kinder, die zur Gefahr für andere werden können, auszuschließen, und der Sondererziehung zu überweisen. Ihr Gebiet ist heiliges Land; in dieser Gewißheit müssen alle Eltern ihre Kinder der Schule überweisen können.

Die sozialen Gegensätze können natürlich durch die Schule nicht ausgeglichen oder beseitigt werden; aber als öffentliche Einrichtung soll sie ihrem Geiste nach für den sozialen Ausgleich eintreten. So klingen alle Erwägungen zusammen in der Forderung der allgemeinen Volksschule als der gemeinsamen Grundlage eines einheitlich organisierten Bildungswesens. Und wer darin einen unerträglichen Zwang, ausgeübt von der Allgemeinheit auf den Einzelnen, sieht, der wolle sich dessen erinnern, daß er doch dem Ganzen Wesentliches von dem verdankt, was er ist und besitzt, und daß er eben deshalb auch der Allgemeinheit Opfer zu bringen hat, die ihn mit allen übrigen Staatsbürgern gleichstellen. Wem das nicht einleuchtet, der muß natürlich auf den Weg der Privaterziehung gewiesen werden. Die Privatschulen sollen nicht grundsätzlich bekämpft werden. Sie sind unter gewissen Voraussetzungen berechtigt; sie haben in der Geschichte der Schule auch ihre Bedeutung gehabt. Doch soll die allgemeine Volksschule so eingerichtet sein, daß die Lust, Privatschulen zu gründen und aufzusuchen, so leicht nicht entsteht. Die Erfahrung lehrt auch, daß keineswegs dort, wo die allgemeine Volksschule besteht, wie etwa in Süddeutschland und Österreich, die Privatschulen häufiger wären als anderswo. Hat man erst das Interesse auch der höhergestellten Kreise dadurch für die Volksschule gewonnen, daß auch deren Kinder sie besuchen müssen, dann ist der stärkste Antrieb geschaffen, die Volksschule immer vollkommener auszugestalten. Und erst wenn die Volksschule Herzenssache des ganzen Volkes geworden ist, kann sie recht gedeihen.

Richard Seyfert

Unter uns

Die deutschen Schutzvereine,

die an der Sprachgrenze im deutschen Österreich durch Schulbauten, Kindergärten, Bodenpolitik, Waisenpflege, Jugendfürsorge und mannigfache andere soziale Arbeit für die Erhaltung und Kräftigung der deutschen Kultur wirken, behandelt die 95. Flugschrift des Dürerbundes von Professor Lehmann in Landskron. Noch immer weiß man ja in weiten Kreisen der Deutschen im Reiche viel zu wenig von dem Leben der elf Millionen Deutschen im Habsburgerstaat. Wir lernen sonst sorgfältiger als die meisten andern Völker fremde Einrichtungen und Eigentümlichkeiten kennen — ist uns das, was wir von Deutschösterreich lernen könnten, nicht „weit“ genug

Digitized by Google

„her“? Die Reichsdeutschen fühlen sich den Auslandsdeutschen für gewöhnlich viel zu sehr nur in der Rolle der Gebenden. Gewiß, ohne den geistigen Zusammenhang mit dem Reiche würde das deutsche Leben an den Grenzen erlahmen, der „nationale Kampf“, der sich ja mehr und mehr zu einem Kulturwettbewerb der Nationen umgestaltet, seinen Sinn verlieren. Aber jene geistige Fühlung *tut beiden* Teilen not, auch die Auslandsdeutschen haben ihr besondres Teil zur deutschen Gesamtkultur beizusteuern, und diese kann nur in reger *Wechselwirkung* zwischen „draußen“ und „drinnen“ völlig gesund gedeihn. Dazu möchte der Dürerbund an seinem Teile mithelfen. Die Flugschrift beantwortet daher, nachdem sie Wesen und Entstehung der Schutzvereine klargelegt hat, mit praktischen Vorschlägen die Frage: Wie können Dürerbund- und Schutzvereinsarbeit einander fördern? Sie kostet 30 Pfennig, bei Massenbezug noch weniger.

Lebende Worte

In Sachen der „Herstellungskostenverleger“

hatten wir gebeten, uns statt allgemeiner Klagen so genaue Angaben zu unterbreiten, daß wir den betreffenden Firmen die Insertion ablehnen könnten. Was uns daraufhin eingesandt ist, können wir nicht so genau nachprüfen, daß wir deshalb gegen einen Einzelnen einschreiten möchten. Wohl aber haben sich durch dieses Material unsre Bedenken gegen die ganze Einrichtung derart verstärkt, daß wir's für besser halten, von jetzt ab *Anzeigen von Herstellungskostenverlegern überhaupt abzulehnen*.

Die *Piersonsche* Buchhandlung, Inhaber Hofbuchh. Lincke, hat übrigens den Konkurs angemeldet.

Genuß und Lebenswert

Was das Leben uns für einen Wert habe, wenn dieser bloß nach dem geschätzt wird, was man genießt (dem natürlichen Zwecke der Summe aller Neigungen, der Glückseligkeit), ist leicht zu entscheiden. Er sinkt unter Null, denn wer wollte wohl das Leben unter denselben Bedingungen oder auch nach einem neuen, selbst entworfenen (doch dem Naturlaufe gemäßen) Plane, der aber auch bloß auf Genuß gestellt wäre, aufs neue antreten? Es bleibt also wohl nichts übrig als der Wert, den wir unserem Leben selbst geben durch das, was wir nicht allein tun, sondern auch so unabhängig von der Natur zweckmäßig tun, daß selbst die Existenz der Natur nur unter dieser Bedingung Zweck sein kann. *Fichte*

Unsre Bilder und Noten

Das Bildnis von J. G. *Fichte*, gemalt von *Heinrich Anton Dähling*, gestochen von Jügel, das wir diesem Heft geziemenderweise vorsetzen, wird durch den *Schattenriß* aus Goethes Sammlung ergänzt, den wir im Texte wiedergeben. Vorderansicht und Profil nah beieinander zu haben, scheint uns bei diesem so ungemein markigen Kopfe besonders wichtig.

Unsre übrigen drei Blätter sind als Illustrationen gedacht, sie sollen zeigen, wie im Gegensatz zu den „Futuristen“, von denen unser Aufsatz spricht, von denen wir aber so schnell nichts abbilden konnten, die

Digitized by Google

„Traummaler" verfahren. Alfred Kubin, von dessen eigentümlichem Talent wir schon vor einigen Jahren (Kw. XVI, 11 und XX, 4) berichtet und gezeigt haben, gibt mit seinem „Zinshaus" ein überaus merkwürdiges Bild. Es ist nichts darauf, was nicht in der Wirklichkeit so sein könnte, nichts phantastisch Unmögliches, es ist auch nicht Mord und Todschlag oder sonstwelches erschreckendes Geschehen darauf, und doch ist der Eindruck im höchsten Maß unheimlich. Woran liegt das? Der Schutzmann mit dem alten Helm kann's nicht machen (das Bild wirkte auf mich schon beim ersten Blick so, eh ich ihn noch bemerkt hatte), er gibt nur einer schon hingeschriebenen Stimmung den Tupfen übers i. Etwas wie die vielbesprochene „falsche Erinnerung" taucht in uns auf: uns ist, als hätten wir das schon irgendwo gesehn. Es wirkt wie eine verdichtende Synthese aus unlustvollen Eindrücken von Öde, Armut, Leid, Verbrechen, Grauen aller Art, die unser Gedächtnis im Lauf der Jahre aus dunkeln Stadtteilen aufgespeichert hat und die nun der Traum in ein Eines verwebt. Der Schutzmann auf der Brücke und der Posten im Schilderhaus sind alles, was wir von Lebendigem wirklich sehen, aber überall hinter den durch Gitterwerk oder Mauerhöhe geschützten Fenstern ist etwas, ist ein Gefühl von irgend etwas Beschütztem, Bewachtem, Eingeordnetem, Eingeengtem, Eingesperrtem, Vertrocknendem, Verdurstendem, das sich noch Leben nennen mag. Das Schematische der ganzen Komposition und die Beleuchtung helfen zum Eindruck mit.

In dem Bilde des Korngespenstes wird dann das Grauen sichtbar. Am längsten Tage spukt seit alten Zeiten die Nacht, in Sonnenpracht auf eine Stunde der Winter, im blühenden Korn in Roggenmuhmengestalt die Todesgöttin Frau Hel. Kubin wollte das nicht etwa darstellen (dann hätte er nichts Selbsterlebtes geben können), aber aus ähnlichen dunkeln Gründen ist sein traumhaftes Bild unzweifelhaft aufgetaucht. Nüchtern besehen ist diese Reitererscheinung da lächerlich dumm, wie alles derartige, weshalb es ja von jeher dem ungläubigen Karikaturisten willkommenen Stoff gab. Wessen Phantasie nicht gleich „träumen" kann, der decke sich das Scheusal zu und lasse zunächst die Stimmung der Landschaft auf sich wirken, diese fahle mit dem unverständlichen Licht, dem unverständlichen Schatten vorn, und der schwarzen hängenden Wolke im trostlosen Himmel über dem weiten lebendigen Feld. Alles ist wie gesättigt vom Ahnen kommenden Unheils. Plötzlich steht, ohne Pfad ins Korn, aus dem Unterirdischen herauf die höllische Vogelscheuche da und glotzt irgendwohin, dumm und sinnlos, wie ein Unfall. Kubins Bild ist so echte Traummalerei, daß, wer kein starker Träumer ist, es wohl verstandesgemäß verstehen, kaum aber nacherleben wird.

Von Katharine Schäffner haben wir den Lesern schon manche Bilder gezeigt (Kw. XXI, 22 und XXIV, 9) und darunter dem seelischen Gehalt nach bedeutendere, als das heut beigefügte. Doch bringen wir auch dieses gern, nicht nur, weil es in Komposition und Licht schön ist, sondern auch, weil es das phantastische Beleben gleichsam im Vorgang selber zeigt. Ist das Geröll oder Getier, sind das Pflanzen oder erwachsende Lichtkugeln, die sich dann zum Wegschweben lösen? Es ist gleichsam der Traum im Träumen, der Traum, bevor er klar sieht. Bis zu welchen starken, großen, auch freudig-erhabenen Stimmungen

Digitized by Google

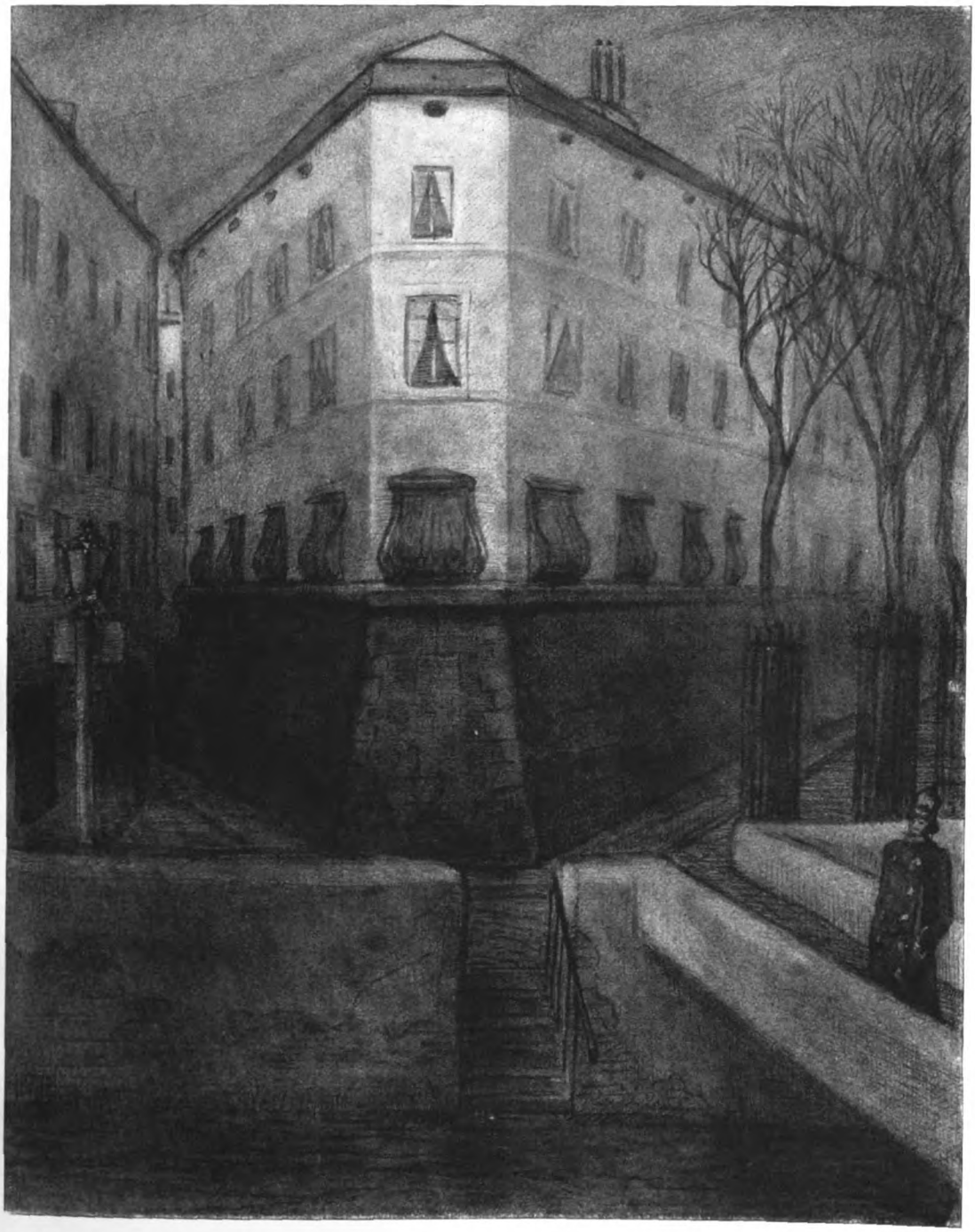
Katharine Schäffner kommen kann, das wissen die Leser aus früheren Bildern oder der Kunstwartmappe „Eine neue Sprache?“. Wer freilich das Gewaltigste sehen will, was aus Traumelementen aufstehen kann, der muß zu einigen Blättern aus Klingers Zyklus „Vom Tode“ greifen.

Aber der Traum scherzt ja auch. Die lustigen Schäffnerschen Vignetten im „Fröhlichen Buch“ haben mindestens auch einen Zuschuß von ihm. Und der „Butzemann“ wie die „Inspizierung“ von Emil Preetorius, die wir „Licht und Schatten“ (auf das wir zurückkommen) entliehen haben, um sie diesem Heft einzudrucken, kann ein „schlechter Träumer“ auch nur von der einen Seite ansehn. Zum Humor gehört Erleben, und ein Erleben ist ja eben auch der Traum. A

Unsre Notenbeilage greift wieder einmal ins siebzehnte Jahrhundert zurück, dessen Musikschätze uns jetzt in immer reicherer Zahl erschlossen werden. Es ist Göhlers Verdienst, auf die Stücke des „tragischen Intermezzos“ Piramo e Thisbe von Johann Adolf Hasse (1768) durch seine vortreffliche Orchesterausgabe aufmerksam gemacht zu haben (Leipzig, C. A. Klemm). Wir bieten den Kontertanz daraus in einer Bearbeitung für Violine und Klavier von Theodor Veidl. Gleichfalls erfüllt von dem kräftigen, sinnlichen Geiste desselben Jahrhunderts ist Fischers „Echo“, welches sich selbst erklärt und mit seiner frisch auftrumpfenden Lebensbejahung auch heute noch seine Wirkung nicht verfehlt. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Allmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hägelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

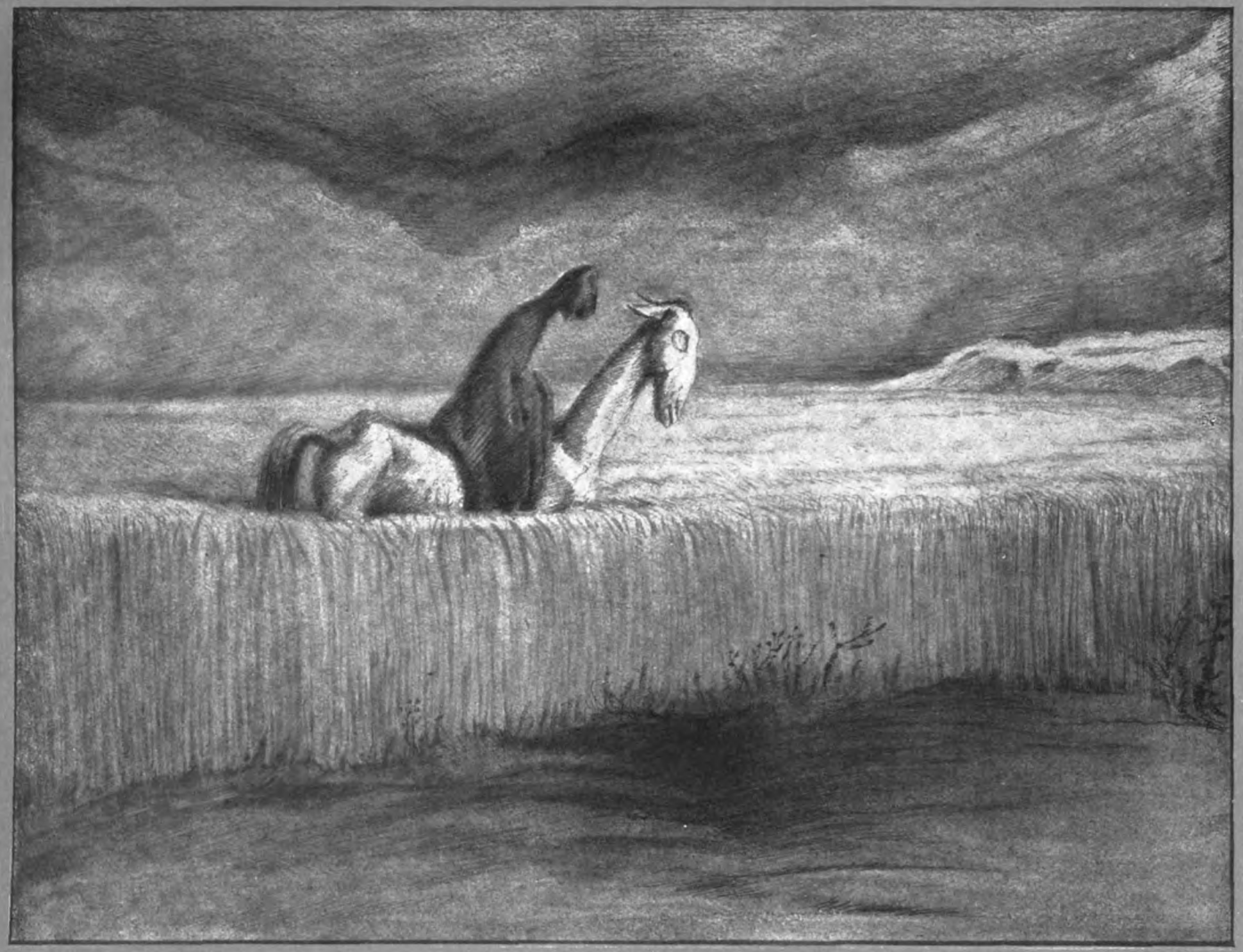


AUS DEM KUNSTWART

ALFRED KUBIN

Digitized by Google

Digitized by Google

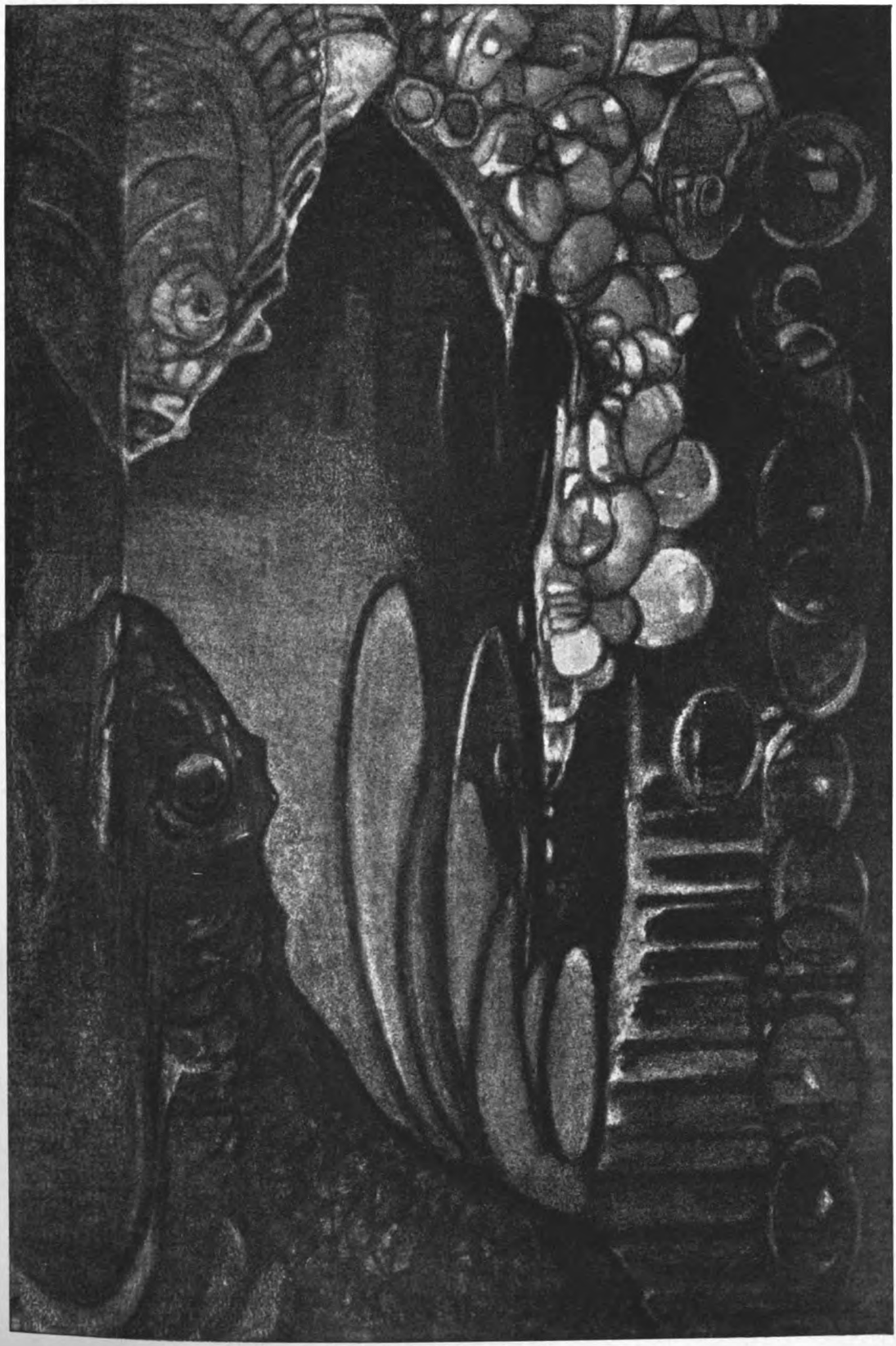


KW

ALFRED KUBIN

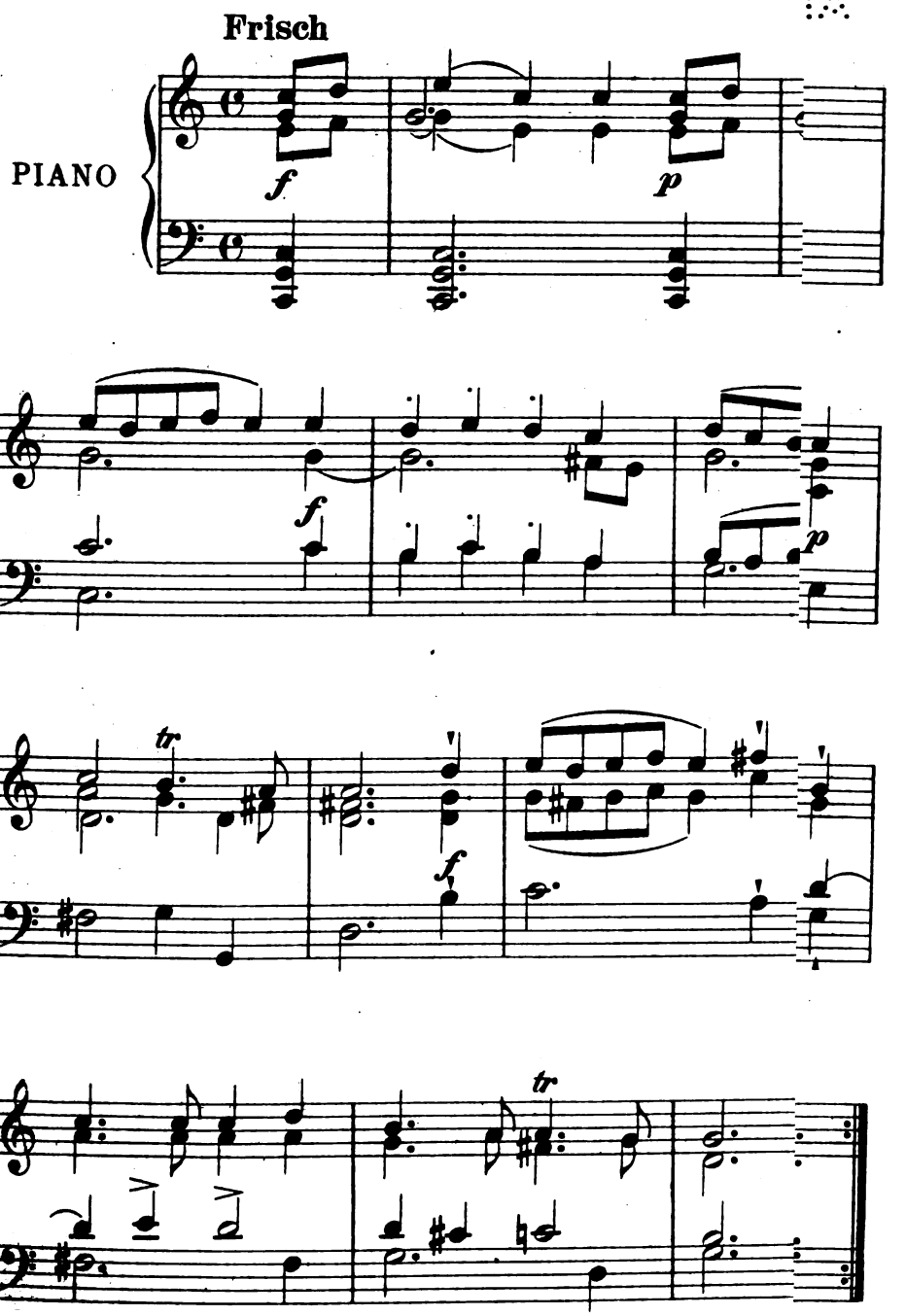
Digitized by Google

Digitized by Google

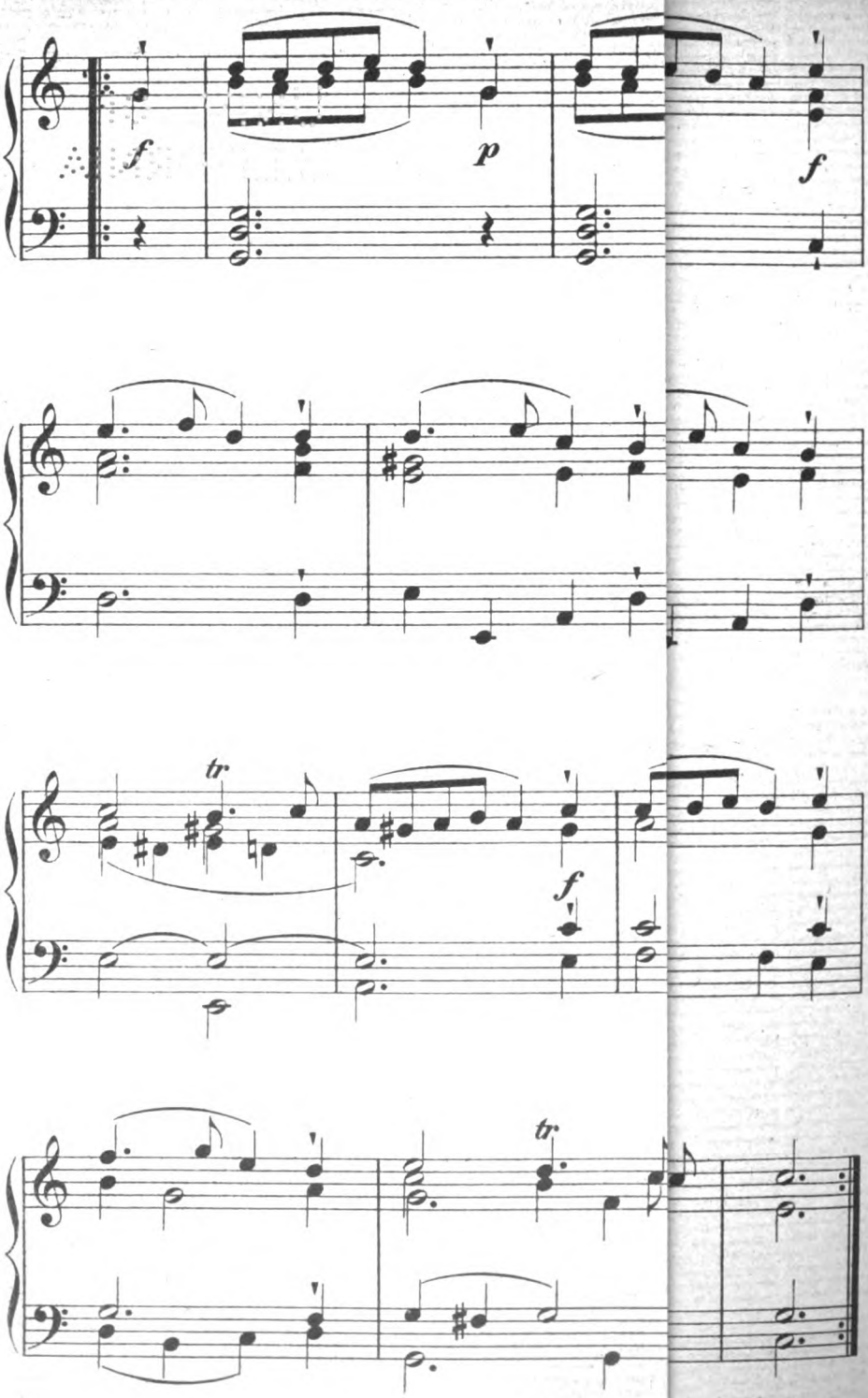


Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

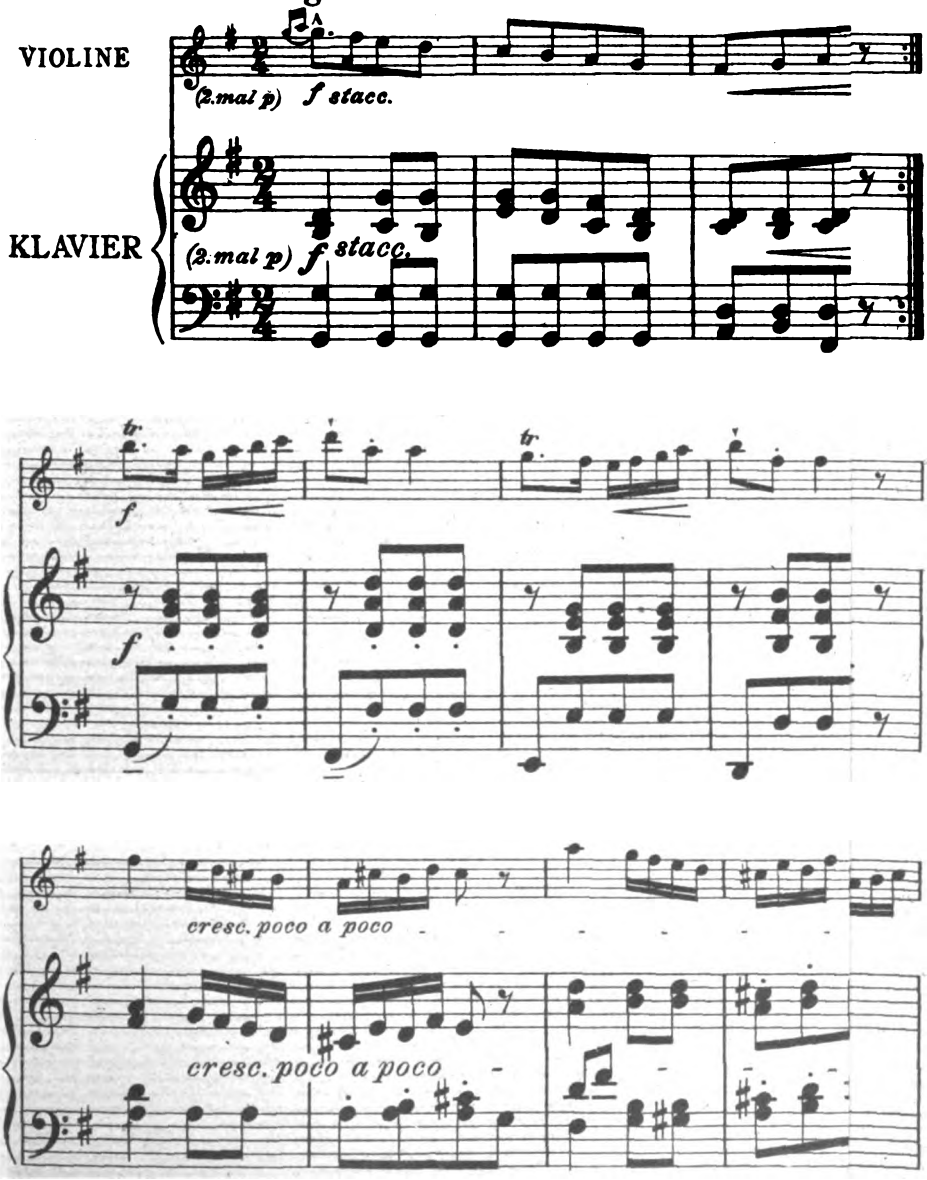


Digitized by Google

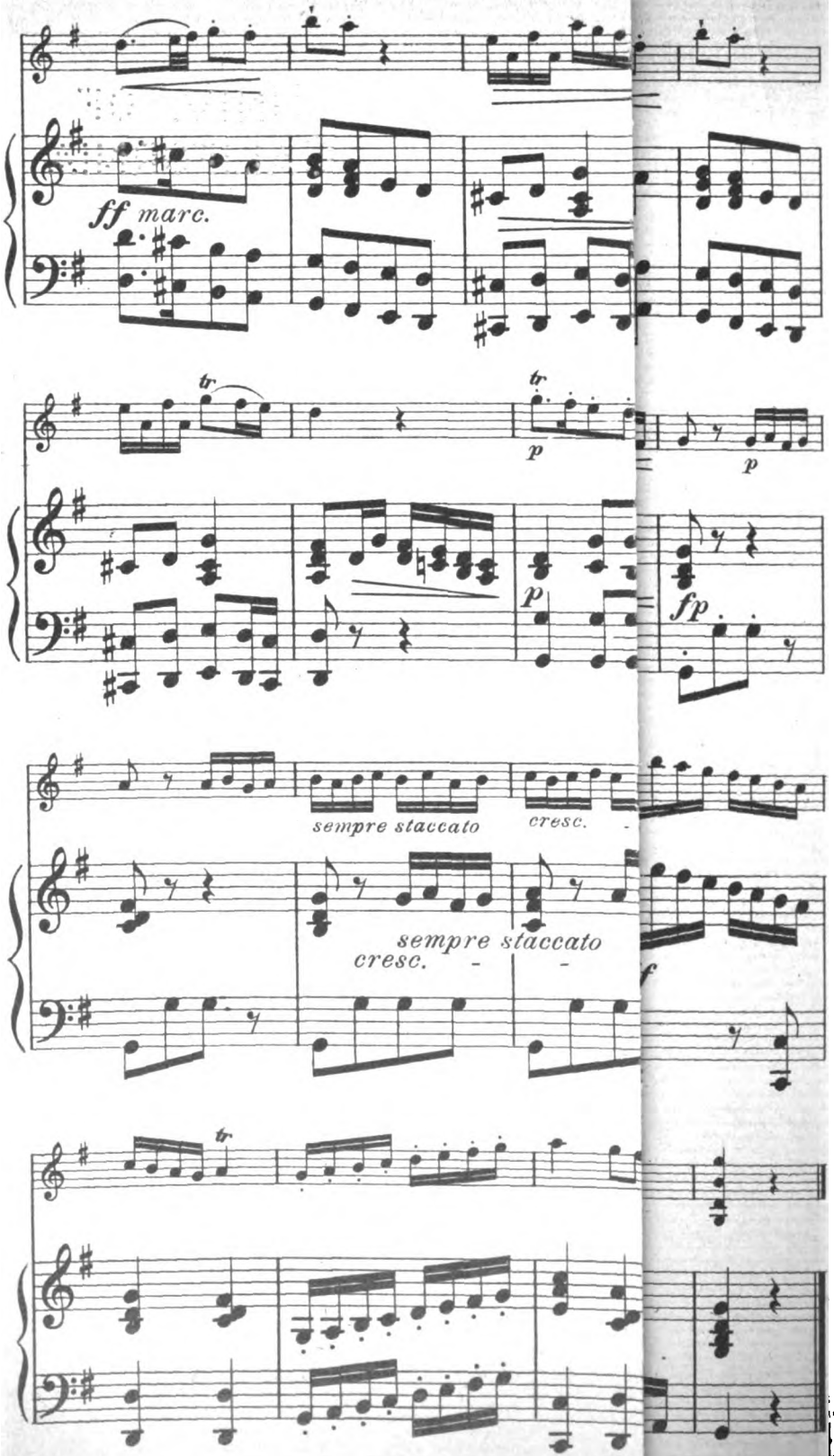
JOHANN ADOLF HASSE

:IDL

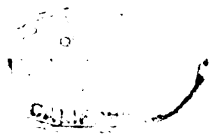
Allegro assai



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 25 Zweites Juniheft 1912 Heft 18

Recht und Richter

Die Schicksale eines Sechzigmillionenvolkes können nicht durch Volksabstimmung auf dem Marktplatz der Hauptstadt entschieden werden, und unter der Gerichtslinde ist nicht Platz genug für das heutige Gewimmel der Rechtsuchenden. Forum und Thing sind überwunden. Daß aber mit ihnen auch die Innigkeit und Innerlichkeit zugrunde gehen mußten, die Beschlüsse wie Urteile zierten, war vielleicht zu verhüten. Der handwerksmäßige Betrieb im Parlament und im Gericht ist kein Segen für die Nation. Beide entfernen sich dadurch von ihr, verlieren die feinsten, doch wichtigsten Saugwürzelchen, und beide helfen nun nachdrücklich an der Veräußerlichung unseres öffentlichen Lebens mit, das gerade von ihnen wichtige Anregungen empfangen, durch sie vertieft und veredelt werden sollte. Hunderte der besten Männer Deutschlands halten heute den Parlamentarismus, wie er ist, für eine nationale und eine kulturelle Gefahr. Gegen die Schwatzkammern hat neulich die beste Feder der Sozialdemokratie gewettert, und was Lothar Bucher über den parlamentarischen Jahrmarkt der Eitelkeiten sagte, das klingt nun, an der Erfahrung so vieler Legislaturperioden gemessen, fast onkelhaft mild. Wie von der Volksvertretung, haben sich unsere Vorfahren auch von der modernen Gerichtsbarkeit blaue Wunder versprochen. Die Unabhängigkeit der Richter, das öffentliche Verfahren, die freie Advokatur — alle Abneigung vor Frau Themis sollten sie aus der Welt schaffen. Unterm Fittich der neuen Ordnung sein Recht zu suchen, das würde, meinte man, paradiesisches Vergnügen sein. Statt dessen aber wächst geschwind die allgemeine Rechtsverdrossenheit, die Scheu vorm Gericht und der fatalistische Gleichmut, mit dem wir lieber Unrecht leiden als den bösen Nachbar vor den Kadi schleppen. Früher galt es als Zeichen bäuerlicher oder kleinbürgerlicher Beschränktheit, wenn die Leute sich voll Höllenangst vom Gericht fern hielten und sich krank zu Bett legten, sobald ihnen eine Vorladung ins Haus schneite. Heute fürchten gerade die Kultiviertesten nächst Gott nichts mehr als die Notwendigkeit, nach stundenlangem Warten auf den Korridoren unserer Rechtspaläste in einer Sache „zeugen“ zu müssen. Und wen sein Temperament oder sein unverdorbenes Rechtsempfinden schon einmal dazu verführte, die Hilfe der großen Urteilsfabriken anzurufen, der leistet sich nachher gemeinhin den heiligen Eid, es nie wieder zu tun. Und sein Herz ist dabei wuchtigerer Empfindungen voll als bei irgendeiner der Massenschwörereien, mit deren Hilfe sich die Herren Juristen notgedrungenermaßen über die ärgsten Schwierigkeiten des Betriebes hinwegsetzen.

Unser geschriebenes Recht ist kein Volksrecht. Seine römische Herkunft schon verbietet das. Man hat's für die Gelehrten ersonnen, und nur Gelehrte können sich leidlich in dem Paragraphengewirr zurechtfinden. Manchmal auch die nicht. Ohne Repetitorien und verschwie-

Digitized by Google

gene Einpaukhöhlen würde die Mehrzahl der schwer geprüften jungen Rechtsbeflissenen schon am Eingang schmählich scheitern. Nun hält die Hoheprieſterſchaft der durch alle Examina gedrungenen Juriſten jeden Uneingeweihten vom Gottesdienſte fern; verſucht's einer im Übermut doch, ohne ſie zum Ziel zu kommen, ſo riskiert er Kopf und Knochen. Ein Volksrecht würde die Geſinnung des Täters ſchärfer ins Auge faſſen als die Tat ſelbſt — die nach ihm zu richten hätten, bedürften nur weniger Paragraphen, dafür aber großer Menſchenkenntnis. Das Juriſtenrecht macht es den Amtierenden ſcheinbar leichter. Es hat für alles ein Schema. Findet ſich dennoch eine Lücke, ſo ſpringen die raſtlos geſetzgebenden Körperſchaften ein und ſorgen durch neue Paragraphen für die kunſtvolle Schließung des Netzes. Luſtig iſt dabei, daß dieſe Art von Geſetzgebung, die alles nicht ausdrücklich Verbotene erlaubt, juſt den geriebenſten Übeltätern nicht an den Hals kann. Sie iſt zum Beiſpiel außerſtande, dem großſtädtiſchen Schiebergeſindel, das Tag für Tag blutſaugeriſch ungezählte Exiſtenzen vernichtet, das Handwerk zu legen. Sie ſchützt den, der ſich auf Schleichwege verſteht, oft geradezu vorm Geſetz; ſie iſt ein furchtbares Inſtrument des Unrechts in der Hand ſchlauer, keinen Kniff ſcheuender forenſiſcher Virtuoſen. Jedes freie Volksgericht hätte hier längſt mit eiſerner Fauſt durchgegriffen. Dieſem Juriſtenrecht verdanken wir auch die barbariſche Rückſtändigkeit, die ſelbſt kleine Vergehen gegen das Eigentum zehnmal, zwanzigmal härter beſtraft als niedrige Ehrabſchneidereien. Das Stück Kohle auf der Halde, der Kiefernzapfen im Walde ſind geſchützt, denn allzu leicht trifft den, der ſie mitnimmt, ſtrenge Pön; der Verleumder, den die Bibel ſo richtig einſchätzt, kommt meiſt mit ein paar Mark Geldſtrafe davon. Reglementiererei und Schematiſiererei kennzeichnen unſer Recht. Sie färben auf die geſamte Verwaltung, auf die Stimmung aller Behörden ab. Der Kampf, den z. B. der Kunſtwart gegen Polizeibureaukratismus, gegen das Übermaß von Verordnungen, gegen die Paragraphenwut führt, iſt ſo lange ausſichtslos, als wir ſelber alles tun, die Geſetzbücher unaufhörlich anſchwellen zu machen, ſtatt uns ein ſchlichtes deutſches Recht zu ſichern. Der freie Staatsbürger wird erſt an dem Tage geboren werden, der letzte Untertan im polizeitechniſchen Sinne erſt an dem Tage ſterben, wo nicht mehr zehntauſend liſtige, auf Äußerlichkeiten abgerichtete Paragraphen uns umlauern.

Menſchen haben die Geſetze gemacht, Menſchen können ſie auch wieder abſchaffen. Die Gerichtslinde wird, ſo oder ſo, wieder zu blühen beginnen, und es werden wieder Richter über uns ſitzen, die nicht das Buch zwingt, ſondern die allein aus ihrem geſunden Menſchenverſtand, ihrer Weisheit und ihrem Eifer heraus Recht ſuchen und Urteile fällen. Wie die Vergangenheit ſolche Richter hatte, und wie einzelne Kulturſtaaten mit ſtarkem Vergangenheitsgefühl, England zum Exempel, ſie heute noch nach Möglichkeit gewähren laſſen, ſo ſind auch wir an Männern mit hoher richterlicher Begabung wahrhaftig nicht arm. Nur haben wir ſie in den juriſtiſchen Apparat eingeſpannt, der Mittelmäßigen und ganz Unfähigen die Arbeit erleichtert, weil er für ſie denkt, der aber gerade den Tüchtigſten notwendig den hohen Beruf verleidet. Von allen Seiten hallen bewegliche Klagen über die Lang-

Digitized by Google

wierigkeit der Prozesse, das endlose Hinausschieben der Termine, die niederdrückende Umständlichkeit des Verfahrens. In Richterkreisen selbst wächst beständig erklärlicher Unmut gegen jene Sorte von Geschäftsverteidigern, die sich, alles Rechtssinnes, alles rechtlichen Empfindens bar, die Schwerfälligkeit der Maschine zunutze macht und die in bester Absicht ersonnenen Sicherungen zu kahler Obstruktion, bewußter Störung des Rechtsganges mißbraucht. Wozu in aller Welt ist es nötig, wochenlang gegen völlig überführte Verbrecher zu verhandeln, nur um der Form zu genügen? Wozu müssen tagaus, tagein ich weiß nicht wieviele hunderte kluger, tüchtiger Männer lächerliche Bagatellsachen, Schimpfereien von Hinterhausdamen (die mit wirklicher Ehrverletzung nie etwas zu tun haben), Schlägereien Betrunkener und dergleichen mehr in widerwärtiger, stickiger Breite verhandeln? Da treten außer dem gelehrten Richter die beiden Schöffen an, da werden zahllose Zeugen bemüht, sprechen Amtsanwalt und Verteidiger, lauscht eine Schar wackerer Kriminalstudenten und erstattet, wenn sich's irgend macht, die Presse der lauschenden Öffentlichkeit liebevoll eingehenden Bericht. Auch gibt es, um den Spaß vollkommen zu machen, selbst hier noch die Berufungsinstanz, die dagegen bei wirklich wichtigen Kriminalfällen, bei den Schwurgerichtssachen, fehlt. England und Frankreich haben ihren Justice und ihren Polizeirichter — und in fünf bis fünfzehn Minuten ist alles vorbei. Wir aber glauben, mit unserer zeitmordenden Umständlichkeit besondere Rechtsbürgschaften zu bieten, ohne zu ahnen, daß wir uns vom *lebendigen* Recht auf diese Weise immer weiter entfernen.

Der deutsche Richter, an Händen und Füßen gebunden — er macht sich strafbar, sobald er den Paragraphentext bewußt mißachtet —, wird seiner Selbständigkeit beraubt und zum einfachen Aburteiler erniedrigt. So viele starke Persönlichkeiten sitzen immerhin an unseren Richtertischen, und so helläugige Gesichter grüßen immerhin von ihnen herab, daß einem der Mißbrauch, der mit ihrer Zeit getrieben wird, weh tut. Was könnten tüchtige Männer hier Gutes wirken, wenn man sie nicht einschnürte, sie nicht zwänge, oft genug dem Buchstaben zuliebe klar erkanntem Recht unrecht zu geben! Unter der Überlastung mit Schreibwerk und Formelkram brechen sie zusammen. Von neun bis zwei, drei Uhr immerfort gespannt darauf zu achten, daß nur ja keine prozessuale Vorschrift verletzt wird, zweckloses Geschwätz mit unbewegter Miene hinzunehmen, dabei listigen Advokaten genau auf die Finger zu sehen — wer vermag diese Spannkraft jahrzehntelang aufzubringen? Gewiß sind unter unsern Richtern auch schon Menschen genug, die anders als nach Formalitäten überhaupt nicht mehr denken und fühlen *können*. Aber wir sind es, das Gesetz ist es, das Handlanger aus ihnen gemacht hat. Sie haben ja weiter keine Möglichkeit, sich gegen geistigen Ruin zu schützen, als durch vollkommenen Gleichmut und vollkommene Gleichgültigkeit. Ihre feineren, intellektuellen Fähigkeiten gehen im Staub der Akten zugrunde, können gar nicht an rechter Stelle zur Geltung kommen, weil sie an Nebensächlichkeiten vergeudet werden müssen. Und so ergibt sich ein Gerichtston, der den Unbefangenen mitunter recht seltsam berührt. Überflüssig, ihn breit zu charakterisieren: un-

Digitized by Google

geduldige Unterbrechungen schwerfälliger Zeugen (ach, wie erklärlich ist diese Ungeduld, und doch, wie verwirrt und vergewaltigt sie den armen Kerl, auf den sie niedergeht!); der grobe Mechanismus des Eides, durch den so viele Entscheidungen gefälscht werden (wer zum Eide gelangt, hat gesiegt); die mechanische Psychologie, die den Zeugen nach der zögernden oder bestimmten Art seiner Aussage einschätzt. Und zu welchem Zweck am Ende all diese Irrungen und Wirrungen? Um festzustellen, daß Hinz den Kunz beim Schafskopfspiel einen Schafskopf genannt hat und dies nicht etwa hypothetisch verstanden wissen wollte.

Es ist wahrlich nicht die Absicht dieser Zeilen, den geplagten Richtern neue Plagen aufzuhängen. Niemand ehrt ihr im Kern undankbares, dabei unsagbar kraftfressendes und doch wundervolles, gottgesegnetes Wirken überzeugter und lieber als ich. Niemand neigt williger als ich das Haupt vor diesen oft so reich Begabten und fast immer so Gewissenhaften, die sich klaglos an Sisyphuswerk vergeuden. Ihnen zu Hilfe zu kommen, ihnen das rechte Arbeitsfeld zu sichern, das ihrem Können und Wissen gebührt, ist öffentliche Pflicht. Jetzt treiben wir Raubbau mit ihnen. Zu ihrem und zu unserm Schaden.

Richard Nordhausen

Strindberg

Vor der Botschaft vom Tode August Strindbergs verstummt zuvörderst die verwirrend widerspruchsreiche Fülle gedanklicher Empfindungen, die dieser Nordlandsname sonst beschwor. Ein dunkler ruhevoller Akkord löste da eine rastlose Folge kühner Disharmonien auf. Nur das Bewußtsein durchströmt uns noch, mehr Trost als Trauer: ein Großer hat großen Kampf vollendet, im tausendmal gerufenen Tod umarmte ein Friedloser nun den Frieden, der alles Wünschen stillt.

Nicht als Triumphator zog er aus dem lebenslangen Kampf. Aus hundert Wunden blutend, von dumpfer Verworrenheit bedroht, fast wie ein Betäubter taumelnd, verließ er die Walstatt; kurze Abendstunden bloß dauerte darnach das Aufatmen in Einsamkeitruhe. Und doch war er ein Sieger!

Einen „Dichterfürsten" nannten ihn einmal die Blätter, während des grausam langen Sterbens, das auch dieser Reckennatur vorbestimmt war; beim Erzählen seines letzten Lichttraums geschah es. Wie bitter hätte er gelächelt, wenn das Wort noch zu ihm gedrungen wäre! Seines überlegenen Geistes zwar war er sich wohlbewußt, auch unter den wuchtigsten Bedrückungen seiner Seele. Und daß er seine Berühmtheit früh genug erfuhr, geht gleichfalls aus seinen Selbstdarstellungen hervor. „Fürstliches" aber hätte in seinem Dichterdasein weder er noch sonst ein Kundiger zu erspüren vermocht. Es war ja ganz erfüllt vom vollkommenen Gegenteil des glanzvoll-Thronenden, gesichert-Mächtigen. Strindbergs Größe nähert sich nie und nirgends dem irdischen Olympiertum, wie es in unsrer Vorstellung mit der Lebenshöhe Goethes oder etwa auch unsres nordischen Zeitgenossen Björnson verbunden ist. Titanengröße kennzeichnet Strindbergs Lebenswerk.

Wer heute die Namen Prometheus oder Faust beruft, um diesen

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

AUGUST STRINDBERG
ZEICHNUNG VON PAUL RENNER

Digitized by Google

Digitized by Google

Schriftsteller unsrer Zeit einzuordnen, kann wohl noch auf Befremdetsein und Widerspruch stoßen. Je mehr man sich aber in die Welt Strindbergs vertieft, um so unerschütterlicher muß man sich überzeugt fühlen, daß die Nachwelt ihn als echten Promethiden, als den Faust in der germanischen Literatur unsrer Tage — genauer: von 1880 bis 1910 — anerkennen wird. Diese Welt Strindbergs, daraus noch vieles für die Allgemeinheit zu gewinnen ist, besteht nur zum kleineren Teil aus unpersönlich gestalteten Wortkunstwerken, besteht überhaupt nicht ausschließlich aus Büchern, sondern aus einer unlöslichen Verflechtung von Leben, Denken und Dichten — kurz: aus dem Gesamtbild der Persönlichkeit, wie es sich aus all seinem Geschriebenen ergibt.

Die schöne deutsche Ausgabe, die seit ein paar Jahren* im Entstehen begriffen ist, umfaßt nicht weniger als vierzig Bände, in denen mehr als vierzig Dramen, fünf Romane, sieben Teile Lebensgeschichte, acht Bände Novellen (nebst „Miniaturen", Fabeln u. a.), vier Gedichtsammlungen und neun Bände höchst verschiedenartiger wissenschaftlicher Arbeiten (sozialkritischer, naturwissenschaftlicher, dramaturgischer, chemischer) eingeschlossen sind. Mit unerschöpflicher Schaffenskraft strebte er also, sämtliche Gebiete des Schrifttums zu erobern. Der stärkste Reiz aber und der sicherste Dauerwert leben in denjenigen seiner Werke, die am unmittelbarsten von der seelischen Entwicklung ihres Urhebers zeugen. Sein Lebenswerk im engern Sinn ist demnach das Werk seines Lebens selbst: dies mit unendlicher Empfindlichkeit durch und durch gefühlte, zugleich geistig durch und durch kontrollierte und mit unerhörter Aufrichtigkeit stückweise gebeichtete Leben eines geborenen Suchers von Bedeutung.

Ein Gottsucher, ein Sucher allgemeinen und eignen Glücks, Sucher einer Idealwelt, deren Bild von Anbeginn in ihm war und im Widerstreit mit der Wirklichkeit sich ihm mehr und mehr enthüllte (oder auch wieder verhüllte) — mit einem Wort: ein Idealist reinster Art war dieser „Naturalist", dieser bittere Zweifler und „Ankläger". Und er blieb Sieger, da er, in allem Wankelmut, treu blieb; da er seiner innersten Wesensart, nämlich seinem Suchertum und seiner besonderen Sendung, dies eindringlichst gelebte Leben dichterisch zu projizieren, jegliches Opfer brachte.

Daß der Sucher ein Kämpfer werden und zeitlebens bleiben mußte, dafür lagen in seiner Natur und in seiner Umwelt soviel Gründe, wie nur je den Zwang zum Kampf hervorbrachten.

* im Verlag Georg Müller, München; veranstaltet vom Dichter selbst unter Mitarbeit seines tüchtigen Übersetzers Emil Schering. Ein großer Teil der Werke, besonders der erzählenden, ist bereits, mit Bildnissen Strindbergs aus allen Lebensabschnitten geziert, erschienen. Auch ein Buch über ihn von Hermann Eßwein (mit vielen Bildbeigaben), eine geistvolle Charakteristik voll persönlicher Wärme und gelegentlich auch persönlicher Hitze, in seiner männlichen Subjektivität dem Gegenstand sehr wohl angemessen. — Reifen Menschen (andere sollten fernbleiben), die sich Strindberg nähern wollen, sind vor allem zu empfehlen: die Zeitromane „Das rote Zimmer" und „Die gotischen Zimmer", der Charakterroman „Am offnen Meer" und die unmittelbar autobiographischen Erzählungen „Der Sohn einer Magd" (1886), „Die Beichte eines Toren" (1888/93), „Inferno" (1897), „Legenden" (1898), „Entzweit" (1902), „Einsam" (1903).

Digitized by Google

Den Glücksucher hemmte im eignen Innersten immer wieder die grenzenlose Feinempfindlichkeit des Gewissens, des ganzen Gemütlebens, der Nerven, des seelenkundlichen Beobachtens. Und die Überempfindlichkeit stach um so spitziger nach innen, da sie nicht durch Humor gemildert wurde. Strindberg hatte trotz zeitweiliger Schroffheit nichts von der Kälte, die manche ihm nachsagten; Herzenswärme und Überlegenheit führten ihn des öftern nah an die Grenze des Humorlandes; allein das dritte fehlte: die Fähigkeit (nicht die Sehnsucht) zu der Heiterkeit, der heiteren Schwerefreiheit, die sich mit Wärme und Überlegenheit verbünden muß, wenn die Grenze überschritten werden soll. Der geistvolle Denker, der unübertrefflich schlagfertige und zuweilen sehr witzige Dialogführer bleibt im Kern doch ein Humorloser, Ernstumfangener. Er darf keinen Konflikt umgehen und aus der Welt lächeln, er muß jeden erreichbaren schmerzlich durchkosten.

Dem Geistsucher wiederum ward oft und oft der Erdenglücksucher verhängnisvoll. Eine außerordentlich stark ausgeprägte Sinnlichkeit — im weiten und im engsten Sinn — kam einerseits seiner Kunst zugute, ließ ihn aber anderseits bei der Wahl einer Gefährtin allzusehr nach sinnlichen Eindrücken entscheiden und ließ ihn in ehelichen Verhältnissen ausharren, wo Nachgiebigkeit längst nicht mehr am Platz und sein Schaffen, seine Ehre, Verstand und Leben gefährdet waren. In der erschütternden „Beichte eines Toren" bekennt er das unverhohlen; die Gerechtigkeit erfordert den Zusatz, daß auch die Anhänglichkeit an seine Kinder, auch seine mehrfach betonte „monogame" Anlage schuld an seiner Schwäche gegen die geistig-sittlich unebenbürtige Frau sind. Und man weiß, daß die Selbsttäuschung bei der Wahl der Gefährtin sich wiederholte. Dies wird nicht völlig erklärt durch das bittere Wort aus dem epischen Drama „Nach Damaskus": „Das kommt daher, daß ich zeitig einsehen lernte, es sei unnötig zu wählen, wo alle gleich seien." Er wählte vielmehr, scheint es, wesentlich nach dem Eindruck sinnlicher Schönheit und urteilte nachher wohl auch allzu scharf. Von Liebe-Bedürfnis getrieben, legte er sich dreimal die ehelichen Fesseln an, die zu tragen seine Geistnatur nicht geschaffen war. Was er ohne Zweifel als Mann wie als Künstler für sein Recht ansehen durfte; was ihm aber nachmals maßlose Pein schuf.

Die stärkste äußere Hemmung war für Strindberg, von früher Jugend an, dieselbe wie für unzählige andre Geistesarbeiter und Künstler: die Geldnot. Durch einzelne Erfolge ließ sie sich zeitweilig verjagen, kam aber getreulich immer wieder und wurde, wie in aller Erinnerung sein wird, erst zu des Dichters letztem, dreiundsechzigsten Geburtstag (22. Januar), vier ganze Monate vor dem Tode, endgültig beseitigt. „Schulden," bekannte er im reifen Mannesalter, „die wuchsen und wuchsen und niemals bezahlt werden konnten, wurden der Geier, der an seinem Leben hackte, der Gegenstand seiner Träume, der Wermut seiner Freuden." Wir wollen dabei nicht verweilen, wollen aber nicht versäumen, zu erwähnen, daß Strindberg beim Empfang der späten Ehrengabe sein vor vielen Jahren gesprochenes, von der Außenwelt lang vergessenes Wort, er wolle nicht Reichtum für sich, durch die Tat bekräftigt hat: er gab die nationale Spende zum großen oder größten Teil für gemeinnützige Zwecke weiter — obwohl sie ihn keineswegs in Reichtum erstickt hätte, selbst wenn sie nicht hauptsächlich zur Tilgung alter Schulden verwendet worden wäre.

Eine eigentümliche Rolle spielte seine Herkunft bei ihm, und zwar weit

Digitized by Google

entschiedener in seinen Werdensgefühlen als in dem Werden selbst. „Der Sohn einer Magd" heißt der erste und, von der mittelbaren Selbstdarstellung im „Roten Zimmer" abgesehen, auch zuerst (1886) erschienene Teil seiner Lebensgeschichte. So sehr beherrschte ihn das trutzig-peinliche Bewußtsein, mütterlicherseits der „Unterklasse" zu entstammen. Überblicken wir diese an Ehrlichkeit nicht zu überbietende Jugendgeschichte und die übrigen Werke, so finden wir in Wirklichkeit nirgends Züge niedriger Abstammung. Ein paar sorgfältig verzeichnete Anwandlungen jugendlichen Respekts vor dem Auftreten der Höhergestellten sind im Grund nur äußerliche Anzeichen mangelnder Verkehrsgewöhnung, keineswegs Beweise minder edlen Blutes. Höchstens könnte die elementare Leidenschaftlichkeit seines Fühlens und Denkens, der Fanatismus seines Suchertums auf die Abstammung aus urwüchsigem Volkstum zurückgeführt werden. Allein das Geniehafte dieser Leidenschaft, die Geistigkeit dieses Fanatismus spotten jeder zoologischen Erklärung.

Unendlich stärker als irgendwelche Möglichkeiten von Knechtssinn oder laulich bürgerlichem Wesen drängt sich uns vielmehr überall aus Strindbergs Lebenswerk eine Weltanschauung — mehr: eine seelische Grundanlage auf, die ihm selbst wohl nur in einer seiner Lebensepochen vollkommen klar bewußt war: echter Adel. Der modernen Phrase vom Adelsmenschen war in Strindbergs Natur eine Erfüllung vorangegangen. Eine der Erfüllungen; denn in jedem Zeitalter gab und gibt es Adelsmenschen, harmonische und disharmonische. In der Öffentlichkeit unsrer Tage sind sie rar. Keinen echtbürtigeren, keinen stärkeren sahen wir da als den Zweifler und Selbstbezweifler August Strindberg.

Im Kleinsten wie im Größten offenbarte sich das. Er konnte den Luxus und viel Notwendiges entbehren, nicht aber die Reinlichkeit an sich, um sich und in sich. Nicht bloß Gemeinheit, schon Gewöhnlichkeit äußerer und innerer Art peinigte ihn. Eben seine Überempfindlichkeit verrät den Aristokraten. Man muß an die Prinzessin auf der Erbse denken, wenn man sich die ganze Feinfühligkeit dieses Charakters vergegenwärtigt, der einem so männlichen Mann gehörte. Unbeugsamer Mut, unbeirrbarer Wahrheitssinn, unermüdlicher Höhendrang sind die Grundeigenschaften, die den wahren Adelsmenschen ausmachen. In Strindberg konzentrierten sie sich zum unermüdlich-mutigsten Erkenner- und Bekennertum. Aller Mißwachs in seinem Künstlertum, aber auch alles Tiefste und Feurigste seines Dichtens, die schlimmsten Nöte seiner Jugend und die geistigen Wirren seines Alterns, aber auch die tragische Titanengröße seines gesamten Seins wurzeln vorzüglich in diesem angeborenen Kriegeradel seiner Seele.

Unter den Dichtern unsrer Zeit war er nach Tolstois Ende der einzige, dem der Gattungname Genie zukam. War es, weil er gar nicht in erster Linie Dichtkünstler sein wollte oder konnte, sondern in rückhaltloser Hingabe seines ganzen Ichs durch Erleben, Forschen und Gestalten überreiche Geistesschätze aufhäufte und zugleich das Kunstwerk eines höchstgesteigerten Menschtums, eines glücklosen und doch oder eben darum paradigmatischen Höhenmenschen schuf. Von seinen Schriften wird manches, sogar vieles untergehen, weil es nicht genugsam aus ihm herausgestellt wurde, um die reinste, in sich geschlossene Form zu erreichen, die den Bestand eines Dichtwerkes über viele Menschenalter hinaus verbürgt; oder

Digitized by Google

weil es als Bekenntnisschrift nicht zu den wesentlichen Dokumenten zählt, die durch ihre innere Kraft die Notwendigkeit ihrer Entstehung bezeugen, durch seltenen enthüllerischen Wert Anspruch auf Fortdauer erwarben. Strindbergs Persönlichkeit aber kann aus der Geschichte der modernen Kultur nicht mehr verschwinden; sie wird vielmehr, darf man mutmaßen, im Wandel der Zeiten immer entschiedener als Vorbild-Typus des „modernen" Menschen in unserm engern Sinn, des faustischen Europäers aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, angesehen werden.

Darüber darf freilich nicht vergessen werden, daß Strindbergs Dichtertum denn doch die entscheidende, einigende seiner auseinanderstrebenden Kräfte war, die Voraussetzung seines eindringlichen Welt-Erfassens und seiner Wirkung auf die Öffentlichkeit. In seiner Jugendgeschichte „Der Sohn einer Magd" schildert er mit rührender Dankbarkeit, wie er nach chemischen, zoologischen, anatomischen, botanischen, physikalischen, lateinischen Hochschulstudien, nach episodischer Tätigkeit als Hauslehrer und Volksschullehrer, nach einem ergebnislosen Versuch mit der Schauspielerei endlich ganz unerwartet den Dichter in sich entdeckt. Während er, auf dem Sofa liegend, Pläne schmiedet, um Frieden ins Elternhaus zu bringen, „fühlt er ein ungewöhnliches Fieber im Körper", und binnen einiger Stunden entsteht in seinem Kopf eine zweiaktige Komödie, die er in vier Tagen niederschreibt. „Als das Stück fertig war, stieß er einen tiefen Seufzer aus, als seien Jahre von Schmerz vorüber; als sei ein Geschwür geschnitten. Er war so froh, daß es in ihm sang. Jetzt wollte er sein Stück dem Theater einreichen. Das war die Rettung!" Am selben Abend erschließt sich ihm mit einem Mal auch die Kunst, Verse zu machen, die er zuvor durchaus nicht erzwingen konnte. „Ihm schien's der Gnadenwirkung des heiligen Geists zu gleichen." Er las das Stück zweien seiner gelehrten Bekannten vor. „Dann wurde das Urteil gefällt: die älteren Freunde begrüßten ihn als Schriftsteller. Als sie wieder gegangen waren, fiel er auf seine Knie nieder und dankte Gott, daß er ihn aus der Bedrängnis befreit und ihm die Dichtergabe gegeben."

Als Chemiker, als Sozialpolitiker, als Kunstkritiker, als Erforscher der organischen Natur, als Geschichtgelehrter und Philosoph hat Strindberg in guten Stunden, vor seiner Verstrickung in Wahnideen, sehr Beachtenswertes und mehr als Liebhaberisches geschaffen. Dennoch war bei so universaler Betätigung stets im Mittelpunkt seines Wesens der Dichter lebendig. Dichter-Seher-Freude an der Erscheinungen Vielheit und an der Gesetzmäßigkeit verborgener Zusammenhänge zog ihn zu den Wissenschaften. Da er ein ganzer Kerl, ein titanischer Arbeiter war, wollte er auch auf diesen Feldern sich nicht mit Spielerei begnügen und eignete sich eine Menge vielgestaltigen Wissens an. Aber eine Gelehrtennatur mit objektiver Beharrlichkeit und nüchterner Beherrschung aller persönlichen Empfindungen konnte er dennoch nicht werden. Versenkung in stumpfsinnige Lernarbeit diente ihm wiederholt als Heilmittel gegen Gefühlsüberspannungen, doch allemal natürlich nur auf kurze Zeit.

Die Mehrung seines Naturwissens, die Selbsterziehung zu wissenschaftlich scharfem Schauen kam auch unmittelbar seiner Dichtung zugute. Insofern durfte man ihn einen Naturalisten nennen, als unbestechliche Naturwahrheit sein Stil-Ideal, schlichteste Wiedergabe ernstlich durchschauter Wirklichkeit sein Darstellungmittel war. Keineswegs aber könnte er

Digitized by Google

als Dichter mit dem Namen Naturalist erschöpfend gekennzeichnet werden; er war nicht so kurzsichtig und kurzatmig, das Mittel für ein Endziel der Darstellung zu halten.

Die Landschaftschilderung in seiner Lebensgeschichte, namentlich im „Sohn einer Magd“ und in der „Beichte eines Toren“, im „Roten Zimmer“, im Roman vom redlich tragisch erfaßten Übermenschen: „Am offenen Meer“, in den „Inselbauern“ und an vielen anderen Stellen seines erzählenden Dichtens gibt eine elementare Naturfreude kund, die innig verschmolzen ist mit einer überaus gründlichen Naturkenntnis. Der unerschöpfliche Reichtum an charakteristischen Zügen der Jahreszeitstimmungen, der Flora und Fauna, der Luftvorgänge und des Meereslebens offenbart eine Sicherheit und Eindringlichkeit der Anschauung, wie sie schwerlich bei irgendeinem andern städtischen Dichter unsrer Epoche zu finden ist. Dieselben Vorzüge (ungemischt in seinen „Blumenmalereien und Tierstücken“) hat seine vielfältige Darstellung öffentlichen und privaten Stockholmer Stadtlebens, nicht minder seine psychologische Charakteristik, die gelegentlich auch nicht davor zurückschreckt, begründende physiologische Erscheinungen in den Kreis der Betrachtung zu ziehen.

Ob er einen Wald schildert oder das Entstehen einer Liebschaft, eine königliche Schreibstube, eine spießbürgerliche Tyrannis, eine Dirnenkammer, eine Schweizer Bergtour, eine schwedische Fischerhütte, einen liederlichen Künstlerhaushalt, eine Parlamentssitzung, ein Pariser Krankenhaus, eine Stockholmer Kaffeehausfidelität oder einen Seesturm: immer spüren wir äußerste Treue auf Grund eignen Sehens, feinstes Erkennen des Wesentlichen und schlichtestes Darstellen aus erster Hand. Die hohe Empfindlichkeit der Sinne und der aufnehmenden Vernunft legten den Grund zu diesem „Naturalismus“, den wir, eben weil er nur Mittel im Dienst höherer Zwecke sein will, ruhig als echten germanischen Realismus anerkennen dürfen. Frühzeitiges Leben mit der Natur, anderseits der Druck einer harten Jugend in verarmtem Elternhaus und rückständiger Schule begannen die Erziehung zum deutlichen „Wahrnehmen“ des Wirklichen; das unablässig vordrängende Erkenntnisstreben und endlich das bewußte Künstlertum vollendeten die Schulung des großen Realisten im Idealisten.

Uns Deutschen wurde Strindberg zu verkehrtem Zeitpunkt, unter verkehrtem Gesichtspunkt vorgestellt. Er kam zu Beginn der neunziger Jahre nach Berlin, als hier der sich ernst nehmende Naturalismus in seiner schönsten Blüte stand. Mit dieser Bewegung, die dem Vierzigjährigen, dem Unbegrenzbaren nichts geben konnte, warf man sein Wesen zusammen. Und die Führer Jüngstdeutschlands verhalfen seinen tollkühnen Einaktern „Fräulein Julie“, „Gläubiger“, „Der Vater“ zu einer Darstellung, die der Freien Bühne einen keineswegs entbehrlichen Zuwachs brachte. Zwei Irrtümer stammen daher: daß Strindberg von Wesen Dramatiker und daß er Frauenhasser sei.

War er ein Dramatiker? Eine verwegene Frage angesichts von vier Dutzenden großer und kleiner Dramen, die zum guten Teil auch aufgeführt wurden. Sie ist gewiß zu bejahen, wenn unter einem Dramatiker ein Verfasser mehr oder minder aufführbarer Werke von dialogischer Form verstanden wird. Den Dramen Strindbergs ist darüber hinaus zuzubilligen, daß sie an geistigem Gehalt zumeist des bedeutenden Dichters nicht

Digitized by Google

unwürdig sind und daß der Dialog oftmals ein leidenschaftliches Temperament bekundet. Die Frage ist aber nichtsdestoweniger zu verneinen, wenn an den Dramatiker der strengste Maßstab gelegt wird, wie ihn die Größe des Mannes fordert; wenn als Dramatiker nur der gelten darf, der innere Konflikte auf spezifisch dramatische Weise anpackt und durchgestaltet, das heißt durch Charaktere auskämpfen läßt, die völlig aus dem Selbst des Urhebers hinausgestellt sind und ausschließlich gemäß ihrer Anlage mit überzeugender Notwendigkeit sich gegeneinander bewegen, und zwar so, daß ein gegliederter Organismus Wachstum und Entscheidung des Konflikts (oder der Konflikte) mit ebensoviel Lebensfülle wie Knappheit in Handlung und Gegenhandlung darstellt. Strindbergs Stärke auf dramatischem Gebiet ist, bezeichnenderweise, der Einakter. In seinen größeren Dramen — wir kennen sie nicht alle, aber doch ein paar der meistgerühmten — prägt sich kein eigentlich dramatischer Wille aus.

Wieviel Schönes liegt in Einzelheiten der groß erdachten Geschichtdramen vom Schlag des „Gustav Adolf", der „Königin Christine". Allein die geistvolle Geschichtauffassung, die gründliche Kenntnis der Stoffe, die reife Humanität der Gesinnung, die vereinzelten Glanzpunkte in der Erfindung und der Charakteristik der Hauptpersönlichkeit, die Schlagkraft mancher Antithesen können schlechterdings nicht Ersatz bieten für das Fehlen einer angespannten, knapp und einheitlich durchgeführten Handlung, für das Ausbleiben eines in sich bewegungkräftigen Getriebes mit selbständig sich auslebenden Gegen- und Nebencharakteren. In den mystisch-modernen Dramen des Fünfzigjährigen wie „Rausch" oder „Nach Damaskus" fesselt die Eigenart dieser neuen Vereinigung von realistischen und romantischen Elementen, packt gelegentlich die Kühnheit der Gesichte oder des Sinnbildgedankens, erschüttert das schmerzenreiche Ringen einer großen Seele, die zugleich nach Erkenntnishelle und Glaubensschatten verlangt. Aber dramatische Kunstwerke sind das im Grunde nicht, sondern szenisch behandelte Epen, Balladenreihen mit stark leuchtenden und mit nebelhaften Episoden. Und der Einakter ist nicht notwendigerweise wahres Drama. Er fällt in die lyrische oder aphoristische Dimension, scheint geschaffen, das Drama zu umgehen, da er die Architektur nicht braucht, die des Dramas kunstwerkerliches Wesen bedeutet und der im Psychologischen die Entwicklung oder mindestens die Aufwicklung entspricht.

In Strindbergs gesamter Dramatik fällt auf, daß sie dramatische Knappheit in der Regel mit einer gewissen seltsamen Sprunghaftigkeit und befremdender Starrheit der Charaktere erkauft — mit Werteinschränkungen also, die in des Dichters reifen Erzählungen nicht oder nur verschwindend selten festzustellen sind. Die Erfolglosigkeit, die Strindbergs größeren Dramen immer wieder beschieden zu sein scheint, können wir nach alledem wohl herzlich bedauern, müssen sie aber begreifen und dürfen uns Vorwürfe gegen die Bühnen ersparen. Trotz alledem: der Dichter ist groß genug, um auch in seinen mehraktigen Dramen oft hörenswert und geistig selbstverständlich allem Durchschnittstheater hoch überlegen zu sein. Wo also eine Darstellung größerer Strindbergischer Bühnenwerke unternommen wird, muß sie uns als Experiment und als Huldigung für den ganzen Strindberg willkommen sein. Stücke wie die genannten oder wie „Gustav Wasa", „Die Nachtigall von Wittenberg", wie „Advent" und „Ostern" verdienen auch gelesen zu werden. In der Hauptsache aber

Digitized by Google

sollten wir uns an seine Prosa halten, darin für viele noch weite Strecken Neulands aufzurollen sind.

Die Frage, ob Strindberg ein Frauenhasser sei, braucht hier und heut nicht lang und breit erörtert zu werden. Ausnehmend derb bemerkt er selber dazu in seiner Torenbeichte: „Um diese Zeit begann man sich infolge eines Theaterstückes des berühmten männlichen Blaustrumpfes in Norwegen (Nora!) mit diesem Schwindel zu beschäftigen, den man die »Frauenfrage« genannt hat. Damals hatten alle schlaffen Geister die Monomanie, überall unterdrückte Frauen zu sehen. Da ich mich von dieser dummen Sache nicht betrügen ließ, wurde ich für mein ganzes Leben als »Frauenhasser« bezeichnet." Bei anderen Gelegenheiten hat Strindberg oft genug seinen Standpunkt genauer erörtert. Aus seinen eignen Ehequalen und aus der damals im skandinavischen Norden wild einsetzenden Propaganda für die Beherrschung des Mannes durch die Frau hatte er ein solches Maß übler Eindrücke empfangen, daß seine Heftigkeit und eine gewisse Verallgemeinerung des einen minderwertig-gefährlichen Weibtypus, der „mangeuse d'hommes", die dem Mann alles nimmt und nur Haß dafür gibt, aus seiner persönlichen Erfahrung zu erklären sind. Für jeden, der wenigstens die Hauptschriften des großen Schweden gelesen hat, steht im übrigen fest, daß auch in diesem Fall die Extreme sich gegenseitig erklären und dieser Mann nur deshalb als ein Frauenhasser erscheinen konnte, weil er ein Frauenverehrer ersten Ranges — und dabei (was dem durchaus nicht widerspricht) ein männlicher Mann war. Für echt weibliche Frauen bewahrte er lebenslänglich die ritterlichste Verehrung. Und wenn er zeitweilig die Zahl dieser Frauen unterschätzte, so hat er doch nie behauptet, jene Weibchenart, unter der er litt, sei der einzige Frauentypus, oder die Frau solle die Haussklavin des Mannes sein. Die natürlichen Grenzen der weiblichen Leistungfähigkeit kennzeichnet er unsers Erachtens sehr richtig. Auf den Irrfahrten seiner ersten Ehe begrüßt er mit Freuden die gesunde Art der deutschen Frauen, wie er sie (1887!) am Ufer des Bodensees fand: „Endlich sehe ich mich hier von der Partei der Frauen unterstützt, und meine arme Maria ist verloren. Im vertrauten Verkehr mit den Offizieren erhole ich mich. . . . Ich werde immer beliebter bei den Damen. Ich suche deren Gesellschaft auf, lasse mich von dieser Wärme durchdringen, die von wirklichen Frauen ausstrahlt; von den Frauen, welche die achtungvolle Liebe, die nicht überlegte Ergebenheit einflößen, die der Mann allein den weiblichen Frauen gewährt." Also sprach der „Frauenhasser". . . .

Auch auf den übrigen Lebensgebieten, die dieser ruhelose Wanderer betrat, läßt er sich nicht an ein einzelnes Fleckchen bannen. Er durfte sagen: mein Feld ist die Welt. Wie eine Verkörperung des alten „alles fließt" strömte sein Sucherleben durch unsre wohlgedeichte und scheußlich verschleußte Zivilisation. Daher war, seinem fanatischen Temperament zum Trotz, Einseitigkeit sein geringster Fehler. Wenn wir zu erklären versuchten, wie er als Jüngling zunächst Demokrat, dann Aristokrat geworden sei, so müßten wir uns gleich daran erinnern, daß er ja im Kern von Anfang an Adelsmensch war und daß er ebendeshalb auch in seiner bewußt aristokratischen Epoche nicht aufhörte, das Wohl der Allgemeinheit und die Stärkung der Schwächsten von Herzen zu wünschen. Über seine religiöse Entwicklung allein ließen sich Bände schreiben; denn durch

Digitized by Google

alle wesentlichen Religionsphären ist er hindurchgegangen. Vom ererbten Pietismus gelangte er zum Theismus, zum Atheismus, zum Okkultismus. Aber kaum wäre es an irgendeiner Stelle dieses Weges möglich gewesen, ihn ganz und gar auf einen Ismus festzunageln. Die Dummheit des platten Welträtsellöser-Atheismus machte er nicht mit, und mitten in der Glaubensmystik blieb er wiederum viel zu viel er selbst, als daß er für eine wie immer geheißene Kirche oder Sekte ein bequemes Mitglied hätte werden können. Ja, als er in seiner Infernozeit, von Lebenspein und Selbstquälerei gefoltert, dem Wahnsinn zu verfallen schien, behielt er unerhörterweise zugleich die geistige Klarheit, diesen seinen Zustand zu betrachten und darzustellen.

Der Tod, dem er sich von Jugend auf so oft anbot, hat ihn nun erst aufgenommen, nachdem alles Lebensleid überwunden und eine Strecke heiteren Lebensfriedens sich vor ihm aufzutun schien. Mannhaften Mutes aber überwand August Strindberg auch die letzte Prüfung, die langhingezogene Körperqual. Das „Schicksalsschwere", das schon auf dem Jüngling lag, blieb auf ihm bis zuletzt und vermochte ihn bis zuletzt nicht zu erdrücken. Als Sieger endete er.

Wirst du nie müde zu fragen? sagt auf dem Wege „nach Damaskus" die Mutter. — Der Held antwortet: Nein, nie! Ich verlange nach Licht! — Und sie spricht: Geh und suche denn! Und Friede sei mit dir!

Willy Rath

Architektonische Grünpflanzungen in der Stadt!

Eine Hauptfrage des modernen Stadtbaus ist diese: wie läßt sich das steinerne Gefüge des Stadtkörpers sprengen und gleich einer brüchigen Mauer mit Grün durchsetzen? Wie lassen sich diese Grünstreifen und Parkflächen so anlegen, daß sie nicht einzelne grüne Stellen auf dem Stadtplan ergeben, sondern ein zusammenhängendes Netzwerk, das weite Wege im Grünen erlaubt? Wie müssen sie ausgebildet werden mit Blumengärten, Spiel- und Sportplätzen, Plantschwiesen, um dem Städter und seinen Kindern Ersatz der freien Natur zu bieten, — das heißt nicht deren Eindruck vorzutäuschen, sondern deren Wirkungen auf Geist und Körper zu vermitteln? In welchen Größenverhältnissen müssen sie zur Stadt stehen, wie zu den einzelnen Quartieren abgestimmt werden, wie sich mit der weiteren Umgebung verbinden? Ein außerordentlich umfangreiches Programm ist damit in den letzten Jahren aufgerollt worden, die Park- und Spielplatzpolitik der modernen Stadt schließt vielleicht die schönsten öffentlichen Aufgaben ein. Usui civium, decori urbium! Gegenüber diesen neuen, meist mit jener schwungvollen Begeisterung geschaffenen Pflanzungen, die bereits die Begründer der Bewegung Olmsted und Eliot in Amerika soviel erreichen ließ, erscheint die Grünkunst des alten Stadtbaus — abgesehen von den meist später einbezogenen landesfürstlichen Parkanlagen — recht dürftig, ja jetzt, wo wir Größeres verlangen und erreichen, sogar überflüssig. Zwickelrasenplätze, die mit einem Eisengeländer eingefaßt sind, kleine Blumenbeete, dünne Grasstreifen an Promenaden, dürftige Baumreihen in engen Straßen werden als unwürdig empfunden, man empfiehlt bereits im äußersten, gegnerischen Lager den baumfreien Platz, die baumlose Straße. Dafür werden nicht nur ästhe-

Digitized by Google

tische, sondern auch wirtschaftliche Gründe ins Feld geführt. Kostet doch ein Pariser Boulevard-Baum im ersten Jahr der Anpflanzung mit seiner Schutzausrüstung rund 160 Franken, wofür sein Los ist, trotz angestrengter Pflege in Staub und Glutluft zu verkommen, während die Konzentration des Grüns, der Bäume zu Parkanlagen, selbst nur breiteren Grünstreifen wirtschaftlicher und wirkungsvoller ist. (Neben den vielen nationalökonomischen Untersuchungen über das Prinzip der Konzentration sollte uns auch einmal eine ästhetische geschrieben werden, bis jetzt wird allgemeiner nur von der Konzentration des Schmuckes gesprochen.)

Sollen wir ganz von diesen kleinen Grünstücken absehen? Die Antwort auf diese Frage würde bei den meisten Städtern „nein" lauten, und der oder jener würde vielleicht hinzusetzen: „wir wollen uns doch ja vor dem Schematisieren hüten und sie behalten, wie sie sind, gäben sie auch nur ein lebhafteres Fleckchen Farbe im Grau der Stadt ab." Es soll daher auch nicht über ihre Daseinsberechtigung verhandelt werden, sondern die Frage lautet: wie können wir ihren Erscheinungswert im Stadtbild steigern, wie sie aus ihrer jetzigen Bedeutungslosigkeit herausbringen?

Noch vor wenigen Jahren schien der Reiz eines Grünplatzes darin zu bestehen, daß man auf ihm die gelösten, freien Formen der Natur gegen die gebundene Kunstform der umgebenden Baulichkeiten ausspielte. Es gab kaum und gibt leider auch heute nur wenig Empfinden für die Einheit einer größeren Situation, man setzte gegen das angeschlagene Thema sogleich seine Verneinung und löste damit die Wirkung auf. Was für die Musik Gesetz ist, schien nicht für die erstarrte Musik, die Baukunst, zu gelten. Will die Grünpflanzung, die zu klein ist, um für sich eine abgeschlossene Wirkung zu gewinnen, nicht verloren gehen und damit ein Minus für die ganze Situation sein, so muß sie zum festen Bestandteil der größeren Gesamtheit werden und als Ton im Akkord sich willig einfügen in den Bau der Plätze einer Stadt. Kommen heut dem tiefen Verlangen des modernen Menschen nach einer — um ein Schillersches Wort zu gebrauchen — poetischen Naturbetrachtung jene großen Grünanlagen entgegen, so kann der Architekt als Gegenleistung fordern, daß für kleine Grünanlagen die architektonische Kunstform die Dominante abgibt, daß sie wirksame Bestandteile der baulichen Anlage werden, nicht mit ihr einen Mißklang bilden.

Hier entsteht sogleich die Frage, wie weit sich die Vegetation dem Verlangen nach Architektonisierung fügt und weiter bauliche Funktionen auszudrücken vermag. Nicht als Vorbild, sondern als gut gestaltete Formmöglichkeit erscheinen hier die Gärten des 17. und 18. Jahrhunderts. Für die schön gegliederte Baumasse des Schlosses Belvedere bei Wien (Abb. 1) betten geschorene Baumhecken zu Seiten der Gartenmittelachse den dazugehörigen Raum in die Tiefe ein. Er paßt sich in Höhe und Breite der fernen Erscheinung des Schlosses an, Beetstreifen mit Buchsbaumkegeln geben seiner Bodenfläche ein leichtes Relief, das mit der Silhouette des Baus zusammenklingt. Plastiken an den Heckenwänden übertragen auf sie den Rhythmus einer Pilastergliederung und durch mannigfache weitere Beziehungen wird das Auge in die Tiefe gelockt, um das Schloß als beherrschende Zentralgewalt dieser weiten Anlage anzuerkennen. Gleiche Beziehungen, aber im ein-

Digitized by Google

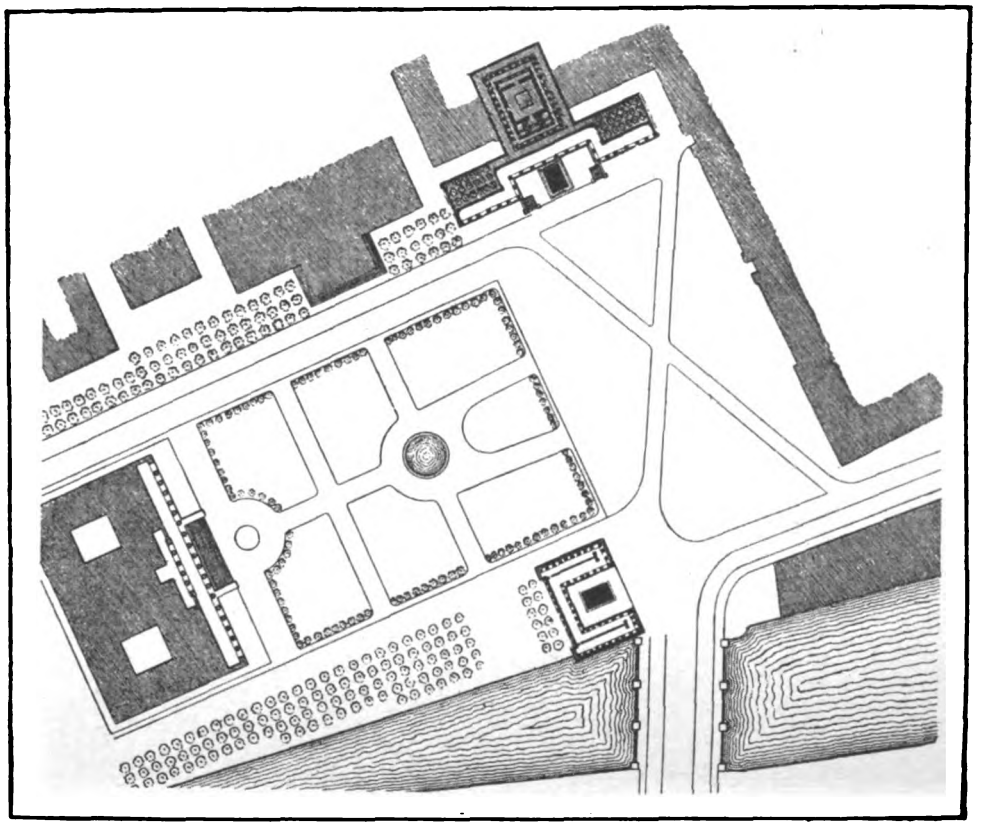
zelnen geänderte Formen zeigt Versailles (Abb. 2). Baumriesen, nur unten von der Heckenschere zurückgedämmt, lassen das Schloß im Brennpunkt des Bildes aufleuchten, seiner ruhigen Horizontale entspricht die sanfte Fläche des stets berieselten, grünen Rasens, des tapis vert. Geformte Taxusbäume zu Seiten der im Bogen ansteigenden Rampenwege verstecken die wenig wirksamen Seitenflügel ganz und geben, Mittelbau und Freitreppe zusammenfassend, dem rückliegenden Schloß eine bedeutendere Höhenerscheinung. Vollendet sind die verschiedenen Töne des Grüns hier mit den Farben der Architektur zusammengestimmt. Man erinnert sich wohl der feinen Bemerkungen eines Laugier (1753): il faudroit qu'un Jardinier fût un excellent Peintre, ou du moins qu'il possédât eminemment cette partie de la Peinture qui consiste à bien counoître la sympathie des couleurs différentes et les différens tons de la même couleur. Und weiter sagt er vom dunklen Grün: il faut s'en servir comme dans un tableau on se sert des ombres pour faire valoir les clairs. Wundervoll kann man in Versailles den von wechselndem farbigen Licht erfüllten Raum beobachten, der übrigens im 18. Jahrhundert durchaus seine Parallele im Stadtbau findet (Nancy). Vom tiefsten Dunkelgrün bis zum silbrigen Glanz wechseln hier farbige Räume, da in den ferneren Teilen des Gartens noch die Wirkung des Wasserspiegels hinzukommt (Abb. 3).

Beherrscht in jener Zeit die bauende Kunst ganz den Garten, so macht die Stadtbaukunst doch selten Gebrauch von Grünpflanzungen. Ist dies aber der Fall, dann werden Kompositionen geschaffen, zu denen Bäume nicht später irgendwie hinzukommen, sondern wo ihnen von vornherein eine bestimmte Aufgabe zuerteilt wird. Verlangen wir überhaupt nach künstlerischer Gesetzlichkeit moderner Anlagen, sollen diese nicht nur Zufälligkeiten und kleinlichen Liebhabereien unterworfen bleiben, so wäre aus jener Zeit vieles zu lernen. Decotte auf der Place Bellecour in Lyon, Gabriel auf dem gleichfalls heut seiner einstigen Wirkung beraubten Concordienplatz in Paris, Héré de Corny in Nancy verwenden Grünpflanzungen, um ihre baulichen Anlagen fester zu formen, zu gliedern, oft den wirklichen Maßstab zugunsten des optischen zu verschieben und um endlich die Wirkung einer kräftigen Farbe zu gewinnen. Verschiedenes hat der Verfasser darüber veröffentlicht (zuletzt in der Architektonischen Rundschau 1912 „Frankreichs klassische Stadtbaukunst"), es seien hier nur zwei ganz bescheidene, uns aber näher liegende Beispiele gewählt. Das Projekt Schinkels für den Lustgarten in Berlin (Abb. 4) ging von der Aufstellung eines Reitermonumentes Friedrichs des Großen, das in seinem unteren Teil von einer Säulenhalle umschlossen war, links am Kopf der Schloßbrücke aus. Sein Verhältnis zum Schinkelschen Museum und alten Dom hätte eine Situation geschaffen, die lebhaft an die Aufstellung des Colleoni in Venedig erinnert. Hier steht das Denkmal als Stirnpfeiler einer breiten Baummauer, die den Platz gegen den Kanal befestigt, Durchblick lassend vom Opernplatz gegen das Domportal. Wie sich der Anblick heut macht, mag man unter den Abbildungen des 2. Märzheftes dieses Jahres vergleichen. Die gegenüberliegende Platzwandung ist durch Baumpflanzungen regelmäßig gestaltet. Man stelle sich einmal vor, wie gut sich mit ihr der Aufbau des alten Domes und sein vorspringendes Säulenportal verband: eine rhythmische Massenaufschichtung entstand, wie sie

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

ABB. 4: BERLIN, LUSTGARTEN NACH K. F. SCHINKEL (HEUT ZERSTÖRT)

DIE ABBILDUNGEN 1—3, 5—7 UND 9 BEFINDEN SICH AM SCHLUSS DES HEFTES

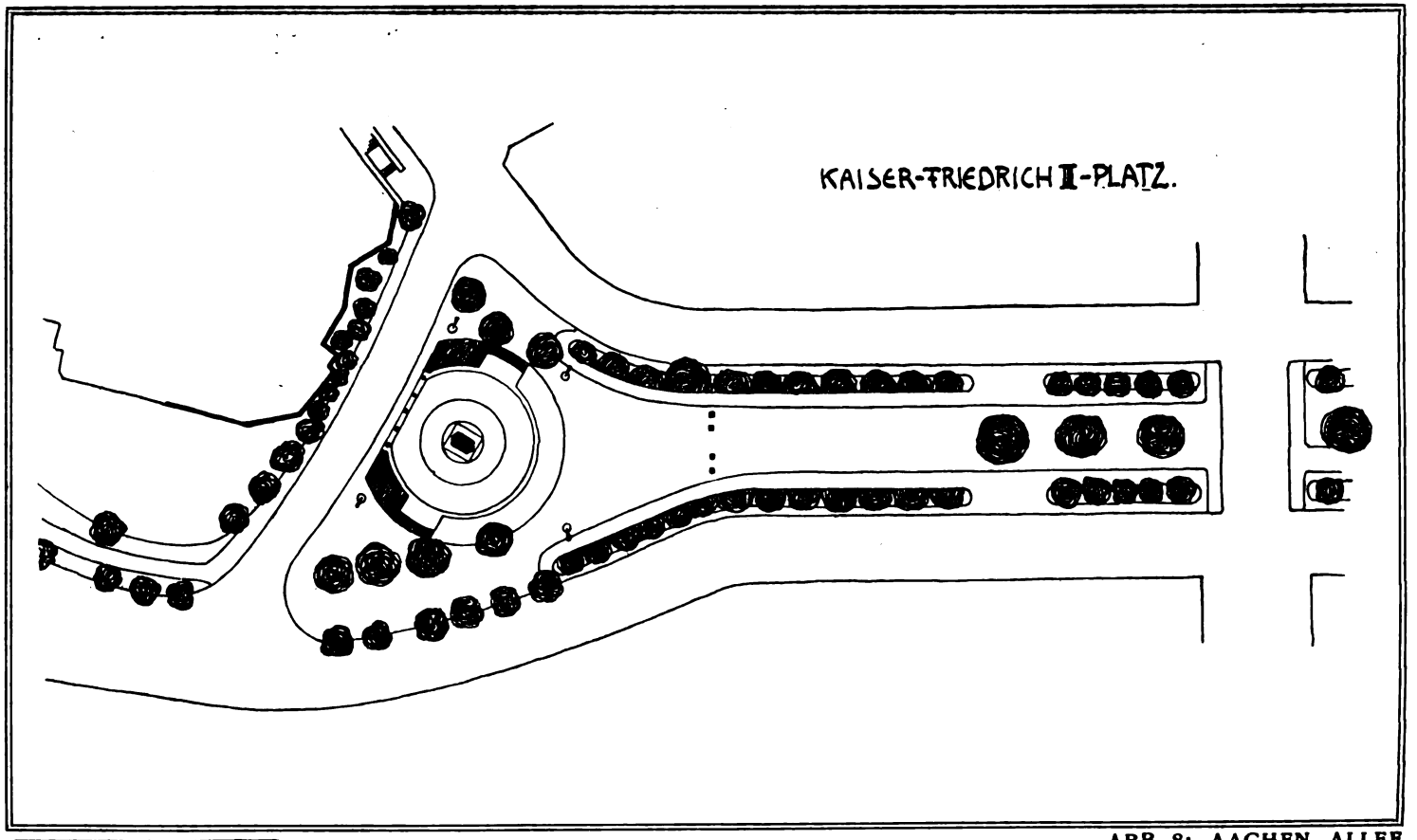
Digitized by Google

Schinkel in gleichem Empfinden für sein Schauspielhaus gewonnen hatte. Der innere Platzraum ist durch eine niedrigere Buschpflanzung befestigt, die Rasenfläche wird von wohlgeordneten Wegen zerteilt. Ein Fontänenbecken, ausgeführt nach dem schlichtesten von sechs Entwürfen, legt sich als Spiegel in die Achse der Hauptgebäude, dadurch den Platzmittelpunkt verlassend, sich aber besser einstellend zu dem ganzen freien Raum. Diese Wirkung mußte besonders zur Geltung kommen, wenn der Springstrahl seinen weißen Gischt hoch in die Luft warf. Warf, denn von der Anlage sind nur Trümmer geblieben, wie es nicht besser mit andern Berliner Plätzen aus jener und früherer Zeit gegangen ist.

Ludwigsburg bei Stuttgart, eine Gründung aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, hat einen Hauptplatz, dessen Schmalseitenmitten sich in breiter Straße öffnen, während in der Mitte jeder Langseite sich eine Kirche erhebt. Die Zusammenpassung der platzumgebenden Häuschen, die einen Laubengang bergen, mit den beiden Kirchenbauten gehört zu dem architektonisch Reizvollsten, das die deutsche Stadtbaukunst geschaffen hat, trotzdem wären bei diesen bescheidenen und mit Absicht gegen die Kirchen niedrig gehaltenen Häuschen die Platzabmessungen von etwa 80:105 Meter sehr gedehnte gewesen. Darum stellte man in die Mitte einen Marktbrunnen und pflanzte um ihn einen Kreis von Lindenbäumen an. Eine bedeutende, zentrale Masse war damit geformt, die den Straßen einen Abschluß gibt, den Platz gliedert und jeder Kirche ihren Vorplatz schafft, endlich mit ihrem prickelnden Grün zusammen mit den leuchtend weißen Wänden und blutroten Dächern der Häuschen, den grauen Tönen der Kirche eine köstliche Farbigkeit schafft (Abb. 5).

Sichtbar hatte auch der Gartenmeister, der den Vorplatz jener merkwürdigen, über dem Platzwinkel erbauten Kirche des 1599 gegründeten Schwarzwaldstädtchens Freudenstadt anlegte, die Absicht, aus aller Unruhe des jetzt in kleinen Gärten aufgeteilten, ursprünglich für einen Schloßbau bestimmten, riesengroßen Platzes wenigstens diesen Teil herauszunehmen und ihm eine Form zu geben, die sich fest mit der Kirche verband. Er legte geordnete Beete an, gab ihnen mit der Heckenschere eine architektonische Bildung, hielt die mächtigeren Baummassen zurück und duldete nur gleich einem kecken malerischen Drucker das zarte Geäst einer Birke neben der Kirche. Er bedachte aber nicht, daß sein breiter, in den Kirchenwinkel laufender Weg gar nicht zu einem Portal führt, da die Eingänge in den beiden flankierenden Türmen liegen. Er gab zudem ungeschickte Proportionen und überzeugt durchaus nicht mit der von ihm gewählten plastischen Form (Abb. 6). Die Unstimmigkeit zwischen Architektur und gärtnerisch behandeltem Vorplatz tritt vielleicht noch mehr bei der Anlage eines versenkten Parterres vor dem Bayrischen Nationalmuseum und dem Hubertusbrunnenhaus in München hervor (Abb. 7). Mag die derbe Zeichnung von lichtem Mosaikpflaster und Rasen gut zu dem wuchtigen Museumsbau stehen, so ist sie verfehlt für das Brunnenhäuschen, das sich durch die nischenartige Fassung von hohen Bäumen, durch den leicht mit Grün bewachsenen Rampenunterbau sonst gut darstellen würde von dem für die Ansicht gewählten Standpunkt aus, der von den meisten Besuchern des Museums überschritten wird. Das Auge, gewöhnt das Bild einer Situation als einheitliches zu erfassen, in dem sich die einzelnen Dinge durch Bezug aufeinander werten,

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

ABB. 8: AACHEN, ALLEE MIT REITERDENKMAL

Digitized by Google

erhält hier im Vordergrund einen falschen Maßstab, der grell und scharf sich durchsetzt und damit das Kernstück herabdrückt. Man muß mit solcher Wirkung den Eindruck von Belvedere und Versailles (Abb. 1–3) vergleichen, um dort die Feinheiten, hier die Grobheiten recht deutlich zu spüren. Dabei würde es nicht schwer sein, nach einer Kritik hier es auch besser zu machen, denn in dem leicht formbaren und durch Farbe eindringlichen Pflanzenmaterial ist ein willkommenes Mittel gegeben, das Wertvollste einer ganzen Anlage in seiner Erscheinung zu steigern und herauszuarbeiten. Ein Beispiel dafür bringt der Verfasser aus seiner eigenen Mappe (Abb. 8). Es galt, für das Reitermonument Friedrichs III. von Hugo Lederer, das am Ende des großen Alleegürtels von Aachen steht, eine geschlossene Situation zu schaffen, in der das Denkmal Halt fand. Baummassen zu beiden Seiten im Hintergrund waren vorhanden, eine geschnittene Hecke faßt den lichten Marmorunterbau des Denkmals fest zusammen, Pfosten mit Ketten geben nach hinten einen Abschluß dort, wo die Hecke aus Verkehrsrücksichten nicht herumgeführt werden konnte. Den Hintergrund des Ganzen gibt eine hohe, mit Grün bewachsene Stützmauer ab, gegen deren Farbton der eherne Reiter kräftig sich absetzt. Ein Vorraum ist durch Wegnahme von drei Platanenbäumen aus der Alleemitte geschaffen, — er soll ganz mit Platten ausgelegt werden, — denn es war unbedingt notwendig, nicht erst unter den Baumästen weg deutlich Sockel und Pferdebeine zu sehen, dann erst im letzten Augenblick in ungünstigem Gesichtswinkel den ganzen Reiter, sondern jene durch leichte Rechtsdrehung der Denkmalsachse gewonnene günstige Flankenansicht von Roß und Reiter möglichst auszunutzen. Die Lindenbaumreihen zu beiden Seiten sind als grüne Wand glatt geschoren und dicht bis an das Monument herangeführt. Begegnet solch strenge Formgebung der Bäume vielleicht einiger Abneigung, so ist sie doch zur Schaffung eines räumlichen Eindrucks bei so geringen Abmessungen unbedingt notwendig.

Unsere Großstadtalleen, nach dem Muster der Pariser Boulevards angelegt, — etwas andres sind zum Beispiel die Linden in Berlin, die Hauptstraße in Dresden —, sind vielfach die dürftigsten Leistungen der Grünkunst im Stadtbau. Daß selbst mit einer schlichten Baumreihe außergewöhnlich Schönes zu erreichen ist, mag die Ansicht der Loireuferstraße in Nantes beweisen, die ich zu den wirkungsvollsten Aufnahmen meiner Sammlung zähle (Abb. 9). Hier liegen Fahrdamm mit elektrischer Straßenbahn, der Schienenweg der Eisenbahn und schließlich die Straße am Ladekai nebeneinander. Alle Wirkung beruht auf der Reihe von Kastanienbäumen, die gegen die Häuser zu (aus Rücksicht auf die Bahn) geschnitten sind. Mit ihrer Hilfe wird für die Straße eine räumliche Wirkung herausgebracht, den Fassadenwänden entspricht die Grünwand, und den Hausbewohnern wird die Aussicht auf die häßlichen Werkstätten und Werften am andren Ufer zum Teil verdeckt. Ihr Grün erheitert das ganze Bild ungemein (man kann den Vergleich an einer baumlosen, tristen Strecke Loire-aufwärts machen) und gibt endlich den Arbeitern während der Mittagruhe Schatten. Schönheit und Zweckmäßigkeit sind hier so zwanglos miteinander verbunden, daß dieses Beispiel wohl verdiente, Schule zu machen. Zudem bieten Uferstraßen günstige Bedingungen für das Fortkommen der Bäume. Wie der moderne Archi-

Digitized by Google

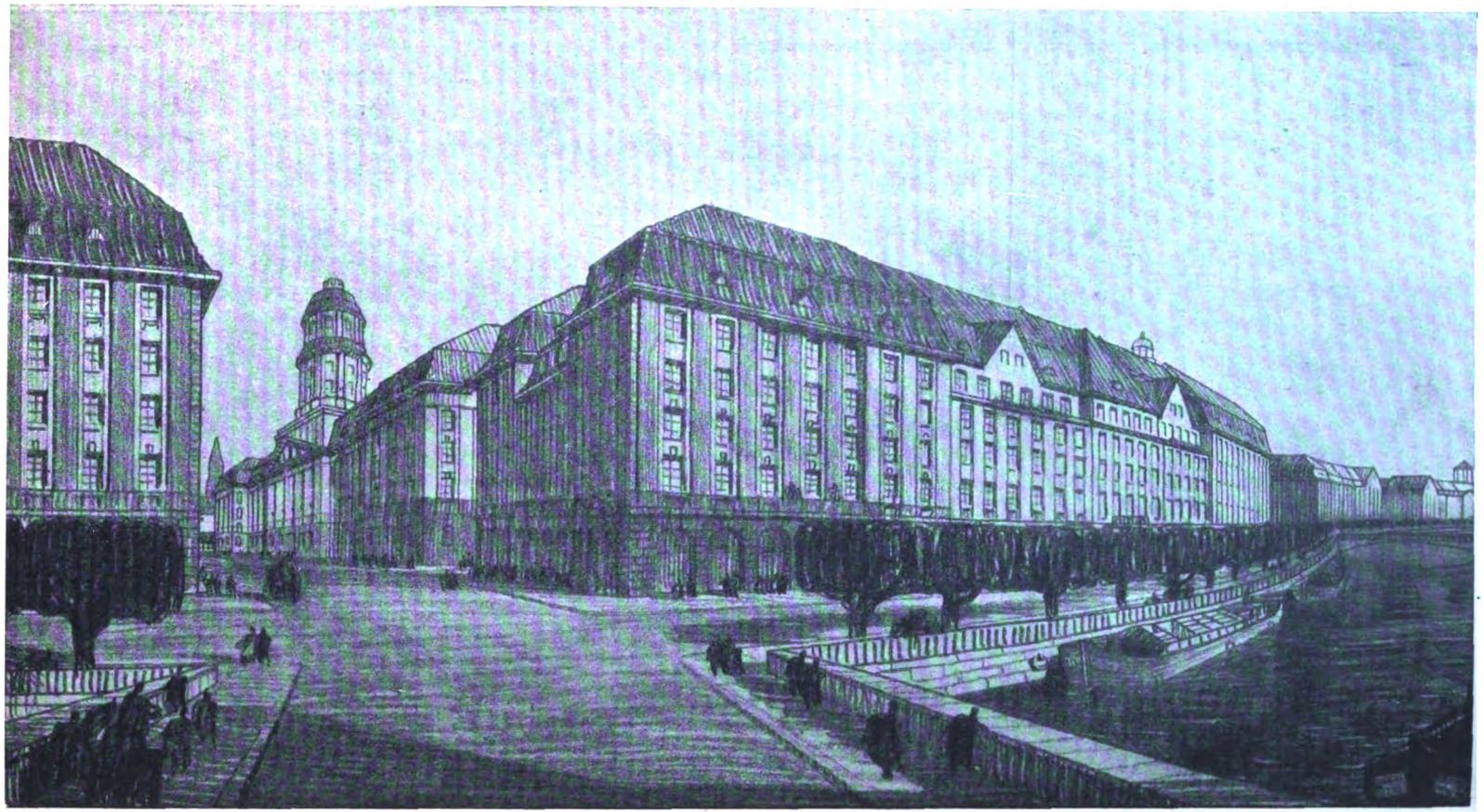


ABB. 10: BERLIN, ENTWURF FÜR EINE UFERSTRASSE

Digitized by Google

tekt das Motiv verwendet, zeigte der Wettbewerb Groß-Berlin 1910 mit der Uferstraße H. Jansens (Abb. 10). Hier ist die Platanenallee in ganz gebundene Form gebracht, wie man häufig an den Ufern des Genfer Sees ihr begegnet, und im Bild als Sockel für die fünfgeschossigen, einheitlich durchgebildeten Uferbauten genutzt.

Wünscht man ein Ergebnis der Betrachtung, wo zwar nicht das Wort, sondern Durchdringung mit Anschauungskraft erst etwas zuwege bringen könnte, so läßt sich kurz der Satz aufstellen: Architekt und Gärtner müssen willens sein, bei der Schaffung einer stadtbaulichen Anlage zusammenzusehen und zusammenzuarbeiten. Vor allem der Stadtgärtner wird sich bemühen müssen, mit seiner Kunst nicht ein kleines Reich für sich zu schaffen, sondern als ein Vasall des mächtigeren Königtums zu gelten. Und dieses ist und bleibt in den enggefügten Teilen einer Stadt die Baukunst.

A. E. Brinckmann-Aachen

J. J. Rousseau

Mutet es nicht Viele von uns erstaunlich an, daß der Ruf nach Wirkfreiheit für das ursprüngliche Gefühl — mit seiner Formel: los von der Verstandeskultur —, daß die Sehnsucht nach harmonischer Anordnung unsrer Innenwelt — mit ihrer Formel: zurück zur Natur! —, daß der Drang, uns dem Wesenhaften hingeben zu können — mit der Formel: wider die Konvention —, daß dies alles seine stärkste Verkörperung längst vor unsern Tagen gefunden hat? Daß nicht unsere Zeit den Mann gebar, der die einzelnen Flammen in die Lohe seines Ausdruckvermögens verdichtete, sondern eine, die um anderthalb Jahrhundertbreiten zurückliegt? Es klingt wie ein Widerspruch, daß Rousseau so lange schon vor uns gelebt habe, daß seine in der Geistesgeschichte nahezu beispiellose Wirkung auf ganze Generationen nun schon der Geschichte angehört, obwohl wir und gerade wir dieser Wirkung bedürften.

Wir haben damit zugleich die bedeutendste Frage bejaht, die wir über Rousseau heute stellen können: kann sein Werk und Wesen uns Heutigen noch zum tiefen, wirksamen Erlebnis werden? Beide können uns in der Tat zu tiefst berühren, und diese Frage ist darum die „bedeutsamste", weil wir sonst an dieser Stelle der zweihundertsten Wiederkehr von Rousseaus Geburttag nicht zu gedenken brauchten. Er gälte uns dann als einer der Philosophen des französischen achtzehnten Jahrhunderts, deren Studium wir wie das der Bayle, Malebranche, Diderot, Holbach den Historikern, den Fachleuten und Liebhabern überlassen könnten.

Wir reden also nicht zuvörderst von dem Einfluß, den Rousseaus Werk durch das Medium der Geistesgeschichte hindurch bis auf unsere Tage geübt hat, und den man jetzt zwar selten unmittelbar wahrnimmt (wie etwa in Tolstois Werken), jedoch als freien Atemhauch und lächelnde Lust am Menschentum oft fühlen mag. Wir meinen vielmehr, daß zahlreiche heute Lebende sich zu dauerndem innerem Gewinn mit der Persönlichkeit und dem Schaffen Rousseaus auseinandersetzen könnten. Dem Bedürfnis danach kommen nicht nur Wesen und Wert Rousseaus entgegen, sondern auch seine starke lautere Sprache, fein fesselnder, geistreich gebildeter Stil.

Digitized by Google

Wer den Weg über das Persönliche zum Sachlichen nicht meiden kann, wird in den berühmten „Bekenntnissen“ ihn gebahnt finden. Gewiß kein Leitpfad für Unmündige und Ungereifte, ebensowenig ein heiterer Gartensteg durch fröhliche Sonnengefilde; nicht zu lesen mit dem Gefühl: „im Grunde sind wir alle so“, denn Rousseau war so sehr ein Ausnahmewesen wie alle erschütternden Persönlichkeiten der Kultur; nicht zu lesen ohne das stete Bewußtsein, daß hier viel Übertriebnes, viel bizarr Verzerrtes und phantastisch Verbeutetes neben Wahrem und Edlem steht — und trotz alledem ein Buch von Fülle und Leidenschaft, eine Offenbarung so mancher Stimmung und Lebensphase, die ewigen Wert, ewige Wiederkehr haben werden.

Den umgekehrten Weg, vom Werk zur Persönlichkeit, der aber, um zu bereichern, nicht notwendig zur Erkenntnis des ganzen Mannes Rousseau zu führen braucht, wird man am besten über eine Auswahl aus den Werken nehmen. Von einzelnen Schriften bieten sich hemmungloser an diejenigen, welche vom Menschen und seinem Wesen handeln, nicht von Ideen und philosophischen Konstruktionen: Rousseaus Gedanken zur Menschenerziehung („Emil“) oder seine Briefe der Liebenden (Julie das heißt die „neue Heloïse“). Ferner liegt uns der „Gesellschaftvertrag“, die mehr aus gedanklichen, oft untiefen Deutungen zusammengesetzte Anschauung Rousseaus vom Wesen des Rechtstaates.

Daß ein vor zweihundert Jahren geborener, vor hundertdreißig Jahren gestorbener Dilettant — denn das war Rousseau, als Philosoph wie als Dichter betrachtet — heute nicht mehr wirken kann mit der Kraft des absolut Überzeugenden, daß er uns nur abstimmen oder umstimmen, nicht zu blindgläubigen Jüngern machen wird, leuchtet ohne weiteres ein. Es ist nicht die zwingende Gewalt einfacher Voraussetzungen und bindender Schlüsse aus ihnen, nicht die ausschließende Evidenz eines geordneten Gedankensystems, die durch ihn auf uns wirkt. Nur die einfache Tatsache, daß ein prachtvoll weites und schönes Menschenkind große Urstimmungen und Urideen, die auch heute noch wie für alle Menschen zu allen Zeiten Wert haben, mit einer besonderen Leidenschaft und Reinheit durchlebte und gestaltete. Vom „Wert der Wissenschaft“, von der Bedeutung des „Naturgefühles“, von „Toleranz“ und „Freiheit“, von der „Philosophie der Freude“ und dem Wert einer vernünftig natürlichen Erziehung handeln Tausende von modernen Schriften, die beweisen, daß diese Gedanken uns bewegen; freilich mit ganz andern Mitteln, unter ganz geänderter Voraussetzungen: wo vor der Zeit einer zu Arbeitteilung und kritischer Tatsachendeutung erzogenen Generation Rousseau allgemeinste Ideen und Ziele aufstellen und predigen konnte, ohne nach dem Wahrheitwert seiner umständlichen Ausführungen im einzelnen jeden Augenblick fragen zu müssen, da stellen sich uns die Hemmungvorstellungen eines ganzen Jahrhunderts der Forschung und Gedankensichtung entgegen und zwingen uns, zu prüfen, abzuwägen und auszuwählen. Aber ihn wie uns zwingt in eine Richtung, in einen Kreis des Denkens, zu einer Umrißentscheidung und Instinktbejahung ja nicht die Einzelforschung und logische Deduktion, sondern das tiefste Bedürfnis des Menschen nach einer bestimmt gearteten Lebensgestaltung und Lebenshaltung überhaupt. Träger irgendeines solchen allgemeinsten Prinzips, einer leidenschaftlich gefühlten Lebensanschauung waren viele „Große“; Kant der Vertreter der

Digitized by Google

„Pflicht"-Idee, Spinoza ein Träger der Idee der ewigen Ordnung der Dinge, Platon der Verkünder der Macht der Idee. Und Rousseau? Es wird vielleicht keine Formel geben, kein erschöpfendes Einwort für sein Wollen, mag man ihn immerhin den Philosophen der Sehnsucht, des reinen Erlebnisses, der Naturanbetung nennen; wie bei jenen andern reicht der wirkliche Gehalt seines Schaffens weit über solche Andeutungen hinaus.

Wunderbar genug ist es, daß er, der im Gegensatz zu so vielen tief durchgebildeten Wirkern der Geistesgeschichte ein Außenseiter war, so viel lebendige Kraft in sich trug. Wunderbar und nur mit zu erklären aus seiner geschichtlichen Stellung. Schwerer vielleicht noch als auf unsrer lag auf seiner Zeit die Last einer einseitig gefaßten geistigen Kultur. Sein Zeitalter war eingeleitet mit Descartes' gewaltigem: cogito ergo sum, ich bin, denn ich denke; das Denken begründete ihm das Daseinsbewußtsein. Und Rationalisierung, „Vergedanklichung", aller und jeder Lebensfunktionen kennzeichnete die auf ihn folgende Periode. Die Religion, die Moral, die Staatlehre, Gesellschaft, Geschlechtleben, die Kunst selbst wurden ins Licht des reinen Gedankens gerückt, unter das Gesetz der absoluten Vernunft gestellt; Bayles historisches und kritisches Wörterbuch, die formale Kühle der tragédie, die „Aufklärung" der Enzyklopädisten, die unerschütterliche Alleskritik des Riesen Voltaire bezeichnen nicht nur ein wunderhaftes Vorschreiten der Menschheit gegen den Druck der Gegenreformation zu Freiheit und Humanität, sondern auch ein allmähliches Erwürgen des einfachen Seins und harmonischen Sichgestaltens. Man hat sehr feinfühlig dargestellt, wie der glatte, selbstsichere, kunstreich verständige Sprachstil dieser Epoche den schärfsten Gegensatz bildet zu der glühenden, fließenden, rauschenden, entzückten und getragenen Prophetensprache Rousseaus. Denn in ihm vollzog sich die Umkehr, der Haß entlud sich in ihm gegen die Entgötterung der Menschenbrust. Ein Aufatmen folgte seiner Preisschrift, die, sonderbar genug, beweisen sollte, daß Künste und Wissenschaft die Sitten nicht veredeln; denn mehrere Generationen hatten in der Zeit des homme machine und der Revolutiongeburtwehen gefühlt, bis zu welchem Grade jene Künste und Wissenschaften mit dem Niedergang des reinen Menschentums verquickt waren. Und diese Sendung, welche Rousseau trug, die ihn siegen ließ über einen Kopf von unvergleichlich größerer Spannkraft wie Voltaire, das Leuchten dieser Sendung liegt noch heute über seinen Werken. Man hat oft gesagt, diese enthielten nichts Neues. Aber der Begriff des Neuen ist dürftig, die tiefsten Kenner der Geschichte haben allzeit höchstens etwas halb oder viertel Neues im „Neuen" sehen wollen.* Und die Gewalt Rousseaus war seine Erlebnisfähigkeit für Erlebnisse, die wir heute suchen wie die Spätgebornen der Aufklärung sie suchten. — Metaphysisches Denken möchte vielleicht zu der Meinung führen, daß der Erlebniskreis von „Rousseaus Idealen" nur einmal in der Geschichte seine Inkarnation finden konnte:

* Auch die losen Blätter dieses Heftes zeigen, wie sich allgemeine Kultur- und Erziehunggedanken immer wiederholen, und wie wenig tatsächliche Unterlagen daher die Meinung hat, man könne bestimmte Ideen einer Zeit auf eine bestimmte Quelle zurückführen, da sie vielmehr neu geprägtes geschichtliches Allgemeingut sind.

Digitized by Google

eben in ihm. Gewiß ist jedenfalls, daß ein neuer Rousseau in unserer Zeit ein undenkbares Wesen wäre. Wir haben die Naivität nicht mehr, unser kritisches Pflichtbewußtsein hindert uns, an die schwierigen und umfänglichen Probleme, die er stellte, ohne jahrzehntelange Vorarbeit heranzutreten; und diese Vorarbeit würde den Elan, vielleicht die ganze Kraft unsrer Arbeit lähmen. Ein Beispiel aus unsrer Zeit bietet Tolstoi, auf den Rousseau nach Tolstois eignem Zeugnis tief gewirkt hat. Er mußte die Arbeit, die Kultur auf ihren Lebenswert abzuschätzen, bereits auf mehr Werke verteilen als Rousseau; außer der Erziehung, der Wissenschaft, der Lebenshaltung widmete er noch der Kunst und der Religion eigne Werke; und auf so manchem Gebiet zeigte er sich dem Gegenstand nicht gewachsen: wo Rousseau seinen Zeitgenossen noch als Prophet erschien, kam Tolstoi, der viel tiefer veranlagt war, den seinen gelegentlich als Utopist, vielen als hilfloser Unverständiger vor.* Es ist nicht Rousseaus Erbe, das in Tolstois Werk am stärksten wirkt. Und der große Russe gibt uns eine Weisung, daß wir Rousseau nicht nachahmen können: daß es vielmehr gilt, die entscheidende Anstiftung und Umstimmung, welche von seiner Persönlichkeit und seinem Werk ausgeht, in geistige, unserm Kulturstand angepaßte Arbeit aufzunehmen. Kunst wie die Schuberts oder Goethes oder Tolstois, bohrende Kritik wie die Nietzsches am Historismus, oder schöpferische Arbeit wie die Pestalozzis und seiner heutigen Nachfahren geben davon Beispiele. Und so findet sich, von allen Seiten gesucht, immer wieder das gleiche: der Name Rousseaus ist eine lebendige Macht, ein Inbegriff gewisser wertvoller Lebensanschauungen, und wir können nicht an ihm vorübergehen, ohne uns einem gewaltigen inneren Werte, einer reichen und schönen Weltansicht zu verschließen. H. H.

Lose Blätter

Aus J. J. Rousseaus Werken

[Die folgenden Proben entnehmen wir einem Werk, das wir damit zugleich der Aufmerksamkeit des Lesers nahebringen möchten, einer von Eduard Spranger zusammengestellten, von Hedwig Jahn übersetzten und im Verlag Eugen Diederichs, Jena, erschienenen Auswahl aus Rousseaus Werken. Sie trägt den Titel „Kulturideale“ und enthält einige kleinere Abhandlungen, einige Fragmente und eine große Zahl von „Aphorismen“ aus allen Schriften Rousseaus, die Spranger mit

* Trotzdem: in Sätzen wie diesem Witkowskis: „Alte, längst widerlegte Gedanken Rousseaus in Verbindung mit der christlichen Lehre machten den Verfasser der großen Romane »Anna Karenina« und »Krieg und Frieden« zum leidenschaftlichen Verkünder seiner Botschaft, daß alles nur aus dem ursprünglichen Christentum und der inneren Wahrhaftigkeit herfließe“ — in solchen Sätzen verrät sich nur ein plumpes und beinahe dreistes Mißverstehen Rousseaus und Tolstois zugleich. Persönlichkeiten „widerlegt“ kein Verstand, und der Genius Tolstois wurde am wenigsten von fremden „Gedanken“ zum Verkünder seiner Heilbotschaft gemacht, deren Inhalt Witkowski übrigens auch nur oberflächlich wiedergibt.

Digitized by Google

feinfühligem Geschick zu einem Bilde vom geistigen Leben des Denkers geordnet hat. Im ganzen ist das Buch, das mit einer geistvollen Einleitung versehen ist, so recht ein Vorbild der Art von Auswahlen, die wir uns von noch manchem andern Großen vergangener Zeiten wünschten, anstatt der zeitraubenden, „wissenschaftlichen“ und vollständigen Gesamtausgaben, die man gewöhnlich durcharbeiten muß, um ein paar Früchte zu pflücken. Vielleicht könnte die Auswahl in einer zweiten Auflage noch erweitert werden, einmal um einiges Pädagogische aus Rousseaus Werken, dann um ein paar jener ganz ideenarmen aber tief dichterischen enthusiastischen Stellen (von denen unsere beiden ersten Proben einen Begriff geben), die den eigentlichen Lebenskern der Persönlichkeit in seiner Glut und Anmut offenbaren. Auch ein weiterer Auswahlband wäre wohl damit noch zu füllen. Doch dies sind Möglichkeiten. Es ist angenehm genug, in Sprangers gediegener und verständnisvoller Auswahl bereits den wichtigsten Schritt zu einer vernünftigen Darbietung von Rousseaus Werk getan zu sehen.

Dann sind Werke von Rousseau bei Reclam und Cotta, ist eine Übersetzung der Bekenntnisse von E. Hardt bei Wiegandt & Grieben, eine billige jüngst bei Ed. Mörike erschienen.]

Aus dem dritten Briefe an Malesherbes

Meine Leiden sind das Werk der Natur, aber mein Glück ist mein eignes. Sage man darüber, was man will, ich bin vernünftig gewesen, da ich so glücklich war, wie meine Natur es gestattet hat. Ich habe mein Glück nicht in der Ferne gesucht, ich habe es in meiner Nähe gesucht und dort auch gefunden. Spartianus sagt, daß Similis, ein Höfling Trajans, nachdem er ohne persönliche Unzufriedenheit den Hof und seine sämtlichen Ämter verlassen hatte, um ruhig auf dem Lande zu leben, die folgenden Worte auf seinen Grabstein setzen ließ: Ich habe sechsundsiebzig Jahre auf Erden gewohnt und nur sieben davon gelebt. Dies kann auch ich in gewisser Beziehung sagen, obgleich mein Opfer ein geringeres war; ich habe erst am 9. April 1756 zu leben begonnen.

Ich vermag es Ihnen nicht auszusprechen, mein Herr, wie es mich gerührt hat, daß Sie mich für den unglücklichsten der Menschen halten. Das Publikum urteilt sicherlich wie Sie, und auch dies betrübt mich. O, wäre das Los, das ich genossen, doch der ganzen Welt bekannt! Jeder würde sich ein gleiches schaffen wollen. Friede würde auf Erden herrschen, die Menschen dächten nicht mehr daran, einander zu schaden, und es gäbe keine schlechten Menschen mehr, wenn keiner ein Interesse daran hätte, es zu sein. Aber was habe ich eigentlich genossen, als ich allein war? Mich selbst, das ganze Weltall, alles, was ist, alles, was sein kann, alles, was die sinnliche Welt Schönes und die geistige Welt Ausdenkbares enthält; ich sammelte um mich alles, was mein Herz erfreuen konnte, meine Wünsche waren der Maßstab meiner Genüsse. Nein, niemals hat der Wollüstigste ähnliche Entzückungen gekannt, und ich habe hundertmal mehr meine Hirngespinste genossen, als sie ihre Wirklichkeiten.

Wenn meine Leiden mich traurig die Länge der Nächte abschätzen lassen, und die Aufregung des Fiebers mich verhindert, einen einzigen Augen-

Digitized by Google

blick ruhigen Schlafes zu genießen, dann vergesse ich häufig meine gegenwärtige Lage, indem ich mich der verschiedentlichen Ereignisse meines Lebens erinnere, und Reue, holde Erinnerungen, schmerzliches Bedauern und Rührung teilen sich in das Bemühen, mich auf einige Augenblicke meine Leiden vergessen zu lassen. Von welchen Zeiten meines Lebens würden Sie wohl glauben, mein Herr, daß ich sie mir am häufigsten und liebsten in meinen Träumen zurückrufe? Es sind nicht die Freuden meiner Jugendzeit; sie waren zu selten, zu sehr mit Bitterkeit vermischt, und liegen mir schon zu fern. Es sind diejenigen meiner Zurückgezogenheit, meine einsamen Spaziergänge, diese flüchtigen, aber entzückenden Tage, die ich mit mir allein verlebt habe, mit meiner guten und einfachen Haushälterin, meinem geliebten Hund, meiner alten Katze, mit den Vögeln des Feldes und den Hindinnen des Waldes, mit der ganzen Natur und ihrem unfaßbaren Schöpfer. Wenn ich mich vor der Sonne erhob, um ihren Aufgang in meinem Garten zu schauen und zu betrachten, wenn ich den Anbruch eines schönen Tages erlebte, dann war es mein erster Wunsch, daß weder Briefe noch Besuche kämen, um den Reiz zu stören. Nachdem ich während des Morgens verschiedene Pflichten mit Vergnügen erfüllt hatte, weil ich sie ebenso gut auf eine andere Zeit verschieben konnte, beeilte ich mich, zu Mittag zu essen, um zudringlichen Leuten zu entgehen und mir einen langen Nachmittag zu verschaffen. Vor ein Uhr machte ich mich selbst an den glühendsten Tagen, bei hellem Sonnenschein, mit dem treuen Achates auf, meine Schritte aus Furcht beschleunigend, daß jemand käme und sich meiner bemächtigte, bevor ich zu entschlüpfen vermöchte; aber wenn ich glücklich um eine gewisse Ecke herumgelangt war, mit welch überströmender Freude fing ich dann an aufzuatmen, in dem Gefühl, gerettet zu sein, und ich sagte mir: So bin ich also wieder mein eigener Herr für den Rest dieses Tages! Dann ging ich ruhigeren Schrittes weiter, um irgendeine unbekannte Stelle im Walde aufzusuchen, einen einsamen Ort, wo nichts die Hand des Menschen verriet, und damit Dienstbarkeit und Herrschaft verkündete; irgendeinen Schlupfwinkel, wo ich denken konnte, ihn als erster erforscht zu haben, und wo nichts überlästiges Drittes sich zwischen die Natur und mich drängte. Hier schien sie vor meinen Augen eine immer neue Herrlichkeit zu entfalten. Das Gold des Ginsters und der Purpur des Heidekrauts blendeten meine Augen mit einer Pracht, die mir das Herz bewegte; die Majestät der Bäume, die mir ihren Schatten spendeten, die Zartheit der Sträuche, die mich umgaben, die erstaunliche Mannigfaltigkeit der Gräser und Blumen, die ich unter meine Füße trat, beschäftigten meinen Geist durch einen fortwährenden Wechsel von Beobachtung und Bewunderung; der Wettstreit so vieler interessanter Gegenstände, die meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, begünstigte meine träumerische und träge Stimmung und ließ mich oft vor mir selbst die Worte wiederholen: „Nein, Salomo in aller seiner Herrlichkeit ist nicht bekleidet gewesen, als derselben eins."

Meine Phantasie ließ die so geschmückte Erde nicht lange öde und leer. Ich bevölkerte sie bald mit Wesen nach meinem Herzen und, die öffentliche Meinung, die Vorurteile und alle erkünstelten Leidenschaften verscheuchend, brachte ich in die Asyle der Natur Menschen, die würdig waren, sie zu bewohnen. Ich bildete mir eine reizvolle Gesellschaft, deren ich mich unwürdig fühlte, ich schuf mir in der Phantasie ein goldenes Zeit-

Digitized by Google

alter und füllte diese schönen Tage mit all den Ereignissen meines Lebens aus, die mir süße Erinnerungen hinterlassen hatten, und mit all denen, die mein Herz noch ersehnen konnte; ich rührte mich bis zu Tränen über die wahren Freuden der Menschheit, Freuden von solcher Wonne, solcher Reinheit, wie sie jetzt den Menschen so fern liegen. O wenn in diesen Augenblicken ein Gedanke an Paris, an mein Zeitalter und an meinen armseligen Schriftstellerruhm meine Träumereien störte, mit welcher Verachtung verjagte ich ihn augenblicklich, um mich ohne Zerstreutheit den erlesenen Gefühlen hinzugeben, die meine Seele erfüllten! Und dennoch muß ich gestehen, daß mitunter die Nichtigkeit meiner Hirngespinste sie plötzlich betrübte. Wenn alle meine Träume sich verwirklicht hätten, sie würden mir nicht genügt haben; ich würde weiter phantasiert, geträumt und gewünscht haben. Ich fand in mir eine unerklärbare Leere, die nichts auszufüllen vermocht hätte, einen gewissen Aufschwung des Herzens zu einer anderen Art von Genuß, von dem ich keine Ahnung hatte, und nach dem ich doch das Bedürfnis fühlte. Jawohl, mein Herr, auch dies war ein Genuß, da ich von einem äußerst lebhaften Gefühl durchdrungen war, und von einer wohligen Traurigkeit, die ich nicht hätte vermissen mögen.

Bald erhob ich meine Gedanken von der Oberfläche der Erde zu allen Wesen der Natur, zu dem allgemeinen System der Dinge, zu dem unbegreiflichen Wesen, das alles umfaßt. Wenn mein Geist sich in dieser Unendlichkeit verlor, dann dachte ich nicht und überlegte und philosophierte nicht, ich fühlte mich mit einer Art von Wollust von der Last dieses Weltenalls übermannt, ich überließ mich mit Inbrunst der Verwirrung dieser großen Ideen, ich liebte es, mich in der Einbildung im Weltenraum zu verlieren, mein in den Grenzen der Geschöpfe eingeschlossenes Herz fühlte sich dort zu eingeengt; ich erstickte im Weltall; ich hätte mich in die Unendlichkeit stürzen mögen. Ich glaube, wenn ich alle Geheimnisse der Natur enthüllt hätte, würde ich mich in einer weniger köstlichen Lage befunden haben, als in dieser betäubenden Ekstase, der sich mein Geist rückhaltlos überließ, und die mich in der Erregung meiner Aufwallungen manchmal ausrufen ließ: O, großes Wesen! O, großes Wesen! ohne etwas Weiteres sagen oder denken zu können.

So verflossen in einem fortdauernden Taumel die entzückendsten Tage, die jemals ein menschliches Geschöpf durchlebt; und wenn der Sonnenuntergang mich an den Rückzug denken ließ, voll Staunen über die Flüchtigkeit der Zeit, dann glaubte ich, meinen Tag nicht genügend ausgenutzt zu haben; ich dachte, daß ich noch mehr Genuß hätte haben können, und um die verlorene Zeit wieder einzubringen, sagte ich mir: Ich werde morgen wiederkommen.

Langsamen Schrittes ging ich heim, mit etwas ermüdetem Geist, aber zufriedenem Herzen; ruhte mich behaglich nach der Heimkehr aus, indem ich mich dem Eindruck äußerer Dinge überließ, aber ohne zu denken, ohne nachzusinnen, ohne irgend etwas anderes zu tun, als die Ruhe und das Glück meiner Lage zu empfinden. Ich fand meinen Tisch auf der Terrasse gedeckt. Mein Abendbrot nahm ich mit großem Appetit mit meinem kleinen Hausstande ein; kein Anstrich von Dienstbarkeit und Abhängigkeit störte das Wohlwollen, das uns alle vereinte. Selbst mein Hund war mein Freund, nicht mein Sklave; wir hatten immer denselben Willen, aber niemals hat er mir gehorcht. Meine Heiterkeit während des ganzen Abends bezeugte, daß

Digitized by Google

ich den ganzen Tag allein verlebt hatte; ich war ganz anders, wenn ich Gesellschaft um mich gehabt, denn ich war selten mit den anderen zufrieden und niemals mit mir selbst. Abends war ich mürrisch und schweigsam; diese Bemerkung stammt von meiner Haushälterin, und seit sie es mir gesagt hat, habe ich es immer richtig gefunden, wenn ich mich beobachtete. Nachdem ich schließlich noch ein paarmal durch meinen Garten gegangen war, oder eine Melodie auf meinem Spinett gespielt hatte, fand ich in meinem Bett eine Ruhe für Körper und Seele, die hundertmal süßer war als der Schlummer selbst.

Dies sind die Tage, die das wahre Glück meines Lebens ausgemacht haben; ein Glück ohne Bitterkeit, ohne Übersättigungen, ohne Reue, und hierauf würde ich gern das meines ganzen Lebens beschränkt haben. Ja, mein Herr, möchten ähnliche Tage für mich die Ewigkeit erfüllen, ich verlange nach keinen anderen, und bilde mir nicht ein, sehr viel weniger glücklich bei diesen bezaubernden Betrachtungen zu sein als die Engel des Himmels. Aber ein leidender Körper raubt dem Geiste seine Freiheit; ich bin hinfort nicht mehr allein, ich habe einen Gast, der mich belästigt, ich muß mich seiner entledigen, um mir selbst anzugehören; und die Probe, die ich mit diesen süßen Genüssen gemacht habe, dient nur dazu, mich mit geringerem Schrecken dem Augenblick entgegensehen zu lassen, wo ich sie ohne Ablenkung genießen kann.

Aus den „Träumereien"

Ich habe während der Ereignisse eines langen Lebens eingesehen, daß die Zeiten wonnigster Genüsse und größter Freuden doch nicht diejenigen sind, deren man sich am meisten und mit größter Rührung erinnert. Diese kurzen Augenblicke des Rausches und der Leidenschaft sind, so heftig sie auch sein mögen, gerade durch ihre Heftigkeit nur sehr dünngesäete Punkte auf der Lebensbahn. Sie sind zu selten und zu flüchtig, um einen bleibenden Zustand zu bilden; und das Glück, dem mein Herz nachtrauert, besteht nicht aus flüchtigen Augenblicken, sondern ist ein einfacher und dauernder Zustand, der an sich nichts Heftiges hat, dem aber die Dauer immer größeren Reiz verleiht, so daß man zuletzt das höchste Glück darin findet.

Alles auf Erden ist einem beständigen Wechsel unterworfen. Nichts behält eine feste, unveränderliche Form, und unsere Neigungen, die sich an äußerliche Dinge hängen, vergehen und wechseln notwendigerweise wie sie. Immer uns voraus, oder hinter uns her, rufen sie die Vergangenheit zurück, die nicht mehr ist, oder warnen vor der Zukunft, die häufig gar nicht eintritt; es gibt nichts Festes darin, woran sich das Herz heften kann. Auch hat man hienieden nur Freude, die vorübergeht; was ein dauerndes Glück betrifft, so glaube ich kaum, daß es ein solches gibt. Auch kommt in unseren höchsten Genüssen wohl kaum ein Augenblick vor, wo das Herz uns wirklich sagt: Ich wollte, dieser Augenblick dauerte immerdar. Und wie kann man das Wort Glück auf einen flüchtigen Zustand anwenden, der uns das Herz doch leer und unruhig läßt, der uns etwas Vorhergegangenes bedauern oder etwas Folgendes wünschen läßt?

Aber wenn es einen Zustand gibt, wo die Seele einen so festen Ruhepunkt findet, daß sie sich gänzlich ausruhen und ihr ganzes Wesen sam-

Digitized by Google

meln kann, ohne die Vergangenheit zurückzurufen oder in die Zukunft einzugreifen, wo die Zeit nichts für sie ist, wo die Gegenwart ewig währt, ohne gleichwohl ihre Dauer fühlbar zu machen, und ohne eine Spur von Länge, und ohne irgendeine andere Empfindung von Entbehrung oder Genuß, Freude oder Schmerz, Wunsch oder Furcht, als nur die einzige unserer Existenz, und wo dies Gefühl sie ganz zu erfüllen vermag —, so ist das ein Zustand, der, solange er dauert, dem darin Befindlichen gestattet, sich glücklich zu nennen, nicht durch ein unvollkommenes, jämmerliches und zufälliges Glück, wie man es in den Freuden des Lebens findet, sondern durch ein genügendes, vollkommenes und reiches Glück, das in der Seele keine Leere läßt, die sie das Bedürfnis fühlt auszufüllen. In diesem Zustand habe ich mich häufig auf der Petersinsel befunden während der einsamen Träumereien, wenn ich in meinem Boote ruhte und mich von den Wellen dahintreiben ließ, oder am Gestade des stürmischen Sees oder am Rande eines über den Kies murmelnden Baches saß.

Woran erfreut man sich nun eigentlich in einer solchen Lage? An nichts, was außer einem liegt, an nichts anderem, als an sich selbst und seiner eigenen Existenz. Solange dieser Zustand dauert, genügt man sich selbst, wie Gott. Das von jedem anderen Affekt entäußerte Gefühl der eigenen Existenz ist an sich selbst ein köstliches Gefühl von Zufriedenheit und Ruhe, das allein genügen würde, diese Existenz jedem angenehm und teuer zu machen, der es verstände, alle die sinnlichen und irdischen Eindrücke von sich abzuwehren, die uns unausgesetzt davon abzuziehen suchen und hienieden seine Süßigkeit stören. Aber die meisten der von unaufhörlichen Leidenschaften erregten Menschen kennen diesen Zustand kaum, und da sie ihn nur unvollkommen während weniger Augenblicke gekostet haben, bleibt ihnen nur eine dunkle, unklare Idee davon, die sie seinen eigentlichen Reiz nicht empfinden läßt. Es wäre bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge nicht einmal gut, wenn sie, nach diesen süßen Begeisterungen strebend, sich das tätige Leben verleideten, das ihnen ihre immer neu auftauchenden Bedürfnisse zur Pflicht machen. Aber ein Unglücklicher, den man von der menschlichen Gesellschaft abgeschnitten hat, und der hienieden nichts Nützliches und Gutes mehr für sich und andere zu tun vermag, kann in diesem Zustand für alle menschlichen Glückseligkeiten Entschädigungen finden, die das Schicksal und die Menschen ihm nicht zu nehmen vermögen.

Es ist wahr, daß diese Entschädigungen nicht von allen Seelen und auch nicht in jeder Lage empfunden werden können. Das Herz muß inneren Frieden haben und keine Leidenschaft seine Ruhe stören. Auch müssen gewisse Vorbedingungen vorhanden sein bei dem, der sie empfindet, wie auch bei den Dingen, die ihn umgeben. Es ist weder absolute Ruhe nötig, noch zuviel Aufregung, aber eine einförmige gemäßigte Bewegung, ohne Erschütterungen oder Abstände. Ohne Bewegung ist das Leben nur eine Lethargie. Wenn die Bewegung ungleichmäßig oder zu heftig ist, erregt sie; wenn sie uns auf die umgebenden Dinge aufmerksam macht, zerstört sie den Reiz der Träumerei und entreißt uns unserer Innerlichkeit, um uns sofort unter das Joch des Schicksals und der Menschen zu beugen und uns der Empfindung unseres Unglücks wiederzugeben. Eine absolute Stille führt zur Traurigkeit. Sie bietet ein Bild des Todes dar; daher wird die

Digitized by Google

Hilfe einer heiteren Phantasie notwendig, und sie stellt sich ganz natürlich bei denen ein, die der Himmel damit begünstigt hat. Die Bewegung, die nicht von außen kommt, entsteht alsdann in unserm Innern. Die Ruhe ist allerdings geringer, aber sie ist auch um so angenehmer, wenn heitere, leichte Gedanken, ohne die Tiefe der Seele aufzurühren, gewissermaßen nur ihre Oberfläche streifen. Man braucht nur so viel, um sich auf sich selbst zu besinnen, indem man alle seine Leiden vergißt. Diese Art von Träumerei kann man überall genießen, wo man ruhig sein kann, und ich habe oft gedacht, daß ich in der Bastille oder selbst in einem Gefängnis, wo kein Gegenstand sich meinen Blicken aufdrängte, ruhig zu träumen vermocht hätte.

Aber man muß gestehen, daß sich dies besser und angenehmer auf einer fruchtbaren und einsamen Insel machen ließ, die in natürlicher Weise von der übrigen Welt abgegrenzt und getrennt war, wo nichts als heitere Bilder sich mir darboten, wo nichts mir traurige Erinnerungen wachrief, wo die Gesellschaft der wenigen Bewohner entgegenkommend und freundlich war, ohne so interessant zu sein, daß sie mich unausgesetzt beschäftigt hätte, und wo ich mich schließlich den ganzen Tag ohne Hindernisse oder Unruhe den mir zusagenden Beschäftigungen oder dem schläfrigsten Müßiggang hingeben konnte. Die Gelegenheit war entschieden schön für einen Träumer, der schon, umgeben von den unerfreulichsten Dingen, seine Phantasie mit angenehmen Hirngespinsten zu erfüllen wußte und sich hier ganz nach Gefallen an allem sättigen konnte, was seinen Sinnen in voller Wirklichkeit schmeichelte. Wenn ich aus einem langen und holden Traum erwachte, mich von Laubwerk, Blumen und Vögeln umgeben sah, und meine Blicke fernhin schweifen ließ über die romantischen Ufer, die einen weiten Spiegel klaren kristallenen Wassers umrahmten, dann verschmolz ich alle diese freundlichen Dinge mit meinen Erdichtungen, und wenn ich endlich stufenweise wieder zu mir selbst und meiner Umgebung zurückgeführt wurde, dann vermochte ich den Trennungspunkt zwischen Wahrheit und Dichtung nicht mehr festzustellen, so sehr wirkte alles gleichmäßig zusammen, um mir das nachdenkliche und einsame Leben teuer zu machen, das ich an diesem schönen Aufenthalt führte. Warum kann es nicht noch einmal wieder beginnen? Warum kann ich nicht meine Tage auf dieser geliebten Insel beschließen, ohne sie jemals wieder zu verlassen oder irgendeinen Bewohner des Festlandes wieder zu sehen, der die Erinnerung an die Mißgeschicke aller Arten in mir wachriefe, die seit so vielen Jahren sich förmlich ein Vergnügen daraus machen, mich heimzusuchen! Sie würden bald und für immer vergessen sein, wenn sie mich auch vielleicht nicht vergäßen; aber was würde ich mir daraus machen, wenn sie nur nicht den Erfolg hätten, meine Ruhe zu stören? Erlöst von allen irdischen Leidenschaften, die das Drängen und Treiben des gesellschaftlichen Lebens erzeugt, würde sich meine Seele häufig über diese Atmosphäre hinausschwingen und schon im voraus mit den Engeln des Himmels verkehren, deren Zahl sie in kurzer Zeit zu vergrößern hofft. Ich weiß es wohl, daß die Menschen sich hüten werden, mir ein so freundliches Asyl wieder zu geben, in dem sie mich nicht lassen wollten. Aber sie können es wenigstens nicht verhindern, daß ich mich täglich auf den Flügeln der Phantasie dorthin tragen lasse, um während einiger Stunden dieselbe Freude zu genießen, als ob ich es noch bewohnte. Das Süßeste, was ich dort tun

Digitized by Google

könnte, wäre nach meinem Belieben zu träumen. Wenn ich nun träume, dort zu sein, tue ich dann nicht dasselbe? Ich tue sogar mehr; denn dem Zauber einer ideellen und monotonen Träumerei füge ich reizende Bilder hinzu, die sie beleben. Ihre Gegenstände entschlüpfen während meiner Entzückungen häufig meinen Sinnen; und nun malt meine Träumerei sie mir um so lebhafter, je tiefer ich mich in sie versenke. Ich fühle mich häufig mehr von ihnen umgeben, und in noch angenehmerer Weise, als da ich wirklich dort war. Es ist nur das Unglück, daß im gleichen Maße, wie meine Phantasie abnimmt, dies auch schwieriger eintritt und nicht so lange dauert. Ach ja! wenn man beginnt, seine sterbliche Hülle zu verlassen, dann fühlt man sich am meisten von ihr belästigt!

Staatsbürgerliche Erziehung

Das Vaterland kann nicht ohne die Freiheit bestehen, die Freiheit nicht ohne die Tugend und die Tugend nicht ohne die Bürger; ihr werdet alles haben, wenn ihr Bürger bildet; sonst werdet ihr nur schlechte Sklaven haben, angefangen mit den Vorgesetzten des Staates. Aber die Bildung von Bürgern ist nicht in einem Tage zu machen; und um Männer zu haben, muß man sie als Kinder unterweisen. Man wird mir sagen, wer Menschen zu regieren hat, solle nicht außerhalb ihrer Natur eine Vollkommenheit suchen, deren sie nicht fähig sind; er solle auch nicht in ihnen die Leidenschaften zerstören wollen, und die Ausführung eines solchen Vorhabens sei ebensowenig wünschenswert wie möglich. Ich gebe dies um so eher zu, als ein Mensch ohne Leidenschaften gewiß ein sehr schlechter Bürger sein würde; aber man muß auch zugeben: wenn man die Menschen nicht gerade lehrt, nichts zu lieben, so ist es nicht unmöglich, sie zu lehren, einen Gegenstand mehr als einen andern zu lieben, und das, was wirklich schön ist, mehr als etwas Mißgestaltetes. Wenn man sie z. B. früh genug daran gewöhnt, ihre eigene Person nur in Beziehung auf den Staatskörper zu betrachten und sozusagen ihre eigene Existenz nur als einen Teil der seinigen anzusehen, dann könnten sie schließlich dahin kommen, sich in gewisser Weise mit diesem großen Ganzen zu identifizieren, sich als Glieder des Vaterlandes zu empfinden, es mit dem köstlichen Gefühl zu lieben, das der isolierte Mensch nur für sich selbst hat, dauernd ihre Seele zu diesem großen Ziel zu erheben, und auf diese Weise die gefährliche Anlage, aus der alle unsere Laster entstehen, in eine erhabene Tugend zu verwandeln.

Sein und Scheinen

Sobald ich imstande war, die Menschen zu beobachten, betrachtete ich, was sie taten, und hörte sie reden; und als ich dann sah, daß ihre Handlungen durchaus nicht ihren Reden entsprachen, suchte ich nach dem Grunde dieser Verschiedenheit, und fand, daß Sein und Scheinen für sie zwei ebenso verschiedene Dinge waren, wie Handeln und Reden; denn diese zweite Verschiedenheit war die Ursache der anderen und hatte selbst einen Grund, den ich noch aufsuchen mußte.

Ich fand ihn in unserer sozialen Ordnung, die, ganz im Gegensatz zu der unzerstörbaren Natur, diese unaufhörlich tyrannisiert und sie zwingt, unaufhörlich ihre Rechte zu reklamieren. Ich verfolgte diesen Widerspruch in seinen Konsequenzen und sah, daß er allein alle Laster der Menschen und alle Schäden der Gesellschaft verständlich machte. Hieraus schloß ich,

Digitized by Google

daß man nicht vorauszusetzen brauche, der Mensch sei böse von Natur, da man den Ursprung und das Fortschreiten seiner Schlechtigkeit feststellen könnte. Diese Betrachtungen führten mich zu neuen Forschungen über den menschlichen Geist, im bürgerlichen Stande betrachtet, und ich fand, daß die Zunahme der Aufklärung und der Laster sich stets aus dem gleichen Grunde vollzog, nicht bei den Individuen, sondern bei den Völkern: ein Unterschied, den ich immer sorgfältig gemacht habe, und den keiner von denen, die mich angegriffen haben, jemals zu begreifen vermochte.

Privateigentum

Der erste, der, nachdem er ein Stück Grund und Boden eingezäunt hatte, auf den Einfall kam, zu sagen: dies gehört mir, und der Leute fand, die einfältig genug waren, um es zu glauben, war der eigentliche Begründer der bürgerlichen Gesellschaft.

Besitzrecht

Es ist unmöglich, die Idee zu fassen, daß ein Besitztum anders entsteht als durch Arbeit, denn man sieht nicht ein, was ein Mensch, um sich Dinge anzueignen, die er nicht gemacht hat, mehr dafür einsetzen kann, als seine Arbeit.

Zur Lebensführung

Man muß glauben, daß der Mensch lebhaftes Interesse an seiner Erhaltung hat, und das ist wahr; aber man merkt nicht, daß dieses Interesse, wie es uns erscheint, zum größten Teil Menschenwerk ist. Natürlich beunruhigt sich der Mensch um seine Erhaltung nur, soweit die Mittel dazu in seiner Macht sind; sobald diese versagen, beruhigt er sich und stirbt, ohne sich unnütz zu quälen. Das erste Gesetz der Ergebung kommt uns von der Natur. Die Wilden wie die Tiere wehren sich sehr wenig gegen den Tod und erdulden ihn beinahe ohne Klage. Nach Aufhebung dieses Gesetzes bildet sich ein anderes, das der Vernunft entstammt; aber wenige wissen es anzuwenden, und diese künstliche Ergebung ist nie so ungeteilt und vollständig wie die erstere.

Die Vorsorge! Die Vorsorge, die uns fortwährend über uns hinaus trägt und uns zuweilen an Stellen bringt, wo wir nie hinkommen werden, sie ist die wahre Quelle unserer Kümmernisse. Es ist eine wahre Manie für ein so vergängliches Wesen, wie den Menschen, immer in eine ferne Zukunft zu blicken, die so selten kommt, und die Gegenwart zu vernachlässigen, deren man sicher ist! eine um so verhängnisvollere Manie, weil sie mit dem Alter unaufhörlich zunimmt, und mißtrauische, vorsorgliche und geizige Greise sich lieber heute das Notwendige versagen, um in hundert Jahren Überfluß zu haben. So halten wir an allem fest, hängen uns an alles; die Zeiten, die Orte, die Menschen, die Dinge, alles was ist, alles was sein wird, ist für jeden von uns wichtig; unsere eigene Person ist nur noch der geringste Teil von uns selbst. Jeder dehnt sich sozusagen über die ganze Erde aus und empfindet alles, was auf dieser großen Oberfläche vor sich geht. Ist es zu verwundern, daß unsere Leiden sich durch all die Stellen vervielfachen, an denen man uns verletzen kann?

Der Mensch, der am meisten gelebt hat, ist nicht der, welcher die meisten Jahre gezählt hat, sondern der, welcher das Leben am meisten empfunden hat.

Digitized by Google

Ziel der Erziehung

In Ägypten, wo der Sohn gezwungen war, den Beruf seines Vaters zu ergreifen, hatte die Erziehung wenigstens ein sicheres Ziel; aber bei uns, wo nur die Stände bleiben und die Menschen darin unaufhörlich wechseln, weiß niemand, wenn er seinen Sohn für den seinigen erzieht, ob er nicht gegen ihn arbeitet.

Hilflose Kindheit

Wenn man die Kindheit an sich betrachtet, gibt es eigentlich auf der Welt ein schwächeres, jämmerlicheres Wesen, das mehr der Willkür alles dessen, was es umgibt, anheimgegeben ist, und das ein so großes Bedürfnis nach Mitleid, Liebe und Schutz hat als ein Kind? Scheint es nicht, als ob ihm die Natur als erste Stimmen Klagen und Schreien verliehen habe, daß sie ihm ein so süßes Gesicht und ein so rührendes Wesen gegeben, damit alles, was ihm nahe kommt, Interesse für seine Schwäche gewinne und sich beeile, ihm beizustehen? Gibt es daher etwas Regelwidrigeres, als wenn man ein Kind sieht, das herrschsüchtig und eigensinnig alles, was es umgibt, kommandiert und dreist einen herrischen Ton zu denen anschlägt, die es nur zu verlassen brauchten, um es umkommen zu lassen, oder blinde Eltern, die diese Dreistigkeit gut heißen und es sich darin üben lassen, der Tyrann seiner Wärterin zu sein, bis es eines Tages zu dem ihrigen wird?

Form der Jugendunterweisung

Moralisiert niemals in trockener Weise mit der Jugend! Bekleidet die Vernunft mit einem Körper, wenn ihr sie ihr fühlbar machen wollt! Laßt die Sprache des Geistes durch das Herz dringen, damit sie sich hörbar mache! Ich wiederhole es, kalte Beweisgründe können wohl unsere Meinungen bestimmen, aber nicht unsere Taten; sie lassen uns glauben, aber nicht handeln; man zeigt, was man denken soll, aber nicht, was man tun muß. Wenn dies für alle Menschen richtig ist, in wieviel höherem Maße ist es dann für junge Leute richtig, deren Sinne noch umhüllt sind und die nicht sowohl denken als träumen.

Ich werde mich daher, selbst nach den erwähnten Vorbereitungen, wohl hüten, plötzlich Emils Zimmer zu betreten und ihm eine schwerfällige Rede über den Gegenstand zu halten, über den ich ihn belehren will. Ich werde damit beginnen, seine Phantasie anzuregen, Zeit, Ort und Gegenstände so günstig wie möglich für den Eindruck wählen, den ich vorbringen möchte, und sozusagen die ganze Natur zum Zeugen unserer Unterredungen anrufen. Ich werde das ewige Wesen, dessen Werk sie ist, als Zeugen für die Wahrheit meiner Reden aufrufen; ich werde es zum Richter zwischen Emil und mir nehmen; ich werde den Ort, wo wir uns befinden, die Felsen, Wälder und Berge, die uns umgeben, als Denkmäler seiner und meiner Versprechungen bezeichnen; meine Augen, mein Ausdruck und meine Gebärde sollen die Glut verraten, die ich ihm einflößen möchte. Dann will ich zu ihm reden, und er wird mich anhören; Rührung wird mich überkommen, und er wird bewegt sein. Indem ich mich von der Heiligkeit meiner Pflichten durchdrungen fühle, werde ich ihm die seinigen ehrenvoller hinstellen; ich werde die Kraft seines Urteils durch Bilder und Gestalten beleben; mich nicht lang- und weitschweifig in frostigen

Digitized by Google

Grundsätzen ergehen, sondern warmen Gefühlen Ausdruck geben; mein Verstand wird ernst und belehrend sein, aber mein Herz wird niemals genug gesprochen haben. Und wenn ich ihm so alles klarlege, was ich für ihn getan, dann werde ich es ihm als für mich selbst getan hinstellen; er wird in meiner zärtlichen Liebe die Ursache aller meiner Sorgfalt sehen. Welche Überraschung, welche Aufregung werde ich ihm bereiten, wenn ich plötzlich meine Redeweise verändere! Anstatt seine Seele niederzudrücken, indem ich ihm immer von seinem Interesse spreche, werde ich von nun an stets von dem meinigen reden und ihn viel tiefer berühren. Ich werde sein junges Herz zu allen Gefühlen von Freundschaft, Großmut und Dankbarkeit entflammen, die ich schon in ihm erweckte, und die man mit solcher Wonne nährt. Indem ich ihn an meine Brust drücke und Tränen der Rührung über ihn ergieße, werde ich zu ihm sagen: Du bist mein Gut, mein Kind, mein Werk; von deinem Glück erwarte ich das meine; wenn du meine Hoffnungen täuschest, stiehlst du mir zwanzig Jahre meines Lebens und machst meine alten Tage unglücklich! Auf diese Weise bringt man einen jungen Mann dazu, uns anzuhören und prägt seinem Herzen die Erinnerung an das ein, was man ihm gesagt hat.

Umgang mit Menschen

Ich schüttete gern mein Herz aus, wenn ich fühlte, daß ich es in ein anderes tun konnte! Trockenes und kühles Ausfragen ohne irgendein Zeichen von Billigung oder Tadel meiner Antworten flößte mir durchaus kein Vertrauen ein. Wenn ich durch nichts merkte, ob mein Geplauder gefiel oder mißfiel, war ich immer in Angst, und suchte weniger zu zeigen was ich dachte, als nur nichts zu sagen, was mir schaden konnte. Ich habe inzwischen bemerkt, daß diese trockene Manier, die Leute auszufragen, um sie kennen zu lernen, ziemlich häufig bei Frauen vorkommt, die sich etwas auf ihren Geist zugute tun. Sie bilden sich ein, wenn sie ihr eigenes Gefühl gar nicht zum Vorschein kommen lassen, daß sie das eure besser durchdringen, aber sie sehen nicht, daß sie damit den Mut benehmen, es zu zeigen. Ein Mensch, den man ausfragt, fängt hierdurch allein an, auf der Hut zu sein; und wenn er glaubt, man lasse ihn, ohne wahres Interesse an ihm zu nehmen, schwatzen, dann lügt er oder schweigt, oder er wird doppelt aufmerksam auf sich selbst und mag noch lieber für einen Dummkopf gelten, als das Opfer eurer Neugier sein. Es ist und bleibt ein schlechtes Mittel, in dem Herzen anderer zu lesen, wenn man sich bemüht, das seinige zu verbergen.

Aus Franz Servaes' „Im Knospendrang"

[Die folgenden Proben sind dem in der Rundschau dieses Heftes besprochenen Roman „Im Knospendrang" entnommen, der im Verlag E. Rowohlt in Leipzig erschienen ist. Die Geschichte der kleinen Maja Stern bietet manche ungemein reizvollen Einzelteile. Zu den gelungensten gehört wohl der erste Ausflug des Großstadtkindes zur Natur, an die sich das Mädchen immer inniger anschließt. Die späteren Stücke zeigen ein weniges von dem befreienden Leben der Künstlerinnen, unter denen Maja den Mut findet, selber eine zu werden, und wo die Glocken der großen Liebe leise in ihr Dasein zu läuten beginnen.]

Digitized by Google

An einem heißen Julinachmittag war Hanna eifrigst um Maja beschäftigt. Sie wusch sie aufs sauberste von Kopf bis zu den Füßen, zog ihr frischduftende, noch ungeflickte Wäsche an, krauste ihr die flaumigzarten Haare mit einem alten Ungetüm von Brennschere, band sie mit einem ganz neuen blauseidenen Bande zierlich zusammen, und holte ein gleichfalls blaues Batistkleid hervor, in das Maja kichernd hineinschlüpfte. In all ihrer Pracht sah sie schließlich aus wie eine frisch aus dem Laden geholte Staatspuppe. Hanna musterte ihr Werk mit prüfenden Blicken und war zufrieden. So, nun würde sie mit Maja Ehre einlegen. Denn jetzt also sollte es auf die Reise gehen.

Im Hof des alten Gasthauses zum König von Ungarn harrte schon die Postkutsche; ein schwerfällig-plumper Kasten, vor den ein paar magere, abgetriebene Gäule gespannt waren. Alles sah uraltmodisch und verbraucht aus. Wo im nächsten Jahre die neue Bahnverbindung nach Mecklenburg eröffnet werden sollte, würde man sich doch nicht zu guter Letzt noch in Unkosten stürzen! Als alles Platz genommen hatte und wie die Pökelheringe zusammengepfercht dasaß, setzte sich der Rumpelkasten in Bewegung und holperte schwer über das damals noch ziemlich unregelmäßige Pflaster des Berliner Nordens. Die Insassen wurden zusammengeschüttelt daß sie stöhnten und sich vor Kribbelgefühl in den Beinen kaum recht auf ihren Plätzen halten konnten. Was tat das, wenn man nur vorwärts kam? Und man kam vorwärts, wenn auch langsam. Die alten Fensterscheiben klirrten und die rostigen Radreifen quietschten: das war die sanft-einduselnde Begleitmusik. Maja träumte von fernen Königreichen. Draußen zogen eintönig die Pappelreihen der Chaussee vorüber, Abendsonnenscheine legten sich langgestreckt dazwischen, hie und da, aber selten, wandelte bedächtig ein Bauernhaus vorüber. Ob König Laurin wirklich so böse war? oder ob das viele Gold, über das er gebot, ihn nicht doch gütig machte? Ach, und wie seltsam das war mit der bloßfüßigen Gänsemagd, die doch eine Königstochter war! Ach, Falada, daß du da hangest! Leise war Maja eingenickt. Ihr Köpfchen lag auf Hannas Arm, die ihrerseits, das Kinn auf die Brust geneigt, ab und zu ein paar grunzende Schnarcher tat. Alles schlief. Auch der Kutscher auf dem Bock; auch die Ziehschimmel vor dem Wagen. Und plötzlich gab es einen knatternden Ruck. Taumelnd fuhr alles auf, torkelte schlaftrunken durcheinander, stieg verdrossen aus der Kutsche und stand gähnend und maulfaul umher. Bloß ein helles Berliner Kinderstimmchen zirpte: „Ist denn kein Schutzmann da?“ Nein, es war keiner da, und man hatte ihn auch nicht nötig. Gegen einen Steinhaufen war der Wagen angefahren und hatte sich festgerannt. Ein paar Männer spuckten in die Hände und fingen an zu drücken und zu schieben. „Na, willste woll, olles Biest?“ Endlich stand die Maschine wieder frei, seufzte und knackte ein wenig, ließ sich geduldig neu beladen und ächzend weiterziehen. „Ein nächtliches Abenteuer!“ So hatte man doch was zu erzählen. Sonst verlief die Nacht ruhig und ohne Gefährde.

Frühmorgens gegen Fünf war die Endstation erreicht. Alles aussteigen! Ein altes Wirtshaus an der Landstraße. Maja trank gewässerte Milch und aß einen noch warmen Wecken dazu. Dann wurde ein Leiterwagen bestiegen, und weiter ging's, holterdipolter, in einem mäßig-scharfen Trab, bei dem man lustig hin und her hopste. Erst durch einen Ort, und über Felder; dann durch einen endlos langen Kiefernwald, über eine grad-

Digitized by Google

zeilige, sandige Straße, ohne die geringste Abwechselung. Aber Maja erschien alles wunderschön. Zwischen den Baumstämmen da wuchsen gewiß Erdbeeren, unendlich viele Erdbeeren, Millionen! Schon war ihr, als röche sie den süßen Duft. Sie glaubte, ihn wirklich zu riechen, und war selig. Ach wie herrlich es doch war, so zu reisen!

Endlich nahm der Wald ein Ende. Neue Felder tauchten auf, in langen Strecken. Aber ganz hinten ragte etwas wie ein Kirchturm. Und um den Kirchturm tauchten Dächer auf, und hinter den Dächern schimmerte ein See. Jetzt fuhr man schon zwischen den ersten Häusern. „Das ist Blankenförde," sagte Hanna ganz laut, „und der See dahinter ist der Zachow." Da war auch schon die Kirche erreicht, die auf einer kleinen Anhöhe stand. Und vor dem Haus gegenüber machte der Leiterwagen Halt. Ein alter Mann im Schlafrock stand auf den steinernen Treppenstufen, tat die lange Pfeife aus dem Mund und sagte freundlich: „Guten Morgen". Und als Maja hurtig vom Wagen hinunterkletterte und furchtlos auf ein paar Gänse zulief, die breitfüßig am Wegrand aufgepflanzt standen, da lachte der Alte und meinte schmunzelnd: „Schau mal einer an, die kleine Berlinerin! Das ist ja ein flinkes und beherztes Ding!"

„Maja, nimm dein gutes Kleid in acht!" rief Hanna besorgt und begrüßte dann ihren Oheim, den Dorfschullehrer Jonathan Pustkuchen. Sie schüttelten einander wacker die Hände, das war des Grußes genug, auch nach zehnjährigem Fernbleiben. Na, und dann konnte man ja also ins Haus eintreten. Marthe, die Kochfrau, hatte schon ein tüchtiges Frühstück auf den Tisch gestellt, das war nach den Strapazen der Reise gewiß nicht zu verschmähen. Danach aber ging's in den Garten, in was für einen Garten! Der war wohl zehnmal so groß wie daheim die beiden zusammen. Gleich beim Hause fing er an und lief hinunter bis dicht an den See. Levkojen standen darin, Geranien, Georginen, Malven und vor allem Sonnenblumen in großer Menge. Hie und da glänzte eine silberne oder grüne Glaskugel, in der die Welt sich wunderlich verzerrte. Dann aber Sträucher, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, Brombeeren, wer weiß was alles, gar nicht zu zählen. Und Apfel- und Birnbäume, dicht behangen. Maja kam sich vor wie im Märchen. So viel Pracht hatte sie ja noch niemals gesehen. Und essen durfte sie von allem, soviel sie nur wollte, nur nicht sich den Magen verderben. Auch sonst war der Garten sehr schön, wenn auch zu allermeist bloß nützliches Gemüse darin stand, Rot- und Weißkohl, Salat, Suppengrünzeug und Bohnen, um hohe Stangen gerankt. Hühner aber und Enten liefen mitten zwischen dem Gemüse sorglos umher und stoben gackernd auseinander, wenn man ihnen nahe kam. Endlich, vom Heckenzaun unten, blickte man direkt auf den Zachow-See, auf dem allerhand weißer Schaumgischt herumschwamm, was sehr merkwürdig aussah. Maja klatschte in die Hände und drehte sich vor Begeisterung ein halbdutzendmal um sich selbst herum. So gut gefiel es ihr in Blankenförde, im Haus und im Garten des Schulmeisters Pustkuchen.

Und es kamen herrliche Tage und glückliche Wochen. Die Berliner Enge und graue Luft, das Sitzen in Stuben zwischen Möbeln wurde gründlich vergessen und verschwitzt. Maja war es zumute, als gehöre sie ganz nach Blankenförde hin, als sei sie an diesem Orte geboren. Und es war doch nur ein ärmliches, höchst bescheidenes Dorf, in reizloser und nicht sehr

Digitized by Google

fruchtbarer Gegend, in einen abgelegenen Winkel gedrückt, wo es sachte der Vergessenheit anheimfiel. Von allem diesen, worüber Hanna manchmal seufzte und sich mit Onkel Pustkuchen disputierend unterhielt, nahm Maja nicht das mindeste wahr. Für dieses sechsjährige Mädel besaß die dörfliche Armut eine größere und strahlendere Wirklichkeit als das ganze weite Berlin mit seinem Getöse und seinen unendlichen Straßenzügen. Wie herrlich, gleich frühmorgens schon aus dem Hause zu laufen, sei's in den Garten, um zu naschen, oder auf die Dorfgasse, wo die Spielkameraden lauerten. Dem verfallenen alten, aber doch so gemütlichen Schulhaus gegenüber stand die verhältnismäßig neue und stattliche Wirtschaft des Henning Dethloff, wo Sonntags sich das gesamte Leben des Dorfes abspielte und wo auch wochentags manch ein Landwägelchen hielt, dessen Insasse meilenweit herkam oder mit Handelsartikeln unterwegs war. Dort stand dann oft Maja mit den strohhaarigen Dethloffs-Kindern und gaffte. Und alles war so merkwürdig, jede Schirmkappe und verwitterte Reisetasche, jeder verschnürte Korb oder vergitterte Kasten, jeder Gaul, dem vielleicht ein Huf fehlte, oder gar jeder Milchesel, der vom spärlichen Weggras rupfte. Nach dem Gaffen aber kam das Tollen. Und da gab es nichts Himmlischeres, als den kleinen Rasenhang, auf dem die Kirche stand, erklettern, sich wie ein Plumpsack hinlegen und kugelnd hinabrollen lassen bis in den Staub und Schmutz der Straße. Bei den alten Kleidern, die Maja gewöhnlich trug, schadete das gar nichts. Die mochten ruhig schmierig werden oder reißen, dazu machte Hanna kein böses Gesicht. Ein einzig Mal nur hatte sie gezankt und gescholten, und zwar ziemlich arg. Das war an einem Sonntag, da hatte Maja ein frischgestärktes weißes Kleid angehabt, war damit in den Garten gelaufen und hatte Himbeeren pflücken wollen, o so schöne Himbeeren, wie sie selbst in Blankenförde noch nie welche gesehen hatte. Da war sie blind drauf zugerannt und mitten in eine Pfütze mit Jauche hineingeraten, in der sie gleich bis zum Gürtel versank und jämmerlich stecken blieb. Auf ihr Schreien war Hanna herbeigestürzt gekommen, hatte erst furchtbar lamentiert, dann aber Maja „mit zwei Fingern" (wie sie später erzählte) wie einen Mistkäfer herausgezogen und sie trotz ihres Schreiens und Wehrens zweimal ganz in den See getaucht und mit einer Putzbürste abgeschrubbert. O, das war scheußlich gewesen, das schöne weiße Kleid war für diesen Sonntag wenigstens hin und wurde zur Strafe durch die Aschenputtellumpen des Alltags ersetzt. Onkel Pustkuchen aber lachte, daß ihm der schmale Bauch wackelte und er hinterher seine Pfeife frisch anzünden mußte.

Im übrigen lebte Maja mit Herrn Jonathan Pustkuchen in dickster Freundschaft. Sie durfte sogar, doch ohne mitgefragt zu werden, gelegentlich dem Schulunterricht beiwohnen, wobei dann fast täglich der dramatische Moment kam, wo ein fauler Junge sich niederknien mußte und dann mit einem Riedstöckchen etwas über das Hinterteil gezogen bekam. Doch haute Lehrer Pustkuchen niemals schlimm — eigentlich bloß, um sich in Respekt zu erhalten. Auch in die Kirche zum Orgelspiel und, weit schöner und spannender noch, zum Glockenläuten nahm der neue Onkel Maja manchmal mit, und sie durfte dann wohl auch selbst an den Glockenseilen ziehen und läuten, was sie zum Schluß zu solcher Fertigkeit brachte, daß sie es ganz allein übernehmen konnte. Bei solchen Gelegenheiten war Pustkuchen allemal sehr nett. Stets hielt er zuerst einen kleinen Vortrag, in dem er

Digitized by Google

alles mit Wieso und Warum auseinandersetzte (sehr lieb, aber doch ein bißchen langweilig), dann ließ er Maja sich selbst versuchen, und zuletzt machte er lauter lustige Späße, nannte Maja sein gelehrtes Kücken oder zog sie mit ihrer Berliner Helligkeit auf.

Überhaupt, daß sie aus Berlin war, daraus machten die Leute hier ein großes Wesen. Als ob denn das so was Besonderes wäre, wo's doch in Berlin so schrecklich viele Kinder gab, genug, um gleich ein paar Dutzend Dörfer damit anzufüllen. Zum Beispiel auch die Leute bei den Fischkähnen am See, die damit die Havel hinauffuhren bis in die Spree und die Hauptstadt hinein, die hatten auch immer was zu sagen, daß Maja aus Berlin gekommen war. Denen aber stand sie tüchtig Rede und Antwort und ließ auf ihre Vaterstadt nichts kommen, so froh sie war, für ein paar Wochen von dort weg zu sein. Dann lachten die Fischer immer, der Jochen und der Klaus, der Peter und der Gebhard, zogen die breiten Mäuler schief und rieben sich schlurrend die Schenkel. Maja aber schrie lebhaft auf sie ein und ließ sich nicht verblüffen, sie wollte doch mal sehen, ob sie nicht recht behalten könnte. Aber es war alles nicht schlimm gemeint, die Schiffsleute waren ihre guten Freunde, erzählten ihr allerhand wundersame Geschichten und waren recht gemütlich. Maja hockte zu ihren Füßen und starrte voll begieriger Aufmerksamkeit in die derben, wetterharten Gesichter, die so vieles gesehen und erlebt hatten. Ja, das Leben — das war doch etwas Wunderbares! Was sie selbst nur später alles noch erleben würde?! Ach, wer das jetzt schon wissen könnte! Einstweilen aber war's schön auf den Brettern, die vom Ufer auf die Frachtkähne führten, hüpfend auf und nieder zu wippen und den süßen Schwindel der Schaukelbewegung träumerisch auszukosten. Das tat Maja für ihr Leben gern. Und wenn sie nicht dabei ins Wasser fiel, so verdankte sie das nur ihrem besonderen Glück — sagte Jochen Wiek.

Und Jochen Wiek mußte es doch wissen!

Auf einem Fünfuhrtee bei Fabrikant Geroldingen hatte sie eine nicht mehr junge Malerin, Malwida Nathusius, getroffen, ein zartes, feines, ungemein liebes und lichtblondes Fräulein, so etwa im Ausgang der dreißiger Jahre. Sie paßte eigentlich gar nicht in diesen Kreis hinein, war aber als rheinische Landsmännin des Fabrikanten dessen Hause obenhin verbunden geblieben und hatte, als Maja hinzutrat, auf der im Maiblumenglanz leuchtenden Gartenterrasse gesessen und mit stillem, lächelnden Gesicht sich in einem Schaukelstuhl leise hin und her gewippt. Kaum vorgestellt, war Maja mit ihr sofort in ein angeregtes, von heiteren Sympathieschwingungen begleitetes Gespräch verstrickt worden, und sie hatte beim Abschied Fräulein Nathusius auf deren dringende Einladung versprochen, sie in ihrem Atelier zu besuchen.

Dies wollte Maja jetzt endlich ausführen und freute sich auf die ihrer harrende willkommene Berührung. Sie hatte gleich in Malwida Nathusius einen Menschen von vielleicht sehr komplizierter, aber allerfeinster seelischer Beschaffenheit und zielvoll erregter Lebendigkeit gespürt, einen Menschen aus einem andern Reich — einem Reich, bei dessen Pforten Maja wohl schon gehorcht, aber noch niemals wirklichen Einlaß gefunden hatte —, dem Reiche der Kunst. Mit klopfenden Pulsen schritt sie die vier

Digitized by Google

hohen Treppen zu Fräulein Nathusius' Atelier hinan und drückte, ein wenig zaghaft, auf die Klingel. Ein nettes Dienstmädchen öffnete und führte Maja durch einen länglichen, mit Holzschnitten und Radierungen stilvoll dekorierten Korridor in den hohen, hellen Atelierraum. Fräulein Malwida, in einer kleidartigen, dunkelvioletten und reichlich mit Ölfarbe beklexten Atelierschürze, trat mit Stab und pinselstarrer Palette der Besucherin freimütig entgegen, während ein flüchtiges Rosa der Freude ihr feingeschnittenes, spitzes Gesicht überflog.

„Ah, das ist charmant, daß Sie Wort halten!" grüßte sie mit Anmut. „Freilich erst nach vier oder fünf Monaten! — Doch ihr Weltkinder seid ja immer beschäftigt."

„Halten Sie mich für ein gar so großes Weltkind?" fragte Maja und wurde rot wie ein ertapptes Schulmädel.

„Eigentlich nicht," erwiderte Fräulein Nathusius nach gewissenhaft prüfendem Blick mit einigem Zögern. „Sogar ganz gewiß nicht!" fügte sie bestimmter und lebhafter hinzu. „Aber schließlich muß sich ein jeder gefallen lassen, nach der Gesellschaft beurteilt zu werden, in der er verkehrt. — Doch nehmen Sie Platz, liebes Fräulein. — Freilich wo? Sie sehen, Sessel, Hocker, alles ist irgendwie mit Bildern, Büchern und Malutensilien belegt. Aber warten Sie, wir schmeißen diese Rollen vom Ecksofa hinunter. So, und nun können wir beide nebeneinander sitzen. — Also, wie geht's Ihnen, Fräulein . . . Maja heißen Sie ja wohl, soweit ich mich erinnere? Wissen Sie, ich rede junge Damen, die mir gefallen, immer gleich mit Vornamen an."

„Ja, mein Name ist Maja. Und es wird mir eine besondere Ehre sein, gnädiges Fräulein, wenn Sie —"

„Herrgott, »Ehre«! Dieses Wort müssen Sie sich abgewöhnen! Die kleinste Artigkeit oder Zutraulichkeit soll gleich eine »Ehre« sein! Steckt denn unsere Ehre im Mund fremder Leute? Blitz, da wäre sie schnell verdü! — Aber die Weltleute freilich, die denken nun mal so! Sehen Sie, Fräulein Maja, das haben Sie doch von Ihren Verkehrskreisen her an sich kleben. Aber ich denke, es ist bloß so was Angeblasenes! — Sind Sie mir bös, daß ich gleich zu erziehen anfange, wo Sie mal eben zu mir auf Besuch kommen? Aber wen ich gern habe, den nehme ich immer gleich in die Zucht! Wissen Sie, ich hab da so'n paar Mädcher — Mädchen," verbesserte sie sich, „oder vielmehr junge Damen — aber ich verfalle von Zeit zu Zeit immer wieder in mein liebes Rheinisch —, ja, und diese jungen Damen, die hier in der Nachbarschaft wohnen, bei der Köckeritz — doch Sie wissen wohl gar nicht, wer die Köckeritz ist? — na, das sag ich später —, also diese jungen Damen, das sind eben meine »Mädcher« — die essen bei mir —, meine Milly, die Ihnen die Tür aufgemacht hat, kann nämlich famos kochen — und die gehen mit mir spazieren — und werden von mir erzogen — und das beginnt stets damit, daß ich ihnen die überflüssigen Redensarten abgewöhne. — Aber ich schwatze und schwatze — und das interessiert Sie doch gar nicht — denn Sie haben es doch natürlich viel besser — denn Sie wohnen ja bei einer leibhaftigen Frau Bankdirektor — und die ist gar noch Ihre Tante."

„Ach, nein! Tante —", sagte Maja, „richtige Tante, das ist sie nun doch nicht! Ich nenne sie bloß so, weil ich bei ihr wohne — und weil das doch besser klingt."

Digitized by Google

„Aha, »klingt«! Es muß also wieder mal klingen! Na, klingt's auch im Herzen, oder bloß so im Mund?"

„Im Herzen wohl nur wenig. Und deshalb — Sie entschuldigen wohl, gnädiges Fräulein, wenn ich davon anfange —"

„Schon wieder Redensarten? Also, was soll ich denn groß »entschuldigen«?" —

„Es ist nämlich eine Vertraulichkeit. Ich ziehe von Frau Bankdirektor Grützenbecher weg —"

„So, so! Das ist freilich eine interessante Neuigkeit. — Da wird sich die »Tante« aber schön grämen — denn sie ist mächtig eitel auf Sie!"

„Ja, es geht nicht länger. Wir passen nicht zueinander. Und da muß ich mir jetzt eine neue Unterkunft suchen —" Unter vielem Erröten und mit ein wenig Gestotter brachte Maja das vor.

„Aber das ist ja herrlich!" rief voll ausbrechender Lebhaftigkeit Fräulein Malwida Nathusius und klatschte in die Hände. „Herrlich ist das! Dann ziehen Sie natürlich zu uns. Ausgemacht — da gibt's nichts anderes! — Alex, Alex!" krähte sie, sprang empor, lief quer durchs Atelier und riß seitlich eine Tür auf. „Alex, wir haben sie gefunden, die langgesuchte Dritte!"

Durch die geöffnete Tür trat mit gelassener Würde eine nicht schöne, aber aristokratisch wirkende junge Dame, einen guten Kopf größer als Fräulein Nathusius, und blickte nach verbindlichem Gruß fragend zu Maja hinüber.

„Dies ist unser Alex — nämlich Fräulein Alexandra van Beuren aus Riga — Graphikerin von Beruf und hierdurch meine engste Kollegin —, sonst aber eine von denen bei der Köckeritz. Und dies hier ist das Fräulein Maja Stern, von dem ich dir erzählt habe — weißt du, die bei der gräßlichen alten Schachtel, der Grützenbecher, untergebracht ist — oder vielmehr: war —, denn denke dir: sie hat gekündigt und will jetzt zu uns ziehen! — Was? Hab ich fein gemacht!"

„Ach, das wäre schön," erwiderte Fräulein van Beuren. „Wirklich, Fräulein, Sie haben sich dazu entschlossen?"

„Fräulein Nathusius war so liebenswürdig, mich aufzufordern — und vielleicht, wenn nichts im Wege steht —"

„Was soll denn da im Wege stehen?" sprudelte Fräulein Malwida. „Oder haben Sie einen, der Ihnen was verbieten kann? — Oder glauben Sie etwa, wir sind Raubritter und wollen Sie ausplündern? — Sechzig Mark im Monat kostet Wohnen, Essen, Schlafen — die ganze Pension! Verdient wird nichts dabei — aber eine Unterhaltung haben wir! — Natürlich, wenn Sie nicht wollen — genötigt wird niemand!"

„O, ich will schon sehr gerne —"

„Ja, warum zieren Sie sich denn so lange? Du, Alex, die müssen wir noch tüchtig in die Kur nehmen! Die kommt aus der sogenannten guten Gesellschaft — deshalb hat sie so blöde Manieren —"

„Also schön! Ich schlage ein," sagte Maja mit lebhaftem Entschluß und blickte die beiden Damen mit ihren klarsten, funkelnden Blauaugen an.

„Endlich ein vernünftiges Wort! Alex, wie gefällt sie dir? Nicht wahr, sie ist doch herzig?"

„O, ich glaube, wir werden uns gut vertragen," erwiderte Fräulein van Beuren und schüttelte Maja die Hand.

Digitized by Google

Dann setzten alle drei sich hin — ein Pack Zeitschriften und Bücher mußte wieder, um Platz zu machen, auf die Erde geschüttet werden — und hierauf wurde die ganze Angelegenheit „vernünftig“ besprochen.

Am Nachmittag fuhr man hinaus in den Grunewald und gelangte bis Schildhorn. Die drei Damen sahen entzückend aus in ihren großen, mit nickenden Seidenblumen geschmückten Florentinerhüten; am entzückendsten Maja, die an einem feingefälteten roten Seidenkleid einen Busenstrauß weißer Nelken trug. Ihr blondes, duftiges Gesicht stand frisch und fein dazu wie das einer kapriziösen englischen Lady.

Beide Herren waren infolgedessen voll sprudelnder Laune. Und wiederholt bereiteten sie den Damen das Schauspiel oder vielmehr den Ohrenschmaus eines geistigen Turniers, wobei der konservativere Proske gleichsam einen breiten Flamberg aus alten Ritterzeiten schwang, während Herbrand Horst seine erstaunliche geistige Schnellkraft in hurtig hin und her springenden, überraschenden Florettangriffen offenbarte. Es war ungemein belustigend und zugleich geradezu aufregend, ihm zuzuhören. Er war von einer diabolisch-fröhlichen, alles anzweifelnden Respektlosigkeit. Alle alten Kinderweisheiten sanken vor ihm in Schutt, zerfielen wie Puppenplunder, und neue Anschauungen quollen um ihn auf wie frisch aufsprossende Blumen; es war, als sollte die Welt just an diesem Tage neu erschaffen werden. „Ewige Neugeburt“ war denn auch sein Evangelium. Was nicht neu geschaffen wurde, hatte für ihn keine Gültigkeit. Nicht etwa, weil er das Alte mißachtete — das ja seinerzeit auch einmal ein Neues gewesen war —, sondern weil er das sinnlose Weiterschleppen und gedankenlose Nachmachen haßte. Vor seiner scharf zersetzenden, doch auch wieder enthusiastisch aufbauenden Kritik bestanden nur die „schöpferischen Menschen“. Und schöpferisch war ihm, „wer mit eigenen Händen aus der Fülle der Natur hervorholte“. Und wenn dies dann auch Altes, ja Urältestes war — darauf kam weiter gar nichts an. Wurde es doch dadurch neugeboren und frisch, daß es selbständig gefunden und von einem unverstaubten Geist neu gezeugt worden war. „Der Wille zur Zeugung“, sagte er, „ist die wahre und einzige Kraft der Lebenserhaltung, auch im Gebiete des Geistes.“

Hu, wie verwegen das klang — geradezu bis zur Unanständigkeit! Aber nun mußte man bloß sehen, in welch kindlich-fröhlicher Weise, unschuldigen Glaubens voll, dieser sonderbare Mensch das alles vorbrachte! Er nickte sogar wiederholt den Damen aufs artigste zu, als wollte er ihnen sagen: „Spürt ihr nicht, wie ich eure Sache führe?“ Und trotzdem fühlte Malwida sich verpflichtet, ihm zu widersprechen! Ihr war das alles zu radikal, zu experimentell — und was sie sonst noch für Fremdworte gebrauchte! Maja aber, wenn sie auch nicht alles verstand, stimmte Dr. Horst begeistert zu. Versteht sich, nur im stillen oder allenfalls mit dem Geleucht ihrer Blicke. Denn was hätte sie armes Ding solch erfahrenem und tiefbeschlagenem Mann wohl auch sagen sollen? Ihre Worte hatten da ja nicht den mindesten Wert. So schwieg sie lieber still. Aber r e c h t gab sie ihm; er sprach bloß mit gelehrten Worten aus, was sie ihr Leben lang unwissend empfunden hatte!

Als die Gesellschaft in Schildhorn angelangt war und an der leuchten-

Digitized by Google

den Havel Platz genommen hatte, wurden diese kämpferischen Waldgespräche still beseitegesetzt. Es war so himmlisch schön, dort am Wasser zu sitzen. Ein zarter Wind spielte über die im Sonnenglanz ruhende Havel. Millionen winziger Wellchen kräuselten die weite Fläche und huschten als neckische Goldblitze, auftauchend und wieder verschwindend, über den mattblanken, graublauen Spiegel. Da genoß man in Einfachheit das Glück des Daseins. Der „Geist" mochte in die Rumpelkammer wandern.

Man trank in aller Ehrbarkeit Kaffee und aß Spritzkuchen dazu. Auch Dr. Horst bekundete nicht das mindeste Bedürfnis nach irgendwelchen Spirituosen. Später nahm man einen Kahn und ließ sich zur gegenüberliegenden Halbinsel hinüberrudern, ging dort zwischen den rotglänzenden Kiefernstämmen spazieren, betrachtete das monströs-wunderliche Monument des Wendenfürsten Jaczo und stand längere Zeit plaudernd am Ufer des von silberweißen Möwen in Zickzackflügen überquerten Sees. Dort berichtete dann auch endlich Maja, daß sie in zwei Tagen abreisen würde, von Malwida in deren Heimat vorausgeschickt. Und sie hatte die Genugtuung, zu sehen, wie Dr. Horst leise erschrak und die rasche Trennung bedauerte. Er ließ sogar die Möglichkeit offen, daß er im Spätsommer oder Herbst gleichfalls das Rheinland besuchen würde.

Hierauf setzte man sich wieder in den Kahn und fuhr in etwa einstündiger Fahrt hinüber nach Pichelswerder. Maja, um ihre leichte Wasserscheu zu bemänteln, lehnte sich in das Fahrzeug zurück und fing an zu singen. Nirgends klang ihre Stimme schöner als in der freien Natur. Wie ein Vogel schwebte sie empor und schien den ganzen weiten Raum mit Wohlklang zu füllen. Alle lauschten in beglückter Andacht, Herbrand Horst geradezu mit Ergriffenheit.

Dann kam die lange und langweilige Rückfahrt mit der Stadtbahn, in einem mit Menschen vollgestopften Coupé. Alles Schöne dieses Nachmittages schien in grober, schweißiger Stimmungslosigkeit begraben zu werden. Kein Gespräch, keine intimere Berührung kam mehr zustande.

„Auf Wiedersehen also im November!" sagte Dr. Horst, sich verabschiedend, schlug sich, Arm in Arm mit Proske, durch die starrende Menschenmenge und war verschwunden.

Er hatte also wohl bereits vergessen, daß er im Frühherbst vielleicht an den Rhein kommen wollte . . .

Sie saß da und fitzte Bohnen. Da kam er vom Rhein her angegangen, mit einem Buch in der Hand. Es war ihm unten zu sonnig gewesen, um zu lesen. Ob er Platz nehmen dürfe?

„O bitte, bitte."

Und so saßen sie beieinander. Natürlich fiel es ihm gar nicht ein, zu lesen, sondern er hatte den gelben französischen Band geschlossen vor sich auf dem Tisch liegen. Er lehnte sich lässig im Gartenstuhl zurück und begann zögernd und halblaut zu sprechen. Von seiner Freude, wieder in der Heimat zu sein; von seiner Sehnsucht nach völliger innerer Sammlung. Er sprach wie zu einem langjährigen Freunde, ja beinahe wie zu sich selber. Und Maja warf nur vereinzelt einige wenige Worte dazwischen.

Plötzlich waren sie dabei, sich gegenseitig von ihrer Jugend zu erzählen und von ihrem ganzen bisherigen Leben. Und da fanden sie dann mancherlei Beziehungspunkte und Ähnlichkeiten.

Digitized by Google

Beide standen sie ganz allein in der Welt. Auch Herbrand Horst hatte beide Eltern verloren; den Vater schon in frühester Kindheit, die Mutter, mit der er aufs zärtlichste immer beisammen gewohnt hatte, vor vier oder fünf Jahren. Außerdem hatte er bloß eine Schwester, die aber nach Rußland verheiratet war. Natürlich war ihm zuweilen einsam. Aber im Grunde gefiel ihm dies Aufsichselbergestelltsein, diese Art von Zigeunerexistenz. Da brauchte man nach niemandem zu fragen, war frei von kleinlichen und törichten Rücksichten. Auch besaß er so viel, daß er leben konnte; nicht glänzend, aber anständig. Freilich für die Bohême-Menschen, mit denen er in Berlin des öfteren zusammenkam, war er ein kleiner Krösus. Da mußte er achtgeben, daß er nicht immerwährend angepumpt wurde. Trotzdem liebte er diese freidenkenden Habenichtse; denn sie trugen Zukunft mit sich herum. Am verhaßtesten aber war ihm das satte, in kleinlicher Eigensucht verdumpfte Spießertum, gleichviel, ob mit großem oder mit kleinem Portemonnaie. Zu diesen Leuten fand er innerlich nicht den geringsten Zugang. Die beurteilten alles nach dem Geldstandpunkt, gaben für Geld ihre Seele weg. Und waren deshalb von totaler Unfruchtbarkeit und Erstarrung bedroht. Auch auf die sogenannte Bildung dieser Leute gab er nichts. Das war Außenwerk, Reklameflitter, Mosaik, hatte mit ihrem wahren Wesen meist gar nichts zu tun. Ja, diese Bildung war vielfach gefährlich, weil sie an erstarrte Traditionen sich anklammerte und so den Vorwand hergab, die neu sich bildenden Werte zu verleumden und zu verkennen, jedenfalls aber niederzuhalten. „Der Bildungsphilister", wetterte Dr. Horst, „ist mir ein noch ärgerer Greuel als der Prolet. Er ist der wahre Vater aller Hindernisse und in seinem gräßlichen Dünkel der gefährlichste Feind aller fortschreitenden und lebendigen Kultur. Sie ahnen gar nicht, liebstes Fräulein, wie diese verknöcherten Verfechter des Engherzigen und Ewiggestrigen uns überall im Wege stehen! Während mit dem Volk, auch wo's sogar grob und unflätig ist — ja, da will ich immer noch ein Auskommen finden! Denn da gibt's immer noch Gärungen, gibt's noch Entwicklungsmöglichkeiten!"

Maja lächelte still vor sich hin, als ihr neuer Freund derart wild perorierte. Er machte sogar ein ganz grimmiges Gesicht dazu und sah riesig entschlossen aus. Diese kleine Schwäche eines zukünftigen Professors, der doch so großen Wert darauf legte, nicht für professoral und bürgerlich gehalten zu werden, ergötzte sie im geheimen und schien ihr menschlich-rührend und liebenswürdig. Es war ihm sicherlich furchtbar ernst mit all diesen weltverbessernden Theorien, die er da so naiv vor einem jungen Mädchen auspackte. Aber durfte sie sich nicht ein wenig geschmeichelt fühlen, daß er sie so in aller Selbstverständlichkeit und Zutraulichkeit als Gesinnungsgenossin und gute Kameradin behandelte? So hatte doch noch nie ein Mann zu ihr gesprochen — so voll geheimen Respektes! Und zeigte er damit nicht einen ganz feinen Instinkt für ihre Natur? Freute sie sich nicht über das, was er sagte? Und daß er so frech und mit fröhlicher Bosheit all den verrotteten Vorurteilen, unter denen ja auch sie zu leiden hatte, den Krieg erklärte? Ja, sie freute sich schon; sie freute sich wirklich! Aber noch mehr würde sie sich freilich freuen, wenn er dies schwere Rüstzeug jetzt abtun und wieder in jener lachenden und übermütigen Bubigkeit sich zeigen möchte, wie er ihr zuerst entgegengetreten war. Aber gewiß wollte er ihr beweisen, daß er sich

Digitized by Google

doch noch auf gescheitere Dinge verstünde, als schneidig Bowle zu trinken und, mit einer Küchenschürze umgetan, Erdbeeren zu zerzupfen! Nun, das wollte sie ihm ja gerne glauben! Aber nachdem er jetzt sein Examen so gut vor ihr bestanden hatte, da durfte er auch mal wieder anders sein!

Indes Herr Dr. Herbrand Horst, in seiner etwas schweren Vormittagsstimmung, verspürte offenbar gar keine Lust, den temperamentvollen Schwerenöter zu spielen. Ihm gefiel die feine Versponnenheit und Versonnenheit, in der er sich derweile befand; und es schien ihn direkt zu kitzeln, in prüfender und ein wenig verfänglicher Weise seine Taster nach der Seele dieses jungen Mädchens auszustrecken. Er hatte hierbei um die Lippen ein eigentümliches und schwerdeutiges Lächeln stehen, das Maja geradezu in Verwirrung brachte und seiner seelischen Einwirkung unterwarf. Dr. Horst fuhr in seinem Gedankengange fort, gab ihm jedoch eine neue und überraschende Wendung:

„Und wissen Sie, wo der Konventionalismus der herrschenden Gesellschaftsklasse sich zweifellos am verderblichsten erweist? Gerade dort, wo des Menschen Allerursprünglichstes ist und demnach sein Heiligstes sein sollte: auf dem Gebiet des Empfindungslebens — ganz besonders aber der Liebesempfindungen."

Maja zuckte leise zusammen. Mit aller Bedachtsamkeit und als ob er nichts bemerkt hätte, fuhr Dr. Horst fort:

„Was ist denn heute noch die Liebe? Auf der einen Seite ein roher, brutaler Trieb, der den Kontakt mit dem Seelenleben schon fast verloren hat; auf der anderen ein blasses, schwindsüchtiges Gefühlchen, das von Anstandsregeln gemeistert und nach altruistischen Rücksichten blöd und kümmerlich gezüchtet wird. Ich will gar nicht davon reden, daß unsere Ehen längst nicht mehr im Himmel, sondern in der Kirche, und vorher natürlich im Geschäftsbureau des Herrn Brautvaters geschlossen werden. Denn was geht mich die Ehe an? Sie ist eine künstlich gemachte Zweckeinrichtung wie viele andere und mag die Soziologen interessieren. Für mich als Psychologen — ja, mein liebes Fräulein, hier sind ganz strenge Fachunterschiede! —, für mich also kommen bloß die ursprünglichen und starken Gefühle der Menschennatur in Betracht, losgelöst von allem Konventionalismus und in der stolzen und ungebundenen Pracht ihrer ungehinderten Entfaltung. Ich frage mich: wo sind diese Gefühle geblieben? Sie sind so vielfach abgestuft und gebrochen, daß sie von der herrschenden Gesellschaftsmoral schon fast völlig zermürbt, ja nahezu ausgerottet sind. Ein Gefühl, das keinen Mut mehr zu sich selber hat, sondern sich erst an der Stütze einer Konvention seine Daseinsberechtigung erweisen muß, ist kein Gefühl mehr. Es mag irgend etwas anderes, sehr Ehrenwertes sein — nur das, was es in Wahrheit sein soll, ist es nicht mehr. Sehen Sie, das sind die Beobachtungen, die mich seit langem tief bekümmern. *Die Liebeskraft schwindet aus der Welt!* Sie wird immer seltener und schwächer, immer leerer und furchtsamer. Und das müßte das Ende der Menschheit bedeuten, wenn nicht —"

Er kniff die Lippen zusammen und sprach nicht weiter.

Maja, mit tief verängstigtem Gesicht, hing an seinem wie erstarrten Munde.

„Wenn nicht —?" wiederholte sie leise, mechanisch.

Plötzlich glitt ein feines und gutmütiges Lächeln über Dr. Horsts Züge.

Digitized by Google

„Was plage ich Sie, armes Kind?“ sagte er beinahe heiter. „Das sind ja wohl Dinge, die Ihnen Gott sei Dank fern liegen! Oder können Sie sich einen Menschen denken, dessen Liebesempfindung gestorben ist?“

„Nein“, sagte Maja mit tiefer Überzeugung. „Denn solch ein Mensch wäre toter als tot. Und ich kann mir nicht vorstellen, wie es *den* unter Lebenden geben sollte.“

„Ich lese hier ein Buch“, sagte Herbrand Horst und strich, daß die Blätter leise aufwirbelten, mit dem Daumen gedankenvoll über die Schnittfläche des vor ihm liegenden Gelbbandes. „Ein Buch, in dem solch ein Mensch geschildert wird . . . Eine Frau. Eine hochkultivierte und feine Frau, nach Liebe schmachtend und zur Liebe lockend, und trotzdem in ihrem Herzen, wenn auch nicht in ihren Sinnen, von der Liebe ausgeschlossen. Eine Frau mit einem Liebesleben und dennoch ohne Liebesempfinden.“

Majas Gesicht, in fast völliger Erstarrung, drückte ratloses Staunen aus.

„Es ist ein Meisterroman von Maupassant“, erklärte Dr. Horst. „›Notre Coeur‹ heißt er und zeigt, wie unser Herz, von der gesellschaftlichen Konvention umgarnt, allmählich rettungslos einschrumpft und verdorrt. Und am meisten gerade dort, wo es am intimsten und schmerzlichsten sich sehnt. Diese Frau hier könnte alle Liebe der Welt haben, wenn sie nur selber Liebe empfinden, Liebe geben könnte. Doch ihr fehlt die Selbstvergessenheit, der Rausch — und darum die Kraft, sich mit ihrem innersten Wesen zu verschenken.“

„Das muß eine Kranke sein.“ Majas Stimme zitterte vor tiefster Erregung. „Eine Kranke, ich kann mir's nicht anders denken. Eine Frau, die nicht lieben kann — o, die muß das bejammernswürdigste und unglücklichste Wesen sein, das der Erdboden trägt!“

Majas Augen leuchteten hell und mitleidvoll empor. Da traf sie ein dankerfüllter, ja verzückter Strahl aus Herbrands Antlitz. Einen Moment lang erwiderte sie diesen Blick. Tief und sehnend schwoll Auge zu Auge. Doch dann senkte Maja verschämt die Wimpern. Es wollte ihr bedünken, als gebe sie ihre Seele gar zu unverhüllt preis. Und sie beugte sich errötend, mit erzwungenem Eifer, über ihre Hausarbeit.

. . . Nach einer Weile traten Malwida und Alexandra aus dem Haus und kamen an den Tisch, im Schatten der beiden alten Bäume. Das Gespräch schlug jetzt wieder allgemeinere und harmlosere Wege ein, und vor allem wurde ein Ausflug für den Nachmittag verabredet. Aber die zwei Herzen, die schon einmal rascher zueinander geschlagen hatten, konnten sich nicht wieder voneinander losreißen.

In Maja war jetzt alles aufgewühlt. Durfte sie sich ihrer Empfindung überlassen — oder durfte sie es nicht? Wenn das, was mit ihr getrieben wurde, ein Spiel war, so bedeutete es ein gefährliches und verbrecherisches Spiel! Was wollte dieser Mann von ihr, der unter dem Schein eines akademischen Gespräches mit solcher Wucht in ihre Seele griff, daß alle Saiten in ihr verwirrt durcheinanderklangen und sie erschreckten? Fast wollte es wie Furcht und Mißtrauen in ihr erwachen. Und doch sprach so vieles für diesen Mann in ihrem Herzen — so unendlich vieles, daß — — ja eben, daß sie kaum wagen durfte, sich dem zu überlassen!

Bald wollte es wie Glückssonne sie überrieseln — bald schnaubte es über sie hin wie kalter Nord oder schwüler Schirokko.

Digitized by Google

Was war das nur gleich wieder am Nachmittag, als sie in den Garten hinunterging, ihn zum Spaziergang zu rufen?

Sie fand ihn halb verschlafen in der Hängematte liegen, und es war drollig anzuschauen, wie er mit einiger Ungeschicklichkeit daraus herunterkletterte. Dann stand er da, sich sonnenfaul reckend und kniepste nach ihr mit den Augen. Tat so, als wollte er sich gar nicht vom Platze rühren.

Da schlug sie im Scherz nach ihm mit ihrem Sonnenschirm, wollte ihm „Beine machen". Er aber lief von ihr fort, nach dem Rheine zu; also gerade in entgegengesetzter Richtung, wie er sollte. Maja ganz naiv hinter ihm drein und rief: ins Haus müsse er kommen! „Ach so!" machte er, drehte sich um und rannte — rannte auf sie zu, mit solch einem erobernden Ausdruck im Gesicht, daß Maja kreischend von dannen stob. Doch er in wilden Sätzen hinter ihr her und holte sie auch wirklich bei der Weißdornhecke ein. Er griff nach ihr und haschte sie am Ärmel. Einen Moment lang fühlte sie sich an ihn hingezogen, doch rasch riß sie sich los, ob auch bebend. Und es durchfuhr sie mit Eisesprickeln und Siedehitze: Wenn er noch einmal greift — ich bin in seiner Gewalt! Aber er griff nicht zum zweiten Male. Vielmehr ging auf seinem Gesicht eine eigentümliche und tiefe Veränderung vor. Es verlor ganz den etwas faunartigen Charakter und gewann eine warme und milde menschliche Schönheit. Und ein Blick traf sie, so voll Güte und Ergebenheit, so voll flehender Bitte um Vergebung, daß sie unmöglich grollen konnte.

Schweigend und gemessen schritt er neben ihr dem Hause zu.

Maja aber fühlte sich von da ab in seinem Bann. Sie hatte die wilde Begierde in ihm aufblitzen, hatte das Edlere in ihm siegen sehen. Und sie wußte: das einzige, was ihn derart hatte zügeln können, mußte die erwachende Erkenntnis wahrer Liebesneigung gewesen sein.

Und jetzt kämpfte er wohl denselben Kampf, den sie in sich gekämpft hatte: ob er ein Recht habe, sich von seinem Herzen führen zu lassen. Er kämpfte noch; das sah sie. Wie gerne hätte sie ihm geholfen! Denn helfen konnte sie jetzt. Sie selber kämpfte nicht mehr: sie war siegreich unterlegen!

Auf dem gemeinsamen Spaziergang, der jetzt folgte, wich sie nicht von seiner Seite. Wie eine Hörige schritt sie neben ihm her, ihn verherrlichend mit dem Glanz ihrer Blicke. Die drei anderen sahen es und wurden unruhig. Doch zunächst vermochten sie nichts dawider zu tun.

Rundschau

Ein Traum

Allgemeineres

Ich träumte, das Gesetz der Erhaltung der Kraft beziehe sich auch auf das Geistige. Immer und ewig war gleich viel Geist in der Welt, wie heute ist. Nur anders verteilt, in andern Spannungs- und Wechselwirkungsverhältnissen. Und damit freilich in andern Erscheinungsformen und auch andern Erscheinungsintensitäten.

Es ist nicht erst nachträgliche Verehrung, welche die Riesengestalten erschuf, von denen wir noch heute leben, die weit überlebensgroßen Künstler, Philosophen, Religiosen, Gesetzgeber. Es ist die größere Masse Geist, die frei war, als der Menschen noch weniger

Digitized by Google

waren, und die durch diese in günstiger Stunde geöffneten Durchblicke mit ganz anderm Reichtum hervorbrechen konnte.

Doch mein Traum wandte sich.

Was für ungeheure Kräfte lagen nicht ungenützt! Schon im Physischen die Elektrizität, die Dampfkraft, alle die Kräfte, deren Organisierung die Welt umgestaltet hat. Eine andre Verteilung hat sie fruchtbar gemacht. Beängstigend fruchtbar schon jetzt. Aber wir haben den starken Eindruck, daß wir erst am Anfang stehen.

Die schnellste Kraft, die wir bisher kennen, ist das Licht. Es gibt Sterne, denen heute die Erde im Zeitalter Karls des Großen und Harun al Raschids erscheint. Sterne, die sie sehen, wie sie aussah, als Christus im jüdischen Lande wandelte, Sterne, welche sie sehen zur Zeit der Pyramidenbauer oder des Babyloniers Gilgamesch, der auszog, das Leben zu suchen. Denken wir uns Kräfte millionenmal schneller als das Licht, so könnten wir das Bild der Erde in den vergangenen Jahrtausenden je in seinem Sterne sehen. Ich zweifle nicht, daß es solche Kräfte gibt, sie liegen gebunden und wahrscheinlich noch für ungeheure Zeitfernen gebunden. Sie liegen verborgen, aber sie sind schon da, im Lichte um uns, im Winde, der uns die Haare zerweht, in mancherlei Geruch, in Luft, Wasser, Metall und Stein.

So also träumte ich, habe es Zeiten gegeben, in denen unsre gesamte Wissenschaft latent lag, sei es, daß sie in dunklen Sehersprüchen tappte, in Bauernbetten träumte, Zeiten, in denen sie farbenbemalt im Hinterhalt lag oder Pfeilgift im Wigwam mischte, Zeiten, in denen sie vierbeinig im Sumpfe nach Nahrung suchte, auf Eidechsenflügeln über die Hügel taumelte, im Urmeer irrte, in den Weltschöpfungsgasen wallte.

Aber mein Traum hob sich höher und träumte von einer Weisheit, die heute wie mit Eidechsenflügeln flattert, dann aber die Schatten des Weltalls, ja die Schatten der Seele durchdringen wird, von einer Güte, die heute Bettelsuppen kocht, dann aber vor etwas sich beugen wird, das sie im Bettler sich überlegen fühlt und ehrt, von Gesinnungen und Kräften, die noch keinen Namen haben, dann aber Gesetze gebend die Sonnensysteme beherrschen und die Seelen der Wesen einen werden.

Schließlich erhoben sich in meinem Traume zwei Heere, die sprachen gegeneinander. Eintönig. Predigtartig. Und bewegten das Weltall.

Es war aber die Meinung des einen Heeres dies, daß die Geistwelt klein und kleinlicher werde und werden müsse, je mehr der Geist sich teile.

Einst lebten die Riesen, die noch unverteilt in sich die ganze Masse des Geistes herbergten und jenes „Geists des Geistes", den wir Seele nennen. Heute leben die Zwerge, die ungezählten kleinen kleinlichen Geister, über die der Geist verzettelt und verstreut ist, jeder bildet ein kleines winziges Teilkräftchen in sich aus, das ist seine Wahrheit, die speit er den andern ins Gesicht. Die Meinung des andern Heeres war entgegengesetzt. Unendliche Massen von Geist lägen noch brach, lägen noch im Schlaf. Unbewußt und weniger als unbewußt schlügen sie an die Tür: Macht auf! Wir sind es, die die Erde und die Seele wandeln und das Weltall in Besitz nehmen.

Digitized by Google

Ihre eintönigen Stimmen rauschten immer lauter auf, immer stärker, und einen Augenblick war es, als hätten sie eine Stärke erreicht, der irgend etwas Schreckliches, Unausdenkbares folgen müsse. Aber es löste sich in ein lindes Singen auf.

Und als ich erwachte, bemerkte ich, daß der Wind im Kamin klang.

Georg Stolterfoth

Prosadichtung und Wirklichkeit*

Es ist deutlich zu fühlen wie die breite Menge unsrer Poeten sich mehr und mehr von der Welt des Wirklichen abwendet. Am raschesten nach den Tagen des „Naturalismus“ geschah das in der Lyrik, aber Kostümromantik und die Sucht nach „großem Stil“ und auch manche tieferen Bedürfnisse haben sich im Drama und auf der Bühne ihren Platz geschaffen. Am längsten blieb der Roman der Wirklichkeit treu, die den Anhängern Zolas und Tolstois noch Allheilmittel war. Aber allmählich dringt auch hier Distanzierung und Stilisierung ein. Nicht daß aller Wirklichkeitsinn verloren wäre. Seine vormalige starke Betonung hat manche Spur gelassen. Die historischen Romane, die jetzt für so viele Poeten die Abkehr vom lebendigen Bild der Gegenwart bezeichnen, sind wohl alle mit mehr Blick für die Wirklichkeit des Einst geschrieben als sie früher geschrieben worden wären. Und die Psychologie in den vielen „seltsamen“, „wunderbaren“, in den fein zugespitzten und sorgsam aus der gemeinen Wirklichkeit herausgebildeten, geglätteten und durchdachten Prosawerken, die man heute bekommt, ist wohl durch die Schule genauer Beobachtung des Wirklichen stark beeinflußt. Aber der Zug zum angeblich „Höheren“, zum Symbolischen, zum „Formgebändigten“, und wie die Worte nun alle heißen — dieser Zug ist allgemein fühlbar.

Literatur

Ich sehe kein großes Heil darin, daß es so ist. Vor allem, weil nur in seltenen Fällen die innere Notwendigkeit dieses Vorgangs spürbar wird. Es wird oft deutlich, wie nur ein phantastischer Reiz, ein gelangweiltes Suchen nach Ungewöhnlichem die Ursache für all diese Neuerungen sind. Eine Mode und eine innerliche Unkraft der Wirklichkeit gegenüber spielen ihre Rolle darin. Da uns aber Dichtung noch immer Persönlichkeitausdruck ist, empfinden wir für Charakterschwächen, auch wenn sie sehr elegant und sehr geistreich verkleidet werden, nicht weiter freundlich. Ein Schriftsteller mittleren Ranges kann sehr bedeutsame Bücher schreiben, wenn er treu und klug beobachtet und sorgsam wiedergibt, was er sah an Menschen- und Dingwesen. Und derselbe Mensch wird oft abgeschmackt, wenn er dann auf einmal ein Übermaß subjektiver Empfindungen und Gedanklein zwischen den Leser und die Wirklichkeit stellt oder wenn er gar an ihr herumbildet, Symbole hineingeheimnißt, Ekstasen herauspreßt oder „Stil“fesseln anlegt. Abgeschmackt — weil seine Kraft dazu nicht ausreicht, dies alles von innen her zu beleben,

* Bittermann, „Der Ruf der Felder“ (S. Fischer, Berlin); Enking, „Kantor Liebe“ (Br. Cassirer, Berlin); Jünger, „Der Pfarrer von Hohenheim“ (Hinstorffsche Buchh., Wismar); Huggenberger, „Das Ebenhöch“ (Novellen; Verl. Huber & Co., Frauenfeld, Schweiz); Servaes, „Im Knospendrang“ (E. Rowohlt, Leipzig).

Digitized by Google

weil also das neue Werk mehr Attrappe, Schaustück, kurz eine relativ gleichgültige Angelegenheit ist, während uns jedes echte Stück Wirklichkeit einen Zuwachs inneren Reichtums bedeutet. Was dem starken Könner in seltenen Fällen einmal gelingen kann, kann als Stilprinzip einer ganzen Zeitgenossenschaft leicht der Literatur ihr inneres Recht, ihre Wirksamkeit nehmen — wenn wir nämlich zugeben, die Literatur dürfe aus einem Stück Lebensbrot ihres Volkes nicht zum Kaviar der Eingeweihten werden.

Es ist heute schon nicht mehr so leicht wie ehedem, aus der Prosaernte eine größere Zahl Bücher von starkem Wirklichkeitgehalt auszulesen. Da bedeutet es etwas, daß uns in Karl Bittermann ein noch ziemlich unbekannter Poet begegnet, der doch schon ein klarer Gestalter und ein Wissender des reinen Lebens ist. Er gibt in seinem „Ruf der Felder" ein ganz schlichtes Mädchenschicksal aus dem Kohlenbezirk Schlesiens, wo die „Hütte" allmählich das alte Bauerntum verdrängt. Der alte Bauer fühlt sich noch in seiner Verarmung als der Hüter alter Art, seine Tochter geht unwillig genug auf die Hütte arbeiten und bekommt ohne Liebe von einem lebenstarken Arbeiter ein Kind. Dies verhilft ihr zur heimlich glühend ersehnten Stellung in „der Stadt", als Amme. Aber bald kehrt sie ruhiger und klarer wieder heim, einzige Erbin des armen alten Anwesens: das Land, die Felder haben ihre beste Natur zurückgezwungen, „gerufen". Harte, primitive Menschen leben mit ihr, an denen sie leidet und denen auch die leichten Untertöne von seelischem Feingehalt in dem Mädchen unerreichbar bleiben. Mit aller Schärfe eines sachlichen Bildens sind sie in die lichtlose, eintönige Umgebung gestellt. Nicht fröhlich, nirgends anmutig das Ganze, seltsam stark belebt aber doch der Hauch Natur, der über allem liegt und den Atem des kräftigen Buches trotz aller Düsterkeit froh empfinden läßt.

Eine viel reichere Fülle von Ranken- und Blätterwerk windet Ottomar Enking um die Fabel seines Romans, die er sich wieder aus dem Kleinstadtmilieu geholt hat. Freilich, die Geschichte hat all diese kleinen Schilderungen und Betrachtungen, dieses gemütliche Schwätzchentempo und die Hemmungen eines nur halb zum freien Tun entwickelten Seelenlebens nötig, um nicht ungewichtig und dürftig zu erscheinen, wie eine abgerupfte Pflanze nichtssagend eine mit Erde und Blattwerk erfrischend scheinen kann. Ein älterer Lehrer heiratet spät das bei ihm aufgewachsene Kind eines Freundes; volle Befriedigung wird ihrem Lebensdrang da nicht, der sie vielmehr in einige Versuchung und bedenkliche Szenen hineinbringt. Aber nach langem verbitterten Zögern folgt ein um so innigeres Sichverstehen und Sichbescheiden. Mit ungemeiner Deutlichkeit wächst dieses kleine Schicksal aus den hier so mächtigen „Verhältnissen" heraus und rührt durch Einfachheit und Reinheit der Empfindungen. Es „sitzt" im Gesamtbild jeder Strich und man bewundert die Treue dieses Malers, der seinem feingespitzten Stift keine noch so kleine Linie entgehen ließ, und doch alle Eindrücke in eine Gesamtwirkung bannte. Ein neueres Werk Enkings, „Momm Lebensknecht", zeigt dagegen wohl die Grenzen seiner Begabung, welche Kraft und Leidenschaft nicht um-

Digitized by Google

schließt. Wenigstens zerfällt dieser Roman vom harten Wollen und Werden eines kräftig aufstrebenden Mannes fast ganz in allzu gewollt kleinstädtische Alltagschilderung, etwas überhitzte „große Szenen“ und das Füllwerk der Fabelerzählung, die recht unorganisch anmutet.

Den überschwänglichen Preisungen, die Nathanael Jünger, dem Verfasser einer Anzahl norddeutscher Heide- und Pfarrhausromane, besonders von theologischer Seite zuteil wurden, können wir uns nicht anschließen. Man mag wohl sogar bedauern, daß echt dichterische Werke aus dem gleichen Stoffkreise anscheinend nicht so leicht den Weg zu ihrem Publikum fanden wie die Jüngerschen. Wir erinnern an Polenz oder L. Algenstädt. Doch sei nicht verkannt, daß in manchen von Jüngers Werken ein Stück leidenschaftlicher Persönlichkeit steckt und daß er mit ungewöhnlichem Geschick sehr gut beobachtete Wirklichkeitbilder zu seinen Geschichten zusammenstellt. Man mag über Gedanken und Entwicklungvorgänge des Pfarrer- und Dorflebens getrost bei ihm anfragen und wird wahrhaftig gemeinte, oft auch tief erfahrene Antwort erhalten. Aber zum Dichten des Geschehenen in ein lebendig sich anfühlendes, aus eigner Innerlichkeit bewegtes Menschentum, dahin reicht dies alles nicht. Dazu ist in diesen Gestalten wiederum zuviel Konventionelles, besonders in den Frauen, in diesen Betrachtungen zuviel Ressentiment ohne Anschauung. Die geschlossene Wirkung eines begebnisreichen Buches wie des „Pfarrers von Hohenheim“ mag da noch täuschen, aber der unverkennbare Dilettantismus des neueren Werkes „Heimaterde“ liegt allzu deutlich am Tage. Alle Freude an lebendiger Wirklichkeit soll uns nicht täuschen, daß wir vor allem den Gestalter, die künstlerisch empfindende Persönlichkeit am Werke fühlen müssen, nicht nur kluge Beobachter und sympathische Schilderer.

Das Ziel schwebt, wenn wir recht fühlen, Alfred Huggenberger vor, aber er erreicht es nicht völlig. Was er gibt, ist der künstlerischen Darbietung wert genug; wird man es doch im weiten deutschen Land wohl schon jetzt vergeblich suchen, ein kultiviertes und doch reinerhaltenes Bauerntum, wie das schweizerische, dem Huggenberger entstammt. Und einzelne Gestalten, einige Züge vom Milieu treten in seinem „Ebenhöch“ auch mit überzeugender Wucht hervor: ein Einsamer, der an falschem Verdacht bei seinen Mitbürgern langsam zugrunde geht, ein stilles Mädchen, das liebend doch ungeliebt alt wird. Aber vieles stellt Huggenberger auch wieder zusammen zu verstimmenden „Arrangements“, oft berechnet er kleine Wirkungen, familienblattmäßig gefühlte Wendungen stören und die große Melodie des reinen Lebens geht darüber verloren. Da fehlt die Entsagung, die der echten Wirklichkeitkunst bester Teil ist, und die etwa Thomas kürzlich besprochenen „Wittiber“ zu einem so monumentalen Buch macht. Schade auch, daß das „Ebenhöch“ sechs Novellen statt eines Romans enthält. Wieviel Einsätze und Zwischenerklärungen hätten da gespart, wieviel innere Beziehungen und gehobne Kraft gewonnen werden können. Mit alledem soll niemand von dem tüchtigen Buch abgeschreckt werden; wer den Gegenstand liebt oder gar: nicht kennt, wird selbst unter den vielen heutigen Schweizer Schilderern kaum einen getreueren finden,

Digitized by Google

auch in Viktor Frey und Franz Odermatt nicht.

Wir nennen zum Schluß ein neues Werk von Franz Servaes, von dem die Losen Blätter dieses Heftes Proben geben. Noch an seinem letzten Roman, der hier besprochen wurde, glaubten wir gewisse Unstimmigkeiten zu fühlen; und deutlicher wurden diese anscheinend sogar in einigen seither erschienenen zwar wohlabgerundeten aber im Gehalt ungleichmäßigen Novellen des Wiener Kritikers („Wenn der Traum zerrinnt", Verlag Fleischel, Berlin); in dem neuen Buch hat er aber offenbar eine Form und einen Gegenstand gefunden, die Dauer verheißen. Mit der eindringlichen Liebe, welche diesem Berliner Mädchen von den Anfängen im Haus des alten strengen Handwerkers Lutz über die bunten Schicksale in der Laufbahn der werdenden Sängerin hin bis zu dem rauschenden Glück gefundener Zwiesamkeit gewidmet ist, bringt diese Darstellung unmittelbar an jedes offene Empfinden. Und so sorgsam die seelische Entwicklung des natürlich enthusiastischen, phantasiestarken Mädchens Jahr um Jahr aufgedeckt wird, so anschaulich umgibt sie eine abgewogne Anzahl von Berliner Gestalten, jede einzelne aus dem Leben geholt und unverschönt, unglossiert in den Verlauf der Geschichte gestellt, so fühlbar wird die ganze Luft eines in der Weltstadt von heute fast schon vergessenen Berlinertums alter Art, aus dem Maja Stern in die Höhe eigner Persönlichkeit wächst. Ein ungemein glücklicher Wurf das Ganze, und mit reifem Können durchgeführt. Nicht unterdrücken können wir Bedenken gegen Servaes' Sprachmittel. Wohl entwickeln sich seine Sätze klar und volltönig und geben das sichere Gefühl ruhiger Getragenheit. Doch steht allzuoft die Kraft des Ausdrucks, der leicht etwas Abstraktes, fast Papierenes bewahrt, hinter der Leidenschaft der Ereignisse zurück; und gelegentliche, ganz gelegentliche humoristische Wendungen scheinen uns das reiche Leben des Gegenständlichen eher zu beschatten als zu belichten. Liebenswert wie wenige bleibt diese Dichtung ja dennoch und wir wünschen ihr soviel Leser, wie der Geist vornehmer künstlerischer Sachlichkeit, der hier waltet, gepaart mit behaglicher Lebenskenntnis und einer freien Erzählerart nur irgend anzulocken vermag.

Hört man oft und laut sagen, daß Wirklichkeitkunst eigentlich ein Leichtes sei, mehr Wissenschaft, mehr mechanisches Tun als freie Poesie, und sieht man anderseits gute Begabungen an dem Felsen des Seienden sich abmühen, ohne daß ein restloses Gelingen die künstlerische Arbeit krönte, so bekommen jene Theorien einen Anklang an jene des Fuchses über die Trauben. Und es sei hier einmal versuchweise das Gegenteil behauptet: zur schwersten Kunst gehört es, aus reinem Erdenstoff, entsagend und in ihn sich versenkend, reine Kunstwerke zu bilden; aber für den Prosadichter mindestens bleibt es auch die edelste und höchste Aufgabe, und die an sie mit reinem Willen herantreten, haben vor vielen andern Versuchern einen unersetzlichen inneren Gewinn voraus: Gewißheit über die Lebenskraft ihrer Kunst. E. N.

Johannes Viktor Jensen

Ich halte Johannes V. Jensen für keinen Blender. Er ist mit einer beispiellosen Vehemenz für uns Deutsche am literarischen Himmel

Digitized by Google

aufgegangen. Er wird auch mit gleicher Schnelligkeit vor uns versinken. Noch füllt sein Glanz die Augen vieler. Wir gönnen ihm das, denn wir wissen: er hat damit seinen Lohn dahin. Denn Johannes V. Jensens Wesen ist nicht selbstsichere Kraft, sondern Koketterie mit einem gewiß faszinierenden, aber doch sehr einseitigen und forcierten Können.

Die exotischen Novellen, die deutsch bei S. Fischer erschienen sind, haben mir das aufs neue gezeigt. Ihr Wesen und Wert besteht in dem verblüffenden, ein wenig geflissentlich zur Schau gestellten Kolorit des Hintergrundes. Was vorn geschieht, was in uns hineingreifen, uns reicher machen sollte, ist so unwesentlich, so wenig eigenartig, daß es nach wenigen Minuten unsern Blicken entschwindet. Haften bleibt einzig die dick aufgetragene hervorstechende Farbe. Dies Lokalkolorit, im Wesen weit mehr ein Werk eines glänzenden Schriftstellers als eines Geschicke bannenden Dichters, gibt den Novellen ihre Bedeutung. Man kann weit suchen, um so eindringlich gestellte und wirksam kolorierte Bilder exotischen Lebens zu finden.

Unter dem Zugeständnis, daß dadurch unser Wissen mehr als unser Gefühl bereichert wurde, daß unser Kopf statt des Herzens profitierte, könnte man zu diesen Novellen freudig ja sagen.

Aber gerade dies Wesentliche, dies einzig Wertgebende negiert Johannes V. Jensen in dem Vorwort: „In diesen Novellen — schreibt er — habe ich versucht, jenseits von Zeit und Raum zu dichten: im Reich des Unbewußten und der Einfalt. Tropisch, primitiv ist immer die Liebe. Die Menschen in diesem Buch folgen nur ihrem Blut, werden von demselben Urtriebe gedrängt, der mich nach dem Osten zu pilgern zwang. Im Elementaren sind wir uns begegnet. Das Lokalkolorit ist zwar »exotisch«, ich glaube, Kenner werden es echt finden. Ich gebe mich indessen der Hoffnung hin, daß diese kleinen Anläufe als ein Vorbote für Zeiten empfunden werden mögen, wo man gar nichts Neues oder Fremdartiges mehr in dem geringen Unterschied sucht, den einige Jahrhunderte oder Meere zwischen Menschen legen.“ Mag, wer da will, darin die oft ihr Bestes — um der Selbstverständlichkeit willen — mit Worten negierende Unbewußtheit größter Künstlerschaft sehen; ich erkenne in solchen Worten nur Koketterie mit der eigenen Kraft. Jene Bescheidenheitskoketterie, die nach dem Widerspruch schielt, die im Grunde nichts anderes bezweckt, als dem Lob die Wege zu weisen und es auf ein Maß zu steigern, das es sonst nicht erreicht hätte.

Der Übersetzerin, Julia Koppel, ein volles Lob für die glänzende Verdeutschung! Hans Franck

Auerbach redivivus?

Es war keine Abneigung dabei, wenn wir zu seinem hundertsten Geburtstage nicht sprachen. Aber wenn einige wenige Stücke von ihm ganz gewiß noch heute gut wirken, das Ganze seiner Gaben scheint uns doch im Versinken. Deshalb würden wir auch heute nicht auf ihn zurückkommen, wenn nicht eine Anzahl von Zeitungsbetrachtungen Auerbach als eine Größe auch für unsre heutigen Leser hingestellt hätten.

Wie sehen wir Auerbach?

In den Festaufsätzen sprach man sehr viel davon, daß er zunächst einmal eine außerordentliche literarhistorische Bedeutung habe. Wir meinen, man sollte da unterschei-

Digitized by Google

den zwischen Bedeutung für die dichterische Produktion und Bedeutung für die literarische Kultur.

Als Auerbach aufkam, kannte man ja den Immermannschen „Oberhof“ in Norddeutschland ziemlich viel, Hebel aber kannte man dort wenig und den größten süddeutschen Volkserzähler, gegen dessen Kraft die Auerbachische kindlich ist, Jeremias Gotthelf kannte man im Norden so gut wie gar nicht. Ebenso selten ward Keller gelesen, die „Leute von Seldwyla“ blieben bekanntlich ein Menschenalter in der ersten Auflage. So erschien der süddeutsche Volkserzähler Auerbach „neu“. Daß sich die Schwarzwälder Geschichten so rasch bei einem großen Publikum einführten, verdankten sie aber gerade der Tatsache, daß sie nicht ursprüngliche Dichtung waren. Verdankten sie dem damals Modischen: ihren Beimischungen von Empfindsamkeit, von billigem Philosophieren, von gutgemeinter Extratendenz — von organisch nicht Verbundenem, von „Zuwage“. Eben die „Zuwage“ wurde ja in dieser Zeit so gern aufgenommen, deren allgemeine literarische Bildung so tief war, daß fast ausnahmelos alle, die uns Heutigen als die Großen jener Jahre erscheinen, kaum von einer kleinen Minderheit beachtet wurden. Auerbach als Kritiker und Redakteur hat auf die dichterische Produktion seiner Zeit da und dort guten Einfluß geübt, Auerbach als Dichter hat dieser Produktion keinerlei wesentliche Anregung gegeben.

Aber auf die literarische Kultur der Zeit hat er gut eingewirkt, den literarischen Konsum hat er veredelt, trotzdem er, um mit einem kaufmännischen Worte zu sprechen, das hier zugleich eigentlich und bildlich zutrifft: den Markt durch „gefragte“ Werte gewann, die nur Tageswerte waren. Denn mit diesen minderwertigen zugleich führte er Besseres ein, das, vom Publikum nur als Nebensache empfunden und mitgenommen, den feineren Zungen doch feinere Ansprüche anerzog. Auerbach selbst war ja ganz unbestreitbar ein Mann von ungewöhnlich gutem Geschmack, schon seine glühende Liebe für Mörikes Dichtung beweist das. Von früh an auf Beziehungen, auf „Freundschaften“ aus, dabei persönlich liebenswürdig und gutherzig, suchte er die wirklich bedeutsamen unter den Poeten seiner Zeit und ward er von ihnen gut aufgenommen. Er bot ihnen auch noch mehr als seinen Charakter, wie manches schon dieser bot: er war ein beweglicher Geist, mit dem zu reden förderlich war, er gab selbst und vermittelte Anregungen. Vor allem aber empfing er von diesen allen. Nicht an einzelne Ideen, überhaupt nicht an Einzelheiten denk ich mit diesen Worten, nein, an das Ganze eines literarischen Geisteslebens auf hoher Ebene mit weitem Umblick. Nun schrieb er selber, mit großem schriftstellerischen Geschick, aber nicht als starker Selbstseher, Selbsterleber. So ward er einer der nützlichen Verwerter, die das literarische Genießen der Mehrzahl auf Bahnen überleiten, die andere gerodet haben. Daß solche Männer auf der Höhe ihres Wirkens überschätzt werden, liegt im Wesen der Sache, es ist ja heute noch geradeso. Sie erscheinen als die Gereiften, die Geklärten gegenüber den Ursprünglichen, von denen sie die Kraft haben, die bei diesen voll und deshalb wohl auch gewaltsam, bei ihnen selbst nur dünneren Strahles und deshalb niemals verletzend fließt. Unterschätzen wollen wir solche Männer aber auch nicht. Es wären

Digitized by Google

aller Wahrscheinlichkeit nach weniger Leser und unter den wenigen manche erst später für Poeten wie Anzengruber, ja schon für Keller reif geworden, wenn neben Auerbachs unmittelbarem begeisterten Werben für sie nicht auch mittelbar seine Schriften vorgearbeitet hätten.

Das ändert nichts daran, daß Auerbach kaum noch auferstehen kann. Die weiten Leserkreise würden heute, immer von wenigen Stücken abgesehn, ihn nicht mehr so genießen können, wie ihre Vorgänger. Auf sie würde als Unwahrheit, als Mache, als Pose stark im Vordergrunde spielen, was die Zeitgenossen als damalige Konvention wenig störte. Auerbach neben Gotthelf, neben Keller, neben Ludwig, neben Raabe, das geht nicht mehr. Wir denken seiner mit Achtung, aber seine Arbeit ist im wesentlichen getan.

Der geb. von Zoppelberg (mütterlicherseits)

Man schreibt uns:

„Vor etwa einem halben Jahr stand in der »Lese« und in andern Zeitschriften ein kleines Inserat:

»1500 Mark Ehrengaben für dramatische Dichter. Prospekt durch Bureau Karl Fischer, Berlin-Friedenau, Sponholzstr. 10.«

Ich schöpfte Argwohn und ließ mir den Prospekt schicken. Der enthielt den üblichen Satz solcher Firmen: Für das Lesen und Prüfen wird pro Akt 5 Mark beansprucht.

Am 28. März 1912 erhielt ich eine gedruckte Postkarte folgenden Inhaltes:

»Verlagsnotiz betreffend mein Preisausschreiben für dramatische Werke. Da ich krankheitshalber einen großen Teil des Einlaufes von Stücken für mein Preisausschreiben 1912 bis zum 20. März d. Js. nicht bewältigen konnte, sehe ich mich gezwungen, den Endtermin für die Auszahlung der Preise (1500 M. als drei Ehrengaben) auf den 10. Juni d. Js. hinauszuschieben. Ich tue das mit Hinweis auf meinen Septemberprospekt 1911 und verlängere dementsprechend auch den Einreichungstermin für das Preisausschreiben bis zum 10. Mai d. Js. Prospekte stehen zur Verfügung. Berlin-Friedenau, Sponholzstr. 10. Verlag des Bureau Karl Fischer, Inhaber: Otto Fischer.«

Um die Sache näher zu prüfen sandte ich zwei alte Manuskripte ein, schrieb aber dazu: Geld habe ich nicht, da ich Arbeiter bin.

Zwei Tage später kam das nachstehend abgedruckte Schreiben, bei dem die Zeile »Mitteilung des Verlages des Bureau Karl Fischer« durchstrichen und an ihre Stelle gesetzt war:

»Karolus von Steppenberg geb. von Zoppelberg (mütterlicherseits). Sehr geehrter Herr: Sie schreiben, daß Sie seit Jahren in einer Fabrik arbeiten, aber Geld haben nicht???! zu diesem Zweck. Das heißt also, daß Sie meine Arbeit offenbar geringer einschätzen als die Ihre — denn Sie lassen sich Ihre Leistungen in der Fabrik doch sicherlich bezahlen. Ich habe nicht das Zeug in mir, mich geschäftlich mit einem Arbeiter in Verbindung setzen zu können, der auf dem überkonservativen Standpunkt steht, daß geistige Arbeit nicht bezahlt werden braucht. Ich hasse die Arbeiter, denen so wenig Einsicht in die Verhältnisse zur Verfügung steht. Ich ersuche Sie um Einsendung des Paketportos, um 10 Pf. Weggeld, um 15 Pf. für Emballage, um die Rückerstattung der hier für das Paket bezahlten Bestellgebühr — und ich werde

Digitized by Google

sofort nach Empfang dieses Portovorschusses einen Radfahrboten mit Ihren Stücken zur Post schicken. Hochachtungsvoll Karolus von Steppenberg geb. von Zoppelberg (mütterlicherseits). Kein Automobilverbrecher.«

Nach Einsendung von 90 Pf. für Porto, Weggeld und Emballagegebühr kam auf einer Karte die Antwort: »Die beiden Stücke sollen jetzt hier schön gelesen werden. Ich arbeite auch in einer Fabrik. Muß jeden Tag 10 Stunden arbeiten, habe drei Kinder, der Reihe nach. Für die 90 Pf. werde ich den Bubis Schokolade kaufen. Sind Sie damit einverstanden??? Ihr ergebenster Otto Fischer.«

Der humoristische Herr Karl Fischer, Otto Fischer oder Karolus von Steppenberg, geb. von Zoppelberg (mütterlicherseits) macht anscheinend eine ganz umfangreiche Propaganda und findet jedenfalls Dutzende, vielleicht Hunderte, welche in gutem Glauben ihre möglichen und unmöglichen Stücke mit je 5 Mark Prüfungsgebühr pro Akt einsenden. Angenommen — und es wird so sein — es laufen 200 bis 300 Manuskripte mit etwa 1000 Akten zusammen ein, so hat er eine Einnahme von 5000 Mark. Werden nun wirklich die 1500 Mark in drei »Ehrengaben« von je 500 Mark ausgeteilt, so wird er wohl diesen Betrag für den Druck der Werke beanspruchen, da im Prospekt ausbedungen ist, daß die prämiierten Werke in nötiger Buchzahl dem Verlag von den Verfassern zur Verfügung gestellt werden müssen.“

Franz Grosholz, Freiburg i. Br.

Wann werden die „alle“, von denen behauptet wird, sie würden es nie?

Strindbergs „Wetterleuchten“

Dresdner Theater

Von den „Dramen des Sechzigjährigen“ eins erlas man sich zur Totenfeier für den, der nicht weit in sein siebentes Jahrzehnt hinein leben durfte. Und sie bedeutete vielleicht die glücklichste Wahl, die möglich war, diese in Nachschwingungen vergangner Leidenschaften zitternde Dichtung der Sehnsucht nach „Ruhe des Alters“. Ein Werk wurde damit in Dresden Ereignis — und dank einer vortrefflichen, dem Geist des „Kammerspiels“ innerlichst angepaßten Darstellung und einem aufnahmewilligen Publikum zum tief nachhallenden Ereignis —, das Strindbergs Menschendarstellung in voller Reife zeigt. In der überzeugenden seelischen Feinfühligkeit und der Stärke des Geistigen, wie in der Schwäche der eigentlich gestaltenden Charakteristik fordert das Spiel förmlich heraus dazu, sich abermals über Strindbergs Wesen zu befragen. Selten ward wohl eine so verschwindend geringe Fähigkeit, ganze Charaktere zu schauen und aus der Fülle der Lebenswerte heraus ein Werk zu bilden, verbunden mit so viel dichterischer Fähigkeit sonst. Sieht man die Voraussetzungen dieser Dichtung — wie so vieler andrer Strindbergs — an, diese brüchigen Charaktere, diese lächerlichen Lebenslagen, dieses zage Lebenkünsteln und zwischen Selbstbetrug, Selbstzucht und Selbstsucht pendelnde Nichtstun, wie dürftig, wie nichtig mag da das Ganze erscheinen! Und zwischen den morschen Mauern doch welch schöner Reichtum an klugen Worten, an edler und tief erfahrener Menschenbehandlung, wieviel liebenswerte Güte und kluge Herzlichkeit neben Worten furchtloser Einsicht in die

Digitized by Google

Bitterkeit und den Wahn des Daseins. Eine wenig Zeilen lange Erzählung von einem Kind, das vor der Bosheit der Welt zum erstenmal schaudert, ruft kaltes Entsetzen in die Stille eines Greisenlebens, ein Aperçu von der Unnahbarkeit, die uns den Unbilden des Daseins entzieht, gibt eine ganze Psychologie der Schwäche und ihrer Sehnsucht, und legt zitternde Innerlichkeit bloß, die hinter Mauern formeller Beherrschung leidet.

Und ein Kenner der Bühne war hier am Werk. Der Bühne freilich, die Ibsen geschaffen hat und die er nur zu nutzen brauchte. Aber immerhin ein Beherrscher der leisen Spannungen, der allmählichen Belebung, der (vielleicht manchmal etwas aufdringlichen) sichtbaren Symbole, wie deren eins im Titel steht, doch auch ein Sucher der sorgsamsten Motivierung, die im Gewande der Alltäglichkeit die Tiefen des Ewig-Menschlichen darbieten will. Kaum, daß das Schleppende dieser nur geplauderten Szenen ohne Handlung wirklich empfunden wird anders denn als Alterstimmung, kaum, daß das Konstruktive dieser Dialoge als Mißklang fühlbar wird — so viel Sinn für die unmittelbar zwingende Gewalt der offnen Szene und der vollbeseelten Leibhaftigkeit hat dies alles belebt. Dadurch geschieht es, daß aus den tiefen Schwächen des Poeten fast Stärken werden — ein flackernd heißer Hintergrund — wenn auch nur für den ersten Eindruck. Daß dies alles sorgsam beachtet und mit überlegter Kunst herausgestellt wurde, machte die Dresdner Aufführung zur würdigen Gedenkfeier für den eigenwegigen Dichter und zugleich zum ehrenden Zeugnis für das hohe Streben der Bühne, die ihn so ehrte.

W. Sch.

Calderon-Fuchsens „Circe" und Wellals „Perdita"

Münchner Theater

Georg Fuchs läßt nicht locker; während der Reinhardtschen Okkupationszeit in den Hintergrund gedrängt, hat er nun seine alten Bühnenreformpläne mit unvermindertem Eifer wieder aufgenommen. Er hat selbst große Namen und hochtönende Programmreden für diese Reformideen, sieht man aber näher zu, handelt sich's dabei um gar nichts Besseres als um ein Instreffenführen der äußerlichsten Wirkungen aller Künste in varietémäßig buntem Wechsel, um eine neue Art von Ausstattungsstück, die zugleich Oper, Melodram und Feerie, Ballett und Pantomime, lebendes und totes Bild, Zirkus und rhetorisches Sprachkonzert, Mysterienspiel und Überbrettl sein möchte. Es ist kein Zufall, daß Fuchs auf den Gedanken kam, eines der höfischen Spiele des Calderon, und zwar sein phantastisches Circe-Festspiel „Über allem Zauber die Liebe" im Sinne dieser Reformideen zu bearbeiten und mit dem also entstandenen Wunderwerk, das, wurzelnd im sicheren Grunde literarhistorischer Ehrfurcht, seinen Wipfel kühn in die schwindelndsten Höhen modernster Moderne emporhöbe, die Sommerspielzeit des Künstlertheaters zu eröffnen. Bot doch jenes altspanische Spiel eine Fülle von Gelegenheiten zu malerischer, dekorativer und kostümlicher Schaustellung, zu Tanz und Pantomimenpose, zu musikalischen Effekten, zum Durcheinanderwirren historischer, anachronistischer und reinphantastischer Ausstattung, pathetischen Wortgedröhns und burlesken Spaßes, obendrein auch zur Befriedigung jener neuromantischen Vor-

Digitized by Google

liebe fürs klassisch Altgriechische, die Fuchs mit allen luftig räsonierenden Theaterreformlern der Gegenwart gemein hat. Nach der Probe, die er seinerzeit als Bearbeiter von Goethes „Faust“ lieferte, konnte man nicht hoffen, daß er bei der nötigen Kürzung des sehr ausgedehnten Calderonschen Originals das dichterisch Wert- und Reizvolle diesmal geschont hätte. In der Tat hat er wieder just die hübschesten Momente des höfischen Zauberstücks teils beseitigt, teils in einer Weise abgeflacht, daß ihnen die beste Wirkung genommen ist. Viel Substanz hatte die Sache schon im Original nicht, weder im Ernsten noch im Heiteren; die Moral des Calderonschen Spiels, daß der natürliche Zauber der Liebe mächtiger sei als alle widernatürliche Zauberkunst, ist bescheiden genug: aber in der Fuchsschen Bearbeitung zieht das Abenteuer des Ulysses im Reiche der großen Zauberin, ihr natürlicher Liebessieg über den erst so standhaften Helden, seine Wiedererweckung zur Tatkraft durch den mahnenden Geist Achills, seine Flucht und die Verzweiflung der verlassenen Circe rein äußerlich vorüber, bald rhetorisch und posierend, bald skurril parodierend, in hohlen Formen und Farben, ohne irgendwelche seelische Intensität, die fesseln und tiefer bewegen könnte. So daß es fast erheiternd berühren mußte, wenn Fuchs in seiner dem Theaterzettel beigedruckten programmatischen Einführung Calderons Circe als „eine der gewaltigsten, im Tiefsten erschütternden Tragödien“ der Weltliteratur pries. Wer von der Bühne nichts solid Nahrhaftes für Seele und Geist verlangt, sondern bloß einen wechselvollen Augenschmaus und Ohrenrausch, der konnte allerdings auf seine Rechnung kommen; Professor Hierl-Deronco, für die malerische Lösung der halb märchenhaft-phantastischen, halb barokken Aufgabe ganz der rechte Künstler, hatte als Entwerfer der Kostüme und Dekorationen für den Augenschmaus reichlichst gesorgt, auch die Regie Alfred Halms hatte keine Mühe gescheut, das Choreographisch-Pantomimisch-Plastische ganz im Sinne der Fuchsschen Ideen zu gestalten, und die bald wagnerianische, bald auch eigene Wege suchende Musik Eduard Künnekes wußte sich gleichfalls diesem Prinzip sinnlich illustrierender Wirkungen durchaus anzupassen. Der laute und unbestrittene Erfolg der Aufführung belehrte wieder über die Anspruchlosigkeit, mit der auch schon die große Mehrheit unserer Intellektuellen der dramatischen Kunst gegenübersteht.

Bald darauf sah man im Gärtnerplatztheater eine andere Uraufführung, die in diesem Zusammenhange Erwähnung verdient, weil auch ihre Veranstalter Prinzipien des Künstlertheaters übernommen haben. Hier handelte es sich um eine reine Pantomime. Ihr Urheber ist Kapellmeister R. Tiedemann, der Frekfas „Sumurun“ in London dirigierte und bei dieser Gelegenheit wohl Lust bekam, auch selbst dergleichen zu machen und zu verwerten. Als pseudonymer Herbert Wellal stellte er aus E. T. A. Hoffmanns Erzählungen ein „phantastisches Spiel“ in sieben Bildern und einem Vorspiel „Perdita“ zusammen und schrieb dazu eine nicht immer selbständige, nicht immer geschmackvolle, doch im ganzen zweckdienlich illustrierende Musik. Die Wirkung dieser Pantomime, deren Beginn und Ende Hoffmann im trink- und traumseligen Kreise seiner Freunde zeigt, ist vor allem durch den Mißstand

Digitized by Google

beeinträchtigt, daß, was die einzelnen, durch verschiedene Jahrhunderte führenden Bilder sinnvoll verbinden soll, weder ganz verständlich wird noch auch anschaulich in Erscheinung tritt. Verhältnismäßig am stärksten wirkt die pantomimische Konzentration der unheimlichen Geschichte von dem dämonisch-mörderischen Pariser Goldschmied Cardaillac, der seine Tochter ersticht, als sie ihren vornehmen Liebhaber vor seinem Dolche beschützen will. Doch konnte man gerade hierbei von der Melancholie der Tatsache berührt werden, ein seelisches Problem, mit dessen künstlerischer Gestaltung sich ein Charakterdramatiker von der Kraft und dem Ernst Otto Ludwigs beschäftigte, in einer Weise behandelt zu sehn, die in ihrer grellen und flachen Äußerlichkeit ganz nahe an Panoptikum und Kino herangerät. Vom Künstlertheater hat Tiedemann-Wellal die nur andeutende Dekoration übernommen, was aber gerade in seinem Falle, bei einer schlechten und rechten Ausstattungspantomime, die das Venedig des 14. und das Paris des 17. Jahrhunderts vorzuführen verspricht, mehr nur als Mangel wirkt. Außerdem war auch hier der Entwurf der Dekorationen und Kostüme einheitlich einem Künstler — Leo Pasetti — anvertraut. Tiedemann will mit seiner Truppe stracks nach London, wo sein „phantastisches Spiel" den Zuschauern noch dunklere Rätsel aufgeben wird als hier.

Hanns von Gumppenberg

Musikwissenschaft und Universität

Über dies bedeutsame Thema hat vor einiger Zeit ein noch wenig bekannter Musiker, Hugo Daffner, eine „Denkschrift" veröffentlicht, die vielleicht durch die Werbefähigkeit des bekannten Verlegernamens Breitkopf & Härtel in so manche Hand gekommen sein mag. Wird sie viel Gutes gestiftet haben? Der Verfasser tritt mit heftigem Wort für die Schaffung von Lehrstühlen, ordentlichen Professuren, für Musikwissenschaft ein und sucht deren Berechtigung nachzuweisen. Dafür wirbt er eingangs so: im Mittelalter habe man es „besser gewußt" als heute, wo so viel „Mißachtung" der Musikwissenschaft bestehe. Damals habe das Studium der Musik viel gegolten, habe man „nicht in herablassender Geringschätzung auf die musische Kunst herabgesehen". Man fragt wohl vergeblich, wer denn heute oder ob heute gar so viele Leute die musische Kunst gering achten. Das ist nicht der Fall, aber selbst wenn es so wäre, so hätte es doch gar nichts mit der Beachtung und Beurteilung der Musikwissenschaft zu tun. Man kann sogar ein inniger Freund ernster Musik und Musikpflege sein und in deren „Verwissenschaftlichung" dennoch auch eine Gefahr sehen.

Was aber sollen uns überhaupt Professuren für Musikwissenschaft, und was sollen die Schüler der mit ihnen zu erwartenden Professoren tun? Daffner antwortet darauf mehreres.

Die Musikwissenschaft, meint er erstens, habe „gerade so viel Berechtigung wie die Wissenschaft der Philosophie, Literatur, bildenden Kunst usw. Auch sie ist in erster Linie Selbstzweck wie jede andre theoretische Wissenschaft." Das klingt recht kernig und stolz, und ein Körnchen Wahres liegt sicher darin. Doch trifft es bei weitem nicht voll zu. Denn die Musikwissenschaft als Ganzes wird zu erheblichen Teilen von andern Wissenschaften gespeist; zum Beispiel

Digitized by Google

schaffen Physik, Psychologie (Ästhetik) und Physiologie die Theorien der Erzeugung und Aufnahme von Tönen und Kunstwerken. Was von Musikwissenschaft übrig bleibt, ist, abgesehen von der Musiktheorie, die zu lehren wohl Musiker genug da sind, Philologie einer bestimmten Art. Die braucht man gewiß nicht geringzuschätzen, für sie als wissenschaftlichen Selbstzweck reichen aber die wenigen Lehrstühle von heute im Verein mit der Privatarbeit so mancher Gelehrter doch wohl aus, wenn man nicht ein ganz unnötiges Prestissimo im Fortschritt dieser für unser lebendiges Leben nicht eben allzu bedeutsamen Arbeit erzwingen will. Den Selbstzweck in Ehren, aber staatliche Gelder, Steuerzahlergelder sind letzten Endes nicht zur überflüssigen Vermehrung der Selbstzweckarbeit, sondern zunächst zur förderlichen Bildung der Jugend da; und ob gerade die lebendige Jugend auch nur in musikalischer Beziehung durch ein Dutzend Professuren gefördert würde, steht wohl noch dahin.

Daffner verlangt zweitens zur kunstgerechten (er sagt: „regelrechten") Darbietung älterer Musik wissenschaftliche Bildung der leitenden Ausübenden, also vor allem wohl der Kapellmeister. Noch weniger als das erste scheint mir dies Argument stichhaltig. Sehen wir ab von den Streitigkeiten, die trotz aller Wissenschaft immer wieder um Einzelheiten der Ausübung entbrennen — wie wichtig oder unwichtig ist denn überhaupt die ganze Frage, ob wir „ältere Instrumentalmusik" „regelrecht", das heißt oft: mit kleinen, dem Laienohr kaum sehr fühlbaren Verfeinerungen der Ausführung oder ohne sie hören? Man frage die Tausende, die von Bachscher oder Händelscher Musik erhoben und beglückt wurden, ob sie von jenen „Regeln" etwas ahnten und ob sie eine Nichtachtung dieser oder jener schmerzte. Und doch hatten sie reinen Genuß, und die lebendige Kunstwirkung hatte also nicht gelitten. Mir scheint, Daffner gibt sich hier dem so oft begegnenden Irrtum hin, daß die Forderungen speziell ausgebildeter, noch dazu historischer Feinfühligkeit auch die lebendiger Kunstpflege seien. Freuen wir uns doch, daß solche Abgelenktheit des Interesses auf *Nebensachen* noch nicht allzu weit verbreitet ist!

Zum dritten wünscht Daffner in die Musikabteilungen großer Bibliotheken Fachgelehrte. Auch mir erscheint Sachkenntnis ohne fachliche Beschränktheit natürlich für diese Posten wünschenswert. Es fragt sich nur, ob zur Ausbildung der weniger erforderten Männer nicht die bestehenden Gelegenheiten ausreichen. Mir scheinen sie *bei weitem* zu genügen, und viel übler wäre ein musikwissenschaftliches „Proletariat" als eine gewisse Beschränkung dieser ganz spezialisierten Bildungmöglichkeiten.

Viertens wünscht Daffner für Konservatorien und Musikschulen wissenschaftliche Lehrer der Musikgeschichte. Dafür trete auch ich ein. Ich wundre mich nur über Daffners Worte: „Heutzutage, wo an den großen Universitäten jährlich eine immerhin stattliche Anzahl junger Akademiker das musikwissenschaftliche Reifezeugnis erhält — heutzutage darf man nicht mehr Laien statt Fachleute dazu (zu historischen Lehrvorträgen) berufen." Wenn es schon so viele gibt, wozu dann noch neue Lehrstellen? Und noch eins: wenn manche Direktoren und Schulleiter einen orientierten Dilettanten einem schwergelehrten Fachmann

Digitized by Google

vorziehen, so tun sie das nicht allein aus Dummheit und Faulheit, sie wissen vielmehr, wie oft solche Gelehrte des lebendigen Zusammenhangs mit der Forderung des Tages ermangeln, wie leicht sie der Jugend lästig werden (die ja nicht selbst wissenschaftlich gebildet, sondern nur auf Grund wissenschaftlich erworbenen Wissens belehrt werden soll), wie oft der Gelehrte also in dieser Weise dann fehl am Ort ist. Sollten wir bei aller Achtung vor der Wissenschaft das nicht ruhig zugeben, und hat nicht jeder von uns, wohl auch Hugo Daffner, schlimme Beispiele wissenschaftlicher Lebensfremdheit erlebt?

Was Daffner ferner für den Konzertbetrieb, für die Opernbühne vom Gelehrtentum erwartet, Verfeinerung des Stilgefühls, größere Berücksichtigung der ferner liegenden Musikliteratur, das scheint mir etwas zu viel gehofft. Diese Dinge hängen von der Gunst der Verhältnisse, von der Strebsamkeit und der Veranlagung des einzelnen Leiters und Unternehmers ab — vermehrtes Wissen hilft da nicht; ganz abgesehen davon, daß dieses Wissen ja auch den Maßgebenden zugeleitet werden kann, ohne daß sie selber die Universität besucht haben.

Endlich und letztens wünscht Daffner musikwissenschaftliche Heranbildung der Musikkritiker an Zeitungen und Zeitschriften. Hier scheint er mir zu einseitig zu betonen, daß es gelegentlich „gewissenlose Referenten“ und „kleinliche Parteinahme“ gibt. Und wenn er meint: „nur wer weiß, wie die Verhältnisse früherer Zeiten ausgesehen haben und wie sich daraus der heutige Stand entwickelt hat, wird über kleinliche Parteinahme erhaben sein, wird nicht einer verderblichen, kurzsichtigen Rückwärtserei zuschwören ...“, so behauptet er einiges, was minder historisch Vorgebildeten als ihm umgekehrt zu liegen scheint. Was bildet denn im Kunstleben ganz allgemein den Rückhalt der „Rückwärtserei“, wenn nicht der gelehrte Alexandrinismus und das stets zum Urteil schon fertige „historische Wissen“? Und sollte es keine „kleinliche Parteinahme“ in historisch gebildeten Kreisen geben? Ich glaube Beispiele vom Gegenteil zu kennen. Moralischer Anstand ist eine Angelegenheit des Charakters, nicht der historischen Bildung. So sehr erwünscht uns unter andern auch das Urteil fachwissenschaftlich Gebildeter ist — seien wir froh, daß unsre Musikkritik als eine in den Tag und das Leben wirkende Macht im ganzen noch nicht geschichtwissenschaftlich determiniert ist! Wären die Musikhistoriker zum Beispiel die rechten Leute gewesen, einen Richard Wagner erfassen zu lehren?

Da liegt nun der beträchtliche Abgrund, der mich von Daffner scheidet: an die verschiedensten Stellen des Lebens wünscht er Fachgelehrte, wo ich lebendige, vielseitige, künstlerische Menschen, meinetwegen sogar Menschen mit wissenschaftlichen Schwächen, lieber sähe. Das gilt auch für die Universitäten! Es gibt ja schon Fachgelehrte auch für Musik, gibt ihrer in Berlin, Leipzig, München und anderswo, gibt genug. Nicht genug dagegen gibt es, so glaube ich, an den Universitäten Männer, die durch einen lebhaften Vortrag, am besten mit vorgeführten Beispielen (auch längeren) die Hörer in ästhetisch vollwertigen Zusammenhang mit diesen oder jenen Teilen der Musikgeschichte bringen. Statt der nur für Spezialisten

Digitized by Google

wichtigen Vorlesungen oder mindestens neben ihnen und mehr als sie wären solche zu wünschen, die alles nur Historische, künstlerisch Leblose oder Halblebendige übergehen und das Lebendige leichtverständlich, fesselnd, zwar auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnis aber vor allem mit künstlerischer Intuition und künstlerischen Mitteln darstellten. So, daß auch viele andre Studenten, nicht allein künftige zünftige Musikwissenschafter diese Darbietungen ohne einzuschlafen, froh und mit Gewinn hören könnten! So würde für die Kunst mehr getan als durch fünf neue ordentliche Professuren. Für die Kunst, für die Kultur, vielleicht nicht für die Wissenschaft als Bearbeiterin, aber dafür, daß der Wissenschaft immer neues Material aus dem Leben zuwachse.

Hugo Daffner ist freilich auf „Schöngeister", „Liebhaber", „Musikschriftsteller", „Essays" usw. sehr schlecht zu sprechen. Mit einem Ton, der fast persönlich gereizt scheint, malt er einzelne Fälle ohne Namennennung aus, zeigt er sich skeptisch gegen allzu ausgebreitete „ausübende Tätigkeit" der Professoren, besteht er auf den Beweisen wissenschaftlicher Potenz in Gestalt von Dissertationen usw. Mir scheint aus alledem hervorzugehen, daß wir hier wieder einmal ein Beispiel haben, wie tief uns allen die Überschätzung des gedruckten Wortes, des Papierenen, des bloßen Wissens im Blute sitzt. Auch Daffner fordert „Vollblutmusiker" — aber sieht er denn nicht, daß ein Vollblutmusiker nur in allerseltensten Ausnahmefällen all die Bedingungen erfüllen kann, die einen „wissenschaftlich vollwertigen" Philologen ausmachen? Daß es von diesen wenigen Ausnahmen noch nicht der zehnte im Betrieb der Forschung aushalten wird, weil er gerade ihn — langweilen muß? Und daß anderseits wissenschaftlicher Geist, das heißt Sachlichkeit der Gesinnung, Freiheit von Vorurteilen, Klugheit im Schließen und methodisches Arbeiten im Dienste der Erkenntnis weder durch eine Habilitationsschrift erwiesen noch durch fünfjähriges Studium eingeimpft wird?

W. Sch.

„Kinder-Operetten-Ensemble"

„Wiener Kinder-Operetten-Ensemble" nennt sich eine reisende Theatergesellschaft, die, von Österreich ausgegangen, seit einiger Zeit auch im Deutschen Reiche (in der Pfalz, in Lothringen, in der Rheinprovinz, in Hessen-Nassau) gastiert. Die darstellenden Mitglieder dieses Ensembles sind Kinder im Alter von etwa 14 bis 16 Jahren. Von ihnen werden moderne Operetten (darunter z. B. Hervés „Mam'zelle Nitouche"!) in unveränderter Originalfassung öffentlich zur Aufführung gebracht. Daß dieses Unternehmen, künstlerisch wie menschlich angesehen, die schärfste Verurteilung verdient, darüber kann unter klar denkenden und human empfindenden Menschen kein Zweifel sein. Es ist unausbleiblich, daß Knaben und Mädchen in den Entwicklungsjahren bei einer derartigen „künstlerischen" Betätigung an ihren Stimmen und darüber hinaus an ihrer ganzen körperlichen und sittlichen Gesundheit den schwersten Schaden erleiden müssen. Den betreffenden Behörden ist, wie es scheint, bisher keine gesetzliche Handhabe zum Einschreiten gegeben, da keines der Kinder (nach der Behauptung des Direktors) mehr schulpflichtig ist. Es bleibt also denen, die über die Geschmack- und Gewissenlosigkeit die-

Digitized by Google

ses Unternehmens empört sind, nichts anderes übrig, als ein öffentlicher Appell an den gesunden Sinn und das menschliche Gefühl des deutschen Publikums. Die Unterzeichneten hoffen, daß es nur eines Wortes der Aufklärung, ja nur der Aufforderung zum Nachdenken bedarf, um im Theaterpublikum einer jeden, auch der kleinsten deutschen Stadt die Überzeugung zu wecken, daß es nichts anderes heißt, als sich zum Mitschuldigen des Unternehmens machen, wenn man, durch ein oberflächliches Sensationsinteresse verlockt, diese unwürdige Sache durch Besuch der Vorstellungen unterstützt.

So lautet der „Protest" einer Anzahl von urteilsfähigen Männern. Wird er helfen? Wir unserseits sehen in dieser Sache einen so schweren öffentlichen Unfug, daß wir meinen: Wenn das Verbieten nach den heutigen Gesetzen nicht angeht, so müssen für solche Fälle die Möglichkeiten dafür geschaffen werden.

Wir sind durch Theorien bestechbar

Zur Eröffnung der Kunstausstellungen

Die weitaus meisten Menschen sind in ihrem Kunstgenuß durch Theorien bestechbar. Das will sagen: wir sind im wissenschaftlichen Zeitalter so sehr gewohnt, alle Dinge, alle Wirklichkeit, geschweige alle Kunst an Theorien zu messen und zu werten, daß wir unsre wirklichen Empfindungen gegenüber einem Kunstwerk sehr selten auch nur kennen. Wir sind gar nicht gewohnt, uns zu uns selbst zu bekennen.

Ein unkultiviertes und unkritisches Hängenbleiben an ersten völlig zufälligen Stimmungseindrücken zwar ist häufig genug. Es ist auch laut genug. Es ist der Schrecken der Ausstellungen. Die bedauernswerte Karikatur einer schönen, ja ehrfurchtgebietenden Bescheidenheit, die sich zu ihren Torheiten oder Unwissenheiten in Ruhe bekennt.

Dies also ist nicht gemeint. Es handelt sich um etwas anderes. Wir denken zu Vergleich und Veranschaulichung an ethische Fragen. Es ist die fast allein herrschende Auffassung, daß Ethisch-Handeln ein Handeln nach möglichst festen Grundsätzen sei. Was doch bei Lichte betrachtet gerade das Charakteristikum des Handelns der Unerwachsenen sein möchte. Die Voraussetzung besteht aber ungeschwächt weiter — und man wertet darnach —, daß Handlungen und Menschen um so sittlicher seien, je leichter sie sich als Beispiele für bestimmte sittliche Grundsätze betrachten ließen.

Ganz ähnlich sind wir nicht gewohnt, uns vor den Kunstwerken zu fragen: Was für Empfindungen haben sie mir in Tat und Wahrheit gegeben? Wie haben sie mich berührt? Wie haben sie auf mein Lebensgefühl eingewirkt? Wie auf meine Auffassung von Welt und Dingen? Alles dies nicht durch Gedanken, die mir der Gegenstand nahebringt, rein als Gegenstand — zum Beispiel, daß ein Kürassierhelm kriegerische Gefühle, ein Christusgesicht religiöse Vorstellungen weckt —, sondern sozusagen suggestiv, rein durch die Form, die die Vision des Künstlers gewonnen hat.

Wir kommen vielmehr mit unsrer Theorie — die nicht voreilig oder schlecht zu sein braucht — und mit dem Interesse auf die Theorie gerichtet vor die Kunstwerke. Die aber, wenn sie etwas wert sind, sind eifersüchtige Götter.

Digitized by Google

Mit dem Herzen bei der Theorie sehen wir die Bilder an, und es kann nicht ausbleiben, daß sie sich ganz von selbst darnach ordnen, wie sie zur Theorie stehen. Was die Theorie bestätigt oder auch berichtigt oder erweitert, erscheint uns wertvoll, was der Theorie oder dem theoretischen Interesse nichts sagt, erscheint uns als nichtssagend.

Manchmal kann man bei sich feststellen, wie ein starker Eindruck sich gegen das Urteil der Theorie wehrt. Entweder, daß ein Werk sich gegen unsre Vorurteile in unsrer Phantasie und Erinnerung durchsetzt. Wir verurteilten es, aber es stand in uns auf. Oder auch umgekehrt, es kam unsern ästhetischen Anforderungen entgegen, es begeisterte uns. Nach Jahr und Tag bemerken wir, daß uns das Andenken an das Werk belästigte und beschämte.

Könnte man irgendwie Fürsorge treffen, zu hören, was die Werke unserm unbewachten Innern sagen? B

Die Kunstausstellung in Dresden 1

Es ist jetzt schon ein halbes Menschenalter her, seit man in Dresden der Kunst der Gegenwart die Möglichkeit zum Auftreten in geschlossener Reihe und in künstlerischem Rahmen schuf. Damals waren die Sezessionen noch frisch, und der Kampf zwischen Alt und Jung, wie man den Gegensatz zwischen ihnen und den offiziell anerkannten Verbänden ebenso kurz wie oberflächlich bezeichnete, gab allen Ausstellungen einen gewissen kriegerischen Reiz. In Dresden sah es nicht ruhiger aus als anderswo. Wer aber in dem Glauben hierher kam, man könne das Durcheinander der Kräfte im Spiegel der sommerlichen Bilderkongresse einigermaßen klar erkennen, sah sich getäuscht. Man konnte nicht sagen, die Härten seien etwa vorsorglich abgeschliffen; sondern man nahm den Eindruck mit weg, daß hier mit besonders geschickter Hand das für die Entwicklung Wesentliche zusammengefaßt, das Gleichgültige ausgeschieden, das Bedeutende ins rechte Licht gerückt sei. Das Geheimnis lag aber nicht weniger in dem, was geboten, als in der Art, wie es gezeigt war. Die Kunst des Ausstellens hat nirgends glänzendere Triumphe gefeiert als in Dresden. Man hat über die Gefahren einer allzu bewußten Regie viel geredet, hat den Hang zur Veräußerlichung in unsern Kulturtendenzen gerade hier mit beunruhigender Deutlichkeit zu spüren gemeint, hat die Sucht nach dem Clou zornig angegriffen. Sicherlich: eine schlechte Sache wird nicht besser, wenn man ihr ein schillerndes Mäntelchen umhängt. Und Kunstausstellungen sind Absurditäten, weil ein Kunstwerk nun einmal ein Einzelwesen ist und kein Herdentier. Das sind verzweifelte Wahrheiten. Wie aber auch der ehrlichste Weltfriedensfanatiker zugeben muß, daß ein mit allen technischen Finessen durchgearbeiteter Dreadnaught mehr allgemeine Werte hat als ein alter Küstenkreuzer, so wird auch auf der Wage der feinsten Kultursehnsucht die in sich schön und lebendig gestaltete Ausstellung schwerer wiegen als der alltägliche Bildermarkt. Letzten Endes aber entscheidet auch hier neben dem Geschmack die finanzielle Überlegenheit. Wenn sich die Kosten der Aufmachung mit den Überschüssen des Unternehmens decken, ist die Rechnung rund und glatt. Der Vorhang schließt sich, das Publi-

Digitized by Google

kum geht heim: war das Stück es wert, wer wird dem Theatermeister die teueren Kulissen, die reichen Kostüme verübeln?

Auch heuer dürfte der ruhigdenkende Kunstgast in Dresden keine Enttäuschungen erleben. Die Räume, die schon so viele Masken getragen haben, zeigen wiederum ein neues Gesicht mit eigenen und teilweise imposanten Zügen. Was die Raumkünstler, voran die Brüder Georg und Max Wrba, der Bildhauer und der Architekt, und Georg H. von Mahenburg tun konnten, um die Kunstwerke würdig und wirkungsvoll unterzubringen, haben sie getan. In der großen Plastikhalle nur scheint der Raum, der in Aufbau und Abmessungen einem guten Vorbild nachstrebt, Selbstzweck geworden zu sein. Die Bildwerke sind in die Seitenkabinette und -Galerien mehr eingezwängt als verteilt, die verschiedensten Formate oft recht störend durcheinandergewürfelt. In den Bildersälen herrscht bei weitem mehr Harmonie, wenn auch hier Ungeschicklichkeiten nicht ganz vermieden sind. Warum zum Beispiel die Berliner Sezession ihre Bilder sämtlich bis auf den Wandsockel herunterschiebt, die Österreicher in einem Saal die ihren mit der oberen Bildkante, statt, wie es erprobter Brauch ist, mit der unteren in eine Linie bringen, ist nicht einzusehen. An Vornehmheit der Flächenbehandlung haben Stuttgart und Karlsruhe diesmal alle anderen übertroffen. Ein Saal mit Frauenbildnissen der beiden letzten Jahrhunderte schiebt sich ziemlich unorganisch ein, und die beiden Räume der Werkstätten sähe man lieber in engerem Zusammenhang mit dem Kunstgewerbe. Bei diesem gibt das Porzellan den Ton an, und im Wettkampfe der Manufakturen fällt diesmal der Kranz an Meißen: ich kann mich nicht erinnern, das altehrwürdige Institut mit einem solchen Reichtum an farbig und formal eigenartigen und vollendeten Arbeiten auf dem Plan gesehen zu haben. Hier ist zweifellos ein neuer Boden gewonnen, auf dem weiterzubauen sicheren Erfolg verspricht.

Mit der Abteilung für „Monumental-dekorative Malerei", wie der offizielle Titel lautet, hat man sich auf ein Feld gewagt, das reicher an Problemen ist als die meisten der Kunstprovinzen sonst. Einer begrifflichen Analyse der Monumentalität ist man ja dadurch ausgewichen, daß man ihr gleichsam beschwichtigend die schmiegsamere dekorative Schwester beigesellte. Und man hat klug damit getan. Denn so sehr man sich auch bemüht hat, den hier vereinigten Bildern meist großen Formates den Staffeleicharakter dadurch zu nehmen, daß man sie in die verputzte Wand fast ohne Rahmen einließ: Es ist doch nicht gelungen, dadurch den Zusammenhang mit der Architektur, mit dem Raum überall innerlich zu begründen. Überlebensgroße Gestalten in gewaltsam vereinfachter anatomischer Gebarung erscheinen auch dann an sich noch nicht monumental, wenn sie sich in ihrer farbigen Erscheinung ausgeprägter Naturfremdheit erfreuen. Das Wesentliche kann hier nur in der Gleichmäßigkeit des inneren Rhythmus mit dem des Gesamtraumes liegen, von dem sie ein Teil sind und zwar ein organisch notwendiger Teil, der ohne Schaden für das Ganze nicht wegzudenken ist. Diesen Rhythmus aber spürbar zu machen, wäre gleichbedeutend mit der Errichtung eines eigenen Saales für jedes dieser Wandbilder. Es liegt hier

Digitized by Google

also eine Aufgabe der Ausstellungstechnik vor, die nahezu unlösbar ist. Bei solcher Begrenzung des ästhetisch Möglichen müssen natürlich Leistungen mittleren Ranges schwerer leiden als solche, die in der Kraft und Fülle selbsterrungener Größe prangen. Ein Stempel, den mit ganzem Rechte nur die Arbeiten von Hodler und Egger-Lienz tragen. Des Ersteren Entwürfe zu dem „Rückzug der Schweizer von Marignano“ im Züricher Museum darf man vielleicht die einzigen historischen Monumentalbilder großen Stiles nennen, die der germanischen Kunst unsrer Zeit entwachsen sind. Die beiden alpinen Bilder wirken weit schwächer: ein illustratives Thema, das in einem graphischen Blatte erschöpft werden könnte, mit Gewalt in die kolossalen Maße hinaufgerissen. Solche Fehlgriffe im Format, wie sie sonst auch mehrfach begegnen, liegen dem Stile von Albin Egger-Lienz fern. Der Künstler ist wie Hodler ein Sohn des Gebirges. Wenn er seine Tiroler Bauern malt, geht er mit einer seelischen Größe zu Werke, die etwas Alttestamentarisches hat. Alle Äußerlichkeiten an Tracht und physiognomischer Sonderart sind als solche überwunden und zu Trägern einer Leidenschaft erhoben, die gerade in der Ruhe und Sammlung am furchtbarsten wirkt. Das sind nicht Literaturbauern, die ihr ethisches oder politisches Programm in künstlich knarrenden Sentenzen auf der Zunge tragen, sondern wahrhafte Söhne und Töchter einer im Kampf mit Gott und der Natur gestählten Rasse, erschütternde Inkarnationen einer künstlerischen Inbrunst, die erst durch den Zusammenhang mit dem Volkstum die Kraft zu dem ganz großen Stil gewinnt. Neben diesen beiden, Hodler und Egger-Lienz, tritt alles andre zurück. Einer malt ein Stilleben in überlebensgroßen Formen, einer bedeckt eine große Wand mit bukolischen Nacktheiten in hellen, flimmernden Aquarelltönen, einer sucht in grelleuchtenden Farbenmassen den Materialreiz byzantinischer Mosaikbilder nachzuzaubern, einer betet Grecos langgezogene Gestalten und wild überhitztes Kolorit nach — und bleibt dem Monumentalen wie dem Dekorativen gleich viel schuldig. Otto Gußmann und seine Schüler, unter denen Karl Schulz am meisten Eignes bringt, bieten kräftige und ihrer Wirkung bewußte Kunst, Louis Corinths dreiteiliges Altarbild, hier auseinandergerissen und zum Wandbild gestempelt, zeigt einen Ernst, der dem künstlerischen Charakter seines Meisters sonst fremd ist. Stucks Friese aus dem deutschen Reichstag, einst als Märtyrer parlamentarischer Kunstbeschränktheit hochberühmt, sind gleich harmlos im Guten und Bösen. Aber die bitterste Enttäuschung ist diesmal mit Max Klingers Auftreten verbunden. Man wird es glauben, wie schwer es uns ankommt, gerade an dieser Stelle das auszusprechen. Zu dem „Doppelzimmer und ca. 60 Malereien“, wie es der Katalog enigmatisch bezeichnet, geben uns nur die Bronzeköpfe von Lamprecht und Steinbach eine Vorstellung von dem, was Klinger uns sein kann. Das andere, diese Mischung von impressionistischen Naturstudien und dekorativ gedachten Pinselübungen mit einer hilflos tastenden Architektur zu einem Raumganzen von unsagbarer farbiger Verworrenheit, kann den, der Klingers Größe begriffen hat, wahrhaft melancholisch machen. Wir hüten uns,

Digitized by Google

in unser aller eigenstem Interesse, diese Entgleisung schon tragisch zu nehmen. Aber wir klagen diejenigen an, Menschen oder Verhältnisse, die den Meister des Parisurteils nicht hinderten, derartige — Menschlichkeiten bei solchem Anlaß der stets zu hartem Augenblicksurteil bereiten Menge preiszugeben. Erich Haenel

Insektenmassenjagd und Naturfreude

Naturschutz

Es gibt eine Monatsschrift, die sich „Für Naturfreunde" nennt, für Schüler gedacht ist und sicher auch viel von ihnen gelesen wird. In ihrer Mai-Nummer nun bringt sie ein „Preisausschreiben zum Sammeln von Käfern". Wer die meisten verschiedenen Käferleichen einschickt, wird mit einem „Mikroskop im Wert von 36 M. prämiiert". Kleinere Preise gibt's auch noch. „Die Käfer müssen zu diesem Zweck gesammelt" sein.

Sind sich die Preisausschreiber wirklich nicht klar darüber, was sie damit anrichten? Sie wollen, sagen sie, „hinaus in die freie Natur führen und zu scharfer Naturbeobachtung anhalten". So hübsch das klingt, es bleibt doch immer nur Mittel zu dem Zweck, das warmherzige Interesse an der Natur zu wecken und zu steigern. Wer aber Käfer massenhaft sammelt, dessen Interesse haftet in den allermeisten Fällen an sehr Unwesentlichem: daran, eine große Menge von Arten aufgespießt vorzeigen zu können — ob Käfer oder Reklamemarken ist eigentlich Nebensache. Man erinnere sich freundlichst an die Zeit der eigenen Sammelwut. Reizt man zu solcher nun gar eine große Zahl junger Menschen durch Verheißung von Preisen, und gleich von 15 Preisen auf einmal, so muß ja eine herzlose Ausplünderung der Natur die Folge sein. Es betätigen sich dabei auch nicht nur die Wettbewerber, sondern sie lassen gute Freunde gegen allerlei Versprechungen tüchtig mitwirken. Können wir damit zufrieden sein in einer Zeit des „Naturschutzes"?

Aber die einzige unerfreuliche Folge ist das auch noch nicht. Mir erklärte ein Junge, kurz nachdem er das Preisausschreiben gelesen: er wisse doch, wie er auch ohne Sammeln bequem viel Käfer kriegen könne, auch seltene. In Berlin gäbe es eine Stelle, da wären sie billig zu kaufen; da wollte er nun auch Verwandte in Bewegung setzen, um ihm beim „Sammeln" zu helfen. Auch eine „Hinausführung in die freie Natur".

Fritz Müller-Stendal

Vom Referendum

Gesellschaft

Für und Wider

Ein Gegner des Referendums schreibt uns:

„Die Möglichkeit des allgemeinen Wahlrechts beruht auf folgendem Mechanismus: eine Mehrheit regiert. Solange sie gut regiert, behauptet sie ihren Besitz. Regiert sie schlecht, so äußert sich das mit der Zeit in wirtschaftlichen, sozialen und politisch-ethischen Mißständen, die jeder einzelne Wähler in seiner Weise spürt. Die Folge ist: Unzufriedenheit, Wachsen der Opposition, andere Mehrheitsbildung, andere Regierungsweise — solange nun wieder mit befriedigendem Erfolge regiert wird. Dieser Mechanismus funktioniert auch ohne staatsbürgerliche Kapazität der Wähler, solange nicht Korruption und Demagogie ihn verwirren. Anders das Referendum:

Es verlangt von dem durch seine Stimme Entscheidenden positive

Digitized by Google

Einsicht in die ihm vorgelegte Frage. Es setzt staatsbürgerliche Einsicht voraus; dort ist staatsbürgerliche Einsicht nur wünschenswert, hier ist sie notwendige Voraussetzung. Dort also kann man sagen: die Wahlen geben gute Gelegenheit zur staatsbürgerlichen Erziehung; ist sie nicht da, so geht es zur Not auch so, wenn auch nicht so vollkommen. Hier muß man sie verlangen, denn sonst kommen geradezu schädigende Entschlüsse zustande.

Beispiel: Die Erbschaftssteuer der Regierung wird abgelehnt, ein Referendum darüber beschlossen. Alsbald beginnt — nicht sachliche Aufklärung, sondern Bekämpfung oder Förderung des Gedankens durch die Parteien nach ihren besondern politischen Zielen. Konservative und Zentrum würden alles gegen sie mobil machen, die Liberalen würden für sie agitieren. Die Sozialdemokraten aber würden vielleicht, obwohl sie für die Erbschaftssteuer sind, doch gegen sie agitieren, um dem Staat die Mittel für Heer und Flotte zu versagen oder um das Ministerium zu stürzen usw. Folge: eine gerechte Steuervorlage fällt genau so durch wie im Reichstag, nur daß größere Mittel vertan sind. Zu beachten wäre dabei, daß staatsbürgerliche Erziehung und staatsbürgerliches Verantwortlichkeitsgefühl viel leichter gegeben werden können in den kleinen schweizerischen Kantonen, als in einem großen Reiche, das Polen und Schwaben, Bayern und Friesen umfaßt und viel schärfere soziale Zerklüftung zeigt.

Zu diesen mehr prinzipiellen Einwänden kämen noch die folgenden praktischen.

Eine Reichstagswahl findet durchschnittlich ungefähr alle vier bis fünf Jahre statt. Durch das Referendum aber würde der Wahlkampf in Permanenz erklärt. Die Parteien müßten jeden Augenblick auf die Befragung des Volkes gerüstet sein, also sich eine viel größere Rüstung von Parteisekretären, Parteiblättern, Parteiversammlungen usw. anschaffen. Ferner: der Kampf um bestimmte einzelne Fragen, die bestimmte Interessen berühren, würde viel heftiger werden als der um allgemeine Gedanken und Aussichten. Beides würde uns in den Zustand andauernder politischer Beunruhigung versetzen. Um ein Beispiel zu geben: für die letzte Wahl haben die Konservativen allein in einem kleinen preußischen Wahlkreis mit etwa 27—28000 Wahlberechtigten weit über 50000 Mark bezahlt, ganz abgesehen von dem Ankauf einer Zeitung und anderem. Der Aufwand und die Beunruhigung, die das Referendum mit sich bringen würde, stände auch dann kaum im rechten Verhältnis zu seinen wirklichen Vorteilen, wenn es nur auf mittelbare Initiative aus dem Volk heraus nach Sammlung einer bestimmten Anzahl von Stimmen beschlossen werden könnte.

Oder soll bei uns Bundesrat und Reichstag darüber entscheiden, wann das Referendum zu stellen sei? Bundesrat und Reichstag? Alsbald würde die Mehrheit im Reichstag als beata possidens Referenda, die ihm unbequem sind, einfach ablehnen. Es bliebe also alles beim Alten. Oder soll das Referendum durchgehen, wenn eine Minorität von einem Drittel oder einem Viertel im Reichstag dafür wäre? Nach unseren historisch gegebenen Parteiverhältnissen wird die Opposition in der Regel über

Digitized by Google

eine solche Minderheit verfügen. Vermöge der Festigkeit der Parteibestände kann es sich bei unseren Majoritätsbildungen nur um das Schwanken von etwa zwei Dutzend Mandaten handeln. Es würde also *jedes* Referendum durchgehen. Würde aber *jedes* Referendum der Regierung ans Volk durchgehen, so wäre das dasselbe wie wenn man einfach bestimmte: Der Bundesrat allein entscheidet, wann das Referendum zu stellen ist. Damit wäre eine *Ausschaltung des Reichstags* in den politisch wichtigsten Fragen gegeben. Das Parlament würde nur noch die laufende Arbeitsmaschine für Haushaltsbewilligung sein. Die großen Probleme würden direkt zwischen Regierung und Volk zur Verhandlung und Entscheidung kommen. Die Parteiagitation würde sich fortan mehr auf das Referendum als auf das Parlament einrichten. Eine derartige praktische Ausschaltung des Parlamentarismus scheint aber gegenwärtig und für absehbare Zeit nicht wünschenswert. Denn die Wähler im weiten Reich stehen den großen Fragen nicht so nahe wie die in kleinen Kantonen, es fehlt ihnen das enge Gemeinschafts- und Verantwortlichkeitsgefühl. Wenn's hochkommt, haben sie es ihrer Partei gegenüber."

Ein *Freund* des Referendums antwortet darauf:

„Was erfordert mehr staatsbürgerliche Einsicht: über einen bestimmten, allgemeine Interessen betreffenden Gesetzvorschlag abzustimmen oder darüber, ob ein Mitglied dieser oder jener Partei im Parlament während einer kommenden Legislaturperiode uns vertreten soll? Im ersteren Falle braucht sich der Wähler nur über eine genau umschriebene einzelne Frage zu unterrichten oder unterrichten zu lassen. Um zu wissen, bei welcher Partei er am besten fährt, muß er nicht nur über alle wichtigen staatsbürgerlichen Fragen Bescheid wissen — da er sonst die Bedeutung eines Parteiprogramms nicht verstehen, dessen Wert für sich nicht einschätzen kann —, sondern er muß auch die Vergangenheit einer Partei gut kennen, um Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, ob sie ihm vertrauenswürdig ist. Auch dann weiß er freilich noch nicht, was er an der Partei, für die er stimmte, wirklich hat. Sie kann in wichtigen Angelegenheiten, in denen er sich ganz genau auskennt, gegen seine Interessen und Wünsche entscheiden. Trotzdem wird er bei den nächsten Wahlen für sie stimmen müssen, denn abgesehen von der Schwierigkeit, den Gesamtcharakter und die Vertrauenswürdigkeit einer *andern* Partei kennen zu lernen — es gibt eine Menge weiterer wichtiger Angelegenheiten, in denen ihm seine bisherige Partei am nächsten steht. Das Referendum hat den großen Vorzug, daß es *zur Volksaufklärung zwingt*, während das bloße Vertretungssystem eher dazu verleitet, in den Wahlkämpfen die Geister zu verwirren. Es läßt sich viel leichter in Hinsicht auf das *künftige Verhalten* einer Partei mit allgemeinen Redensarten und Versprechungen ein X für ein U machen, als in Hinsicht auf die Wirkung eines *einzelnen Gesetzes* mit sachlichen Bestimmungen, die ein klares Ja oder Nein fordern. Im übrigen hängt staatsbürgerliche Einsicht viel mehr ab von dem Interesse des einzelnen an ihr als von seiner geistigen Schulung, nicht umsonst nannte Martin Luther den bloßen Verstand: »Frau Klü-

Digitized by Google

gelin, die kluge Hur«. Der Mann im Volke hat meistens mehr als ein Angehöriger höherer Stände ein unmittelbares Interesse an staatsbürgerlicher Einsicht.“

(Schluß folgt)

Anzeigen als Anzeichen 2

Grand Café Central u. Bar

Ecke Steindamm und Gr. Allee

Vollständig neu renoviert

. . . . . .

Von meiner renommierten Kapelle unter Leitung des beliebten Dirigenten Herrn KARL KIND mit seinem bekannt großen Repertoir gelangt u. a. auch täglich:

der Choral

Näher, mein Gott, zu dir!
Nearer, My God, to thee!
(s. Zt. gespielt von der Schiffskapelle bei dem Untergang der Titanic)

zum Vortrag.

CARL MEYER.

Bei dieser Gelegenheit etwas „Einschlägiges“ zum Kapitel „Schaufensterkultur“. In der Auslage einer Münchner Konditorei war die aufgerichtete Hälfte der versinkenden „Titanic“ aus Marzipan und Zuckerguß zu sehn, umbrandet von einem Meer aus Schlagsahne!

Zu den Tagesereignissen

„Dinergespräche“,

sagte im Reichstage ein Abgeordneter vom Rhein, nähme man „als Bewohner eines Weinlandes“ niemals tragisch, und eine „große Heiterkeit“ bestätigte ihm das Verständnis des Hohen Hauses. Bei Dinergesprächen wirkt als Beschwinger des Wortes der Wein mit, und zuzeiten ein wenig alkoholisiert zu sein dient ja nach deutschem Wort zum Nachweise braven Mannestums. Ob nicht trotzdem bei allen Veranstaltungen, die politisch bedeutsam werden können, der Wein bedenklich ist, weil dem einen schielt, was dem andern schillert, davon sprach man bei dieser Gelegenheit nicht. Auch auf die Andeutung hinsichtlich der Kaiserrede ging man selbstverständlich nicht ein, obgleich gewiß nichts Beleidigendes bei der Vermutung gewesen wäre, ein Diner wirke auf den Kaiser so zungelösend wie auf die andern Teilnehmer auch.

Wir können den Alkohol hier aus dem Spiele lassen: „zungelösend“ hat eine festliche Stimmung auch ohne Wein auf den Kaiser ja schon so oft gewirkt. Eine ganze Reihe von „Kaiserworten“ taucht in der Erinnerung auf, die nie „eingelöst“ worden sind, und bei denen das so gewiß gut war, wie die kaiserliche Offenherzigkeit an sich, menschlich genommen, sympathisch berührte. Verriet sich aber bei solchen „Zungelösungen“ wirklich das innerste Fühlen und Denken des Kaisers? Es wird schwer, das zu glauben, denn es würde bedeuten, daß der erste Diener des preußischen Staats und des Deutschen Reiches im Innersten ohne Bewußtsein von den Grenzen seines Könnens, seiner Macht sei, und ohne klare Erkenntnis der politischen und sozialen Verhältnisse und Möglichkeiten im inneren Staatsleben überhaupt, die ebensogut seine Herren sind wie die aller übrigen Staatsangehörigen. Müßte man das annehmen, wie sollte sich damit ein Sicherheitsgefühl vertragen: daß bei derartigen Gefühlsuntergründen die Entschlüsse auch nur für die Wahl der Berater die bestmöglichen sein werden? Aber wir deuteten schon darauf, daß man es nicht annehmen muß, eben, weil der Kaiser niemals auch nur versucht hat,

Digitized by Google

die absolutistischen Neigungen solcher Worte in Taten umzusetzen. Wir stehen hier vor einem Problem, das wohl nur die nächsten persönlichen Freunde Wilhelms des Zweiten lösen können — wenn er ihn genau kennende Freunde hat, Freunde, die den Ehrennamen verdienen.

Hat er sie? Das ist die alle Denkenden unter denen, die diesen Mann voller Temperaments und guten Willens aus der Ferne lieben, auch jetzt wieder besorgende Frage. Auch um seinetwillen, weil wir alle aus all seinem Tun heraus überzeugt sind, daß ihm nichts höher steht als das Wohl des Reichs. Hat er Menschen, die ihn immer wieder daran erinnern, daß es die königliche Autorität vermindern muß, wenn ihr Träger sich eine Machtfülle zuspricht, die er nicht hat? Dann: daß keinem mehr Mäßigung und Besonnenheit geboten ist, als dem, der an der weitestsichtbaren Stelle als Vorbild für alle Parteien steht? Als dem, dessen Worte viel mehr als alle andern den Andersdenkenden auch verbittern können, weil der Angreifer nicht zur Rechenschaft gezogen werden kann? Wenn die Feinde im Äußern und Innern Deutschland und zumal Preußen grundfalsch als ein Land ohne Freiheit hinstellen, in dem nur ein Wille, und ein wandelbarer, den Ausschlag gebe, können sie sich dann nicht auf schnelle Worte des Kaisers selber berufen? Das ach so einfache Rezept genügt ja: richtet euch nach seinen Worten, nicht nach seinen Taten.

So traurig es ist: der Eindruck kehrt immer und immer wieder, daß der Kaiser geistig in einer Umgebung lebt, wie das körperlich einer täte, dem eine Spiegelgalerie überall nur sein eigenes Bild zurückstrahlte. Wir wissen: dann und wann kommt trotzdem einer zu ihm und redet offen, wissen es vom Kronprinzen im Fall Eulenburg, wissen es von Bülow. Wissen auch, daß derartiges vom Kaiser bedankt ward. Aber viel öfter sahen wir, wie der Fürst als Spezialist für alles, als Genie in allen Wissenschaften und Künsten beweihraucht wurde. Es scheint, es soll immer so weiter gehn. Und selbst in unserm einst so kernmonarchischen Volke wirkt es nachgerade schneller. Auch die Sozialdemokratie darf dem Schranzentum dankbar sein, das dem Kaiser die Entwickelung seines Ichs im Austausch der Gedanken, im Aneinander und Gegeneinander der freien Erörterung mit Andersdenkenden hemmt.

Die Sozialdemokraten im preußischen Landtag

Wer über die greulichen Vorgänge im preußischen Abgeordnetenhaus ausführliche Berichte gelesen hat, wird sich kaum dem Eindruck entziehen, daß der Präsident seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Es scheint, daß er, überreizt, einen Entschluß, gegen sozialdemokratische Störungen „scharf" zu werden, bei falscher Gelegenheit ausführte. Auch wird selbst von Blättern behauptet, die weder sozialdemokratisch noch volksparteilich sind: die Geschäftsleitung im Hohen Hause sei überhaupt nicht unparteiisch, weil es dem Präsidenten bei allem guten Willen unmöglich sei, „Genossen" auch im innersten Gemüte als in jeder Hinsicht gleichberechtigte Mitglieder anzusehn, wie sie das doch tatsächlich sind. Möglich. Aber auch auf der äußersten Linken wird im vertraulichen Gespräch kaum je-

Digitized by Google

mand bestreiten, daß die Dinge sich zum mindesten nicht ohne kräftiges Zutun der sozialdemokratischen Abgeordneten so ungeheuerlich hätten entwickeln können. Das beweist ja auch der „letzte Akt". Die freiesten Länder haben Einrichtungen, welche die Entfernung störender Mitglieder aus den Parlamenten erlauben, und in Württemberg wie in Frankreich sind sie unter Mitwirkung der Sozialdemokraten getroffen worden. Aber ebenso wie drüben den nationalistischen Abgeordneten und wie seinerzeit im Kulturkampf den deutschen Bischöfen das Handauflegen auf die Schulter als Symbol einer Gewalt genügte, gegen die sie ja doch nicht aufkommen konnten, ebenso hätte der Abgeordnete Borchardt, ob ihm recht oder unrecht geschah, auf dieses Symbol hin nachgeben dürfen. Wenn er statt dessen, ohne die allergeringste Aussicht auf unmittelbaren Erfolg, auf eine unwürdige Szene einging, so müssen wir darin eine Absicht auf mittelbare Erfolge sehn. Und das stimmt zusammen mit der Rolle, welche die Sozialdemokratie im preußischen Landtage überhaupt spielt. Wir wollen von allen moralischen Bewertungen absehn: diese Rolle *wundert* uns.

„Sie ist nicht auf unmittelbare Wirkung im Hause, sondern auf Wirkung außer dem Hause berechnet, auf Propaganda des sozialdemokratischen Gedankens, insbesondre auf Förderung der Wahlrechtsreform." Aber dient sie dem? Uns scheint, sie könnte das höchstens tun, wenn die Volkskreise, auf welche das Verhalten der sozialdemokratischen Sechs berechnet ist, das Wahlrecht zum preußischen Landtage schon *hätten*. Die haben's ja eben noch nicht — und können es nur erhalten, wenn Angehörige aus *andern* Parteien in reichlicher Zahl dafür gewonnen werden, es ihnen zu geben. Da man an eine Revolution mit Feuer und Blut zugegebener- und gescheiterweise nicht mehr denkt, war also die politische Aufgabe: diese andern zu gewinnen. Das ist so klar, daß man bei der Klugheit der führenden Köpfe in der Partei unmöglich annehmen kann, man habe es übersehen. Wenn man trotzdem auf der äußersten Linken selbst soviel tat und tut, um die „Gefahren" sozialdemokratischer Vertreter im Klassenparlament denen, die über das Wahlrecht dort vorläufig noch mitzuentscheiden haben, mit Groteskbildern an die Wand zu malen, so scheint mir das nur auf zweierlei Weise erklärbar. Entweder: der Fanatismus siegte hier wirklich über die Klugheit, oder: man stellte bei den letzten Landtagswahlen in den aussichtsreichsten Wahlkreisen fürs preußische Parlament ungeeignete Kandidaten auf.

Ich bitte den Leser, sich einmal mit starker Phantasie vorzustellen: es stände heute derart, daß ein Abgeordneter der Rechten etwa berichten müßte wie folgt: „Als die ersten Sozialdemokraten in den Landtag kamen, war die Neugierde auf die neuen »Kollegen« natürlich stark mit Besorgnis versetzt bei uns, die man in den roten Blättern als Vertreter der »Junker«, »Pfaffen«, »Schlotbarone« usw. zu bezeichnen pflegte. Wir waren uns alle ja längst darüber klar, daß eine Wahlreform nötig sei, ein Königswort hatte sie ja auch verbürgt, und ob so oder so, gewiß war uns, daß sie der Linken zugut kommen würde. So sahen wir die gewählten Sechs sozusagen als »Muster« an von dem, was die Zukunft uns bescheren konnte. Bisher unter uns, waren wir ja

Digitized by Google

möglicherweise auch von den gesellschaftlichen Meinungen nicht »unbeeinflußt« geblieben, die den Sozialdemokraten als solchen als etwas — na, sagen wir: ethisch nicht ganz Unanrüchiges erscheinen ließen, als einen Mann, der zum mindesten keine, hm — zulässigen Ideale hatte, ja, der in unserm Kreise (schauderhaft auszudenken) sogar durch ungebildetes Benehmen stören könnte. Wie anders entwickelten sich die Dinge! Die sozialdemokratischen Abgeordneten zeigten sich nicht nur als Leute von immerhin möglichen Umgangsformen, sondern (komisch, nicht?) als wirklich ganz gebildete Herren, beinahe wäre man versucht zu sagen: als Menschen wie wir andern auch. Sie hatten augenscheinlich begriffen, daß wir von den bürgerlichen und den sozusagen adeligen Parteien ihnen der ganzen historischen Entwicklung nach gar nicht anders als mit gewissen — ja meinetwegen: Vorurteilen entgegenkommen konnten, sie benahmen sich, man muß es wohl so nennen: taktvoll. Nicht würdelos dabei, offen gestanden: nein. Sie stimmten nicht nur anders als wir, sie sprachen auch recht geradezu, und oft. Sprachen sehr deutlich gegen uns, auch sehr ruhig. Und mit dem offenbaren Bemühen, sich uns begreiflich zu machen. Natürlich konnten wir ihre Ansichten ganz und gar nicht billigen, ganz selbstverständlich nicht. Aber das kann ich nicht bestreiten: so von ihrem Standpunkte aus konnte man die Leute begreifen. Es sah da immerhin manches anders aus, als man's vorher gesehen hatte. Und manchmal hatte man geradezu den Eindruck: hol ihn der Teufel, der Kerl hat auch Recht. Ich weiß nicht: da nun doch einmal, Gott sei's geklagt, vier Millionen sozialdemokratische Wähler im Reich sind, so mein ich fast selber: unser geteiltes Volk müsse eine Verständigung suchen, zum Verständigen gehört eine Zusammenarbeit, und zu einer solchen sind die sechs in unserm Landtage zu wenig."

Hält die Sozialdemokratie für unmöglich, daß eine Anzahl auserwählt geeigneter Abgeordneter eine einigermaßen ähnliche Stimmung hätte erzielen können? Und glaubt sie wirklich nicht, daß sie damit der Wahlrechtsreform eine bessere Propaganda unter den in Preußen doch einmal noch entscheidenden Faktoren erreicht hätte, als durch all die Lärmerei, die bei Nicht-Sozialdemokraten den Widerwillen gegen das Rote doch nur stärkt? Wenn sie das glaubt, so läßt sie's jedenfalls im preußischen Landtage anders treiben, als in andern einzelstaatlichen Parlamenten mit sozialdemokratischer Vertretung. Sagt sie aber: in Preußen liegt's anders, so kann sie doch nicht bestreiten, daß sie durch diese Art von „Reklame" allerhöchstens Fortschrittsparteiler gewinnen könnte, die aber sind ja ohnehin sogar für Übertragung des Reichstagswahlrechtes auf Preußen. Also verstehe sie, wer kann.

Herbert Arndt

Pfadfinderinnen

Mann und Weib

Zu Anfang des Jahres wurde in Berlin ein „Pfadfinderbund für junge Mädchen" gegründet, der sich die Aufgabe gestellt hat, Mittel und Wege zu finden, um möglichst vielen, auch minderbemittelten Mädchen die Möglichkeit zu Wanderungen zu verschaffen. Schon am Gründungsabend des Bundes schlossen sich Ortsgruppen in Berlin, Hamburg, Frankfurt am Main, Metz und Straßburg der neuen

Digitized by Google

Vereinigung an. Die älteste und stärkste Pfadfinderinnengruppe Deutschlands, die in Hamburg, wurde vom Verfasser dieses Aufsatzes und seiner Frau schon im Frühling 1910 gegründet. Ich will nun kurz berichten, warum die erste Pfadfinderinnengruppe ins Leben gerufen wurde, und welche Erfahrungen bisher auf diesem Gebiete in Hamburg gemacht worden sind.

Als Lehrer einer Hamburger höheren Mädchenschule, mit der ein Seminar und ein Realgymnasium verbunden ist, kam ich zu der Überzeugung, daß allen den schwierigen Erziehungsaufgaben, die für unsere heranwachsende Frauengeneration zu erfüllen sind, die Schule allein nicht gerecht werden kann. Das Haus erfüllt leider immer weniger die ihm eigentlich zukommenden Erziehungspflichten. Einmal stellt der Beruf an die Eltern nicht selten große Forderungen, so daß nicht genügend Zeit für die Kinder übrig bleibt, dann aber neigt man jetzt sehr dazu, vom Hause möglichst viel Verantwortung auf die Schule abzuwälzen, um so auf die bequemste Weise den größten und schwersten Teil der eignen Verpflichtungen los zu werden. Die Schule aber hat einen so umfangreichen und schwierigen Stoff zu bewältigen, daß in dieser Arbeitsleistung der größte Teil ihrer Kraft verbraucht werden muß. Dazu kommt noch, daß die Ansprüche, welche die moderne Mädchenerziehung stellt, in unserer Zeit gerade besonders hoch sind, denn die moderne Frau befindet sich in einem Übergangszustand. Nicht nur in der Familie, sondern auch im öffentlichen Leben hat jetzt das weibliche Geschlecht etwas Tüchtiges zu leisten. Als Vorbereitung auf die neuen Lebenserfordernisse genügt aber durchaus nicht nur die Erwerbung von genügendem Wissensstoff, viel wichtiger ist noch die Gewöhnung an die Pflichten, welche die heutige Frau, geradeso gut wie der Mann, im Berufsleben zu erfüllen hat. Die Frau, die bisher zumeist nur an das Leben in der Familie gewöhnt war, muß ihren Gesichtspunkt erweitern lernen, möglichst frühzeitig dazu erzogen werden, daß sie sich als Mitglied der ganzen menschlichen Gesellschaft fühlt und sich ihrer Pflichten gegen die Allgemeinheit bewußt wird. Vor allem muß sie sich also an Beschränkung ihres starken, sehr subjektiven Gefühlslebens gewöhnen und möglichst objektiv denken lernen; sie muß sich auch zu größerer Frische herausarbeiten, eigene Initiative erwerben und fähiger werden, Person und Sache auseinanderzuhalten, denn sonst nützt ihr alle erworbene Arbeitskraft und all ihr erlernter Wissensstoff nichts und sie richtet durch ihre Teilnahme am öffentlichen Leben Unheil an. Für diese schwierige Erziehungsarbeit muß die Schule eine Hilfe gewinnen, neue Pfade gilt's hier zu finden, und darum hat man den Namen „Pfadfindertum“ für die neu einsetzende Bewegung gewählt, die der Schule in ihrer großen Erziehungsarbeit eine Unterstützung werden will.

Schule und Haus sollen also ergänzt werden. Zuerst muß einmal dafür gesorgt werden, daß auch das notwendige Gegengewicht für die anstrengende Arbeit innerhalb der engen vier Wände geschaffen wird. Verlangt man jetzt mehr geistige Arbeit von den Mädchen als früher, so muß auch die körperliche Entwickelung mit der geistigen gleichen Schritt halten. Man hat auch für allgemeine Erholung Sorge zu tragen und für alles das bietet ein frisches, fröhliches Wandern die beste Gelegenheit.

Digitized by Google

Darum legen wir bei der Hamburger Pfadfinderinnenbewegung sehr großes Gewicht auf schönes Wandern. Um eine wirklich gute Erziehung zu ermöglichen, streben wir danach, daß die Lehrerschaft, deren eigenstes Gebiet doch die Förderung der Jugend ist, vor allem zur Führung mit herangezogen wird. Sowohl der Mann wie die Frau muß mithelfen, und am liebsten nehmen wir daher Ehepaare zu Führern und Leitern unserer Pfadfinderinnen, eine schöne „Familienwanderung" ist unser Ideal. Um ihm möglichst nahezukommen, bildeten wir „Gruppen" oder „Familien", die nicht viele Mädchen umfassen dürfen. Zwanzig Mitglieder außer den „Wandereltern" haben wir als äußerste Grenze festgesetzt. Durch diese geringe Anzahl von Mädchen in einer Gruppe ist natürlich auch eine viel stärkere Einwirkung als in der Schule möglich. Das Alter der Mitglieder schwankt zwischen zwölf und achtzehn Jahren. Wir sehen darauf, in einer Gruppe Mädchen von möglichst verschiedenartigem Alter zu haben, da so die Pfadfinderinnen auch wieder einander erziehen können. Mädchen, die sich durch ihre Tüchtigkeit auszeichnen, werden zu Hilfsführerinnen herangebildet. Wir suchen hierzu eine möglichst große Zahl zu erziehen, daher haben wir auch in einer Gruppe vier besonders verantwortungsvolle Ämter: Schatzmeisterin, Sekretärin und zwei Abteilungsleiterinnen. Überhaupt haben wir eine recht weitgehende Selbstverwaltung eingeführt. Von Zeit zu Zeit hat jede Gruppe eine Parlamentsitzung, bei der jedes Mitglied gleiche Stimmberechtigung hat. In diesen Versammlungen werden unter dem Vorsitz der „Wandereltern" von den „Wandertöchtern" Wünsche vorgetragen, über die dann gemeinschaftlich beraten wird. Bringt man dieselben Wünsche in verschiedenen Gruppen vor, so werden aus jeder Gruppe zwei Vertreterinnen zu einer Gesamtparlamentsitzung entsandt, bei der die ganze Führerschaft ebenfalls abstimmt. Nimmt hier die Mehrheit die gemachten Vorschläge an, so bekommen die Anträge Gesetzeskraft für alle Hamburger Ortsgruppen. Nach unsern Erfahrungen haben wir durch diese völlige Selbstverwaltung die besten Erfolge erzielt. Wir mußten uns selber wundern, wie sich dadurch sehr bald starkes Verantwortlichkeitsgefühl entwickelte, und auch das energische Vorgehen der Mädchen von durchaus objektiven Gründen geleitet wurde.

Bei der Aufnahme eines Mädchens wird weder nach Konfession und Stand noch nach politischer Richtung der Eltern gefragt. Vor der endgültigen Aufnahme als „Pfadfinderin" muß jedes Mädchen mehrere Probeausflüge mitgemacht haben. In Hamburg wird nicht öfter als alle vierzehn Tage, meistens sogar nur einmal im Monat eine Wanderung unternommen. Wir sind zu dieser Beschränkung der Ausflüge gekommen, weil wir befürchten, daß durch zu häufige Wanderungen die Kinder ihren Eltern entfremdet werden könnten. Zusammenarbeit mit den Eltern ist aber erste Bedingung für jede ersprießliche Erziehungsleistung. Damit die Führerschaft Gelegenheit bekommt, die Eltern näher kennen zu lernen, werden von Zeit zu Zeit „Elternabende" abgehalten, an denen aber nicht nur die Führer und die Eltern, sondern auch die Pfadfinderinnen teilnehmen. Besondere Versammlungen nur für Mitglieder finden auch ab und zu statt. Die Hamburger Oberschulbe-

Digitized by Google

Körperpflege

hörde war so entgegenkommend, uns hierfür die nötigen Räumlichkeiten in einer Schule in der Mitte der Stadt kostenlos zur Verfügung zu stellen.

Bei den Hamburger Pfadfinderinnen tritt das Wandern selber stark in den Vordergrund, und zwar unternehmen wir Tagausflüge im Winter ebensogut wie im Sommer, auch bei schlechtem Wetter, nur werden dann die Märsche abgekürzt und Spiele in geschlossenem Raum vorgenommen. Bei geeignetem Wetter wird vor allem gewandert und im Freien gelagert, und nachdem man sich an seinen mitgebrachten Mundvorräten gestärkt hat, wird gesungen, musiziert — Zupfgeige und Mandoline bürgern sich bei uns immer mehr ein —, getanzt und gespielt. Großes Gewicht wird bei uns auf das „Geländespiel" gelegt. Es kommt hierbei durchaus nicht etwa zum „wilden Ringen"; geschickter Anmarsch gegen den Feind, lautloser und energischer Angriff im richtigen Augenblick, geordneter Rückzug und schnelle unvermutete Neuaufstellung zu weiteren Angriffen bilden die Höhepunkte des Spieles, das noch durch Winkertelegraphie und Ambulanzdienst an Erziehungswert gewinnt. Die Pfadfinderin lernt durch dies alles den Schwächen ihres Geschlechts: zu große Passivität und Subjektivität entgegenzuarbeiten und wird, wenn wir unserem Ziele einigermaßen nahekommen, zu einer kräftigen und leistungsfähigen Bürgerin unserer Zeit erzogen.* Ernst Foerster

Bildung und Schule

* Wer sich weiter mit der Pfadfinderinnenbewegung befassen will, den verweisen wir auf das „Pfadfinderbuch für junge Mädchen" von E. v. Hopffgarten (Verlag der Ärztlichen Rundschau in München; Preis 3,60 M.).

Dem wackern Turner der Eichenkranz aus Papier!

Gauturnfest in L....., mit einem Tausend auswärtiger Turner zu Gast. 35 Eichenkränze lohnen die Wackersten. Rund herum grünt es nur so von Eichbäumen, aber die Ehreneichenkränze sind aus Papier. Frage nach dem Warum beim Vereinsvorsitzenden. Als Antwort ein etwas dunkles Wort: „Die werden von den Fabrikanten immer gleich so geliefert." Das „immer" mag übertrieben, ein „oft" richtig sein: in den Turnvereinen müssen es immer noch viele lieben, sich ihre Ehrenkränze nicht vom Mädchen im Walde binden, sondern vom Fabrikanten aus Papier „liefern" zu lassen. Denn zu Hause aufgehoben, bleiben die imitierten Ehrenkränze länger grün, wenigstens graugrün; man kann also länger mit ihnen renommieren.

Turner, könnt ihr euch den Vater Jahn oder Ernst Moritz Arndt mit Papierkränzen auf dem Kopfe vorstellen? Wir meinen nicht die gipsenen, sondern die lebendigen. Und fürchten, ihre Rechte hätte sich bei solcher Zumutung zu einer Freiübung erhoben, die auf der Wange des Ehrenwollenden geendet hätte. A

Vom Bund Deutscher Jugendvereine

Daß die Erziehungsarbeit an der schulentlassenen Jugend völlig unabhängig von Parteien und Sonderinteressen geleistet werden müsse, wird immer mehr von berufenen Erziehern unbedingt gefordert. Völlig rein erfüllt aber diese Aufgabe, soweit bis jetzt zu sehen ist, nur der Bund deutscher Jugendvereine, der neben vielen in evangelisch-sozialem Geiste geleiteten, an Gemeinden angegliedert-

Digitized by Google

ten Vereinen auch solche enthält, die völlig losgelöst von der kirchlichen Gemeinschaft auf private Mittel sich stützen, wie etwa die Jugendvereine des Volkswohls in Dresden und des Volksheims in Hamburg. Mit dieser grundsätzlichen Parteilosigkeit erfüllt der Bund gerade in diesem Augenblicke einen sehr wichtigen Beruf. Die Jugendpflege ist etwas zu „plötzlich“ aus einer Angelegenheit verhältnismäßig enger, zum Teil auch konfessionell umgrenzter Kreise zu einem Gegenstand allgemeiner Teilnahme geworden. So wertvoll das an sich ist, zwei Gefahren erwachsen ihr sicherlich damit: ein uferloser Dilettantismus, der da meint, mit gutem Willen sei's getan, und das Herandringen von Mitarbeitern, die, von unsachlichen Beweggründen geleitet, die Jugend irgendeinem Zwecke dienstbar machen wollen. An dem Bund deutscher Jugendvereine kann die gesamte, zurzeit so verworrene und laute Jugendpflegebewegung sich orientieren — soweit es ihr nur um die Sache zu tun ist.

Auf der im Mai in Jena abgehaltenen Tagung kam das recht deutlich zum Ausdruck. Die sehr mannigfaltige, nach den Persönlichkeiten, den örtlichen Verhältnissen, der Stammesart verschiedene Arbeit der einzelnen Vereine schließt sich vor den großen gemeinsamen Zielen stark zusammen und erhält damit eine besondere Kraft. Nicht Jugenderziehung allein wird geleistet, auch ein Stück Volkserziehung mit. Durch die Jugend des Volkes kommen die Freiergestellten am besten den „niederen“ Schichten näher. In praktischer Arbeit, nicht mit „patriotischem“ Begeisterungsrausch, wird hier jene wahrhafte Vaterlandsliebe gepflegt, die einstweilen noch so wenig sichere Heimstätten in Deutschland hat, die für alle Kreise und Schichten sich bereit hält und aus der verantwortungsfreudigen Erkenntnis wächst: das Vaterland sind wir. Auf Selbstverantwortlichkeit und freudige Hingabe an die Gemeinschaft zielt diese Arbeit vor allem. Classen, Fuchs, Hollmann, Roese, Freers, Zurhellen und viele andre zeigten auf der Tagung, wie bis in die Einzelheiten der Methode hinein jene Erziehungsideale wirksam sein müßten und könnten. Der Heranwachsende muß im Verein jene Art von Gemeinschaft erleben, die die Persönlichkeit nährt und steigert: so wächst er in die staatliche und die Volksgemeinschaft natürlich und innerlich hinein.

Aus der Sorge um diese Erziehungsideale ist auch die zuwartende Stellung zu erklären, die der Bund als Körperschaft zunächst noch dem „Jungdeutschlandbund“ gegenüber einnimmt. Das Programm, das dessen Gründer, von der Goltz, entworfen hat, zeigt viel freudig begrüßte Verwandtschaft mit den Zielen der neutralen Jugendvereine. Aber die Gründung ist noch zu jung, sie ist vielleicht auch zu eilig, zu ungeduldig zum Wachsen gebracht worden, als daß man bis jetzt erkennen könnte, wie weit die praktische Durchführung jenes parteilosen Programmes gelingen werde. Es bedeutet wohl an sich keine geringe Gefahr, bei so schwieriger, persönlich bedingter Erziehungsarbeit mit der großen Organisation zu beginnen, die sich schwer nachträglich mit dem wertvollen inneren Leben erfüllen läßt, ohne das alle Mühe verloren, ja unter Umständen schädlich ist.

Die Tagung von diesem Jahre war noch besonders bedeutsam

Digitized by Google

durch die Aussprache über die Arbeit an der weiblichen Jugend. Frau Federer-Köster gab ein sehr eindrucksvolles Bild ihrer vorbildlichen Hamburger Tätigkeit. Ihrer starken, persönlich warmen Schaffensfreude, die freilich in den günstigen Bedingungen des Volksheimbodens besonders gedeihen kann, wurden manche Hinweise auf die besonderen Schwierigkeiten der weiblichen Jugendpflege entgegengesetzt: das stärkere Familienbedürfnis, der geringere Korpsgeist der Mädchen, ihr geringeres soziales Verständnis, ihre Neigung zur Gefühlseligkeit. Aber daß die Pflege der weiblichen erwerbstätigen Jugend „in modernem Geiste, in der Luft gesunder Fröhlichkeit, durch körperliche Kräftigung, durch Bildung der Persönlichkeit, durch Vorbereitung auf die besonderen Frauenberufe und durch Weckung des Gemeinsinns" eine notwendige und drängende Aufgabe bedeute: darüber war sich die Versammlung einig. Als erster Schritt, um den Zielen näher zu kommen, die der Bund in einem Aufruf aufstellt, wäre zu wünschen: daß schon bestehende Vereine für die weibliche Jugend sich an den Bund anschlössen. Von ihm ist zu erwarten, daß er, wie er schon in der männlichen Jugendpflege getan, auch hier die psychologisch und sozial richtigen Wege und Ziele weise.* H. U.

* Er wird schon vom nächsten Jahre ab neben dem Bundesblatt für die Jungens, der „Treue" (Protestantischer Schriftenvertrieb, Berlin), auch eins für die Mädchen herausgeben. Auch wer nicht praktisch an der Jugendpflege teilnehmen kann, sollte über die Arbeit und die Bestrebungen des Bundes sich zum wenigsten unterrichten. Er vertritt weit mehr als eine Angelegenheit der „beteiligten Kreise", wie das die Tagespresse nach ihren nicht sehr tief schöpfenden Berichten anzunehmen scheint.

Zur Reform des volkstümlichen Büchereiwesens

stellt die 96. Flugschrift des Dürerbundes von Walter Hofmann ein knappes, übersichtliches Programm auf. Ausgebildetes Ausleihpersonal, das zu qualifizierter Arbeit am Schalter befähigt ist, Betriebsformen und Hilfseinrichtungen, die für den Verkehr mit dem Publikum die Arbeitskraft der Beamten freihalten, planmäßige Leserbeobachtung mit Hilfe von experimentell-pädagogischen Methoden, die nach und nach die zu einer taktvollen Führung des Lesers notwendigen Kenntnisse gewähren, endlich Leserkonferenzen und Leserbeiräte: das sind die wesentlichen Forderungen des Reformprogrammes, das aus einer Kritik des älteren, im allgemeinen noch herrschenden Zustandes entwickelt und durch reichliche statistische Angaben und Literaturangaben gestützt wird. Die gleichen Grundsätze wurden hier schon einmal (Kw. XXV, 7) kurz dargelegt. Die Flugschrift ist vom Dürerbund in Verbindung mit der Zentralstelle für Volkswohlfahrt und der Comeniusgesellschaft herausgegeben worden. Sie kostet 30 Pf.

Die „Onkelflugschrift" des Dürerbundes

Was ein guter „Onkel" für die Kultur im Haus und in der Heimat leisten kann, wie er die Jugend zum Schauen und zum Schaffen, zu heiterer Geselligkeit und zum freundschaftlichen Zusammenwirken für irgendeine gute

Digitized by Google

Sache anleiten kann, und wie die Jungen von ihm lernen sollen, den noch Jüngeren ein gütiger, hilfsbereiter Onkel zu sein, das habe ich in der Dürerbundflugschrift (Nr. 97) „Frohe Mußestunden“ aus zwanzigjähriger praktischer Erfahrung zu zeigen versucht.

Leo von Egloffstein

Die Aussprache zur Judenfrage

bringt uns noch immer neue Beiträge, Anregungen, Anfragen. Ihre Fortführung und Erledigung ist für den Kunstwart mit voller Absicht zurückgestellt, wie ich mitteilte: um abzuwarten, was an öffentlichen Äußerungen zur Sache in den Zeitschriften erscheinen würde. Aber Fortführung und Beendigung dieser Aussprache wird im Kunstwart unbedingt erfolgen, die Sache ist so außerordentlich wichtig, daß sie nicht abgebrochen werden darf. Ebensowenig denke ich daran, den „Kunstwart“ um eine klare Bezeichnung seines Standpunktes „herumzudrücken“. Da unser nächstes Heft, wie alljährlich eines um diese Zeit, als „Reiseheft“ erscheint, bitte ich die Leser, sich bis zum 20. oder 21. Hefte gedulden zu wollen, bis dahin werden wir das nötige Material beisammen haben. A

Erdarbeit

Die ihr nicht wißt, was es heißt, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zu arbeiten, um dann in tierischen Schlaf zu fallen, ihr seid dem Fluch des Sündenfalls entgangen — denn es ist ein Fluch zu fühlen, wie die Seele im Wuchs stillsteht, während der Körper sich in die Erde hineinwühlt. Geh hinterm Ochsen her, der den Pflug zieht, und laß das Auge tagaus tagein auf die graue Erdscholle blicken, und du wirst schließlich vergessen, zum Himmel hinaufzusehen; steh mit dem Spaten da und grab einen Graben bei brennender Sonnenhitze, und du wirst fühlen, wie du in den wasserkranken Boden sinkst und deiner Seele ein Grab gräbst. Das wißt ihr nicht, die ihr euch den ganzen Tag über erlustigt und in einer freien Stunde zwischen Frühstück und Mittag arbeitet, um dann eure Seelen im Sommer auszuruhen, wenn die Erde grün ist, wo ihr die Natur genießt als ein Schauspiel, das veredelt und erhebt. Für den Erdarbeiter gibt es die Natur in dieser Weise nicht; der Acker ist Brot, der Wald ist Holz, der See eine Waschschüssel, die Wiese Käse und Milch — alles ist Erde ohne Seele! . . . .

Da empörte sich meine Seele, ich beschloß, mich auch dem Fluch des Sündenfalls zu entziehen — und ich wurde Künstler.

Strindberg

Lebende Worte

Unsre Bilder und Noten

Es fügt sich, daß die Bilder auch dieses Heftes, als kleine Begleitgaben zu Gedenktagen, zu dreien nicht wegen ihres Kunstwertes an sich, sondern wegen der Männer dargeboten werden, die sie darstellen. Zu dem Bildnisse J. J. Rousseaus von C. H. Watelet (nach Taraval), sowie zu den beiden Bildnissen Strindbergs von C. Larssen und Paul Renner wären alle Begleitworte überflüssig.

Vielleicht wären sie das auch zu dem Landschaftsbilde von W. L. Lehmann, dem Schweizer, wenn wir die Beschauer nicht zu einem kleinen

Digitized by Google

Vergleich und damit zu einer kleinen Betrachtung einladen könnten. Der Künstler hat sein Motiv der Umgebung Dachaus entnommen, von der „Dachauer Schule“ ist aber nichts bei ihm zu spüren. In unserm Bilde wirkt in starker Weise die Linie mit, in dem schwingenden Bogen des Weges schon, noch stärker in dem fast silhouettenhaft abschneidenden Kontur des Hügels mit dem Busche, und beide Hauptlinien wirken dann wieder ganz stark zusammen. Wer die kraftvolle farbige Landschaftsstudie Anselm Feuerbachs damit vergleicht, wird sofort der Verwandtschaft nach einer Seite hin gewahr werden, obgleich sich der große Italiener-Deutsche nicht nur seine Anregungen aus dem Süden holte, sondern auch eines Stilisierens wohl in weit höherem Maße bewußt war. Er sah die Natur mit heroischen Gefühlen an, der Schweizer nannte sein Dachauer Bild mit einer Andeutung dessen, was ihn bewegte, „Feldeinsamkeit“. Der Gefühlswert beider Bilder ist ebenso wie ihre malerische Weise von Grund aus verschieden, aber in beiden Bildern ist dennoch ein Stilisieren auf die Linie. Und zwar ein echt künstlerisches Stilisieren. Eines, das die gegebenen Linien der Natur mit starkem Gefühl vereinfacht, zusammenfaßt, betont und durch all das zu den Beherrschern des Gewirres der Wirklichkeit macht. Ein falsches Stilisieren dagegen ist jenes, das gleichsam Ornamente in die Wirklichkeit hinein arrangiert. Wir haben von dieser Sorte „Stilisierkunst“, die unfehlbar zum Manierismus führt, in deutschen Landen lange Zeit sehr viel gehabt und haben auch jetzt von ihr genug. Wo ein Starker, wie jetzt etwa Hodler, neue Werte fühlt, da kommen ja immer gleich die Schwachen hinterher, die nicht irgendwelche Nägel auf den Kopf treffen, sondern die Bewegungen nachmachen, mit denen das ein andrer tat.

Zu unsrer Bilderbeilage gehört der Aufsatz dieses Heftes über das Grün in Großstadtanlagen.

Zu den Bildchen der Kirche von Longeville, die wir neulich brachten, sei noch nachgetragen, daß der Baumeister des feinen Werkes der Architekt Hermüller in Metz ist. A

Unsre Notenbeilage bringt diesmal Gottfried Kellers „Wenn schlanke Linien wandelten“ in der Komposition von Richard Stöhr, die keines Kommentars bedarf. Es sei also nur auf den geistreichen Zug hingewiesen, die ersten Verse des Gedichtes am Schlusse zu wiederholen und damit gleichsam als den eigentlichen Inhalt des Liedes herauszuheben. Die Pausen, welche den Fluß der Melodie zerreißen, wollen natürlich in einem sehr diskreten Sinne behandelt sein und sollen das sympathetische Hin- und Herwiegen des Körpers in der Melodie versinnlichen. — Walter Niemann hat sich in den letzten Jahren immer mehr als feinsinniger Klavierpoet hervorgetan und auch in den Kreisen der Kunstwartleser schon viele Freunde erworben. Wir bringen diesmal ein Klaviergedicht aus der Handschrift von ihm, das ihn wiederum als Klein- und Feinmeister, als Stimmungskünstler und Genrekomponisten erproben soll. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google

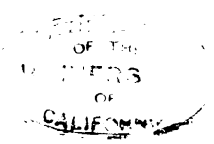
Digitized by Google

ANSELM FEUERBACH

Digitized by Google

ANSELM FEUERBACH

Digitized by Google



Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

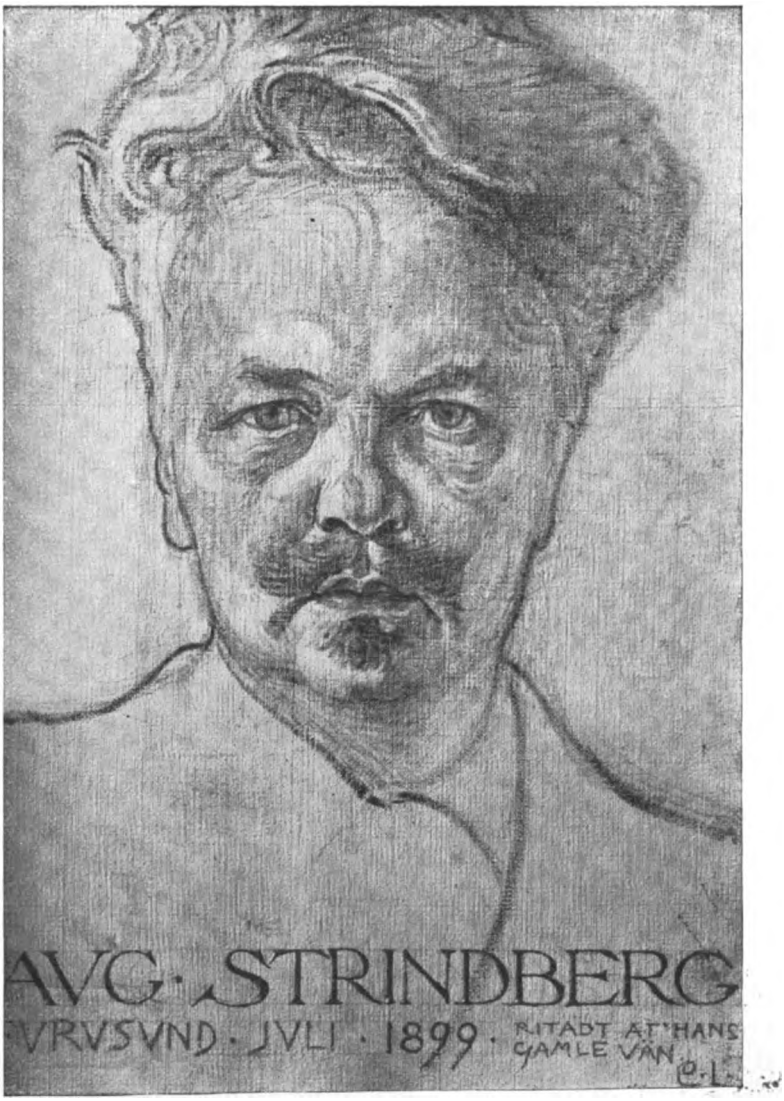
J. J. Rousseau

C. H. WATELET (rad.)
NACH TARAVAL

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

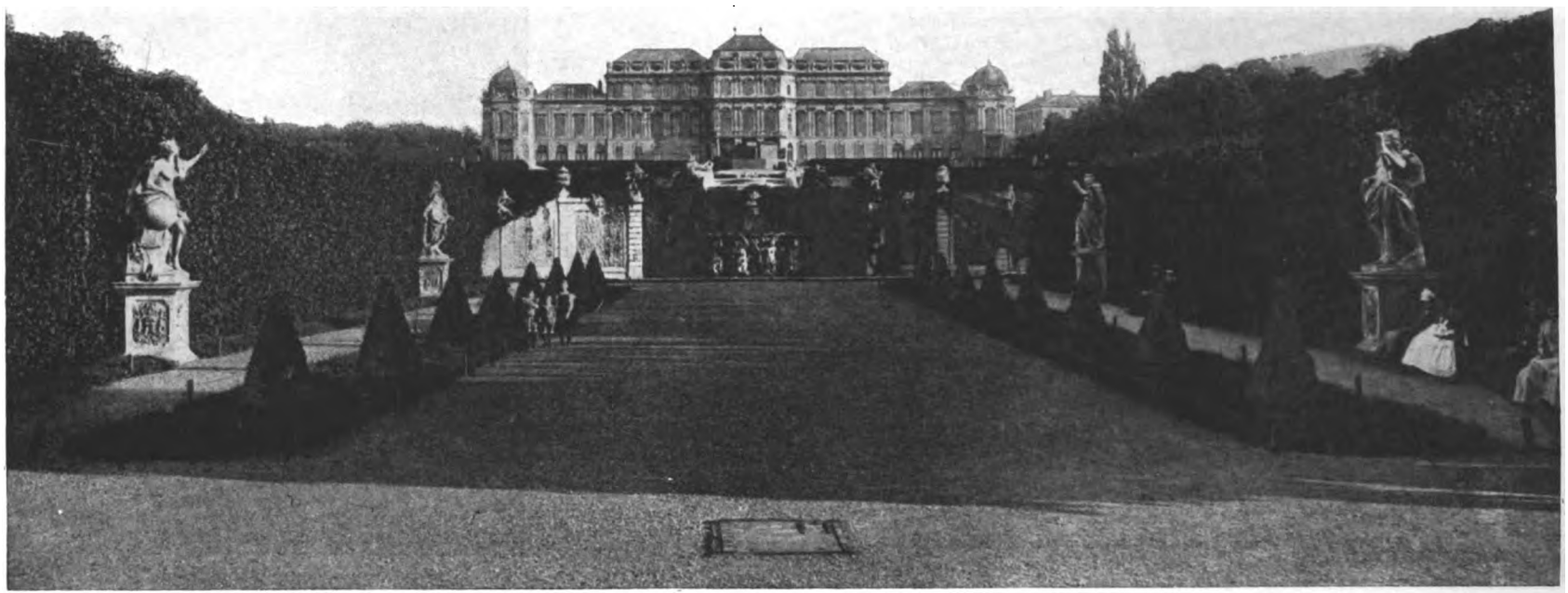
C. LARSSEN

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: ARCHITEKTONISCHE GRÜNPFLANZUNGEN IN DER STADT!



AUS DEM KUNSTWART

ABB. 1: WIEN, GARTEN DES SCHLOSSES BELVEDERE

Digitized by Google

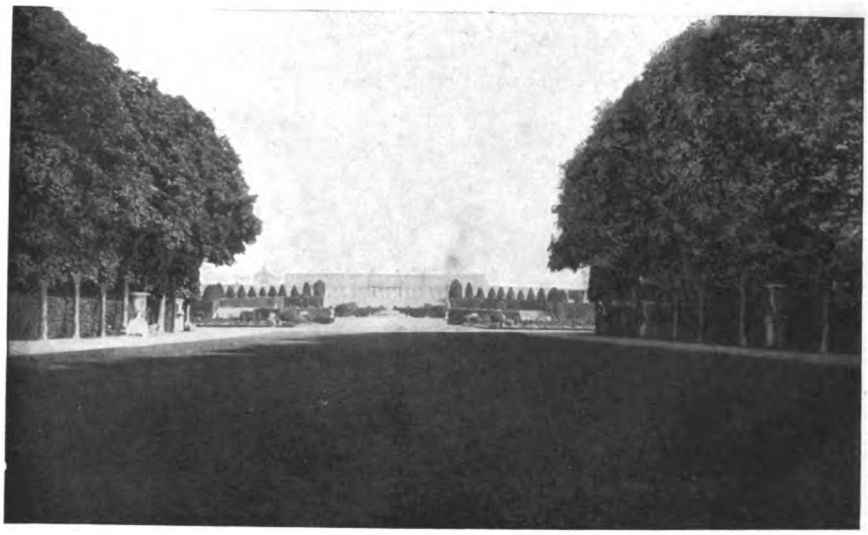


ABB. 2: VERSAILLES, HAUPTALLEE GEGEN DAS SCHLOSS

ABB. 3: VERSAILLES, HAUPT-ALLEE GEGEN DIE SEEN

DIE ABBILDUNGEN 4, 8 UND 10 SIND IM TEXT ZU FINDEN.

Digitized by Google

ABB. 5: LUDWIGSBURG, MARKTPLATZ

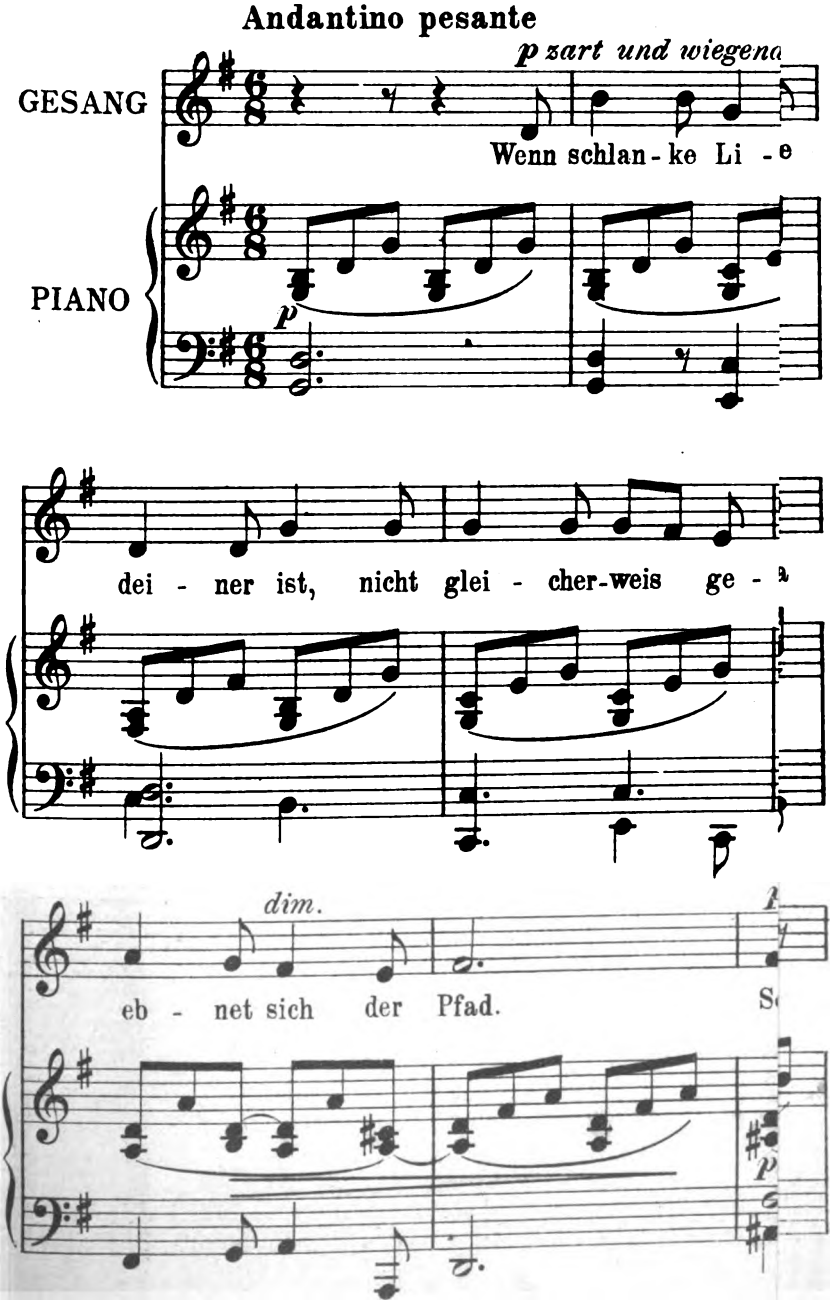
ABB. 6: FREUDENSTADT IM SCHWARZWALD, MARKTPLATZ

Digitized by Google

ABB. 7: MÜNCHEN, VORGARTEN DES NATIONALMUSEUMS MIT HUBERTUSBRUNNEN

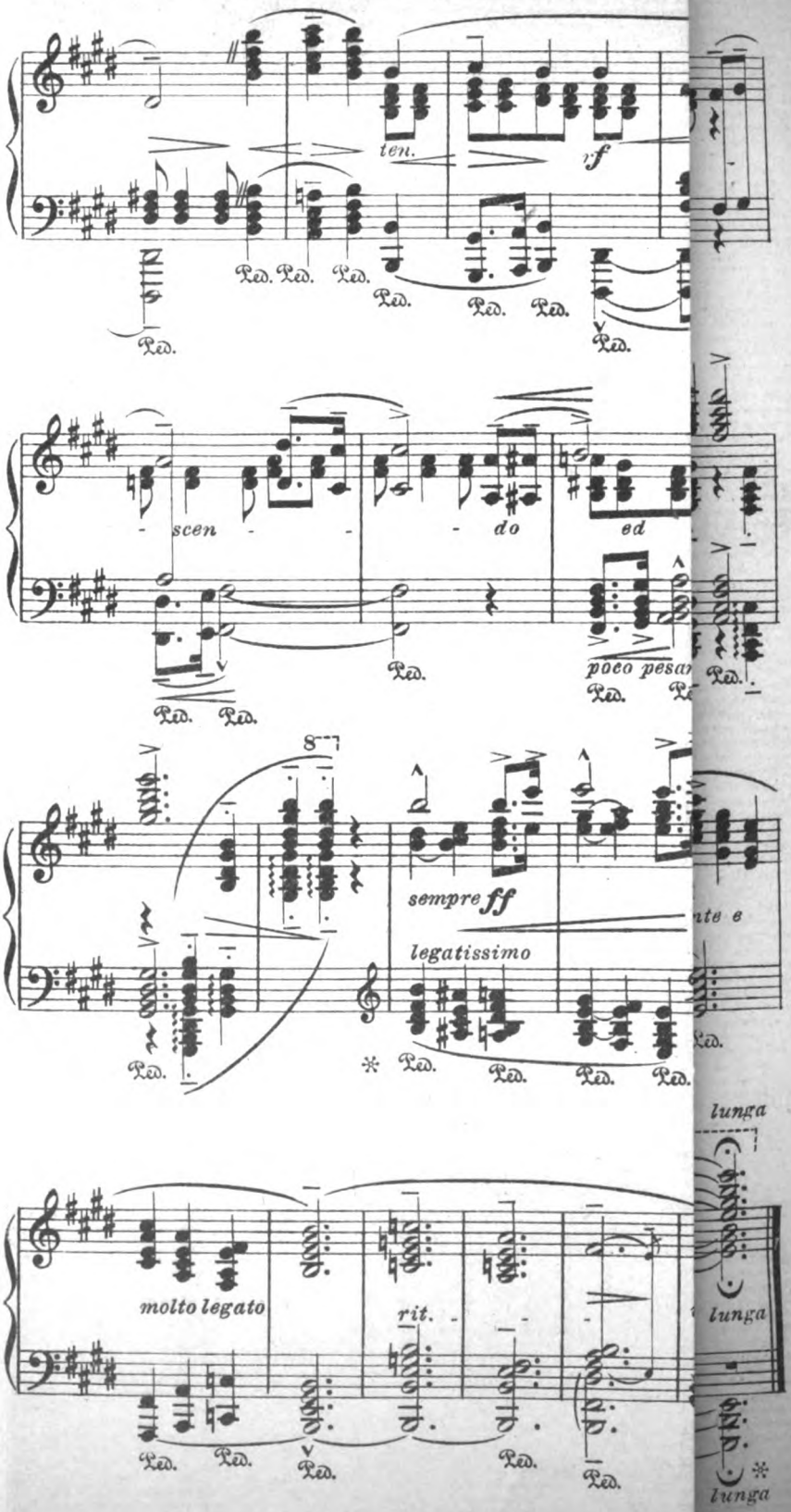
ABB. 9: NANTES, UFERSTRASSE

Digitized by Google



Aus der Handschrift. Mit besonderer Bewilligung des Komponisten

Digitized by Google



Digitized by Google